Die menschliche Gesellschaft der Gegenwart im Familien-, Gemeinde- und Staatshaushalte.

Von

Georg Bandorf.

Regensburg.

Druck und Verlag von G. J. Manz.

1860.

Die menschliche Gesellschaft der Gegenwart im Familien-, Gemeinde- und Staatshaushalte.

Aus dem Standpunkte der Sittlichkeit, des Rechtes und der Religion beleuchtet

von

Georg Bandorf.

Regensburg.
Druck und Verlag von G. J. Manz.
1860.

Vorwort.

Unter den bildlichen Bezeichnungen, in welche der Begriff „Mensch“ eingekleidet wird, steht in erster Reihe, daß derselbe die Welt im Kleinen vorstelle: man nennt ihn auch deßhalb die kleine Welt, „Mikrokosmos,“ im Gegensatze zum Weltalle, zum „Makrokosmos.“

Ich gestehe es, daß ich mich mit dieser, gewiß ganz eigenthümlichen Auffassungsweise, daß der Mensch nämlich das Weltall im Kleinen repräsentire, nicht gänzlich befreunden kann, wenn gleich sie so allgemein verbreitet ist. Wohl mögen einzelne Erscheinungen einen solchen Vergleich zulassen: aber gerade in dem Charakteristischen der Menschheit findet man nichts Analoges mehr, sei es in der engeren Natur, d. h. auf unserm Planeten Erde; sei es in der weiteren Natur, in dem Weltalle, dem Universum. So weit unser Erkenntnißvermögen in der Gesammtnatur dringet, so weit

erkennen wir, daß sich allda Alles nach gewissen Gesetzen bewegt: daß alle Erscheinungen allda von gewissen, außerhalb derselben liegenden Beziehungen abhängig sind: daß Alles allda seine ursprüngliche Bestimmung unwandelbar erfüllt. In dem Geschlechte der Menschen ist dieses nicht so. Die Menschheit muß nämlich ihren Charakter aus sich selbsten bilden, veredeln, pflegen und erhalten: und zwar ohne alle Abhängigkeit, als von sich selbst. Sie ist somit gerade in der Hauptsache auf sich selbsten hingewiesen. — Die Ausführung hierüber ist Gegenstand vorliegender Schrift.

Der Inbegriff Alles dessen, was auf Bildung, Veredlung, Pflege und Erhaltung des Menschencharakters Bezug hat, erfaßte ich unter der Benennung „Menschheitsordnung,“ oder kürzer „Menschenordnung“ als Gegensatz zur bekannten Naturordnung.

Erwarte aber Niemand ein künstlich aufgestelltes philosophisches System. Dazu fehlt mir sowohl Geschick, als auch Geschmack. Ich bin sogar der Meinung, daß die Verfolgung solcher Tendenzen, nämlich ängstliches und gesuchtes Systemewesen der Menschheit noch wenig Nutzen gebracht haben dürfte. — Dieselbe Meinung hege ich auch von dem strengen Formenwesen, obgleich ich einbekennen muß, daß für den socialen Bestand der Gegenwart das Formenwesen überhaupt große Geltung durch seine Unentbehrlichkeit besitzt, und zwar in einer Art, daß ich aussprechen möchte, die Dissolution der Gesellschaft sei gegeben, wenn man ihr jetzt auch das Formenwesen hinwegnehmen würde.

Beide Schriften, nämlich diese und meine erste über

die kommende Umgestaltung der Erde, sind das Ergebniß meiner Naturbetrachtung, da ich bei einer solchen das, was auf den Menschen Bezug hat, nicht unberücksichtigt lassen konnte. Da aber beide Schriften ihrem Inhalte nach verschieden sind, verlangte das Formenwesen ihre Sonderung. Darum können auch beide schnell aufeinander folgen, und man wird in dieser vorliegenden gefundene Mängel deßhalb nicht in einer oberflächlichen Bearbeitung, sondern in Unzulänglichkeit der Auffassungs- und Darstellungsgabe zu suchen haben.

Nebst diesem möchte ich noch Folgendes vorausgeschickt wissen: Das geistige Prinzip im Menschen zerfällen Manche in zwei Faktoren, nämlich in Geist (animus), der höheren Potenz und in Seele (anima), einer niederen, welche letztere als die Verknüpfung des Geistes mit dem Körper betrachtet wird. — Ich konnte keinen Grund finden, mich dieser Anschauungsweise anzuschließen. Kann ja der Mensch selbst das Produkt seines geistigen Prinzips, nämlich den Gedanken, in verschiedenerlei Naturstoffe einkleiden, um diesen Gedanken für Jedermann verständlich und kennbar zu machen, vorausgesetzt, wenn dieser auch dieselbe Art der Einkleidung kennt. Der Mensch kann z. B. seinen Gedanken mit Luft verbinden (denselben aussprechen) und ihn auf diese Art durch den Gehörsinn Andern und Solchen verständlich mittheilen, welchen nur die Art solcher Einkleidung, welche man „Mundart,“ „Sprachweise“ nennt, nicht unbekannt ist. Auch der Sehsinn eignet sich dazu, die Gedanken Anderer aufzufassen, welche diese in willkürlichen Zeichen wiedergegeben haben, sei es durch Bilder- oder Schriftzeichen; sei es in Gemälden oder

Figurengruppirungen — kurz, sei dieß geschehen, wie nur immer: und der mit solchen Naturstoffen verbundene Gedanke wird auch von Allen jenen verstanden, welche eben mit der speciellen Ausdrucksweise — Einkleidungsweise des Gedankens in Naturstoffe — um ihn durch den Sehsinn aufgreifbar zu machen, ebenfalls vertraut sind. Eine Verbindung oder Verknüpfung (Synthesis) des Gedankens in Wort, in Schrift, in Bild- und anderen Zeichen kann also mit Naturstoffen bestehen: diese sind das vermittelnde Medium; aber Niemand wird sagen können, daß der Gedanke durch die Verknüpfung auf irgend eine Art in seinem Wesen alienirt oder modificirt worden sei, oder daß derselbe zu seiner Verknüpfung mit Naturstoffen noch eines accessorischen, höher als die Naturstoffe stehenden Bindemittels bedürfe, um erkennbar zu erscheinen.

Ferner. Da ich mir die Aufgabe gestellt habe, in vorliegender Schrift die Verhältnisse der gegenwärtigen Gesellschaft zu besprechen, so mag es auffallend erscheinen, daß in derselben gerade die sogenannten „brennenden" Fragen der Gegenwart, als die staatlichen Verwicklungen, die Beziehungen zwischen Polizei, Verwaltung und Justiz, die Freiheit des Gewerbewesens oder die Aufbesserungsarten desselben, die warm vertretene politische Bildung des Volkes und so manche viel gepriesenen Neuerungen eine spezielle Aufnahme nicht gefunden haben. Wozu auch? — Ich trage die Ueberzeugung, daß alle Vorschläge und Neuerungen, ob solche von Einzelnen oder von Körperschaften ausgehen: ob solche auf dem Wege der Verordnungen erlassen: ob solche auf dem Wege der Gesetzgebung verkündet werden mögen, schon im

Prinzipe nicht die gewünschte und gesuchte Zufriedenheit der Gesammtheit herbeizuführen im Stande sind: — daß **Nichts** die hoch gehenden Wogen unserer Zeit auszugleichen vermag, ehe überhaupt unsere socialen Verhältnisse der Art geordnet sind, daß nicht mehr die Selbstsucht mit ihren Auswüchsen sich als die erste Potenz betrachtet, sondern bis das wohlverstandene Gesammtinteresse Wahrheit und Gemeingut geworden ist.

Von diesem Gesichtspunkte aus wird man auch erklärlich finden, wenn ich andere, ebenfalls nahe gehende und für wichtig gehaltene Fragen, welche die Tagespolitik so gerne in das Bereich ihrer Besprechung zieht, entweder gänzlich außer Ansatz gelassen, oder nur mit einer kurzen Anregung abgewandelt habe.

Vor Allen halte ich eben nur Eines für nothwendig, und dieß ist die unermüdete Hinweisung auf die eigenthümliche Stellung unseres Geschlechtes; denn weil die Menschheit sich selbsten anvertraut ist, auf sich selbsten, auf sich allein hingewiesen ist, darum liegt auch ihr Schicksal, das heißt, ihr Wohl und ihr Wehe in ihrer Hand: und darum kann es auch keine Frage sein, wer denn eigentlich berufen sei, zur Vervollkommnung seines Geschlechtes mitzuwirken. Im Gegentheile erscheint es als Pflicht, daß ein Jeder nach Kräften seine Gabe beisteuere, ziele dieselbe ab auf Bildung, auf Veredlung, auf Pflege oder auf Erhaltung des Menschheitscharakters: sei diese Gabe eine große oder eine kleine, sei sie eine neue oder eine schon öfters gesteuerte. — Dieß war die Richtschnur bei Entwerfung vorliegender Schrift, und ist es auch bei deren Veröffentlichung.

Meine Ausdrucksweise ist zuweilen etwas scharf, namentlich wo es gilt, recht wunde Flecke zu treffen. Dieserhalb bitte ich die Feinfühlenden um der Schwerhörigen willen um gütige Nachsicht. Ich will ja von Allen verstanden sein.

Möge mein Zweck erreicht werden!

Ebern, am 1. November 1860.

Der Verfasser.

Inhalt.

Einleitung.

Die Menschheit ist frei, d. h. die Menschheit ist sich selbsten anvertraut. Ihr Schicksal ist ihr in die Hände gegeben. Sie kann den Frieden gewinnen — sie kann den Frieden verlieren — auf ewig.

Unser Planet ist bekanntlich ein Körper, welcher nicht blos Leben hat, sondern auch Leben gibt. In dieser Eigenschaft beherbergt und ernährt er auf seiner großen, weiten Fläche eine sehr namhafte Zahl von organisirten Körpern. Die Manchfaltigkeit derselben ist so groß, daß ihre Summe in Zahlen noch nicht festgesetzt werden konnte. Ein Theil von ihnen bewegt sich, ein anderer nicht. Auch besteht eine große Manchfaltigkeit darin, daß, so verschieden die Gegenden unserer Erde sind, eben so verschieden andere organisirte Körper überall gefunden werden. Ein Unterschied in dieser erstaunlichen Manchfaltigkeit besteht auch darin, daß ein Theil dieser Körper sehr einfach, ein anderer dagegen weniger einfach organisirt ist. Vollendet aber ist Alles bei Allen, ob die Form noch so klein, oder noch so groß gegeben ist. Alle aber, wo sie nur immer vorkommen, ob sie sich bewegen, oder nicht, hat man der Uebersicht wegen in Gattungen, Klassen und Ordnungen eingetheilt.

Nur eine einzige Gattung der vielen organisirten Körper trifft man allenthalben an. Sie gehört zu jenen, welche Bewegung haben. Aber nicht blos dadurch, daß diese Gattung überall auf der Erde vorkommt, zeichnet sie sich vor den übrigen aus: ihre Auszeichnung ist eine ganz besondere und besteht nicht in außergewöhnlicher Körperformung, Körpergewandtheit oder Körperstärke, sondern in einer

eigenthümlichen Vorzeichnung ihrer Lebens- und Charakterstellung. — Wir Menschen bilden diese einzige Gattung. Aber nicht, weil wir dieses so wollen, weil wir höher als die gesammte organisirte Welt stehen wollen, sondern weil es eben unsere Bestimmung so ist.

Sämmtliche Organismen, der Mensch, die Thiere und die Pflanzen — Alle ohne Ausnahme — sind von der Natur abhängig. Alle finden ihre Nahrung, ihren Unterhalt, überhaupt ihre Bedürfnisse von der Natur, wenn auch nicht Alle auf gleiche Weise. Thiere und Pflanzen finden durch und in der Natur schon allgenügend und freieigen, d. h. durch die Natur von selbst angeboten, ihren Lebensunterhalt, — der Mensch aber nicht. Dieser muß erst darum ringen. Er muß nämlich thätig eingreifen, daß ihm die Natur seine Bedürfnisse in ausdauernder Weise und im ausreichenden Maße erzeugt.

Dieses ist der erste große Unterschied, welcher die Gattung „Mensch“ vor den Gattungen der Thiere und Pflanzen charakterisirt. — Hier erhebt sich die erste Stufe, welche die Menschen als eine besondere Gattung unter den Geschöpfen in der Natur kennzeichnet; denn die Gabe der willkürlichen Ortsveränderung im weitesten Umfange, dann die Unterscheidung des Menschenkörpers von jenem der Thiere nach Form, nach Bildung und Haltung oder nach der Fähigkeit der Ausdauer unter allen Zonen sind gegen jenen Unterschied von so untergeordnetem Belange, daß sie als größere Abzeichen des Menschen neben den andern belebten Wesen als einer besondern, d. h. als einer eigenthümlichen Gattung nicht gelten können, obgleich zugegeben wird, daß jene besonderen Eigenthümlichkeiten allerdings eine höher gestellte Organisation, eine feinere Bildung im Menschenorganismus in sich schließen und für sich allein schon hinreichen, nach dem gewöhnlichen Maßstabe, welcher unserer Klassification der organischen Gebilde zu Grunde liegt, den Menschen als eine besondere Gattung erscheinen zu lassen.

An dieses erste Merkzeichen, welches die Gattung „Mensch“ vor den Gattungen der übrigen belebten Wesen kennzeichnet, nämlich daß der Mensch seiner Subsistenz willen thätig eingreifen und mitwirken muß, lehnt sich im innigsten Anschlusse dieses zweite, aber ungleich größere Merkmal an, daß der Mensch mit seiner

eigenen Gattung ringen muß, um seine eigene Lebenscharakteristik zu gewinnen und sie sodann zu bewahren. Allen Thieren, allen Pflanzen ist ihr Charakteristisches von der Natur nicht nur gegeben, sondern auch — so scheint es — für alle Zeiten unwandelbar gesichert. — Beim Menschen nicht so. Er ist in diesem Stücke von der Natur so ganz und gar verlassen, daß er selbst seine Sprache durch seine eigene Gattung sich erhalten muß.

Auf diese zwei ersten und recht wesentlichen Unterscheidungszeichen der Gattung „Mensch" vor dem gesammten Thier- und Pflanzenreiche folgt nun dieses dritte, daß der Mensch die Natur in keinem Stücke kennt, selbst nicht die Produkte der Natur für seinen eigenen nothwendigen Lebensunterhalt, wenn er nicht durch sein eigenes Geschlecht oder durch Zufall darauf hingeleitet worden ist. — Bei keinem Thiere ist es so. Alle unterscheiden und genießen ohne Irrung, ohne Fehl. Alle bewegen sich in der Natur, ohne alle andere Anleitung als durch sich selbst, ohne Irrung, ohne Fehl. — Der Mensch aber nicht.

Allein deßhalb erscheint der in der Natur gebundene Mensch denn doch nicht so ganz und gar verlassen. Es ist ihm nämlich eine Gabe verliehen, wie keinem Geschöpfe mehr, nämlich daß er Betrachtungen über sich und über die große Schöpfung rings um sich anstellen kann.

Dieses Vermögen des Menschen, daß er über sich und über Alles in der Natur Betrachtungen anstellen kann, ist aber, wie wir später sehen werden, keine Gabe, oder kein Ausfluß der Natur, sondern ist vielmehr ein unschätzbares Geschenk eines Wesens, welches höher als die Natur stehen muß; ist für den Menschen eine nothwendige Bedingniß, weil und damit derselbe durch diese Gabe erst in den Stand gesetzt wird, freieigen in der Natur bestehen zu können. Und es liegt keineswegs in der Willkür des Menschen, ob er von dieser seiner Gabe Gebrauch machen will oder nicht: im Gegentheile muß er unbedingt diese Gabe ausbeuten, damit er lebend bestehen, ferner auch, damit er seine Lebenscharakteristik erkennen und verfolgen kann.

An diesen Umstand knüpft eben der größte Unterschied zwischen

Mensch und Thier an, daß die Bestimmung Beider so unendlich verschieden ist, wie wir später näher bezeichnen werden. Der Mensch aber muß unbedingt über die Hilfsmittel sowohl zur Fortsetzung seines Körperlebens, als auch zur Anstrebung, Vervollkommnung und Erhaltung seiner Lebenscharakteristik erst urtheilen und erkennen, um die geeigneten Hilfsmittel und Wege auswählen zu können, während alle Thiergattungen in demselben Betreffe nur zuzugreifen brauchen, ohne Urtheil wirklich zugreifen, und stets ohne Fehl und ohne Irrthum das nur allein Zuträgliche treffen, und ohne Wissen und Erkennen ihre Eigenthümlichkeiten alle bewahren.

Ohne der späteren Entwicklung vorgreifen zu wollen, kann man nicht umhin, jetzt schon einige Beispiele aufzuführen, um an's Licht zu ziehen, daß der Mensch in der Natur das für ihn Nützliche und Schädliche nicht kennt. Gesetzt einem erwachsenen und deßhalb körperlich gereiften Menschen, der schon von seinen Kinderjahren her weiß, daß die reifen Früchte der Kirschen- und Weichselbäume eine schmackhafte Speise ist, würde man eine Partie von mehreren Sorten dieser Früchte, — auf einem Tische ausgebreitet — unter welchen auch Früchte der giftigen Tollkirsche sich befänden, welch letztere jener aber weder aus Erfahrung, noch durch Belehrung hat unterscheiden lernen, zum Genusse anbieten. Was würde wohl geschehen? — Der Gast wird im Vertrauen auf die ihm bekannte Schmackhaftigkeit der Früchte und im Vertrauen auf den Geber sämmtliche Früchte ohne Besorgniß und ohne Ahnung einer schweren Folge verzehren. — Was würde aber ein Thier thun, welches ein Mensch eben so in Versuchung zu führen gedächte? Würde dieses auch so blindlings, wie der Mensch, das ihm Schädliche mit dem Zuträglichen zugleich genießen? — Schwerlich; denn das Thier kennt sogleich, und zwar ohne Erfahrung und ohne Belehrung, das ihm Zuträgliche und Schädliche, und wird sicherlich nicht nach letzterem greifen.

Zwar kann man Thiere vergiften, wenn man unter ihren Lieblingsfraß gewisse Giftstoffe mischt: stellt man ihnen aber Nahrung und Giftstoff in kleinen Portionen gesondert, aber nebeneinander vor, so werden sie letzteren gewiß nicht anrühren. So ist es eine bekannte Sache, daß unsere gewöhnlichen Hofhühner alle Arten von Insekten, selbst Spinnen, sehr gerne verzehren. Nun mache man

einmal den Versuch mit recht lebhaften Thieren dieser Gattung, und werfe solchen lebende, gewöhnliche Maikäfer vor. Aeußerst begierig werden sie dieselben aufraffen, ob sie getheilt oder ganz vorgeworfen worden sind, und sogleich verzehren. Die zappelnden Füße werden sie höchstens etwas mit dem Schnabel bearbeiten oder theilweise absprengen und dann das ganze Thier oder dessen Körpertheile, je nachdem man ihnen diese Thiere gereicht, verschlucken. Gesetzt nun, man wirft jetzt denselben Hühnern zur Abwechslung eine lebendige Hummel vor, der man die Flügel abgenommen, den Stachel aber gelassen hat. Werden die Hühner mit eben derselben Gierde auf dieses Insekt herfallen, wie auf die Maikäfer? Nein. Sie werden plötzlich wie umgewandelt vor dem andern Insekte stehen, und zwar in unbeweglicher Stellung, mit aufwärts gesträubten Federn und mit unverwandtem, auf die Hummel gerichteten Blicke, der den innern Graus der Thiere ankündigt. Selbst wenn man die Hummel stückweise den Hühnern zum Fraße vorwirft, verhalten sich letztere eben so. Was anders kann an der Hummel für die Hühner schädlich sein, als der mit Gift benetzte Stachel derselben, welcher sogar noch verletzt, wenn Vorder- und Hintertheil dieses Thieres schon länger von einander getrennt sind. — So kennt jedes Thier das ihm Schädliche, ohne erst darüber belehrt worden zu sein, und ohne erst darüber Betrachtungen anstellen zu müssen. Es weiß für sich schon, was ihm nützlich, was ihm schädlich ist.

Es ist eine allbekannte Erfahrung, daß ein jeder Mensch, der nicht aus der Naturkunde weiß, daß die Blindschleiche ein ganz unschädliches, ja selbst nützliches Thier ist, derselben ausweicht, und noch weniger es wagt, dieselbe mit bloßer Hand zu berühren. Eben so wird unsere Ringelnatter gemieden. Ja — statt diese Thiere, nämlich Blindschleiche und Natter zu schützen, da ihr Lebensunterhalt nur solche Thiere sind, welche an Feldfrüchten Schaden, in manchen Jahren sogar großen Schaden thun, und niemals nutzenbringende Thiere tödten und fressen, selbst keinerlei Schaden thun, so werden trotzdem beide Reptilien, wo man ihrer ansichtig wird, als gefährlich getödtet, oft grausam gemartert. Ein solches Verfahren läßt sich nur durch den einzigen Umstand entschuldigen, daß der Mensch das giftige Thier von dem unschädlichen freieigen nicht zu unterscheiden weiß.

Es gibt eben auch bei uns eine Art Natter, die sogenannte Kupfernatter, die durch ihren Biß gefährlich, in heißen Sommertagen sogar lebensgefährlich und tödtlich verletzen kann. Dieses letztgenannte Thier ist aber bei uns so selten, daß Hunderttausende von Menschen alt geworden sind, ohne es je zu Gesicht bekommen zu haben. Indem man nun wähnt, die Blindschleiche oder die Ringelnatter könnte jenes giftige Thier, die Kupfernatter sein, so werden diese gemieden, selbst getödtet.

Eben so gibt die Unkenntniß des Menschen im andern Naturreiche, im Pflanzenreiche sich kund. Er weiß für sich allein nicht die Giftpflanze von dem Arzneigewächse, und eben so beide nicht vom Nahrungsmittel zu unterscheiden. Was für Unglück hat man nicht zu beklagen durch Verwechslung von eßbaren und giftigen Schwämmen, selbst durch Verwechslung gewöhnlicher Küchenkräuter? — Welchen Contrast finden wir dagegen bei den Thieren, die Alle ohne Irrung und ohne Fehl in der Natur wandeln! Merkwürdigerweise ist uns Menschen dieses schon so natürlich, so gemein, möchte man sagen, daß wir in der Regel gar nicht mehr darauf hinsehen und gar keine Reflexionen darüber anstellen, sondern höchstens darüber lächeln, wenn, was äußerst selten ist, eben weil selten, eine Thierart einmal einen Fehlgriff macht, wenn z. B. die Schmeißfliege, vom ähnlichen Geruche wahrscheinlich irregeleitet, ihre Brut, statt auf sich zersetzendes Fleisch, auf die Stinkpflanze setzt, von der wir wissen, daß dieses Gewächs solcher Brut kein Aufkommen gewähren kann.

Wir kommen übrigens später mehrfach auf die Sicherstellung der Thierwelt in der Natur zu sprechen. Wir wollen vorerst einige Aufmerksamkeit unserm eigenen Geschlechte zuwenden, und unserm Standpunkte in der Natur eine vorläufige Betrachtung widmen, soweit es nämlich nach diesen vorausgeschickten kurzen Andeutungen als zulässig erscheint.

Erstes Kapitel.

Der Standpunkt des Menschen in der Natur.

Wenn man das Thierreich, vielmehr das sichere Auftreten desselben in der Natur mit der Unsicherheit des Menschen in derselben vergleicht, so kann man recht leicht veranlaßt werden, dieses als keinen Vorzug des menschlichen Geschlechtes vor den Thieren anzuerkennen, und auf den ersten Blick erscheint der Mensch in dieser Beziehung im Nachtheile zu stehen: und wirklich hat es Menschen gegeben, die ihr Geschlecht in vielen Beziehungen den Thieren nachstehend bezeichneten, selbst die Thiere um gewisser, scheinbarer Vortheile willen beneideten.

Es ist hier nicht Absicht, auf solche Abirrungen von Menschen näher einzugehen, um so mehr, da sie sehr vereinzelt wahrgenommen werden: sondern wir wollen darauf hinweisen, daß es denn doch jetzt am Menschen liegen muß, weil er die Gabe besitzt, selbstständige Betrachtungen über sich und die weite Schöpfung anstellen zu können, daß er in den Kreis seiner Betrachtungen zieht, warum er so entschieden abweicht von den übrigen Geschöpfen: warum er allein unter den Tausenden und Tausenden der belebten Gattungen ausersehen ist, mit einer völligen Unkenntniß mit der Natur in dieselbe versetzt worden zu sein. Der Umstand, daß alle Thiere heimathlich in der Natur verkehren, wie später näher entwickelt werden wird, der Mensch aber als ein Fremdling in derselben erscheint, muß doch sicherlich seine Aufmerksamkeit rege machen und ihn zu der Frage drängen: warum denn so? —

Was einzelne große Geister des heidnischen Alterthumes geahnt haben, daß das Naturleben auch nicht die Endbestimmung des

Menschen sei, und daß derselbe im Besitze eines unsterblichen Lebensprinzipes, einer unsterblichen Seele sich befinde, ist erst den Menschen zur Gewißheit geworden durch die göttliche Offenbarung. — Unsterblich bedeutet doch gleich so viel, als unvergänglich! Nun können wir aber alle Tage die Wahrnehmung machen, daß der Mensch dem Leibe nach hinfällig, veränderlich, sterblich, auflösbar, verwischbar ist, wie alles Andere in der Natur, daß also auf den Körper der Begriff „unsterblich" keine Anwendung finden kann.

Aus solchen Betrachtungen werden wir hingeführt, daß das belebende Prinzip im Menschen, weil es nicht heimathlich in der Natur ist, ein ganz anderes Wesen sein muß, als wie der menschliche Körper: daß also im Menschen unverkennbar eine Doppelnatur zur Schau tritt, nämlich das Abbild der sinnlichen Natur in seinem Naturkörper, zweitens das übersinnliche Abbild in seiner Seele, in seinem bestimmenden, belebenden Prinzipe.

Ehe wir aber zu der Eigenschaft des Menschen als eines Doppelwesens übergehen, dürfte es angemessener erscheinen, vorerst dem Standpunkte des Menschen in der Natur einige Aufmerksamkeit zuzuwenden, wenn auch vor der Hand nur so viel berührt werden wird, um den Begriff hiefür, weil er seinen Lebenszweck in sich schließt, feststellen zu können.

Der Körper des Menschen ist aus der Natur entnommen, er hält sich im Stoffwechsel der Natur und geht wieder in die Natur über, sobald er seinen Kreislauf vollendet, ist durch und durch ein Ausfluß der Natur. Nicht so die andere Natur im Menschen, nämlich dessen geistiges Prinzip. Dieses ist nicht der Natur entnommen, gedeiht nicht und erhält sich nicht im Stoffwechsel, und geht auch nicht im Naturleben wieder auf. Vermöge seiner Doppelnatur soll eben der Mensch in der Natur eine ganz andere Stellung einnehmen, als das Thier: und um diese Stellung anerkennen zu können, ist ihm ja die Gabe verliehen, Betrachtungen über sich und über Alles um sich her in der Nähe und Ferne anstellen zu können, und die Nothwendigkeit eingepflanzt, daß er auch, wenn er existiren will, von dieser Gabe Gebrauch machen muß.

Wenn der Mensch sich diesen Betrachtungen hingibt, und auf die große Kette der belebten Wesen, die unter ihm stehen, hinblickt,

so kann ihm die Erkenntniß seiner Doppelnatur nicht mehr verborgen bleiben, da die gegenseitigen Unterschiede denn doch zu groß sind. Namentlich ist es das höhere Leben im Menschen, welches zu auffallend absticht vom Leben der Thiere, weil es einzig in der Natur und erhaben über derselben, erhaben über alles Vergängliche selbst steht, und von den vergänglichen Pfaden des Erdenlebens ab und hin auf seinen Ursprung aus dem Stammsitze des Unvergänglichen, des Ewigen hinweiset.

Man muß gestehen, daß man von einem eigenthümlichen Gefühle beschlichen wird, wenn man in unsern Tagen sich den Betrachtungen über die Unvergänglichkeit, d. h. über die Unsterblichkeit der menschlichen Seele hingibt, und die Meinungen der Philosophen und Nichtphilosophen dabei zu Rathe zieht. Diese sind über fraglichen Punkt wunderbar verschieden. Es kann dieses zwar nicht auffallen, wenn man bedenkt, wie verschiedenartig selbst manche Vorkommnisse in der Natur, die sich doch in Naturgegenständen, als in und durch die Sinne auffaßbaren Körpern, äußern, beurtheilt werden gegenüber der Seele, welche durchaus unfähig ist, durch alle unsere Sinne sammt und sonders aufgefaßt zu werden. Einige, ja Viele unserer Gelehrten leugnen die Existenz einer unsterblichen Seele im Menschen gänzlich, indem sie sagen: Ein jeder belebte organische Körper ist beseelt. Sein innerstes, geistiges Wesen steht mit seiner individuellen Körperbildung auf gleicher Stufe. Je höher die Körperbildung, oder je tiefer dieselbe, desto höher oder tiefer steht auch dessen geistiges Prinzip. Es könne dieses geistige Prinzip keinem Thiere abgesprochen werden, und wenn solches den Thieren nur in einer geringen Potenz innewohne, stehe dafür auch deren Körperbildung auf einer anderen Stufe, und habe auch nicht so viele Anforderungen an die Natur, als der Mensch.

Vorstehendes bedeutet ohngefähr soviel, daß der Mensch mit der feinsten individuellen Körperbildung ausgerüstet an die Natur die meisten Ansprüche zu machen hat, und deßhalb mit einem vorzüglicher begabten geistigen Prinzipe versehen an der Spitze der gesammten Thierwelt stehe. — Wenn der denkende Mensch seine Stellung in der Natur nicht weiter als bis hieher hat begreifen können, dann kann man in Wahrheit sagen, daß die Menschheit

nicht vorwärts geschritten, sondern tief gesunken ist. Man muß dieses aussprechen, daß es der gefährlichste Rückschritt des menschlichen Geschlechtes ist, wenn die Menschen anfangen, sich eben für nichts anderes zu halten, als für einfache Wiederholungen des Naturgesetzes: daß sie als feinere Geschöpfe gleich den gröber organisirten geboren werden, um zu sterben, einfach, um anderen Geschlechtern Platz zu machen, wie auf den Tag die Nacht folgt in ununterbrochenem Wechselbestande.

Eine solche Auffassungsweise der menschlichen Stellung in der Natur macht sich in gegenwärtiger Zeit unter vielen Gelehrten zur Ungebühr breit, so daß sie selbst von da aus in die untersten Schichten dringet; ja man sagt, daß ein gewisser Professor der Anatomie einst bei guter Laune in dem Präparirsaale seine Eleven im spöttelnden Tone und höhnender Miene aufgefordert habe, ja recht emsig nach dem Sitze der menschlichen Seele zu forschen, da sie (die Eleven) vielleicht glücklicher wären, als er, der schon viele Jahre vergebens darnach gesucht habe. — Diesem Professor oder jedem andern könnte es aber doch einmal begegnen, wenn er wieder einmal auf solche Weise seinen innersten Gedanken über die menschliche Seele in Worten Luft machen wollte, daß sich ein unberufener Opponent aufwerfen würde, der darauf entgegnete: „Ja, Meister, ich will mich auch solchen Explorationen unterziehen, wenn du nur mir erst Beweise geliefert haben wirst, ob du auch wirklich Verstand besitzest, denn ich läugne, daß du welchen besitzest.“ — Folgendes darauf etwa der Meister: „Was? Junger Mensch! Ich keinen Verstand! — So gehe hin und höre meine Vorträge über anatomische Physiologie an, und du wirst finden, daß du Beweise genug in deine Hände bekommen wirst, daß mir Verstand nicht abzusprechen ist. Selbst meine officielle Stellung sollte dir schon Beweis genug sein. Und solltest du Mißtrauen in dein eigenes Urtheil setzen, so gehe hin, und frage alle gescheidten Männer, die mich kennen, die mich schätzen, ob deine Einrede gegründet sei.“ — Der Schüler: „Nein, nicht so mein Meister! ich setze Mißtrauen in all das Urtheil dieser Personen. Durch meine Sinne will ich überzeugt werden, ob du wirklich im Besitze von Verstand bist.“ — Der Meister: „Ja, wie kann ich Beweise für deine Sinne liefern über

etwas, was du in meinen Schriften schon findest, oder doch von Andern gefunden wird." — Schüler: „Mein Meister! da würde ich rathen. Gehe hin und spreche in deutlichen Worten jene deiner Schriften, aus welchen dein Verstand kennbar sein soll, in ein Hohlgefäß unter Quecksilberabschluß, damit nichts mit hinüber in den leeren Raum geht, als gerade deine Worte. Wenn dann der Chemiker in dem Hohlgefäße, in welches du deine Worte hineingesprochen hast, darthut, daß er außer veränderter atmosphärischer Luft, in welcher deine Worte hinübertönten, und die aber durch dein Mitathmen eine Veränderung erlitten hat, nach der genauesten Analyse noch herausfinden kann, daß wirklich Verstand in der Luft, also in einem Naturkörper, welche mit deinen Worten in das Hohlgefäß übergetreten ist, nachweisbar sei, und welchen Platz dein Verstand in dieser Luft des Hohlgefäßes eingenommen hat, dann will ich nicht nur befriedigt, sondern gläubig und besiegt mich vor dir niederbeugen."

Dem Denker kann es keine Scrupel bereiten, wenn er nie sich Aufklärung verschaffen kann, wie die menschliche Seele beschaffen ist, wo ihr Sitz im Körper ist, und wie ihre Thätigkeit vor sich gehet. An der Hand der Offenbarung kann es ihm nicht mehr schwer sein, sich Gewißheit über seine geistige Bevorzugung, und damit sich Gewißheit über seine wahre Stellung in der Natur zu verschaffen. Er schaue nur auf sich und dann um sich und hin auf die Organismen sammt und sonders. Eine oberflächliche Vergleichung seines Ichs mit denselben wird ihm sagen, daß er gewissermassen unter Pflanzen und Thieren inmitten in der Natur steht. Eine tiefere Vergleichung aber wird ihn belehren, daß er denn doch nicht so neben Pflanzen und Thieren in der Natur steht, wie es ein oberflächlicher Augenschein glauben machen möchte, sondern daß er mit seinem ihm eigenthümlichen Lebenscharakter über Pflanzen und Thiere außerhalb der Natur steht; daß er ein Doppelwesen ist, aus Körper und Geist besteht: aus einem Körper, welcher blos die Gegenwart beansprucht, den Stoffen entnommen ist, in den Stoffen sich erhält und in anderen Formen zu den Stoffen wieder zurückkehrt: dann aus einer Seele, welche hingegen der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft unbedingt benöthigt ist: — welche mit der Vergangenheit und mit der Zukunft in der Gegenwart lebt.

Der große Unterschied zwischen Mensch und Thier tritt eben hier recht deutlich hervor. Jedes Thier gehört mit seiner Körperbildung sowohl, als mit seiner Lebenscharakteristik blos der Gegenwart an. Nicht so der Mensch. Sein Körper, weil der Natur entnommen, gehört ebenfalls der Gegenwart an. Seine Lebenscharakteristik aber greift über die Naturgesetze und umschließt ein in der Natur vereinzelt stehendes Wesen, welches man die Menschheit nennet, welches Wesen, obgleich es in der Natur steht, von der Natur und ihren Gesetzen ganz und gar ausgeschlossen ist, demnach in einer eigenthümlichen Freiheit wandelt — welches Wesen mit keinem Attribute der Zeit, nämlich mit der Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft, bevorzugt in Gemeinschaft steht, sondern alle zugleich umschließt.

Das Prinzip der Menschheit ist eben die Menschenseele. Diese stehet fremd in der Natur, kennt sie freieigen in keiner Beziehung; und doch liegt es im Geschicke der Menschheit, daß das menschliche Wissen das Möglichste erfassen soll. Wir finden in der ganzen Natur kein zweites Beispiel mehr, welches diese scheinbaren Widersprüche trägt. Jeder Mensch muß in die Vergangenheit zurückgreifen, ob dieß aktiv oder passiv geschieht, thut nichts zur Sache, um sich die Kenntnisse und Erfahrungen der Aeltern und Vorältern anzueignen. Hat er diese erworben, und ist sein Geist zur Gegenwart, d. h. zur Selbstständigkeit angekommen, muß er das Gesammelte beurtheilen, verarbeiten, verwenden zum eigenen Frommen und zum Frommen der Menschen in der Gegenwart und zum Frommen der künftigen Geschlechter.

Die Menschenseele muß nothwendig die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft umspannen, wenn die Menschheit ihren richtigen Standpunkt in der Natur da einnehmen soll, wo er derselben angewiesen ist: denn daß der Mensch inmitten der Natur ein überirdisches, ein außernatürliches Leben lebt, geht unzweifelhaft aus dem Umstande hervor, daß seine Seele fremd in der Natur steht, und ohne Anleitung, ohne Belehrung, überhaupt ohne Offenbarung nie die Natur kennen lernen kann, und in derselben so lange ein Fremdling stehen wird, so lange sie an ihrem Naturkörper geheftet in der Natur getragen wird. Darum, weil die naturfremde Seele als die

Trägerin der geistigen Thätigkeit eines Naturkörpers erscheint, ist es die Belehrung, die Offenbarung und die Empfänglichkeitsanlage zur Offenbarung einzig und allein — und sonst nichts, — was der Seele nächstes Bedürfniß, unabweisbares Bedürfniß ist; denn sie weiß nichts und kennt nichts, als nur das allein, was ihr geoffenbaret ist.

Einzig und allein und unter allen Umständen muß die Seele des Menschen das, was sie für sich und ihren Naturkörper nöthig hat, aus der Offenbarung, aus der Belehrung sich aneignen. Mit der Offenbarung und der Empfänglichkeitsanlage zur Offenbarung gehört der Mensch nicht mehr dem Thierreiche an. Sein Leib gehört der Erde, welcher er entsprossen ist, und welche ihn nach den bekannten Gesetzen des Stoffwechsels ernährt, erhält und zurückfordert. Die Seele des Menschen kann aber kein Ausfluß des Naturlebens sein, sie hat mit dem Stoffwechsel, wie er allen Körperformen, welche organisirt sind, zu Grunde liegt, nichts gemein: ja — sie kennt nicht einmal die Natur, aus welcher der ihr zugesellte Naturkörper seine Bedürfnisse beziehen muß, wenn sie nicht erst durch Belehrung auf sie hingewiesen ist.

Ohne diese Offenbarung, ohne Belehrung und ohne Empfänglichkeitsanlage für Belehrung steht der menschliche Organismus noch unter dem Thiere; denn ein menschlicher Organismus unter diesen Umständen kann sich nicht nähren, obgleich er das Bedürfniß für Nahrung empfindet, kann sich nicht kleiden, nicht betten, nicht wohnlich einrichten: ihm gehen alle zu seinem Fortkommen nöthigen Fähigkeiten ab, und er bleibt bei den gewöhnlichen Forderungen der Nothdurft stehen; er wird nie die Natur und seine Stellung in der Natur, und deßhalb noch weniger die höhere Stellung seines Geistes erkennen lernen, während das Thier mit seinem eigenthümlichen Instinkte ausgerüstet die Welt betritt, und, durch diesen unwillkürlich geleitet, selbstständig und unabhängig dem ihm von der Natur vorgesteckten Ziele nachfolgen kann, sobald sein Organismus nur einigermassen eine Erstarkung erlangt hat.

So ein Thierorganismus bedarf keiner Belehrung und Zurechtweisung, er sucht und findet seine Nahrung selbstständig; mit bewunderungswürdiger Sicherheit führt ihn sein Instinkt von dem

Schädlichen ab und hinweg zu den ihm allein zusagenden Nahrungsstoffen; mit voller Fertigkeit richtet er seine Wohnung, sein Lager ein, während ihm die Natur sein Kleid ungefordert nicht nur gibt, sondern auch rechtzeitig erneuert. — Das Thier ist vollständig unbekümmert um die Natur, ist vielmehr ganz und gar ein Ausfluß der Natur, hat sein Können und sein Wissen unmittelbar von der Natur, ist demnach durchwegs ein besonderer Theil des Naturlebens.

Ja ohne Offenbarung und ohne Empfänglichkeitsanlage zur Offenbarung steht ein menschlicher Organismus selbst noch unter der Pflanze, welche auf gedeihlichem Boden Wurzel schlagend ihre Nahrung jetzt selbstständig aus Luft und Boden zugleich zu schöpfen vermag.

Durchmustert man das große Heer der belebten Körper im Thierreiche, so treten uns bei jeder Gattung derselben zwei Lebenstriebe entgegen. Diese sind: 1) Selbsterhaltung, 2) Fortpflanzung des Geschlechtes. Sonst aber nichts. Diese zwei Lebenstriebe, Lebensbestimmungen sind im Thierorganismus so tief gewurzelt, daß sie ausschließend nur die zwei einzigen Triebe sind, um welche sich das Instinktleben der Thiere gleichsam als wie um zwei Pole drehet, so, daß wenn der eine Trieb überwiegend vorne steht, der andere eben so weit in den Hintergrund tritt, jedoch so, daß keiner dieser Triebe die von der Natur vorgesteckte Grenze — hier vorwärts, dort rückwärts — überschreitet. Diese beiden Triebe werden von dem Instinkte geleitet und geführt, und der Instinkt ist das einzige Lebensprinzip des Thieres. Nur der Mensch allein beansprucht für sich eine Seele, ein Vernunft-, ein Seelenleben. Lasse man sich nicht durch den Schein beirren, und gewisse scheinbare Uebereinstimmungen in den Verrichtungen des Instinktlebens im Thiere mit ähnlichen Seelenlebensäußerungen im Menschen als aus einem dem Thiere und Menschen gemeinschaftlich zukommenden Seelenleben fließend denken. Im Thierreiche leitet der Instinkt das Leben, ein Leben für Thiere; im Menschen leitet die Seele das Leben für den Menschen, und das Instinktleben, die Naturseele ragt nur in sehr beschränkter, untergeordneter Weise in den Naturkörper des Menschen herein.

Die Lebensäußerungen des Instinktes sind angeboren und nach einerlei Richtung gekehrt. Die Ausflüsse des Seelenlebens werden erworben, und sind nach Art der Erwerbung allseitig.

Dem Menschen ist bezüglich seines Seelenlebens nichts angeboren, als die Empfänglichkeitsanlage zur Offenbarung und zur Belehrung.

Das Instinktleben bedient sich gewisser Fühlorgane, um selbstständig seine zwei einzigen Lebenszwecke, nämlich Selbsterhaltung und Fortpflanzung, erfüllen, und daher unabhängig und die Gattung erhaltend bestehen zu können. Diese sind Empfindung mit dem untergeordneten Geschmacke, sodann Gesicht, Gehör, Geruch und Verständigungslaute. Sie sind im Thiere gleichsam als Fühlhörner des Instinktlebens zur Erreichung des allgemeinen Lebenszweckes in der Selbsterhaltung und Fortpflanzung zu betrachten, und dienen **nie** zur Vervollkommnung des Instinktes.

Das Seelenleben hat dieselben Fühlorgane; allein in diesem treten sie zugleich als wirkliche Sinne der Seele auf, und äußern sich als Sprache, Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack und Gefühl, vielmehr als Fühlsinn. Sie sind das Mittel, der Seele das richtige Erkennen der Außenwelt für ihren außernatürlichen Standpunkt, sodann in untergeordneter Bestimmung das Erkennen der Bedürfnisse ihres zugetheilten Naturkörpers zu erschließen. Weil aber die Sinne im Menschen vornehmlich dazu dienen, sein Seelenleben zu vervollkommnen, treten sie beim Menschen von Innen nach Außen, während beim Thiere das Gegentheil statt hat, wo jene, die natürlichen Ausläufer des Instinktes von Außen nach Innen sich wenden: und deßhalb bedarf das Instinktleben keiner Vervollkommnung, weil jede Thiergattung mit ihren Fühlorganen ausgerüstet, nachdem die Selbstständigkeitsentwicklung erfolgt ist, sich frei und vollkommen erhalten kann, und ihre Lebenszwecke durch die Fühlorgane sicher erkennt und verfolgt, vielmehr verfolgen muß.

Nicht so im Menschen. Derselbe kann im Besitze einer Sprache, eines Seh-, Hör-, Riech-, Schmeck- und Fühl-Vermögens sein, ist aber dennoch außer Stand, seine Lebensständigkeit freieigen zu erhalten, geschweige sein Seelenleben auszubilden, wenn ihm die Offenbarung, die Belehrung und die Empfänglichkeitsanlage hiefür abgehen.

Die Behauptung, daß ein Mensch ohne Offenbarung, ohne Belehrung und ohne Empfänglichkeitsanlage hiefür als ein Seelenmensch gar nicht gedacht werden kann, daß ein menschlich geformter, d. h. von Menschen abstammender Organismus ohne diese, den

Seelenmenschen charakterisirenden und ihm ausschließend ganz allein zukommenden Eigenschaften unter dem Thiere, und selbst unter der Pflanze stehet, scheint sehr scharf zu sein, ist aber in der That nichts weniger, als unwahr, wie wir aus der Vergleichung des Menschen mit den Pflanzen und Thieren später näher sehen werden.

Ein jeder Mensch bedarf unumgänglich einer Direktion in seine Lebensbahn, und es muß einem Jeden Gelegenheit geboten werden, sich entsprechend ausbilden zu können. Da ist es nun selbstverständig, daß derjenige, welchem der Wille fehlt, die ihm dargebotene Gelegenheit zur Ausbildung kräftig zu erfassen und zu benützen, seinen Standpunkt in der Natur nie erkennen, vielweniger denselben einnehmen wird. Diesem genügt schon, wenn er eine gewisse Gemächlichkeit erlangt hat, welche er als die höchste Stufe seines Glückes ansieht, und wird zu Mißmuth und zu Klagen gestimmt, wenn er diese nicht erlangt, oder aus dieser Gemächlichkeit aufgestört wird.

Das Thier kennt nur das Gefühlswohlbehagen, strebt dasselbe an, begnügt sich mit demselben, und kann auch nichts Höheres anstreben. Der Mensch soll aber neben dem Wohlbehagen, seinem Körperwohlgefühle auch das Wohlbehagen seiner Seele, seine innerste Glückseligkeit, die Seelenfreude und den Seelenfrieden anstreben. Man weiß ja aus Erfahrung, daß das Gefühlswohlbehagen, wenn solches der Mensch als sein höchstes Gut anstrebet, und wirklich in dessen Besitze sich befindet, von keiner Dauer ist. Wir wollen gar nicht berühren, daß durch Natur- oder andere Ereignisse ein solcher Mensch aus solchem Glücke plötzlich gedrängt werden kann, da Jedermann allen Impulsen der Natur und den Leidenschaften der Menschen ausgesetzt ist, und sich nicht immer vor diesen retten kann, sondern wir wollen nur darauf hinweisen, daß das Körperwohlbehagen, wenn es im hohen Grade erreicht ist, sich selbst umändert, in den Gegensatz umschlägt, indem es den Menschen übersättigt, selbst aneckelt, somit nicht nur jeden Reiz verliert, sondern gar oft zum Ueberdrusse, selbst Lebensüberdrusse führt. Man denke nur an die Wohlschmecker und andere Personen, die im sogenannten „irdischen Glücke“ schwelgen, und endlich vom Spleen verfolgt werden, wie von einem bösen Geiste, wo hingegen des Menschen Seelenfreude,

sein Seelenfriede einen stets gleichen und noch dazu recht hohen Genuß gewährt.

Daraus geht hervor, daß der Zweck des Lebens im Menschen das Streben nach Erreichung des Seelenwohlgefühles, seines bleibenden Glückes ist, wobei das Gefühlswohlbehagen als ein Mittel mit zur Erreichung des Seelenwohlgefühles innerhalb der Grenzen, welche die Menschenordnung vorzeichnet, nicht zu vernachlässigen sei. — Hat der Mensch diesen seinen Lebenszweck erreicht, dann steht er auf seinem wahren Standpunkte, auf welchem zu stehen er von der Vorsehung angewiesen ist. Hier erkennt er, daß die Menschheit frei, sich selbst anvertraut ist, daß das Glück des Einzelnen nur in dem allgemeinen Glücke begründet ist, und vor Allen, daß sein Glück, welches er im Erdenleben gegründet hat, über dem Erdenleben fortbestehen wird.

Der Gang der Entwicklung erheischt zunächst eine Vergleichung des Menschen mit dem Pflanzen- und Thierreiche.

Zweites Kapitel.

Der Mensch im Gegenhalte zum Pflanzen- und zum Thierreiche.

Wo nur immer von dem Menschen gemeinhin als einem Geschöpfe der Erde gesagt und geschrieben ist, wird derselbe als das erste Geschöpf der belebten Welt hingestellt, als der Vortritt derselben bezeichnet, mit dem feinsten organisirten Körper begabt, dem allein unter allen Geschöpfen eine Vernunft innewohnet. So figurirt er in der Naturgeschichte, ist allda unter der Klasse der Säugethiere aufgeführt, und bildet als ein solches, nachdem vorher die Geschlechter der Affen abgehandelt worden sind, den Schlußstein der Thierwelt als eine besondere Gattung, als: „homo sapiens.“

In der That bietet auch der menschliche Organismus von seiner Zeugung an, in seinem Entstehen, in seiner Fort-, in seiner Aus- und in seiner Zurück-Bildung bis zu seinem Tode, seinem, dem allgemeinen Chemismus schuldigen Anheimfalle, vor dem Thierorganismus nichts besonders Unterscheidendes dar. Beide Organismen, der menschliche und der thierische, sind Ausflüsse des der Erde eigenthümlichen Erdenlebens nach denselben Gesetzen ihres ununterbrochenen Stoffwechsels. Durchmustert man nun in diesem Sinne Stufe für Stufe das Gesammtreich der Thierwelt nach der Feinheit der körperlichen Ausbildung, so erscheint allerdings der menschliche Organismus als letztes, vielmehr als oberstes Glied der großen, umfangreichen Kette der organisirten Welt. Der menschliche und thierische Organismus sind aus Stoffen der Natur zusammengesetzt, beide sind denselben Gesetzen des Stoffwechsels unterstellt, in welchem nur allein sie sich erhalten können: beide sind also Erdenkörper. Nur

von diesem Gesichtspunkte aus hat der Mensch seine Stellung zum Thierreiche erhalten, und die Art seiner ersten Ernährung reihte ihn unter die Klasse der Säugethiere.

Hat aber der Mensch als Mensch mit dem Gesammtthierreiche so viel gemein, daß er mit ihm in eine Hauptklasse eingereiht zu werden verdient? — Durchaus nicht: denn eben so wenig kann der Mensch zum Thierreiche gezählt werden, als ein Thier, gleichviel welches, zum Pflanzenreiche gezählt werden kann. Alle zusammen, der Mensch, das Thier, die Pflanze, leben das Leben des Erdenkörpers nach den unabänderlichen Gesetzen des Stoffwechsels, erhalten sich in ihm, und gehen durch ihn im Erdenleben wieder auf.

Im Pflanzen-, im Thier- und im Menschenorganismus liegt der Keim der Fortpflanzung im Mutterorganismus der Gattung. Es ändert die Sachlage nichts, wenn diese oder jene Gattung nur eingeschlechtig ist. Dieser Keim wird nach einer unsichtbaren, aber unverkennbar äußerst zweckmäßigen, höchste Ordnung beurkundenden Metamorphose befruchtet, erlangt jetzt als ein belebter Keim der individuellen Stammgattung unter dem Schutze des Mutterorganismus (wenige Fälle ausgenommen) seine Reife, tritt als gereifter Keim seine Selbstständigkeit außerhalb des Mutterkörpers, von diesem gleichsam ausgestoßen, an. Mit der Entwicklung des neu in die Natur gepflanzten Körpers entwickelt sich wieder in ihm der Keim zur nächsten Fortpflanzung, bis auf diese Art wieder ein neuer Erdenkörper im constanten Kreislaufe der Natur, im constanten Wechsel der Stoffe, unter allmähligen Aufgehen des Stammkörpers im Stoffwechsel, in wunderbar gleicher Form und Charakter mit dem Urkörper dasteht.

Beobachtet nun die Natur in der Fortpflanzung, Entwicklung und in der Zurückforderung in sich seiner sämmtlichen organischen Körper sowohl im Pflanzen- als im Thierreiche, so wie im Geschlechte der Menschen gleiche Regeln, so weicht sie entschieden ab in der Art und Weise, wie sie einem Jeden ihrer Geschöpfe seine Selbstständigkeits-Zurechtfindung vorgezeichnet hat.

Ihre Pflanze hat sie an bestimmten, der Natur derselben zusagenden Boden geheftet und in das ihr allein zusagende Klima verwiesen unter Vorschreibung von Genügsamkeit im Betreffe der Stoff-

aufnahme, während dem sie sich selbst es vorbehalten hat, der Pflanze ungefordert ihre tägliche Nahrung durch Luft und Boden vorzubereiten, und so, für die weitere Insichaufnahme geschickt gemacht, derselben zukommen zu lassen. Ihrer Regeneration aus sich selbst gab sie solche Manchfaltigkeit, daß derselben trotz ihrer Fixation am Boden überallhin Rechnung getragen ist. An der Stelle, auf welcher sich die Pflanze entwickelt, entfaltet sich auch in derselben und mit derselben der zarte Keim für die weitere Nachkommenschaft ihrer eigenen Gattung. Nachdem sie zuvor erst als Mutterpflanze ihre Reife zum vollkommenen Selbstbestehen erlangt hat, tritt in ihr die Belebung dieses Fortpflanzungskeimes nach einer wunderbaren, bis jetzt, vielleicht auch auf immer, den Menschen ganz verschlossenen, unerklärbaren Befruchtung in der jeder Stammgattung eigenen, subtilen, geschlechtlichen Vermischung, gemeinhin als ihre Blüthezeit bezeichnet, ein. Damit nun diese Geschlechtsvermischung bei der Beschränktheit des Standpunktes der Pflanze nicht gestört oder gehindert würde, hat die ewige Vorsehung in den meisten Pflanzen beide Geschlechter in einem Stamme vereiniget, und wo dieses nicht stattfindet, beide Geschlechter so nahe aneinander gepflanzt, daß die Befruchtung des Keimes in der Mutterpflanze durch Ueberwehen des Samenstaubes von der stammverwandten Geschlechtspflanze erfolgen kann.

Die Mutterpflanze beschirmt mit ihrem eigenen Körper jetzt den belebten Keim, ernährt ihn mit ihren Säften, und bringt ihn in ihrer eigenen Lebenskraft zu jener Reife, wo der Keim, in sich selbst wieder die zartesten Anfänge eines Keimes enthaltend — im Keime der Keim, — den Mutterkörper zum Antritte eines neuen Lebens verlassen kann. Sei es nun, daß dieser neue Lebenskeim der Mutterpflanze sich als Pflanzensamenkern, oder als Ableger sich gestaltet, so viel ist gewiß, daß die Mutterpflanze, obwohl sie ihren Standpunkt nicht verlassen kann, ihren Fortpflanzungskeim noch mit einem besondern Schutze ausrüstet, um dessen Fortkommen im Erdreiche sowohl, selbst wenn im Augenblicke des Austrittes desselben von der Mutterpflanze durch atmosphärische Einflüsse jene Bedingungen im Boden nicht bestehen, welche für dessen Gedeihen allda nothwendig sind, als auch dessen Uebersiedlung an einen entfernteren Ort, als die Mutterpflanze steht, zu begünstigen. Die eine Mutterpflanze

streuet ihren Fruchtsamen nahe um sich, eine andere schnellet ihn mit einer gewissen Kraft ab, damit ihre Keime in größerer Entfernung um ihr herum sich anstauden können, während die Fruchtsamen anderer Pflanzenkörner gleichsam wie mit Flügeln, oder einer leichten Umhüllung oder Beigabe ausgerüstet werden, damit die bewegte Luft das Mittel zur Keimlegung derselben auf viel entferntere Orte abgeben muß. Pflanzen von ansehnlicher Größe und auch andere umgeben ihre Fruchtkörner mit Nahrung und Zweckdienlichem für Menschen und mit Aetzung für Thiere. Dadurch nun, daß jene in vorsorglicher Anpflanzung derselben für ihre Genüsse, Nahrung und überhaupt für allgemeine und spezielle Bedürfnisse sorgen, diese im Fortschleppen solcher Fruchtkörner durch Verlieren — hier ohne, dort mit Absicht — solche in weite Verbreitung bringen, entsteht auch hier Manchfaltigkeit der Abwechslung, welche allenthalben weiseste Einrichtung beurkundet.

So, einer Ortsveränderung überhoben, findet die Pflanze die nöthige Verbreitung ihrer Gattung durch die abgelegten Keime, Keime und Pflanzen aber in bescheidener Genügsamkeit die ihnen zur Nahrung dienenden und zum Selbstbestehen nothwendigen Stoffe schon vorbereitet im Boden und in der Luft, nehmen sie auf, und assimiliren sie nach dem jeder einzelnen Gattung innegelegten Lebensprinzipe für die eigene Ausbildung, für den ununterbrochenen Kreislauf in der Pflanzenwelt, so wie zum unabänderlichen Bestande jeder eigenen Gattung.

Der Lebenszweck der Pflanze in der Natur kann nicht ignorirt werden, da in der unaufhörlichen Regeneration der Pflanzenwelt die einzige Möglichkeit der Erhaltung der höher gestellten Organismen gegründet ist. In und durch die Pflanzen leben die höher gestellten Organismen auf dem Festlande. In der Pflanze liegt sonach die Verkettung mit dem Thierreiche.

Fortsetzung.

Die nächst höher gestellte Ordnung umfaßt das Thierreich. In diesem finden wir hervorragend das Vermögen, sich von Stelle zu Stelle bewegen, den Standpunkt wechseln zu können. Diese freie Ortsbewegung im Thiere ist begründet, vielmehr geboten in

den größeren Anforderungen zur Aufnahme von Nahrung für den Stoffwechsel zur Erhaltung des eigenen Bestandes und anschließend der Befruchtung des Fortpflanzungskeimes durch die Geschlechtsvermischung für die Erhaltung der Gattung. Im Thierreiche ist also entschieden die Ortsveränderung, der Ortswechsel hervorragend, und das Bedürfniß hiefür tritt um so entschiedener hervor, je mehr Schwierigkeiten sich demselben in der Selbsterhaltung und im Fortpflanzungsgeschäfte ergeben. Die Grenzen für den Aufenthalt innerhalb eines gewissen Bezirkes für die Nothwendigkeit der Selbst- und Gattungserhaltung sind demnach entsprechend nicht zu enge gezogen.

Der Boden, vielmehr die Stelle, welche der Pflanze zum unwandelbaren Besitzstande angewiesen, ist die eigentliche Quelle, aus welcher der Pflanzenorganismus seine Nahrung schöpft, und in welcher Stelle das Erdenleben im Stoffwechsel die den Pflanzen nöthigen Stoffe ablagert. Die Pflanze nimmt davon vermöge ihrer innewohnenden Lebensthätigkeit auf, was sie braucht, und durch die Aneignung des Brauchbaren ist deren Selbstbestehen gesichert. — Anders ist es beim Thiere, welches nicht an die Scholle gebunden ist. Diesem hat die Natur eine ganz andere Quelle, aus welcher dasselbe seine Nahrung schöpfen kann, angewiesen. Es ist diese sein Magen. In diesen nimmt es, wie nur immer dessen Fraßwerkzeug beschaffen sein mag, seinen Nahrungsstoff, welchen die Natur wieder, wie für die Pflanze, frei bietet, zunächst auf, und schöpft daraus das zum Selbstbestande und zur Entwicklung nöthige und dienliche Material. Der Magen des Thieres ist, was der Pflanze der Boden. In diesem liegt der Assimilationsstoff der Pflanze vorbereitet; der assimilirbare Stoff für das Thier aber liegt in der Pflanze, beziehungsweise wieder näher vorbereitet in von Pflanzen lebenden Thieren, welchen das Thier erst in seinen Magen aufnimmt. Die nähere Zerlegung des Nahrungsstoffes geschieht durch das individuelle Leben da, wie dort.

Zur Auffindung des nöthigen Nahrungsstoffes gleichsam für den Boden des Thieres, für dessen Nahrungsbehältniß, ist dem Thiere eine eigenthümliche Gabe innegelegt, vermöge welcher dasselbe das ihm allein Zuträgliche finden kann. Diese Gabe nennt man gemeinhin den Instinkt des Thieres. Dieser führt es vom Schäd-

lichen hinweg zum Nützlichen, zum allein Dienlichen. Letzteres allein nimmt es in seinen Magen auf, in welchem sich die eigentliche Verarbeitung zur Assimilation vorbereitet. Die so vorbereiteten Stoffe nimmt der Organismus jetzt nach Maßgabe seines Bedarfes auf, und macht sie seineigen zur selbstständigen Entwicklung und zum Bestehen des Organismus, sowie zur Entwicklung des inneliegenden Fortpflanzungskeimes. Allein dieser letztere kann, ohne selbst wieder Leben erhalten zu haben, nicht vorwärts kommen. Damit nun durch das Absterben des Keimes die Gattung nicht zu Grunde gehe, sorgte die Allgüte dafür, daß dieser belebt werde, und zwar rechtzeitig belebt werde. Sie legte, gleichwie in die Pflanze, eben so in die Geschlechter des Thierreiches neben dem individuellen Erhaltungstrieb auch jenen für die Fortpflanzung nieder. Nachdem das Thier ausgebildet ist, und freie Selbstständigkeit erlangt hat, tritt letzterer Trieb der Art hervor, daß durch Vermischung der zwei Geschlechter einer Gattung, ob sie vereinigt oder getrennt leben, der Fortpflanzungskeim befruchtet und belebt wird.

So wie in der Pflanze, so im Thiere erwacht dieser Trieb nicht in willkürlicher Zeit. Diese Zeit der Befruchtung des Fortpflanzungskeimes ist hier und dort in so scharfe, in so sichere Grenzen gezogen, daß, wenn der durch die Geschlechtsvermischung belebte und sich jetzt entwickelnde Fortpflanzungskeim von der Mutterpflanze oder dem Mutterthiere auf die Erde abgesetzt wird, derselbe die zum weiteren Fortkommen nothwendigen Bedingnisse findet. So wie dort in der feststehenden Pflanze Vorsorge für deren reifen Keim behufs rechtzeitiger Anwurzelung, so auch für deren Weiterverbreitung getroffen ist, eben so finden wir dieses beim Thiere in erhöhtem Maße. Nach erfolgter Belebung und Ausbildung des Keimes im Mutterorganismus erfolgt dessen Aussetzung. Allein sogleich tritt von Seite dieses Mutterorganismus die Vorsorge für den lebendigen, ausgesetzten Keim, nun jugendlichen Organismus, bis dessen freies Fortkommen gesichert ist, in hundertfacher Manchfaltigkeit auf, und wahrhaft merkwürdig wird in allen Thiergattungen durch die Muttersorge für das Aufkommen des Ablegers überall hin den Bedürfnissen entsprechend Rechnung getragen.

Nur zwei Triebe, der Selbsterhaltungs- und der Fortpflanzungs-

trieb sind im Thierreiche vorherrschend: nur in diesen beiden vegetirt es, lebt es. Je mehr Hindernisse dem Thiere in Verfolgung dieser zwei Lebenszwecke sich entgegenstemmen, mit desto mehr Mitteln ist dasselbe ausgerüstet, diese Hindernisse zu bewältigen. Diese Hilfsmittel sind Empfindung mit Geschmack, Gesicht, Gehör und Geruch. Mit Hilfe dieser Fühlorgane spürt es seine Nahrung oft auf weite Entfernungen auf, weiß Schädliches vom Nützlichen zu trennen, und das richtige Maß von Nahrungsstoffen aufzunehmen, so wie sie auch zum Theile die Mittel sind, sich in geschlechtlicher Beziehung einander nähern zu können. Und wo diese Hilfsmittel des Instinktes — diese Fühlorgane — zur Erreichung des allgemeinen Zweckes im Thierleben für die Selbst- und Gattungserhaltung sich nicht genügend erweisen, sind dem Thiere eigne Verständigungslaute verliehen, mittels welchen nun der bleibende Bestand der Thiergattungen im Instinkte vollständig gesichert ist.

Merkwürdigerweise liest man zuweilen von der „Sprache" der Thiere, und selbst Männer, denen man ein tieferes Urtheil zutrauen dürfte, verfechten mündlich und schriftlich ihre Einwürfe, daß die höher entwickelten Thiere mit Sprache begabt seien. Aber eben so wenig der Ackersmann mit seinem Gespanne, wenn er solches mit gewissen gedehnten Lauten zum Stillstehen, zum schnelleren Gange, zum Rechts- oder Linksumwenden ermuntert, in diesen einfachen Lauten, welche die Thiere verstehen, weil man sie ihnen eingeübt hat, eine Sprache spricht, eben so wenig verkehren die verschiedenen Thiergeschlechter unter sich in einer Sprache. Nichts als Verständigungslaute sind es für die Erreichung der zweifachen Lebenszwecke des Thieres, welche dasselbe schon kennt, ehe sie dem Jungen von den Alten eingeübt werden konnten, deren Verstehen und Erwidern schon in seinem eigenthümlichen Instinkte fest mitbegründet, ihm angeboren und nicht erworben sind, und unumgänglich nöthig für ihre, so zu sagen, mechanisch sich fortspinnenden zweifachen Lebenszwecke erscheinen. Diese Verständigungslaute sind je einfacher, je weniger die Thiere in ihrer Entwicklung, in ihrem Fortkommen und Erhaltung mit Hindernissen zu kämpfen haben, und lassen sich gewöhnlich in Aufmunterungs-, Lock-, Warnungs- und Empfindungs-Rufe summiren.

Das Thier, an wenige Bedürfnisse gebunden, findet, was es

braucht; von geistiger Bildung desselben kann schon wegen Mangel des Geistes keine Rede sein, seine Geschicklichkeit für die Erreichung seines doppelten Lebenszweckes ist ihm im vollendeten Maße angeboren. Seine Fühlorgane, von den Meisten eben so unrichtig als Sinnesorgane bezeichnet, dienen wieder nur dazu, diesem doppelten Lebenszwecke in einfachster Art nachkommen zu können. Das scharfe Gesicht, der feine Geruch, das merkwürdige Hör- und Fühlvermögen dieser Tausende von Thiergattungen sind nichts als sichere Leitfäden derselben zur Ermöglichung der Selbsterhaltung und Fortpflanzung. Nirgends findet man im Gesammtthierreiche, daß diesem oder jenem Thiere seine Fühlorgane beigegeben sind, um dessen Instinkt, oder dessen Lebensäußerung im Instinkte zu vervollkommnen. Es bringt diesen vollendet mit zur Welt, d. h. der Instinkt der Thiere in allen seinen Ausläufern hat seine Vollendung, seine Vollkommenheit mit der freien Entwicklung des Thieres ohne jede andere Erwerbung oder Ausbildung erreicht. Im Instinkte lebt das Thier, und lebt durch ihn. Derselbe leitet das Thier so sicher in der Natur, ja noch sicherer, als der Magnet, weil er sich nicht von den Polen abwendet, den Schiffer, der sich erst zu diesem Behufe seine Vorkehrungen treffen muß, auf dem weiten Oceane.

Fortsetzung.

Aber, wird man einwenden, dem Hunde wird doch eine gewisse freiere Geistesrichtung vor den anderen Thieren zugestanden werden müssen, da ihm Verstand, überhaupt Ueberlegung, Urtheil, Gedächtniß, Schlauheit u. s. w. nicht abzusprechen sind! — Dieser Einwendung ist mit einem unbedingten „Nein“ zu antworten; denn jede freiere Geistesthätigkeit ist den Thieren abzusprechen, und somit auch den Hunden. Gehen wir hin zu den Naturforschern und fragen bei diesen an, wie sie von den Hunden urtheilen, so wird uns unter andern der Bescheid, daß der Hund unter die Gattung der Raubthiere, von Manchen sogar unter die größeren Raubthiere gezählt wird, und mit dem Fuchse, dem Schakale, dem Wolfe und der Hyäne zu einem und demselben Geschlechte zu rechnen sei.

Unbefriedigt über diese naturgeschichtliche Bestimmung der Gattungsverwandtschaft des Hundes muß sich ein Jeder fragen, welcher

Interesse an der Sache nehmen mag, wo nur immer in der Welt der Hund als ein naturwildes, freies Leben führendes, vom Raube sich nährendes, als ein Raubthier gefunden wird. Einige unsichere Nachrichten abgerechnet, daß man bei der Entdeckung von Südamerika wilde Hunde angetroffen habe, besteht kein Beispiel, daß auf der großen, weiten Erde die Hunde wild, als Raubthiere vorkommen, während doch alle unsere Hausthiere in dieser oder in jener Gegend im Naturzustande angetroffen werden*).

Der Mensch gewöhnt und zähmt wohl manche Thiere für seinen Dienst, welche ein naturwildes Leben führen, selbst theilweise in Horden leben, und mit dem Hunde etwas Aehnlichkeit zu haben scheinen, wie den Gepard in Indien, welcher gleich einem Jagdhunde zur Antilopenjagd abgerichtet wird. Allein halte man diese Thiergattung nicht für eine wilde Hundeart; denn sie eignet sich nie die aufrichtige Anhänglichkeit an den Menschen an, wie der Hund, eben so wenig, wie die Fischotter (der Fischmarder), welche so ziemlich gezähmt und zum Fischfange abgerichtet werden kann. Der Hofhund, der sogenannte Spitz, hat wohl sehr viel Aehnlichkeit mit dem Fuchse, allein in ihrer Lebensweise und in ihrem Naturelle haben Beide nichts miteinander gemein; auch läßt sich der Fuchs nie so zähmen, daß er nicht irgend einen Theil seiner Wildheit beibehalten sollte. Unter allen Umständen kehren diese Thiere gerne wieder und freiwillig zur Wildheit zurück, wo hingegen sich der Hund nie vom Menschen trennt.

Der Hund ist auf der ganzen Erde zu finden, sonst aber Keines der vielen Tausende von Thiergattungen. Ueberall ist er nur bei den Menschen, und nur den Menschen dienend. Dieser Umstand allein sollte uns auffordern, nach der Ursache zu fragen, warum denn dieses Thier unter den vielen Tausenden von Geschöpfen nur allein berufen ist, mit dem Menschen in jeder Zone leben zu können — dieses vermeintliche Raubthier, dessen Anhänglichkeit an dem Menschen, seinem Ernährer — dessen Aufrichtigkeit, Treue, Genügsam-

---

*) Man sagt, daß in Bengalen eine Thierart, den Hunden ähnlich, deßhalb Pariahunde genannt, schaarenweise gefunden werde, aber die Menschen fliehe. Ihnen geht sonach die Eigenschaft der Hunde ab, nämlich Annäherung an die Menschen.

keit, Wachsamkeit und die sonstigen Dienstesleistungen für seinen Herrn wahrhaftig bewunderungswürdig sind! Wer wird in dem großen Alpenhunde (Marons) auf St. Gotthard und St. Bernhard, dessen Dienste für verunglückte Reisende so zu Herzen gehend sind, ein größeres, und in dem gewöhnlichen Haushunde, der in treuer Hingebung sein Leben für seinen Herrn opfert, ein kleineres Raubthier erkennen?

Der Hund und der Wolf hegen, wie naturgeschichtlich bekannt ist, beständige Feindschaft. Treffen sie zusammen, so kämpfen sie auf Leben und Tod miteinander. Siegt in solchen Kämpfen der Hund, so läßt er seinen getödteten Gegner liegen; siegt jedoch der Wolf, so frißt er den todten Hund auf. — Bei den Rattenfängern und sehr wenigen anderen Hundearten findet man zwar die Eigenschaft, Ratten, Maulwürfe und Mäuse zu tödten. Allein als Nahrung dienen ihnen solche selbstgetödteten Thiere nicht, sondern verschmähen sie. — Und wenn behauptet wird, daß der Hund ein Raubthier sei, so ist bei den so verschiedenen Varietäten desselben denn doch die Frage erlaubt, welches die eigentliche Stammraçe derselben ist. Bis jetzt hat noch Niemand mit Glück eine eigene Stammraçe des Hundes auffinden können, ja unter Berücksichtigung aller Umstände ist vielmehr anzunehmen, daß für sämmtliche Hundearten kein eigentlicher Stammhund besteht, da jede Gattung dieser Thiere ihre besonderen Eigenschaften besitzt. Alle Arten aber vereinigen sich in dem einen Punkte, dem Menschen zum Schutze, zur Erleichterung, zum Vergnügen zu dienen, so in den größeren Arten, den Fang-, Fleischer-, Schäfer- und Jagdhunden, so in den kleineren Arten, in den Hof- und Haushunden und deren hundertfachen Varietäten.

Betrachtet man das Naturleben des Hundes in seinem Instinkte, und vergleicht es mit jenem der übrigen Thierarten, so erhebt sich zur Gewißheit, daß die Natur dem Hunde eine ganz andere Richtung seines Instinktlebens für die Selbsterhaltung angewiesen hat, als den übrigen Thieren; daß sie den Hund mit weit höher entwickeltem Instinkte ausgerüstet hat, nicht um durch ihn unmittelbar seine Nahrung zu suchen und zu finden, und dadurch sich so selbstständig zu erhalten, sondern daß dem Menschen, diesem von

dem Instinkte beinahe gänzlich vernachlässigten und verlassenen Erdengeschöpfe, der Hund von der Allvorsorge vor die Füße gelegt worden ist, auf daß er in seinem hochbegabten Instinkte dem Menschen diene, ihn beschütze und leite, so weit es dessen körperliches Wohl und Sicherstellung vor Gefahren betrifft, und ihn auch wohl ergötze, auf daß er sich seine tägliche Nahrung im Dienste des Menschen abverdienet, welche ihm dieser aus Erkenntlichkeit reicht.

Die Fühlorgane aller Thiergattungen sind stets darauf gerichtet, wie der tägliche Fraß erworben werden kann. Ist der Hunger gestillt, so kümmert sich kein Thier auf der großen, weiten Welt weder um die Natur, noch um den Menschen, vorausgesetzt, daß ihm keine Gefahr drohet. Nicht so beim Hunde. Dieser hat nur Augen, Ohren, Geruch, Körperkräfte, überhaupt sein Alles, selbst sein Leben beständig für den Dienst seines Herrn und wartet, bis ihm dieser Nahrung mittheilet, oder bettelt sich solche von ihm, wenn ihm die Verabreichung von Nahrung zu lange dauert. Und wenn der Mensch in der mißlichen Lage ist, hungern zu müssen, und dem Hunde nur sehr sparsam mitgetheilt werden kann, wird er sich doch nicht von seinem Herrn bleibend trennen, sondern bis zum Tode ausharren, vorausgesetzt, wenn er seinem Naturelle nach von seinem Herrn behandelt wird.

In dem Hunde existirt, wie in jedem andern Thiere, der Selbsterhaltungstrieb: allein nach Allem muß als gewiß angenommen werden, daß die Natur demselben die Geschicklichkeit versagt hat, freieigen sich seine Nahrung zu suchen und zu finden, hingegen mit Treue und Anhänglichkeit ohne Falschheit für den Menschen versehen hat, mit dem Vermögen, im Dienste des Menschen den der Raçe eigenthümlich innegelegten Instinkt zu vervollkommnen, was man irriger Weise die „Gelehrigkeit" des Hundes als die Folge einer höheren Geistesrichtung nennt, um so dadurch seine Selbsterhaltung nicht in freieigener Aufsuchung von Nahrung, sondern durch Abverdienen und durch Liebes-, resp. Anhänglichkeitsdienste bei den Menschen zu ermöglichen. — Der Mensch hat nicht die Instinktgabe, wie die Thiere, durch welche diese die für die Selbsterhaltung drohende Gefahr entweder verhüten oder dieser auszuweichen ver-

mögen: er kann z. B. durch seinen Geruch oder jeden anderen Sinn von Ferne nicht seine Feinde erkennen, welche versteckt auf ihn lauern. Seinen Hund aber, wenn er ihn richtig behandelt, kann er abrichten, daß er jede wahre und scheinbare Gefahr, welche ihm in Nachstellungen durch das eigene Geschlecht oder von Thieren drohen, schon von ferne auskundschafte oder wittere und seinen Herrn warne. In der Gefahr selbst vertheidigt der Hund seinen Herrn als treuer Freund auf Tod und Leben, sei es gegen die mächtigsten Raubthiere, als Wölfe und Löwen, und nimmt den ungleichen Kampf auf, um seinem Herrn Gelegenheit zu bieten, die Gefahr von sich abzuwenden oder derselben entweichen zu können.

Der Hund kennt, oder lernt sehr leicht die Angehörigen und Befreundeten seines Herrn kennen, so wie er bei den Wilden, die in ewiger Fehde miteinander leben, die Stammgenossen seines Herrn auch Nachts und auf Entfernungen ganz sicher von jenen zu unterscheiden vermag, welche einem andern oder einem feindlichen Stamme angehören. So kennen die Hunde in Constantinopel, überhaupt in den türkischen Städten, allwo sie herrenlos herumlaufen, jeden Türken von den Nichttürken genau. Gegen Letztern zeigen sie sich mürrisch, selbst bissig, was wohl auch ein Grund mit sein mag, daß man diese Thiere als Raubthiere hat gelten lassen wollen. Allein diese Hunde schmeicheln den Türken, obgleich letztere es unter ihre Würde halten, nähere Bekanntschaft mit den Hunden zu machen, ja alles Verächtliche mit dem Namen „Hund" bezeichnen. Woher rührt es wohl, daß die Hunde in der türkischen Hauptstadt und an andern Orten einen Unterschied machen zwischen Türken und Nichttürken, jenen zugethan sind und diese hassen? Die Verachtung der Hunde von den Türken ist kein Haß gegen diese Thiere, denn sie beschützen die herrenlos in den Straßen herumlaufenden Hunde und füttern sie; ja einzelne Türken bestimmen letztwillig Fleischrationen für die Hunde, die denselben auch nicht vorenthalten werden. Um dieser Ursache willen, nämlich weil die Hunde von den Türken auf diese oder jene Art gefüttert werden, zeigen sich diese Thiere gegen jeden Türken verträglich und anhänglich, während sie die Nichttürken nicht zu selten recht nachdrücklich anfallen, was schon sehr oft zu der irrigen Annahme Veranlassung gegeben hat, namentlich bei solchen,

welche der Ursache nicht tiefer nachgeforscht haben, daß die Hunde wilde Thiere wären, und schon ihrem Baue nach zu den Raubthieren gehörten.

In welchem Dienste seines Herrn ein Hund auch nach den individuellen, in der Raçe niedergelegten, bevorzugten Eigenschaften stehen mag, immerhin hat er die Augen auf seinen Herrn gerichtet, um gleichsam aus dessen Miene die Befehle für sein Verhalten herauszulesen. Er lernt auf einen bestimmten Ruf gehen und gehorchen und aus der Sprache seines Herrn sich viele Worte so verständlich einzuprägen, daß er nicht leicht mißverstehen wird. Wenn man einem solchen Hunde befiehlt, die Handschuhe zu bringen, wird er gewiß nicht die Pantoffeln oder Schuhe, und so umgekehrt nicht die Handschuhe bringen, wenn man ihm die Schuhe zu bringen geheißen hat. — Hier ist nicht der Ort, die vielen Geschicklichkeiten aufzuzählen, welche zum Frommen oder zum Vergnügen der Menschen dem Hunde angewöhnt werden können. Sie sind bekannt genug. In keiner Beziehung aber spiegelt sich im Hunde ein Geistesleben ab, sondern das strenge Gebot des Instinktes in hochbegabter Weise ist es einzig und allein, welches den Hund zwingt, in treuer Anhänglichkeit an den Menschen sich anzuschließen und ihm auf die manchfaltigste Weise zu dienen.

Wie das Instinktleben eines jeden Thieres sich nur um diese zwei Pole dreht, nämlich um die Selbsterhaltung und die Fortpflanzung im Geschlechte, und der Eine dieser Triebe in den Hintergrund tritt, während der andere vorherrschend wird, eben so ist es im Instinktleben des Hundes, eben weil es kein geistiges, sondern rein thierisches, von der Natur allein ausgehendes und geleitetes ist. Während beim Hunde, wie bei den übrigen Thiergattungen, der Begattungstrieb in den Vordergrund tritt, weicht der Selbsterhaltungstrieb zurück: und da dieser beim Hunde seine Wurzeln tief in der Anhänglichkeit an den Menschen eingeschlagen hat, nun, so muß sich auch diese Anhänglichkeit an den Menschen in eben so hohem Grade lockern, als jener, der entgegengesetzte Trieb mächtiger wird. Zur Begattungszeit äußert der Hund keine Freßlust, er hört ungerne auf seinen Herrn, sieht ihn kaum an, oder wenn doch, so sucht er sich seinem Dienste auf jede mögliche und schickliche Art zu entziehen.

Seine eingepfropften Kunststücke hat er sammt und sonders vergessen, oder vielmehr, es fällt ihm nicht ein, an sie zu denken. Tritt nun dieser Trieb zurück, so bekommt der Hund wieder Freßlust und mit dieser das Bedürfniß, sich seinem Herrn, dem Menschen, wieder zu nähern. Jetzt wird er wieder das treue, anhängliche, wachsame, schützende, freudige Thier, wie zuvor.

Fortsetzung.

Noch ein Thier geht in den menschlichen Wohnungen frei auf und zu. Dieses sucht sich gerne ein warmes Plätzchen unter dem Ofen, und macht sichs überhaupt darinnen so bequem als möglich. Es ist dieses die Katze. Sie nimmt auch Nahrung von den Menschen an, beansprucht aber etwas besseres als der Hund. Und wenn ihr niemals ein Verdachtsgrund gegen die gütige Hand, welche ihr Naschereien und andere gut schmeckende Nahrungsmittel zugewendet, gegeben worden ist, nie vergißt dieses mißtrauische Thier, ihren von den Menschen gebotenen Fraß erst allenthalben zu beriechen, wenn er flüssig, oder abzuschütteln, wenn er fester Consistenz ist. — Der Hund hingegen trauet dem Menschen vollkommen. Bei ihm ist der zugeworfene Bissen ein Druck, ein Schluck, und nimmt ohne Mißtrauen Platz in seinem Magen.

Die beste Katze nimmt nie ein ganz und wahrhaft zutrauliches Wesen zum Menschen an, und nie wird sie ihren Gutthäter aufrichtig ansehen lernen. Wohl wird sie sich da und dort schmeichelnd und streichelnd ihm nähern, und selbst wieder Schmeicheleien dagegen empfangen, so lange, als es ihr gefällt. Ihre ganze Tageszeit füllt sie mit Ruhe und Verdauung, und dann mit Fressen und Aufsuchen von Fraßstoffen aus, und geht dabei mißachtend am Menschen vorüber. — Wenn die kleine Jugend ihres Gutthäters sich einen Zeitvertreib mit ihr erlaubt, so wird sie dem arglos mit ihr spielenden Kinde manchmal eine tückische Verletzung beibringen. — Nicht so der Hund. Das Kind seines Herrn, seines Wohlthäters und Ernährers kann ihn sorglos als Spielzeug benützen, so lange das Kind will. Nicht nur ermüdet der Hund nicht, die Neckereien seines kleinen menschlichen Gespielen zu ertragen, sondern er erwidert sie auch in den allerschonendsten Formen, und wehe dem

Fremdlinge, welcher in verdächtiger Weise dem Kinde sich zu nähern suchen wird.

Betrachtet man die Hast des Hundes in Aufnahme seines Fraßes, so kann man zu der Annahme verleitet werden, als scheine es, daß dem Hunde die Zähne als Mittel zum Fraße nur in untergeordneter Bestimmung verliehen worden seien, und daß die Hauptbestimmung derselben, namentlich die der Vorder- und Eckzähne, theils die eigene Vertheidigung, theils jene seines Herrn sei. — Uebrigens sei demselben, wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß der Hund in Hast, ohne Benützung seiner Zähne, seinen Fraß gleichsam verschluckt, und nur ausnahmsweise sich derselben bedient, im Fressen alle Rücksichten gegen den Menschen weniger genau nimmt, und leicht zum höchsten Zorne gereizt werden kann, wenn er dabei geneckt wird. Nach dem Fraße aber, welchen der Hund so viel als möglich beschleunigt, ist er wieder seines Herrn willfähriger Diener und Beschützer.

Nicht so die Katze. Diese will nur fressen und verdauen. Sie kümmert es wenig, ob dieser oder jener im Besitze des Hauses ist, in welchem auch sie ein- und ausgeht. Ihr ist ein Haus nicht sowohl die Wohnung ihres Ernährers, sondern ein Aufenthaltsort von Mäusen, welche sie als Fraß allem Andern vorzieht, dann in entfernterer Beziehung eine Stätte, wo ihr von bekannten Menschen Nahrung gereicht wird. Im Gefühle ihrer starken Bewaffnung durch scharfe Krallen und spitze Zähne, ihrer großen Behendigkeit, welche sie auch vorsorglich beinahe mit jeder frisch gefangenen Maus durch Spielereien übt, ihrer mächtigen Verdauungskraft, welcher Knochen, Haare und Federn nicht widerstehen, ferner der sich darauf gründenden Möglichkeit, sich ganz selbstständig von Mäusen, Ratten, Vögeln und sonstigen kleineren Thieren ernähren zu können, erwidert sie dem Menschen keinen Dank, wenn er sie füttert und beherbergt, trennt sich vom Menschen viel leichter und verwildert manchmal fast gänzlich. Nur die Wohlthat, welche dem Menschen aus ihrem ewigen Kriege mit dem genannten Ungeziefer des Hauses erwächst, erhält sie als Hausthier neben dem Hunde.

Fortsetzung.

Daß Katzen sowohl als Hunde von gewissen Menschen über Gebühr verhänselt und so ihrem von der Natur vorgezeichneten Charakter entfremdet werden, bedarf, als bekannt, keiner weiteren Erwähnung, und eignet sich auch nicht hieher zur weiteren Erörterung. Ganz anders aber verhält sich die Sache, wenn aus der unnatürlichen Behandlung der Katzen und Hunde gewisse Mißstände erwachsen, welche zu den bedauerungswürdigsten Vorkommnissen im Leben der Menschen Veranlassung sind. — Betrachtet man das Naturell des Hundes genau, seine Stellung, welche ihm von der Natur zum Menschen angewiesen ist, im Zusammenhalte mit seiner Behandlungsweise von Seite der Menschen und mit den Krankheiten dieses Thieres, so gewinnt man die innerste Ueberzeugung, daß der Ursprung der fürchterlichsten aller Krankheiten dieses Thieres, die Hundswuth nämlich, größtentheils auf unnatürlicher Behandlung desselben von Seite der Menschen basirt.

Unsere Schriftsteller führen mehrere Veranlassungen an, durch welche die Wuth bei Hunden primitiv entstehen könne, hauptsächlich aber folgende:

1) Unbefriedigter Geschlechtstrieb, und schlagen vor, die Anzahl der Hündinnen auf ein Verhältniß zu den männlichen Hunden zu setzen;

2) zu große Hitze oder zu strenge Kälte des Atmosphäre, oder überhaupt auch zu schneller Wechsel von Hitze und Kälte;

3) schlechte, unregelmäßige Fütterung der Art, daß den Hunden die Kost entweder zu warm, oder in zu großen Zwischenräumen gereicht würde;

4) Mangel an hinlänglichem und reinen Wasser;

5) faules Fleisch und stinkendes Wasser;

6) Mangel an frischem Blute und Fleische, in der Voraussetzung, daß der Hund frisches Thierblut bedürfe, weil er zum Geschlechte der Raubthiere gehöre; endlich

7) brutale Behandlung.

Nicht ohne Unrecht ist anzunehmen, daß jene Schriftsteller, welche den primitiven Ausbruch der Wuth bei Hunden vor Allem

aus dem unbefriedigten Geschlechtstriebe derselben herleiten wollen, nicht aus der Erfahrung, diesem Sichersten aller Wegweiser, geschöpft haben; denn der Erfahrung zufolge sind es die Luxushunde, bei welchen jene Krankheit primitiv am meisten beobachtet worden ist; dann kommen die Hof- und Kettenhunde, endlich und zuletzt die Jagd-, Metzger- und Schäferhunde. Erstere haben doch am meisten und letztere am allerseltensten Gelegenheit, diesen Trieb zu befriedigen. Es muß vielmehr behauptet werden, daß die unnatürliche Behandlung, mit welcher namentlich die übermüthige, rohe Jugend den Hund während der Begattungsscenen traktirt, mehr Antheil an nachfolgend ausbrechender Wuth selbst hat, als in dem Naturtriebe als solchem allein, oder in der Nichtbefriedigung desselben liegt.

Wie bei allen Thieren, so tritt auch im Hunde der Drang zur Geschlechtsvermischung zuerst bei dem Muttergeschlechte ein. Dieser Drang ist an gewisse Perioden gebunden. Während einer solchen Periode lockt die Hündin den männlichen Hund an sich, in welchem jetzt auch durch die Natursympathie derselbe Trieb rege wird. Während nun die männlichen Hunde um das Weibchen sich schaaren und kämpfen, da gefällt sich die Rohheit mancher Menschen, diese an den armen, unvernünftigen, von ihrem Instinkte scham- und willenlos fortgerissenen Geschöpfen zu üben; und wer Gelegenheit hat, dem niederen Volke näher zu kommen, hat gewiß von Menschen aus dessen Mitte sich schon Bravourstücke begangener Rohheit rühmen hören, bei deren Erzählung man sich schon abwendet. — Ist es da ein Wunder, wenn der in solchen Affairen halb zu todt gehetzte oder geängstigte Hund der Wuth verfällt? — Oder ist die Nichtbefriedigung seines erwachten Triebes, oder die grausame, übel verstandene Behandlungsart des Hundes nächste Veranlassung, wenn auf solche empörende Scenen dieser oder jener Hund erkrankt, und dann Angst und Schrecken verbreitet? — Ist es nicht Thatsache, daß der Hund, wenn sich in ihm sein zweiter Naturtrieb, der der Fortpflanzung regt, wenig oder gar nichts frißt, demnach sein erster Naturtrieb, der der Selbsterhaltung zurückgedrängt ist, und somit viel leichter erregbar ist und Ueberreizungen seiner Nerven viel leichter ausgesetzt sein muß, als sonst? — Tausende und Tausende von Hunden haben nie die Kette verlassen, andere nie das Rad, welches

sie bewegen mußten, oder den Karren, an welchem sie angespannt waren, kamen nie, da ihnen das Herumstreunen verwehrt worden ist, zum Vollzuge des Begattungsaktes, manche oft schon nicht wegen Ungleichheit der Formen; sie waren und blieben gesund, so lange sie jene Behandlung genossen haben, welche der Hund mit Recht in Anspruch, in bescheidnen Anspruch nimmt. Und übersehe man nicht, daß, sobald bei der Hündin der Begattungstrieb erloschen ist, derselbe Trieb auch in dem anderen Geschlechte nicht mehr verspürt wird, und daß er bei diesem Geschlechte gar nie erwacht, wenn er nicht durch den erwachten Geschlechts=, vielmehr Begattungstrieb des Muttergeschlechtes angeregt wird.

Einen traurigen Beleg über den Ausbruch der primitiven Hundswuth nach roher Behandlung brachten vor wenig Jahren die Lokalblätter einer Provinzialhauptstadt. Eine rohe, ungeschickte Hand wollte daselbst einen Hund von mehr kleiner Statur kastriren, und schändete das bedauerungswürdige Geschöpf der Art, daß der eine Hode halbdurchschnitten aus der Wunde heraushing. In diesem Zustande wurde das Thier auf die Straße gesetzt oder vielmehr gejagt, ohne daß man sich um das Thier, welchem der Straßenkoth an dem empfindlich wunden Theile sicherlich große Schmerzen verursachen mußte, im mindesten mehr bekümmert hätte. Ein junger, kräftiger Mann, welcher dieß Erbarmen erregende Geschöpf so hilflos auf der Straße herumtaumeln sah, näherte sich diesem Hunde, — man sagte, aus Mitleid, — erhielt aber von ihm, als er ihn anfassen wollte, einen Biß in die Hand. Nicht lange darauf entwickelte sich in dem Gebissenen die Wasserscheu, welcher er auch unter den bekannten Symptomen in der Lokalheilanstalt erlag. — Von dem Kampfe des Kranken in einem Paroxismus, während dessen der Unglückliche aus seinem Zimmer gebrochen war, mit dem Hauspersonale, welches ihn wieder einfangen wollte, und mit dem Direktor des Spitales, der in eigener Person durch Wort und That seine Untergebene ermuthigte und unterstützte, brachten dieselben Blätter haarsträubenden Bericht. Wie mag es wohl den andern, hilflosen Kranken während der tumultuarischen Kampfesscene gewesen sein, die in derselben Anstalt während derselben Zeit an verschiedenen andern Krankheiten darnieder lagen?

Uebrigens mußte es Angesichts dieser bekannten und durch dieselben Blätter zur Genüge besprochenen Antecedenzien, „die nächste Ursache der primitiven Krankheit des Hundes, so wie der so rasch und fürchterlich sich abwickelnden sekundären Krankheit betreffend“, höchlich befremden, wenn in dem öffentlichen, umfassenden Berichte, welchen dieselbe Blätter ebenfalls wiedergaben, von den Hunden in mißliebigen Tiraden als eines ausgearteten Geschlechtes u. s. w. Meldung geschah. Gegenüber dem Sachverhalte, welcher offen dalag, und gegenüber der Thatsache, daß eben die Natur alle ihre Organismen in strengster Gewissenhaftigkeit der Charaktere und in treuer Form unverändert zu erhalten strebt, und auch unverändert erhält, bedarf solche Auffassungsweise sicherlich keines Commentars.

Die Wichtigkeit des Gegenstandes, welcher oft Veranlassung wird, daß von einer und derselben Ursache ausgehend, ein oder mehrere Menschen in erschütterndster Wahrheit an das Krankenbett gefesselt werden, an welchem die Heilkunde trostlos nach einem Heilmittel umherspähet, ist zu einleuchtend, als daß nicht jeder Mensch, da Niemand vor Verletzung durch einen wüthenden Hund sich sicher wähnen kann, eifrig darauf bedacht sein sollte, jedem Dinge, welches zur Sache gehört, volle Aufmerksamkeit zuzuwenden. Am allerwenigsten passen bei dem Ernste der Sache blos hingeworfene, der Flachheit nachgesprochene, auf Nichts sich stützende Muthmaßungen, die jeder Wahrheit entbehren, oder gar Systemensucht. Ein jeder sollte bemüht sein, in vorkommenden Fällen der Ursache gründlich auf die Spur zu kommen, um so eine Kenntniß der nächsten und am meisten sich darbietenden Gelegenheitsursachen des primitiven Ausbruches der Wuth bei Hunden zu ermöglichen, um so zu seiner Zeit das Uebel, wenn nicht gänzlich auszurotten, doch auf das wenigste Maß der Fälle beschränken zu können.

Als zweite Gelegenheitsursache wird zu große Hitze und zu große Kälte bezeichnet. Auch diese Behauptung, wenn sie nicht mit Vorbehalt geschieht, widerspricht der Erfahrung. Im hohen Norden, so wie in tiefen südlichen Ländern wird von nicht mehr Fällen von Wuthkrankheiten der Hunde erzählt; ja im Oriente soll man diese Krankheit gar nicht kennen. Andrerseits kann auch nicht geleugnet werden, daß grelle Temperaturverschiedenheiten z. B. unter dem heißen

Ofen hinaus in große Kälte oder umgekehrt, unter gegebenen, gewissen Fällen, namentlich bei unnatürlicher Behandlung der Hunde in diesen den Ausbruch der Wuth begünstigen. Und wenn bei uns im hohen Sommer die meisten derartige Fälle beobachtet werden, liegt sicherlich nicht jedesmal die wahre Ursache in der Temperatur der Atmosphäre, als vielmehr wieder in der unnatürlichen Behandlung dieser Thiere.

Wer auf dem Lande bekannt ist, weiß, daß in den heißen Sommertagen der Landbewohner den lieben langen Tag auf dem Felde den dringenden Arbeiten obliegt, und da wird oft in der Eilfertigkeit des Hundes an der Kette zu Hause gar nicht gedacht; und wenn Abends der Hund winselt, und eines das andere von den Hausgenossen fragt: Hat der Hund etwas bekommen? — so wird ein allgemeines „Ich weiß nicht" erfolgen. Ferner wenn die Aeltern bei ihren sich drängenden Feldarbeiten ihre Kinder zu Hause ohne Aufsicht lassen müssen, da kommt es oft vor, daß mehrere derselben sich zusammenrotten, und mit Steinen, Stöcken, Bohnenstäben und ähnlichen Waffen so ein angebundenes Thier maltraitiren. Angegriffen zieht sich der Hund in seine Hütte zurück, und jetzt stößt und schlägt und wirft mit Steinen die unverständige Jugend nach Herzenslust in die Hütte hinein, und freut sich der Grimmassen des geängstigten Thieres. Und wenn nach solchen Auftritten, besonders wenn sie über Gebühr verlängert, oder schnell nach einander wiederholt worden sind, die Natur des Hundes unterliegt und wirklich wüthend wird, ist da die heiße Jahreszeit, oder die muthwillige und herzlose Behandlung, welcher der Hund ausgesetzt war, Schuld? — Dergleichen Ausbrüche von Rohheit sind eigener Erfahrung zufolge nicht selten.

Wieder Andere nehmen aus dem Umstande Veranlassung, daß Fleischerhunde deßhalb weniger der genannten Krankheit unterworfen seien, weil diese öfters Gelegenheit hätten, Blut lecken zu können, was ein Bedürfniß für das Hundegeschlecht sei, weil sie, die Hunde, zu den Raubthieren gehörten, und schlugen vor, diesen Thieren öfters Blut und rohes Fleisch zukommen zu lassen. — Wohl hat es keinen Nachtheil, wenn den Hunden hie und da rohes Fleisch gereicht wird: nothwendig scheint es aber nicht zu sein; denn hiefür spricht die

Erfahrung, welche bezüglich der Hunde der ärmeren Klassen gesammelt ist. Dem Hunde selbst genüget, wenn er nur hie und da einen Knochen benagen kann. Uebrigens weiß man, daß Hunde, stets mit Fleisch gefüttert, bissiger werden, und sich weniger in den Verkehr mit Menschen schicken, als wenn sie mehr Pflanzenkost genießen, bei welcher sie sich am gefügigsten zeigen, ohne zu verweichlichen. Alte, erfahrne Jäger sprechen aus, daß das gesundeste Futter für Hunde Brod, in Wasser gebrockt, sei, dem man etwas Fett beimischt.

Bei dieser Gattung von Hunden, nämlich den Fleischerhunden, ist es weniger der Fraß von rohem Fleische und Blute die Ursache, warum die Wuthkrankheit weniger bei ihnen beobachtet worden ist. Vielmehr ist die wahre Ursache in dem Naturelle und in der Stärke dieses Thieres zu suchen. Der Metzgerhund ist nicht gefesselt, duldet kein rohes Spiel mit sich, und wenn auch die Kinder seines Herrn auf ihm herum reiten, das kümmert ihn wenig. Rohheit aber, überhaupt rohe Behandlung weist er mit Ernst in seine Schranken. — Der Luxushund kann dieses nicht so, da er auch meistens verweichlicht ist: empörenden Neckereien muß er am ersten unterliegen, und darum kommen auch unter solchen Hunden die meisten Fälle dieser fürchterlichen Krankheit vor.

Im Vorstehenden soll nicht gesagt sein, daß die primitive Entstehung der Wuth bei Hunden ausschließend Folge roher oder unnatürlicher Behandlung sei, sondern es muß zugegeben werden, daß es Krankheiten der Hunde gibt, aus welcher sich erst die oben bezeichnete entwickeln kann, z. B. aus Wurmreiz, da manchmal ein Hund vom Bandwurme zu leiden hat. — Dem Verfasser vorliegender Schrift ist ein besonderer Fall bekannt, daß ein Spitzhund, welcher einen Kieselstein apportiren wollte, denselben aus Zufall verschluckte, dadurch, daß er denselben, mit der Schnauze aus dem Wasser holend, erst lose haltend, dann durch eine ruckweise und rasche Bewegung mit dem Kopfe, gleichsam haschend, tiefer in den Mund bringen wollte, um ihn besser fassen zu können. Der verschluckte Stein war nicht mehr zu entfernen: der Hund zeigte bald bedenkliche Symptome, weßhalb er sofort getödtet worden ist. Allein solche Fälle sind sehr selten, und man kann kaum anders annehmen, als daß in den allermeisten Fällen die Wuth bei Hunden als primi-

tive Krankheit aus Ueberreizung in Folge unnatürlicher Behandlung entstanden ist.

Statt sich mit dem Gedanken herumzutragen, den Hunden müsse man rohes Fleisch und Blut zukommen lassen, damit sie gesund blieben, ist es sicherlich besser, diese Thiere mit entsprechender und hinlänglicher Nahrung, wie man sie eben hat, so wie mit Trinkwasser zu versehen, sie als treue, dienende Thiere zu behandeln und Sorge dafür zu tragen, daß ihnen dieselbe Behandlung auch anderwärts zu Theil wird, alsdann wird man sicherlich wenig mehr von wuthkranken Hunden hören.

Fortsetzung.

Erwägt man Alles in Allem, so scheint fest zu stehen, daß der Hund vom Schicksale, vielmehr von der Vorsehung bestimmt ist, seine Nahrung von Menschen durch Liebes- oder Gefälligkeitsdienste unmittelbar sich abzuverdienen; denn einzig unter den vielen Tausenden von Thiergattungen hat er allein mit Liebe, mit aufrichtigster Liebe sich an den Menschen angeschlossen. Schon dieses allein sollte das vernünftige Geschöpf der Erde bestimmen, den Hund naturgemäß, nicht unter Menschenwürde zu behandeln. Er beansprucht ja, wie wir wissen, nicht Gegenliebe, sondern blos angemessene Behandlung und Nahrung.

So weit die Tradition in das graue Alterthum hinaufreicht, so weit die ersten geschriebenen Urkunden reichen, nirgends findet man, daß der Hund dem Menschen sich später angesellt hätte. Im Gegentheile fangen die ersten Nachrichten vom Hunde schon als Begleiter des Menschen an. Dieser Umstand sowohl, als dessen Vorkommen bei nahezu allen Völkern der bekannten Erde sprechen dafür, daß der Mensch den Hund gerne um sich duldet, auf daß er mit seinem Instinkte und seinen feinen Fühlorganen diesem bei gewissen Vorkommnissen in seinem Leben nützen und schützen möge; denn den Menschen ist, wie bereits gesagt, gegen gewisse Gefahren kein instinktmäßiges Sicherstellen, wie den Thieren beschieden. Die Buschmänner, jener bedauerungswürdige Menschenstamm auf niedrigster Stufe, bedienen sich auf ihren Raub- und Vernichtungszügen des Instinktes des Hundes, sowohl die Feinde aufzuspüren, als sich vor eigener

Gefahr durch Ueberfall zu schützen. Auch andere wilde Völkerstämme, deren Sinne auf's Aeußerste durch die sie stets umgebende Gefahr geschärft sind, bedienen sich ebenfalls mit Vortheil der Hunde. — Die vielen Dienste, welche der Hund den sogenannten civilisirten und uncultivirten Völkerschaften erweiset, sind zu bekannt, als daß sie hieher verfolgt zu werden brauchen.

Die Katze kann ihre Krallen zurückziehen, und deßhalb stets scharf erhalten. Nicht so der Hund. Bei diesem wetzen sie sich stumpf und dienen ihm nur, um denselben mehr Halt auf dem Boden zu sichern, und so seiner Bewegung mehr Kraft zu verleihen. Der Hundemagen ist ziemlich empfindlich, Haare und Federn kann er nicht verdauen, erkrankt vielmehr durch deren Genuß. Der Katzenmagen aber verdaut solche Stoffe vollkommen und das Thier erkrankt nicht von dessen Genuß; ja diese Stoffe gehen selbst mit in die Körpermasse über, wie zur Genüge in der Ausdünstung und im freien Ammonium der Excremente der Katzen kennbar ist. — Der Hund kann das Vließ der Thiere nicht genießen, mit seinen Krallen dasselbe auch nicht vorerst abstreifen; auf der andern Seite liegen dessen Lippen so zwischen den Zähnen, daß er im ordentlichen Fressen sogar gehindert ist. Deßhalb kann er wohl nicht ein Raubthier sein. Man kann nicht einmal behaupten, daß er blutdürstig ist; denn der Rattenfänger zerbeißt das Rückgrat der von ihm getödteten Thiere, als Mäuse und Ratten, nie aber beißt er sie wund, um deren Blut lecken zu können. Daß der Jagdhund das angeschossene oder getödtete Thier gerne lecket, selbst dieses von den Schußwunden aus anbeißt, oder, wie der Jäger sagt, anschneidet, kann wohl kein Grund sein, zu behaupten, daß der Jagdhund ein Raubthier sei. Gibt es doch so viele Thiere, welche dem Blute und Fleische sehr gerne nachgehen, z. B. unser allbekanntes Hausthier, das Schwein, welches selbst kleine Kinder anfrißt; und doch fällt es Niemanden ein, dieses Thier deßhalb unter die Raubthiere zu stellen.

Zu den Grasfressern gehört der Hund ganz und gar nicht; denn dagegen spricht sein Lippen- und sein Zahnbau: und wenn der Hund mitunter instinktmäßig gezwungen ist, Gras oder Stroh zu fressen, allenfalls damit sich scharfe Knochensplitter in seinem Magen darin einhüllen können, bis sie abgerundet sind, so sieht man

ihm recht deutlich das ungewohnte, nicht naturgemäße Fressen an. — So auf diese Art unvermögend, sich selbstständig und frei ernähren zu können, muß er in den Dienst der Menschen treten. So wie jedes Thier durch seinen Instinkt seine Nahrung kennt, und den Ort zu finden weiß, wo sie zu haben ist, eben so wird der Hund von seinem Instinkte zum Menschen hingeleitet, durch den ihm Nahrung zukommen soll.

Folgende wahre Geschichte mag hier Platz finden. In dem Spätherbste des Jahres 1854 trieb sich in der Nähe von H. ein Hund von der Gattung der Saufänger herrenlos herum. Er hielt sich nirgends ständig auf, sondern wurde auch mitunter in den angrenzenden Orten gesehen, allwo er in die Wohnungen, vielmehr in die Häuser sich schlich, um sich Nahrung zu stehlen. Durch die beständigen Nachstellungen wegen seiner Diebereien verfolgt, wurde er scheu und wich Jedermann aus. Sein Fraß bestand meistens aus Schweinefutter, weil dieses in den Küchen für ihn am zugängigsten war. Allgemein glaubte man, daß dieser Hund seinen Herrn, einen die B*ger Messe mit Schweinen besuchenden Viehhändler, verloren haben müsse.

Um diese Zeit wurde in dem Orte H. ein Fuchs verspürt, welcher dem Federviehe des Schmiedes allda nachstellte. Die Spur führte über einen Reisighaufen. In diesen versteckt setzte nun der Schmied eine sehr starke Fuchs- oder Dachsfalle. Während nun einmal der Schmied in seiner Werkstätte beschäftigt war, hörte er von der Stelle her, wo seine Falle stand, ein außergewöhnliches, starkes Geheul. Er erfaßte sogleich einen Hammer und eine starke Rundzange, mit welcher Schmiede die Axeisen an die hölzernen Wagenaxen anbrennen. Wie er an Ort und Stelle kam, sah er, daß der auch ihm bekannte, herrenlose Hund, durch die Bögen der Falle gehalten, gefangen sei. Ohne sich lange zu besinnen, ergriff der Schmid mit seiner Zange den Hund um den Leib und machte durch Niedertreten der Federn der Falle den Hund aus derselben frei. Alsbald ließ er auch den Hund durch Oeffnen seiner Zange los. Was that nun der Hund? — Das sonst scheue Thier lief nicht davon, sondern kroch auf dem Bauche hin zu den Füßen des Schmiedes unter möglichst demüthigen Geberden, und blieb allda

regungslos liegen. Mit dem Naturelle der Hunde nicht vertraut, glaubte der Schmied in seiner Einfachheit, der Hund wolle ihm abbitten, weil er ihm seine Falle eingerissen habe (es sind dieß die eigenen Worte des Schmiedes). Endlich sagte er zu dem Hunde: „Geh zu — komm!“ — Freudig sprang dieser jetzt auf und unter allerlei Liebkosungen an den Schmied hinauf. Dieser führte ihn in seine Wohnung und fütterte ihn. Nie, sagt der Schmied, habe er ein treueres und wachsameres Thier gesehen. Den Erkundigungen zufolge hatte dieser Hund über 1/4 Jahr lang sein Leben recht kümmerlich durch Stehlereien gefristet. — Offenbar hat im gegebenen Falle der Dank wegen Erlösung aus einer schmerzhaften, in kurzer Zeit tödtlich werdenden Situation den Hund, der seinen ersten Herrn bereits aufgegeben haben mußte, an seinen Befreier gekettet.

Betrachtet man im Allgemeinen und auch näher den Instinkt eines Thieres, so ergibt sich, daß derselbe ein besonderer — jeder Thiergattung eigens inneliegender — ohne Vorstellung und ohne Ueberlegung geleiteter, angeborner, nicht erworbener Trieb ist, dem zu Folge ein Thier unwillkürlich angewiesen ist, mit scheinbar freier Bewegung und Handlung etwas zu thun, was unmittelbar auf die individuelle Selbsterhaltung oder Fortpflanzung der Gattung Bezug hat. Wer aber, durch Definitionen unbefriedigt, das geheimnißvolle Wirken des Instinktes im Thiere weiter verfolgen und an die Pforten der Natur anklopfen wollte, um Aufschlüsse zu erlangen, würde sicherlich zu der Außenthür jener unsichtbaren, unzugängigen und stets geheimnißvollen Werkstätte gelangen, in welche kein Erschaffener eingedrungen ist, und auch nie eindringen wird; aus welcher aber jedes organische Wesen immer in derselben wunderbar gleichen Bildung und Form hervortritt, immer in denselben Grenzen seine Bewegung angewiesen erhält, und auch nach unverbrüchlichen Gesetzen seine Selbst- und Gattungserhaltung bethätigen muß: und aus dieser geheimnißvollen Werkstätte geht der Hund als ein Diener für den Menschen hervor, seine Selbsterhaltung in dessen Dienst zu suchen und zu verfolgen.

Darum erträgt der Hund im Gefühle seines Unvermögens, ohne den Menschen selbstständig leben zu können, alle Launen desselben mit Geduld und Ausdauer. Allein es gibt eine Grenze, über

welche hinaus sich diese Laune auf den Hund nicht ausdehnen darf, ohne daß dessen Gesundheit darunter Schaden erleide. Diese Laune, welche oft in Brutalität und Rohheit ausartet, ist es aber, welche sicherlich in den allermeisten Fällen so eine Abstumpfung in dem Nervensysteme eines so geplagten Hundes hervorruft, aus welcher sich jene von den Menschen mit Recht gefürchtetste aller Krankheiten entwickeln kann.

Der Verfasser dieses erlaubt sich, hieher eine Thatsache, erinnerlich aus dessen Jugendjahren, welche ihm unaufhörlich wieder in's Gedächtniß zurückkehrt, wenn irgendwie einer unnatürlichen Behandlung des Hundes Erwähnung geschieht, zu erzählen, weil sie in ihrer Art in mehr als einer Hinsicht instruktiv genug erscheint: „Mein Onkel, P. in O., hatte einen jungen Amtsgehilfen, Z. mit Namen, welcher sich nach Tische ein Vergnügen daraus machte, den Hund, von der Gattung der Mopse, welcher jederzeit, nachdem abgegessen war, auch seinen Antheil, vielmehr seine Mahlzeit unter den Tisch hingestellt erhielt, im Fressen der Art zu necken, daß er mit der Hand öfters nach dessen Fraßgeschirr fuhr, gleichsam als wolle er dem Hunde seinen Fraß wieder nehmen, und freute sich dabei über dessen Belfern. Der Hund verzehrte indessen in größter Hast und unter unverkennbar großer Gereiztheit das ihm Vorgesetzte. Dieses widernatürliche Spiel wurde tagtäglich erneuert. Nach einiger, und zwar nicht zu langer Zeit merkte man schon, daß dieser Hund auch den ganzen Tag über seine sonstige Munterkeit nicht wieder erlangen wollte: er ward trübe und tückisch. Endlich hat er gar nicht mehr gefressen, und man hielt dieses — merkwürdig genug — für Eigensinn des Hundes, gleichsam als sei er des Spieles mit ihm beim Fressen überdrüssig. Allein der Hund fraß auch während der übrigen Tageszeit nicht mehr, ob auch sein Quäler abwesend war, und befand sich außer Stand, auf den Sessel zu hüpfen, auf welchem er gewöhnlich der Ruhe pflegte."

„Um diese Zeit besuchte ein alter Freund, der Revierförster des Ortes, meinen Onkel. Diesem lief zufällig sein Dachshund nach, und trat mit seinem Herrn zugleich in die Stube. Kaum konnte der Jägersmann die gewöhnliche Begrüßung hervorbringen, als er erschrocken, theils auf seinen eigenen Hund, welcher sich ihm

zwischen die Füße versteckte, theils auf jenen meines Onkels blickend, ausrief: „„Um Gotteswillen, was ist Ihrem Hunde? da schauen Sie den meinen an, der fürchtet sich““ — und ohne das Schrecken erregende Wort auszusprechen, bat er, den verdächtigen Hund so schnell als möglich unschädlich zu machen, was auch alsbald durch Vermittlung des Jägers geschah.“

Es mußte als unbezweifelt, vielmehr als gewiß angenommen werden, daß der Hund durch tägliche Ueberreizung im Fressen durch Neckereien, welche nie ein Hund im Fressen geduldig hinnimmt, so weit gekommen ist, daß durch ihn leicht großes Unglück hätte entstehen können. Daß das Thier wuthkrank war, ging unbezweifelt aus der furchtsamen Geberde des gesunden, nichts weniger als furchtsamen, sondern rauflustigen Jagdhundes hervor. Zudem war er männlichen, und jener kranke Hund weiblichen Geschlechtes. Auch muß noch erinnert werden, daß diesem weiblichen Hunde der Begattungstrieb vorher nie erschwert oder verbittert, sondern im Gegentheile dessen Befriedigung immer gestattet worden war.

Fortsetzung.

Wenn der Mensch nicht im Stande ist, die Wuth eines Hundes von einer anderen Krankheit desselben zu unterscheiden, darf und kann er sich sicher hierin nach dem Instinkte eines gesunden Hundes, der aber auch nicht verweichlicht sein darf, richten. Dieser kennt die gefährliche Krankheit seiner Gattung oder seines Geschlechtes, wenn sie ausgebildet ist, unter allen Umständen, und sucht seinem kranken Stammgenossen aus dem Wege zu gehen. — Man kommt oft in die traurige Nothwendigkeit, Gewißheit darüber zu haben, ob ein Hund wirklich wuthkrank war, oder nicht, auch wenn derselbe schon getödtet ist. Die Sektion des Hundes gibt darüber nicht immer ein befriedigendes Resultat. Einmal wird diese der Gefährlichkeit der Sache willen nicht mit der Umsicht angestellt, als die Sache erheischt, andrerseits mögen in den pathognomischen Anzeigen manche Varietäten vorkommen, da angenommen werden muß, daß die Concentration der Krankheit oft vom Gehirne, oft vom Rückenmarke, dann wieder vom Bauchnervengeflechte herrühren kann: dazu kommt noch der Umstand, daß der Tod des Thieres nicht immer auf einer

und derselben Höhe der Krankheit erfolgt ist, so daß meistentheils im Aase nicht immer die Gewißheit der vorausgegangenen Wuth constatirt werden kann. Auch vermehren sich in dieser Beziehung noch die Schwierigkeiten, wenn die Fäulniß bereits größere Fortschritte gemacht hat, was in Sommertagen leicht der Fall sein kann.

Der Instinkt eines gesunden Hundes könnte in der Mehrzahl der Fälle die Sache außer Zweifel setzen. Man reibe nämlich ein ohne Küchen- oder andere Gewürze gekochtes, ungesalzenes, kaltes Stück Fleisch an den Zähnen und dem Zahnfleische des todten Hundes, und halte jenes gut geriebene Stück Fleisch einem gesunden Hunde zum Fraße hin, doch so, daß er es beriechen muß. Sobald nun dieser Hund jetzt mit sichtbar schreckhafter Geberde sich zurückzieht, darf man als gewiß annehmen, daß jener todte Hund wirklich wasserscheu war. Im Gegentheile aber, wenn der gesunde Hund jenes präparirte Fleischstück ohne besondere Umstände berochen und sodann aufgefressen hat, darf man annehmen, daß das fragliche Thier nicht wuthkrank war. Zur Sicherheit wiederhole man diese Versuche mit mehreren gesunden Hunden. Daß jedoch eine jede Bißwunde eines gereizten Hundes nicht gänzlich zu vernachlässigen ist, auch wenn der Hund später gesund geblieben, ist längst durch die Erfahrung bestätigt.

Ehe von diesem Gegenstande abgegangen werden soll, dürfte noch folgender verbürgten Geschichte Erwähnung geschehen. Ein junger Jägersmann trat, seinen Jagd-, einen sogenannten Hühnerhund an der Seite, gerade zu der Zeit in ein ländliches Wirthshaus, in welcher der Wirth aus einer, dem Gastzimmer gegenüber liegenden Stube kam, in welcher Würste, an Stäbe gebunden, so zwischen Stühlen hingen, daß sie beinahe den Boden berührten. Im Vorbeigehen blieb der Hund einen Augenblick stehen und schaute in die durch das Heraustreten des Wirthes geöffnete Thür, ohne jedoch die Seite seines Herrn zu verlassen. Da nahm spassend der Wirth das Wort und sagte zu dem Hunde gewendet: „Ja, da drinnen wenn du wärest, so könntest du dir ein Bene anthun.“ — Mein Hund, erwiderte der Forstmann, rührt diese Würste nicht an, und wenn ich ihn auch 24 Stunden lang in diese Kammer, ohne ihn zu füttern, einsperren würde. Wie es in Wirthshäusern zu gehen

pflegt, ein Wort gab das andere, und da auch leise Zweifel darüber hörbar wurden, ob ein Hund so viel Enthaltsamkeit üben könne, wurde richtig der Hund zu den Würsten in die Kammer eingesperrt, ohne daß ihm erst Futter gereicht worden wäre. — Als man nach 24 Stunden in Beisein der gestrigen Gäste die Kammerthüre öffnete, trat der Hund, freundlich mit dem Schweife wedelnd, auf seinen Herrn zu. Keine von den Lockspeisen wurde vermißt und keine beschädigt gefunden. Jetzt wurde der Dressur des Hundes Weihrauch gestreut, und hierauf vergaß sich der geschmeichelte Jägersmann so weit, zu behaupten, daß er jetzt noch einmal 24 Stunden lang seinen Hund zu den Würsten in die besagte Kammer sperren wolle, und wieder dürfe er nichts anrühren, obgleich er auch jetzt wieder nichts zum Fressen bekommen hatte. Gesagt, gethan, ob man auch dem Jäger das Grausame einer solchen Handlung vorstellte. — Nach abermal 24 Stunden bot sich den Zuschauern aber ein ganz anderes Bild dar. Die Würste waren zwar vollzählig und unberührt; allein der Hund war von so verstörtem Ansehen, von so unheimlicher Geberdung, daß er kurz darauf, um größeres Unheil zu verhüten, getödtet werden mußte.

Betrachten wir die in hundertfachen Gestalten sich wiederholenden, meistens unverantwortlichen Plackereien mancher Menschen an ihren Hunden, so müssen wir zu der Ueberzeugung gelangen, daß dieses Thier schon deßhalb nicht von den Menschen lassen kann, welcher oft so grausam mit ihm verfährt, weil er nothwendig hin zu diesen gewiesen ist. Der Hund leckt die Hand seines Peinigers, — nicht in Heuchelei, ei bewahre! heucheln kann kein Hund, sondern in voller Aufrichtigkeit und Vergebung. — Betrachten wir dagegen die Katze, diese läßt sich schon gar nichts gefallen. Durch Beißen, Kratzen und verwegene Angriffe sucht sie sich ihren Quälern zu entziehen.

Die Behauptung, daß der Hund, weil er seine Krallen abstumpfen muß, da er sie nicht, wie die Katze, einziehen kann, und schon deßhalb nicht zur Gattung der Raubthiere gezählt werden kann, ist keine eigenmächtige, unbegründete. Die beste Mauskatze, wenn ihr die Krallen und die Wangenborsten, ihre Fühlborsten, beschnitten worden sind, fühlt sich außer Stand, ferner Mäuse, viel=

weniger Ratten fangen zu können. Sie wird so entwaffnet nicht mehr mit diesen Thieren in einen Kampf sich einlassen, dagegen aber desto inniger an den Menschen sich anschließen, obgleich sie nie den Charakter des Hundes annimmt. Der Kunstgriff unserer sogenannten Thierbändiger ist genau derselbe. Sie stutzen ihren Bestien nach Möglichkeit und öfters ihre Krallen. Mit diesem Verluste fühlen sich diese wehr- und waffenlos, ihre Schwäche, und werden nur höchst gereizt und unter außergewöhnlichen Umständen, sonst gewiß nicht, den Menschen oder ein starkes Thier angreifen. In jenen Fällen, wo man den Bestien die Schärfe ihrer Krallen gelassen, hat man die Phalangen der Zehen bleibend zu lähmen gewußt, wodurch das Gefühl der Wehrlosigkeit bei solchen Thieren noch bei weitem stärker hervortritt. — Das Kunststück des berühmten Pferdebändigers Rarey beruht auf demselben Prinzipe. Er läßt dem wilden Pferde recht empfindlich, nachdrücklich und andauernd seine Schwäche fühlen, indem er ihm die beiden Vorderfüße gleichsam spielend anfesselt, und diese nicht eher wieder befreit, bis das Thier seine Unbändigkeit abgelegt hat.

Der Hund, dessen darf man überzeugt sein, ist vermöge seines Naturtriebes in individueller Selbsterhaltung an den Menschen verwiesen. Diesem soll er dienen, auf daß er von ihm ernährt werde. Er trägt, sich unbewußt, in sich den Keim einer fürchterlichen Rächung gegen das Geschlecht, welches seine treuen Dienste oft so undankbar lohnt, seinen treuesten und besten Diener verkennt und mit unwürdigster Rohheit behandelt, welcher Rachekeim sich aber erst nur dann entwickelt, wenn des Hundes Ausdauer in Ertragung von böslicher Laune, welcher Art sie immer sein mag, durch rohe und unnatürliche Behandlung auf die höchste Spitze geschraubt war. Da jedoch die schrecklichen Folgen solcher Ausbrüche Jedermann berühren können, und erfahrungsgemäß am allerseltensten die Frevler selbst treffen, sollte Jeder bedacht sein und Acht haben, daß Keiner der Mitmenschen das dem vernünftigen Geschlechte zunächst stehende Geschöpf unnatürlich behandle. — Freilich ein frommer Wunsch!

Nehmen wir die Erfahrung zur Hand, so sind gerade bei jenen Völkern die Hunde, wo man deren Instinkt und Kraft wohl zum Nutzen, zur Bequemlichkeit und Sicherheit ausbeutet, im

Uebrigen aber das Extrem nicht überschreitet, dem Ausbruche der Wuth am allerwenigsten ausgesetzt. Es sind dieß bekannte Thatsachen. Im Oriente, namentlich bei den Türken, wo sich der Mensch sehr wenig um den Hund bekümmert, und wo dieses Thier herrenlos auf den Straßen herumläuft, da und dort aufpassend, von welchem Fenster aus ihm ein Stück Nahrung oder ein Knochen zugeworfen wird, kennt man die Hundswuth gar nicht, obgleich klimatische Verhältnisse deren Entwicklung sehr günstig sind.

Wenn das Kameel niedergekauert seine Ladung erhalten hat, steht es nicht auf, und stöhnt ängstlich, wenn ihm dieselbe zu schwer dünkt. Sein Instinkt sagt ihm, daß es unter dieser Last in der Wüste erliegen würde. Der Kameelführer, welcher solche Ausflüsse des Instinktes würdiget, ist auch bereit, ihm seine Last zu erleichtern. Der Hund aber, namentlich jener von Mittelstärke, murrt nicht, wenn man ihm über seine Kräfte gehende Zumuthungen macht. Er leistet, was er leisten kann, und sollten seine Nerven dabei in Abstumpfung durch Ueberreizung so afficirt werden, daß in ihm die für ihn stets tödtliche und für den Menschen so Gefahr drohende Krankheit sich entwickelt.

Mancher Hund besitzt mehr Phlegma, als der andere, jener hat mehr sanfte Anhänglichkeit an seinen Herrn, während ein anderer in diesem Punkte schon viel heikler ist und ein Benehmen äußert, welches man tückisch, bissig nennet. Allein glaube Niemand, daß ein tückisches, bissiges oder falsches Wesen, welches diesen oder jenen Hund ausnahmsweise charakterisirt, auf ein böses Naturell dieses Hundes hindeute, oder auf ein böses Herz, wie man gewöhnlich bei Menschen von solchen Eigenschaften zu sagen pflegt. Täusche man sich nicht. Das Thier hat keinen eigenen freien Willen. Es kann wohl z. B. freieigen die Straße hinauf- oder hinabgehen; allein in allen jenen Fällen, welche auf seine Lebenszwecke abzielen, muß es in allen seinen Handlungen seinem Instinkte willenlos folgen. Und achte man ja auf diese Aeußerungen des Instinktes! Solche Hunde haben die größte Anlage zur Wasserscheu, zeigen durch ihr Benehmen, welches ein Ausfluß des Instinktes sein muß, an, daß man es bei diesen nicht bis zum äußersten treiben darf, und warnen gleichsam den Menschen.

Zu allen Zeiten gab es und gibt es noch Zweifler, welche in gewissen auffallenden Zeichen von hoher Anhänglichkeit an den Menschen und großer Geschicklichkeit freieigen und in Angewöhnung dieser oder jener Dressur mehr als ein bloßes Walten des Instinktes im Hunde, und im Hinblicke auf das oft frappante Urtheil und Gedächtniß, so wie Unterscheidungsgabe, Verstand und gewisse andere Ausstrahlungen einer höheren Geistesthätigkeit am Hunde herauserkennen wollen. So hat namentlich der Hund des Aubri de Montdidier vor mehreren Jahrhunderten viel von sich reden gemacht. Allein solche Zweifler mögen nur die Naturgeschichte studiren, vielmehr das Gesammtthierreich ihrer aufmerksamen Betrachtung werth halten. Sie werden dann bei jeder Thiergattung irgend eine bewunderungswürdige Gabe finden, durch welche allein es fähig ist, sich seine Selbstständigkeit zu erhalten: und der Hund muß sich an den Menschen anschließen, daß er seine Selbstständigkeit in und durch den Dienst für den Menschen wahren kann, weil sie auf eine andere Art nicht gewahrt erscheint; und deßhalb, um wirklich recht nützlich sein zu können, hat die Vorsehung mehr in den Hund gelegt, als in jedes andere Thier. Wenn so ein Zweifler in dem Hof-, Schäfer-, Fleischer-, Dachs-, Saufänger-, Hühner-, Wasser-, Zimmerhunde u. s. w. ein bloßes Naturspiel einer einzigen Hunderaçe erblickt, so läßt sich demselben wohl nicht in Worten, denn mit solchen ist ihm nicht gedient, eine Widerlegung geben, als nur in der Natur. Er dressire den Dachs- und Hühnerhund zum Kälberhetzen, den Fleischerhund zur Hühnersuche u. s. w., und wenn er erfolgreich unter Abläugnung der Raçe und des Instinktausflusses dieser Thiere reüssirt, dann wollen wir mit ihm seine Ansichten theilen.

Betrachten wir den Sprung der Katze! Wie wohlberechnet ist dieser! Oder das Leben der Biene, dieses vom Menschen doch ganz und gar unabhängigen Thierchens. Es verläßt seine Zelle und den Bienenkorb, um oft in weiter Ferne das zu suchen, vielmehr zu finden, was es für sich und seine Nachkommen braucht. Sobald die Biene den Stock verläßt, umschwärmt sie den Bienenkorb in immer weiteren Kreisen und sucht sich da gleichsam so recht dessen Standpunkt und sonstige Kennzeichen aus verschiedenen Stellungen und aus verschiedenen Entfernungen einzuprägen. Oft auch nicht;

und jetzt fliegt sie fort, oft weit weg in Gegenden, wo sie selbst das Dorf nicht mehr schauen kann, in welchem der Standpunkt ihrer Wohnung ist. Hat sie nun gesammelt, was sie sammeln wollte, ob tief im Walde, ob über Bergen in Thälern, ob auf Feld und Wiese, so tritt sie ihren Heimweg an. Sie irrt da nicht; sie gelangt auch in kein unrechtes Dorf; und in dem heimathlichen Dorfe findet sie den rechten Hof und kennt, mögen der Bienenkörbe darin auch viele sein, nur den ihrigen und in demselben wahrscheinlich unter Tausenden von Zellen die ihrige. Ganz dasselbe Verhältniß ist es, wenn ein hohler Baum in des Waldes Tiefe ihre Heimath ist. Sie wird ihn immer wieder finden, gleichwie die Hummel ihr Erdloch wieder findet, gleichsam als würde sie durch einen unsichtbaren Faden dahin zurückgeführt. Welche Summe von Gedächtniß bei einem so kleinen Thier! Werden dieses Gedächtniß und diese Unterscheidungsgabe erworben und geübt, d. h. vervollkommnet? Keineswegs. Der erste Ausflug der Biene ist so sicher, wie jeder spätere. Und wenn ein fremdes Bienchen, sei es nun von einem herrinlosen Stocke, oder eine sogenannte Raubbiene, an das Flugloch des nächststehenden Stockes allzunahe hinkriecht, erkennen die übrigen Bienen wohl diesen Fremdling, und was fangen sie mit ihm an? — Wenn auf einem Bienenstande der Stöcke recht viele sind, und alle Bienen sämmtlicher Stöcke an Gestalt und Größe einander vollkommen gleichen, so werden immer nur jene sich gut mit einander vertragen, die zu einem Stamme gehören, so wie sie auch jede andere, dem Stamme nicht zugehörige Biene erkennen und bekämpfen, sobald sie in das Innere eines fremden Stockes zu dringen Miene machen sollte. Wer zweifelt wohl, daß den Bienen, die sich doch kein Feldgeschrei, keine Parole geben können, auch sonst kein Abzeichen tragen, um sich dadurch von einander zu unterscheiden, ein großes Unterscheidungsvermögen innewohne?

Und doch ist es nicht so. Das Thier hat kein Gedächtniß, kein Unterscheidungsvermögen: und was der Mensch irriger Weise nach Abstraktion seiner eigenen Geisteskräfte mit ähnlichen Namen belegt, ist nichts anders, als ein Ausfluß des Instinktes auf diese oder jene Art. Das Thier besitzt in seinem Instinkte einen untrüglichen Leitstern mit mancherlei Ausstrahlungen je nach der

individuellen Art, welcher es, den Thieren unbewußt, überallhin führet und anleitet für die Bedürfnisse desselben zur Erhaltung seiner selbst und der Gattung. Das Thier ist der willenlose Vollzieher der Anforderungen seines Instinktes nach den von dem Instinkte genau vorgezeichneten Lebensäußerungen, welcher ihm gleichwie ein Licht überall vorleuchtet. Ueber diese Grenze erhebt sich keine Anforderung des Instinktes, man mag dressiren und lehren an ihm, was man will. Daraus geht unzweifelhaft hervor, daß der Instinkt die Seele des Thieres ist, rein von der Natur ausgeht, mit ihr innigst verwebt ist, in dem großen, reichen Naturleben nur die Bedürfnisse der individuellen Gattung für die Selbsterhaltung und für die Erhaltung der Gattung durch die Fortpflanzung kennt und weiß, und sonst nichts weiter kennen lernen will, und auch nichts weiter kennen lernen kann.

Fortsetzung.

Im Pflanzen-, so wie im Thierreiche können wir nach dem bereits Vorgetragenen trotz der erstaunlichen Manchfaltigkeit, welche wir in den beiden Ordnungen der organischen Körper erkennen und bewundern, dieselben Grundbedingnisse zur Erhaltung ihrer Organismen wieder finden, als:

1) Aufnahme von Nahrungsstoffen von außen, welche das Erdenleben roh und freiwillig bietet,

2) weitere Vorbereitung der in den Organismus gelegten Rohstoffe für die Assimilation und

3) Aneignung und Verwendung der zur Assimilation dienlichen Stoffe unter Ausscheidung des Verbrauchten und Unbrauchbaren für den Selbstbestand des Lebens in der sich stets regenerirenden Gattung: ob die Pflanze im Wasser, im Sumpfe, in feuchter, in trockner Erde vegetirt: ob dem Thiere wenig oder viel Bewegungsvermögen beschieden, ob es vegetabilische oder animalische Nahrung, oder beide zugleich aufzunehmen organisirt, ob es im Wasser, auf dem Lande, oder da und dort abwechselnd zu leben angewiesen ist.

Die Pflanze nimmt in ihrem Standpunkte, er mag sein, wo nur immer, Flüssigkeiten, Gase, Luft- und Erdarten auf, ganz solche Stoffe, wie sie in der Natur allenthalben zu finden sind. Von

diesen Stoffen nun eignet sie sich nach Bedarf vermöge ihres eigenen, innewohnenden Lebens das an, was ihr angemessen ist, und welche Stoffe dann gleichsam in ihr verkörpert werden. Diese Rohstoffe, aus welchen sich die Pflanze erhält und regenerirt, findet sie in ihrem fixen Standpunkte schon gegeben, und jene erzeugen sich in demselben wieder für den ausdauernden Bedarf der Pflanze. Sie braucht sie nur aufzunehmen und zu assimiliren. Hiermit ist für die selbstständige Erhaltung der Pflanze naturmütterlich gesorgt. — Eben so ist die Erhaltung der Pflanzengattung gesichert, indem meistens die zwei Geschlechter einer und derselben Art in einem einzigen Pflanzenstamm vereinigt sind. So wie die Pflanze blüht, blühen die beiden Geschlechter am gemeinschaftlichen Stamme zu gleicher Zeit; oder wo beide Geschlechter getrennt sind, blühen wieder beide Geschlechter neben einander, oder wenigstens nicht zu entfernt von einander, zu gleicher Zeit, so daß hier wie dort in der Blüthezeit der Keim für das nachfolgende Geschlecht im Mutterorganismus befruchtet und belebt werden kann. Dieser belebte Keim entwickelt sich und erlangt seine Reife in der Mutterpflanze durch eben dieselben Nahrungsstoffe der Pflanze, hierauf stößt sie ihn aus, setzt ihn an die Erde ab, nachdem sie ihn zuvor mit dem nöthigen Schutze zum Antritte eines selbstständigen Fortkommens umgeben hat. So wie aber das eigene Leben der Pflanze erloschen ist, treten deren Mischungsverhältnisse außer Zusammenhang, und kehren zur Erde in die allgemeine Natur zu andern Formen zurück.

Das **Thier** hat für seine Selbsterhaltung ganz dieselben Stoffe nöthig, wie die Pflanze, nämlich Flüssigkeiten, Gase, Luft- und Erdarten, und nimmt sie eben so wie jene durch einsaugende Gefäße mittels ähnlicher oder besonderer Freßwerkzeuge auf, und zwar ebenfalls von außen. Das Thier entwickelt sich im Verhältnisse zur Pflanze viel schneller, seine Ansprüche auf Nahrung für den Stoffwechsel sind also viel größer als bei jenen. Vermöge des Mehrbedarfs kann, sehr wenige Fälle ausgenommen, ein fixer, engbegrenzter Standpunkt auf dem Boden nicht genügenden Stoff für das Thier liefern. Die Natur bietet daher demselben die Nahrung im concentrirteren Zustande, als der Pflanze, und deßhalb auch auf verschiedenen Standpunkten, an verschiedenen Orten an, z. B. in dem mit Fos-

silien hinlänglich gesättigten Wasser, im feuchten Boden, in dem Pflanzen- und in dem Thierreiche selbst.

Weil das Thier nicht beständig aus dem Boden saugen kann, wie die Pflanze, muß auch die Organisation desselben zur Erfüllung des Zweckes der Selbsterhaltung eine von der Pflanze abweichende sein. Daher vertritt der Magen des Thieres, in welchen es durch seine Fraß- oder Saugwerkzeuge seine Nahrung aufnimmt, im Thiere den Boden der Pflanze. Wie die Pflanze beständig aus dem Boden saugt, so saugt das Thier beständig aus seinem Magen, aus seinem Ernährungsapparate; denn die Stoffe, welche darin aufgenommen werden, erhalten hier die Vorbereitung zur Assimilation, werden hierauf durch weiter führende Organe aufgesaugt und assimilirt, gleichsam verkörpert für die Selbsterhaltung. Zur Auffindung seiner reichlicheren Nahrung bedarf daher das Thier des Vermögens, seinen genommenen Standpunkt ändern zu können, so oft seine Bedürfnisse solches erheischen. Die Ortsbewegung ist demnach dem Thiere ein nothwendiges Bedürfniß, und dieses ist wieder um so hervortretender, je weiter seine Nahrungsstoffe auseinander liegen. Nur wenigen Thieren ist ein mehr fixer Standpunkt angewiesen, z. B. der Auster. Was bedarf diese auch des Standwechsels? Die Meereswogen spülen auf ihre Bank das, was sie bedarf. Wie ganz verschieden von den Bedürfnissen einer Auster ist jenes eines Zugvogels, welcher sogar einen andern Welttheil aufsuchen muß, um sich seine Existenz zu sichern!

Tausende und Tausende von Thiergattungen bewegen sich auf der Erde und suchen sich und ihre Art zu erhalten. Daß dieß möglich wird, ist allen Thiergattungen zur Erreichung dieser zweifachen Bedürfnisse ein besonderes Erkenntnißvermögen verliehen, welches man allgemein den I n s t i n k t des Thieres nennt, der mit zweckdienlichen Fühlorganen in höchster Vollkommenheit ausgerüstet ist. Daher kommt es, daß bei der überreichen, sich stets wieder füllenden Vorrathskammer für die gesammte Thierwelt und bei der unendlichen Manchfaltigkeit der Bedürfnisse dieser Tausende von Thiergattungen einer jeden Art eigens die Gabe innewohnt, aus dem großen Reichthume von Stoffen nur allein das für sie Bestimmte und Brauchbare herauszufinden, ja sogar das ihr Schädliche zu kennen und zu fliehen; und so auf diese doppelte Kenntniß des Zuträglichen und

Schädlichen ist in zweifacher Beziehung die Möglichkeit der Selbsterhaltung gegeben.

Der Instinkt im Thiere ist zugleich das Mittel, die rechte Bahn zu finden, welche es einschlagen muß, um auch der Fortpflanzung seiner Gattung zu genügen. Und wenn in der Pflanze meistentheils beide Geschlechter vereinigt sind, so finden wir im Thierreiche, als Gegensatz zur Pflanzenwelt, die beiden Geschlechter meistens getrennt und nur in wenigen Gattungen vereinigt. — Tausendfach sind die Wege, auf welchen das Thierreich seine beiden Geschlechter zusammenruft für die Erhaltung der Gattung. Der Instinkt ist es wieder, welcher das Gesetz der Erhaltung der Gattung durch seine Fühlorgane leitet, deren er sich nach Bedürfniß bedient. So wie die Nothwendigkeit des Steigerungsgrades im Ortswechsel der Thiere um so entschiedener auftritt, je größere Schwierigkeiten dasselbe zu überwinden hat, seine Selbstständigkeit zu erhalten, eben so knüpft sich die Nothwendigkeit des Ortswechsels und der Besitz feiner Fühlorgane zur Realisirung der Geschlechtsvermischung an dieselben Bedingnisse für die zu überwindenden Schwierigkeiten wie im Erhaltungstriebe. Für jene Fälle aber, wo selbst die im höchsten Grade fein organisirten Fühlorgane allen Bedürfnissen zur Erreichung des zweifachen Lebenszweckes nicht nachzukommen vermögen, sind dem Instinktleben noch eigene Verständigungslaute beschieden. Bei manchen Thiergattungen sind dieselben erstaunlich einfach, wie z. B. dem Rehe, dem Storche u. v. a. Allein sie entsprechen dem vorgesteckten Zwecke trotz ihrer Einfachheit doch vollständig.

Die Erhaltung der Pflanzen-, so wie der Thierwelt findet seine Begründung in dem Umstande mit, daß in der Pflanze, so im Thiere, eine gewisse Periode gegeben ist, in welcher der Keim der zukünftigen Gattung für die Belebung in der Geschlechtsvermischung erst Bedeutung erhält. Wie in der Pflanze erst dann die Blüthe erwacht, wenn jene selbst ihre volle Lebenskraft erlangt hat, so erwacht auch im Thiere nach erlangter freieigenen Selbstständigkeit der Trieb zur Befruchtung des inneliegenden Keimes. Dieser Trieb geht von dem Träger des Keimes, dem Mutterorganismus aus, und das Instinktleben zeichnet dem letzteren genau die allein zuträgliche Zeitperiode vor, und wo die Geschlechter im Thierreiche — wie meistentheils —

getrennt leben, hat die Natur dem Mutterorganismus zu dieser Periode gewisse Lockmittel verliehen, welche auf die Annäherung des gegenüber stehenden Geschlechtes behufs der Keimbefruchtung abzielen, welche von dem andern Geschlechte, diesem oft auf weite Entfernungen zugetragen, durch seine Fühlorgane wahrgenommen und vermöge des Instinktes erkannt werden, und in demselben den gleichen Trieb erwecken. Dieser Begattungstrieb ist überdieß mit desto tieferen Furchen, mit desto größerer Schrankenlosigkeit und Vehemenz in das Leben des Thieres eingegraben, je schwieriger sich wieder auf der andern Seite die Erhaltung der Gattung gestaltet, oder je größer der Verbrauch der Gattung in dem Haushalte der Natur erscheint.

Der in solchen Perioden zur Belebung gelangte Thierkeim entwickelt sich im Mutterorganismus und unter dessen Schutze zur weiteren Ausbildung. So wie die gehörige Reife eingetreten ist, wird er auf die Erde gesetzt und daselbst unter dem mütterlichen Schutze noch so lange gepflegt, bis dessen selbstständiges Fortkommen in der Natur gesichert ist; und wieder richtet sich der Schutz, welchen der Mutterorganismus dem in ihm ausgebildeten und von ihm auf die Erde abgesetzten Keime angedeihen läßt, nach dem Grade der Hilflosigkeit, der in den verschiedenen Gattungen wieder verschieden ist; denn je hilfloser das junge Thier, desto vorsorglicher und beschützender benimmt sich die Mutter, beziehungsweise die Alten. Die Belege hiefür liegen überall so nahe, daß man nicht erst darauf hinzuweisen braucht. — So auf diese Art ist auch im Thierleben für die Erhaltung der Gattung durch den Instinkt genügend Rechnung getragen.

Demnach beobachtet die Natur gleiche Regeln in der Erhaltung der Pflanzen und der Thiere, nur daß sie im Thierreiche schärfer hervortreten. Die Pflanze saugt für ihre Bedürfnisse durch ihre Blätter und verwandte Organe die benöthigten Stoffe theilweise aus der Luft auf, als Feuchtigkeit, Kohlensäure, Sauerstoff und Stickstoff. Ihre innere feste Nahrung saugt sie durch ihre Wurzeln aus dem Boden, meistens mit Wasser vermischt, ein. Wahrhaft geheimnißvoll ist die Eigenschaft der Blätter sowohl, als die der Wurzeln, daß sie nur die den Pflanzen nöthigen und zweckmäßigen Stoffe aufnehmen, und nach der den Gattungen eigenen Art assimiliren. So reifen z. B. auf demselben Standpunkte und neben einander die

Pflanzen mit fetten, so wie jene mit ätherischem Oele, die Pflanzen mit Stärkmehl, jene mit Zucker, mit Bitterstoff, mit Nahrung, so wie jene mit Gift u. s. w. — Offenbar liegen diese höchst verschiedenartigen Stoffe nicht schon vorbereitet im Boden, sondern müssen aus ihren Urstoffen in der Pflanze zusammengefügt, gebildet werden. Sauerstoff, Wasser-, Stick- und Kohlenstoff, welche Urstoffe sich in den Pflanzen nachweisen lassen, müssen daher auch im Boden vorhanden sein, aus denen die Pflanzenwurzeln den Bedarf für ihre Gattung einsaugen und zur weiteren Verarbeitung der Pflanze, nämlich ihrem Hauptkörper und dessen innern Organen überliefern. Nun ist aber der Boden keine Vorrathskammer für diese vier Urstoffe, es muß im Boden selbst ein Stoffwechsel stattfinden, damit der nöthige Bedarf der Pflanze stets vorhanden ist, wofür das eigentliche Erdenleben durch den freien Chemismus Sorge trägt.

Nicht blos die vier Urstoffe, als Sauer-, Stick-, Wasser- und Kohlenstoff, lassen sich in den Pflanzen nachweisen, sondern man findet auch bei manchen Erd- und Mineralurstoffe. Verbrennt man z. B. eine Pflanze, so findet man im Rückstande Kali, beziehungsweise Natron, bei anderen nebstdem Kiesel, bei wieder anderen Kalk, Phosphor, Eisen u. s. w. Solche Stoffe lassen sich doch nur in den allerfeinsten Zertheilungen von den Pflanzen aufnehmen und assimiliren, was wieder der Chemismus bedingt.

Ganz eben so verhält sichs im Thiere. Eben so geheimnißvoll wie die Pflanze nur die zweckmäßigen Stoffe aufnimmt und zu Grunde gehen muß, wenn sie andere und nicht die zweckmäßigen Stoffe aufnehmen kann, eben so geheimnißvoll waltet der Instinkt im Thiere, welcher dasselbe an das nur allein Zuträgliche hinweiset, und eben so muß das Thier, wie auch die Pflanze, zu Grunde gehen, wenn es nicht das allein Zuträgliche finden kann. — Eben so wie die Pflanze die aufgenommenen Stoffe nach der der Gattung eigenthümlichen Art assimilirt, eben so ist es beim Thiere, so daß wir neben den für die Menschen Nahrung und Heilstoffe liefernden Thieren auch giftige Thiere bunt durch einander sich bewegen sehen. — Eben so wie bei den Pflanzen für den ausdauernden Bedarf gesorgt ist, eben so ist auch der ausdauernde Bedarf des Thieres gesichert.

— Eben so wie in den Pflanzen neben Laugensalzen auch Kiesel, Kalk, Phosphor, Eisen u. s. w. nachgewiesen werden können, eben so finden wir dieselben Stoffe im Thiere, obwohl reichlicher, wieder, weil dieses auch reichlicherer Nahrung bedarf. — Eben so wie zur Befruchtung des Fortpflanzungskeimes in den Pflanzen eine gewisse Norm eingehalten ist, eben so ist das Erwachen des Begattungstriebes bei den Thieren keiner Willkür unterstellt, sondern da wie dort in so sichere Grenzen gezogen, daß das junge Thier beim Antritte eines selbstständigen Lebens gerade so, wie das Fruchtkorn oder der Ableger in die allein zuträgliche Zeitperiode gelangt, Beide soviel als nöthig dem Mutterschutze unterstellt. — Endet das Thierleben, so tritt ganz wie im Pflanzentode jene Erscheinung ein, welche die Zurückführung seiner Körpertheile in das allgemeine Naturleben nach unabänderlichen Gesetzen zur Folge hat.

Im Pflanzen-, so wie im Thierreiche herrscht demnach eine merkwürdige Uebereinstimmung. Sie besteht da, wie dort, in einem ununterbrochenen Wechseln der Stoffe, welche die Natur unmittelbar oder mittelbar ihren Geschöpfen zum Genusse vorhält. Da in der Pflanze sowohl, wie im Thiere das Gesetz besteht, selbstständig sich zu erhalten, sich aus sich selbst unter Geschlechtszusammenwirken wieder zu regeneriren, und auch deren Verschwinden im allgemeinen Naturleben nach beiderseitigem Lebensschlusse unter einerlei Prinzipe vor sich geht, knüpfte man an diesen Umstand, daß die Pflanze auf fixem Standpunkte lebt, das Thier aber mit Ortsbewegung versehen ist, die Sonderung beider Gattungen, und stellte gegenüber dem anorganischen, dem nicht organisirten Reiche, nämlich jenem, aus welchem die Natur ihre Stoffe nimmt, um ihre Organismen zu beschwichtigen, ein Pflanzen- und ein Thierreich auf, deren Unterschied aber, wie wir bereits gesagt haben, in der Möglichkeit des Standwechsels liegt. Allein dieser Uebergang vom Pflanzen- zum Thierreiche ist so verwischend, daß man noch nicht die sichere Grenze kennt, wo dieses anfängt, und das andere aufhört.

Fortsetzung.

Der menschliche Organismus dreht sich vollkommen, so scheint es, um dieselben Angeln, wie das Pflanzen- und das Thier-

leben. Er muß Nahrung von außen aufnehmen, welche ihm die Natur aus dem anorganischen, aus dem Pflanzen- und aus dem Thierreiche liefert, erhält sich überhaupt im Stoffwechsel, benützt zur Erreichung seiner Selbstständigkeit Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack und Gefühl, muß sein Geschlecht aus sich selbst regeneriren, und fällt nach seinem Ableben dem allgemeinen Chemismus anheim. So liegt in der Pflanze, im Thiere und im menschlichen Organismus die einzige Begründung der Selbsterhaltung im ununterbrochenen Stoffwechsel, in Aufnahme, Aneignung und Benützung von Naturstoffen, welche alle schon vorbereitet in Wasser, Luft und Boden, oder in concentrirterer Form in der Pflanze oder dem Thiere sich finden. In allen Gattungen liegt wieder der Keim für das nachfolgende, für ein jüngeres Geschlecht. Dieser Keim wird unter dem Mutterschutze nach allen Gattungen analoger Weise belebt, entwickelt sich unter demselben Schutze, und wird nach erlangter Reife von dem Mutterorganismus vorsorglich auf die Erde gesetzt zum Antritte eines selbstständigen Lebens, und zuletzt nehmen alle, Pflanzen, Thiere und menschliche Organismen ein gleiches Ende, d. h. sie gehen im Erdenleben wieder auf. Alle, alle diese Geschlechter und Gattungen, so viele Tausende auch ihrer sind, alle liegen an den nie versiegenden Brüsten der Urmutter Erde, alle leben von ihrem Fleische, trinken von ihrem Blute, und es gehen alle gleichbevorzugt unter dem Schutze der Urmutter auf, und gehen wieder in ihr unter. Alle insgesammt sind Kinder einer und derselben Mutter, der Urmutter Natur, der Urmutter „Erde“, ihr gehören sie alle, und alle leben und sterben in ihrem Schooße.

Der Mensch ist vermöge seiner Lebensäußerungen dem Thierreiche zugezählt, und wird insbesondere wegen seiner inneren und äußeren Vorzüge gegenüber den Thieren als das höchst organisirte Geschöpf an die Spitze des Thierreiches, als Repräsentant der großen Kette der belebten Natur hingestellt. Allein ehe wir der ziemlich allgemeinen Meinung beitreten, daß der Mensch zum Thierreiche sortirt werden könne, weil er bezüglich seines Erdenlebens mit diesem so viel Uebereinstimmendes theilt, wollen wir vorderfamst einen prüfenden Blick um uns werfen, ob denn der Sachverhalt wirklich so ist, wie er größtentheils angenommen wird. Denken wir uns

daher an der Lebensquelle stehend, aus welcher alle Erdengeschöpfe ihre Nahrung beziehen, und betrachten von diesem Standpunkte aus die belebte Welt rings um uns herum, wie sie ihre Nahrung sucht und findet, sich darin erhält und regenerirt, so ist freilich die erste auffallende Erscheinung, daß ein Theil der organisirten Körper auf einem Standpunkte lebt und stirbt, der andere aber kriechend, rutschend, gehend, springend, hüpfend, laufend und schwimmend zum Borne des Lebens sich drängt. Da freilich steht die Pflanze getrennt von dem Thiere in ihrem immer bleibenden Standpunkte, und den Menschen sieht man mit dem Thierreiche zur Quelle kommen und sich wieder entfernen nach Bedürfniß.

Und doch ist trotz dieser scheinbaren Uebereinstimmung der Mensch eben so wenig zum Thierreiche zu zählen, als das Thier zum Pflanzenreiche gezählt werden kann. Forschen wir bei den Organismen im stehenden, in dem sich bewegenden Naturreiche, wie sich ihre Lebenszwecke und Charaktere verhalten, so werden wir finden, daß diese in Pflanze und Thier festbegründet sind und unwillkürlich verfolgt werden, daß sie dagegen in den Menschen nothwendig aus sich selbst angestrebt werden müssen. Demnach bildet das Menschengeschlecht eine ganz andere Gattung, und kann nicht unter das Thierreich gezählt werden. Sein organisirter, mit willkürlichen und unwillkürlichen Muskeln versehener Körper kann als solcher nicht zur Pflanze, aber mit den Thierorganismen verglichen werden; er hat wohl mit beiden den Stoffwechsel gemein: allein wenn die eigenthümliche Zurechtfindungsweise in der Natur für die individuelle Erhaltung als Norm angenommen werden soll, wie als eine solche bei der Feststellung zwischen Pflanzen- und Thierreich das Vermögen des Standwechsels angenommen, so ist entschieden wahr, daß der Mensch schon vom Standpunkte der Natur aus weder als Pflanze, noch als Thier betrachtet werden kann, und seine Stellung an die Spitze des Thierreiches gründet sich auf Irrthum, auf einen Fehlgriff.

Vom belebten Schleime bis herauf zu dem Orang tragen alle Thiergattungen, welche die Naturgeschichte innerhalb dieser weiten Grenze aufzeichnet, den Typus der höchsten Vollendung zur Erreichung ihrer Lebenszwecke in sich. — Der Mensch nicht. Dieser muß sich alle jene Eigenschaften, welche ihn in den Stand setzen,

um freieigen existiren zu können, zuvor erwerben. — Das Thier trägt die Mittel für seine sichere Zurechtfindungsweise auf der Erde zum angemessenen Fortbestande schon vollendet in sich; der Instinkt leitet mit bewunderungswürdiger Sicherheit die Handlungen des Thieres mittels Fühlorgane, welche in feiner Entwicklung die Sinne des Menschen weit überragen. Und weil der Instinkt das Thier sicher beherrscht, bedarf es keiner Belehrung, keiner Vervollkommnung; es weiß, was es zu thun, was es zu lassen hat, oder vielmehr sein Beherrscher in ihm, sein Instinkt, sein Leben, seine Seele. Deßhalb ist es eine ganz irrige Ansicht, wenn man den Thieren Sinne zuschreibt, wie sie im Gesichts-, Gehör-, Geruch-, Geschmack- und Fühlsinne den Menschen beigelegt werden. Der Instinkt, die Naturseele, welcher alle Bedürfnisse seines individuellen Körpers kennt, bedarf keiner Belehrung, wie die Seele des Menschen, welche, wie später erörtert werden soll, völlig unbekannt mit der Natur in dieselbe tritt, und durch die Sinne nur Vermittler findet zwischen Außenwelt und ihr. Die Sinne treten sofort von Außen nach Innen zur Seele und führen sie erst zur Erkenntniß der Außenwelt. Beim Thiere gehen sie dagegen vom Instinkte, also schon von der Erkenntniß aus zur Erreichung der Lebenszwecke, zur Erhaltung des individuellen Körpers und der Gattung. Und wenn die Fühlorgane hier von der Erkenntniß ausgehen, dort als Sinne im Menschen aber zur Erkenntniß führen, und dadurch schon ihre hohe Bedeutung beurkunden, ist dieses um so mehr der Fall, als sie im Menschen die Quellen seiner geistigen und materiellen Genüsse sind, während die Fühlorgane beim Thiere trotz hoher Ausbildung sich nicht über die einfache Nothwendigkeit erheben.

Unter den eigenthümlichen Weisen, durch welche das Leben aller Organismen mit der Außenwelt in Berührung tritt, steht oben an das Fühlvermögen. Es ist der eigentliche Lebensnerv. Er fehlt keinem Thiere, und wenn man der Pflanze einige Aufmerksamkeit zuwendet, wird man finden, daß derselbe Lebensnerve auch der Pflanze nicht abzusprechen ist. Wo das Fühlvermögen fehlt, da ist Tod, körperlicher Tod. Es ist eine ausgemachte Sache, daß ohne Wärme kein organischer Körper im Gesammtnaturreiche bestehen kann. Ohne Wärme gibt es kein Leben. Alles Organische fühlt

diese Wärme und gedeihet unter ihrem Schutze. Die Pflanze wendet ihre Blüthenkrone, wenn es ihr nicht zu steifer Stengel erlaubt, der Sonne zu, ob sie von Ost, von Süd oder Westen her ihre Wärme und Licht ausstrahlet. Die ganze Pflanzenwelt entwickelt sich um so rascher, um so freudiger, je mehr Wärme sie fühlt. Die Pflanzen der Tropen, so wie jene der kälteren Zonen geben im Gegenhalte zu einander die Verschiedenheit der Entwicklung nach der Verschiedenheit der Temperatur recht offenbar zu erkennen. Das Fühlen von Uebermaß von Wärme oder Kälte bedingt die Fühllosigkeit der Organismen, ihren Tod. Das Fühlvermögen ist das erste und vorzüglichste Lebensprinzip der organisirten Welt, weil dieses der Vermittler ist zwischen dem Einzelwesen und der Außenwelt. Es liegt den Fühlorganen der Thiere zu Grunde und ist den menschlichen Sinnen zugesellt.

Bei vielen Thiergattungen ist das Fühlvermögen blos der einzige Ausläufer des Instinktes. Als ein bekanntes Beispiel bietet sich der Regenwurm dar. Wenn Abends nach warmem Regenwetter derselbe halb aus der Erde herausgekrochen ist, muß der Mensch schon einige Gewandtheit haben, wenn er das Thier erhaschen will; denn es fühlt die Annäherung eines fremden Körpers schon durch den Auftritt desselben auf den Boden, selbst durch den Luftzug, welchen dieser Körper bei einer schnellen Bewegung verursacht, und zieht sich, Gefahr merkend, alsbald und schnell zurück, sobald man einigermassen das Erdreich oder die Luft in seiner Nähe erschüttert. Der Regenwurm kann dieses blos fühlen, da dieses Thier keinen andern Ausläufer seines Instinktes, keine Augen, kein Gehör besitzt. Ja, es scheint, daß dieses Thier sogar die Annäherung des Menschen fühlt.

Als zweiter Beleg, wie hoch das Fühlvermögen bei manchen niedern Thieren ausgebildet ist, dienen angestellte Versuche mit Fledermäusen. Man sagt nämlich, daß man schon solche Thiere an beiden Augen geblendet, und sie alsdann in einem Zimmer, in welchem ein weitmaschiges Netz quer aufgespannt war, habe frei herumfliegen lassen. Zur Verwunderung der Beobachter haben solche Thiere, obgleich vollkommen blind, sich im Fluge weder an den Wänden des Zimmers, noch an den Schnüren des Netzes gestoßen, sondern flogen frei und ohne anzustreifen durch die Maschen hin und wieder, ganz

als ob sie sehend wären, und durchs Gesicht jede Lücke im Netze vollkommen unterscheiden könnten. Offenbar konnte beim Fluge kein eigentliches Gefühl- oder Betastorgan mitwirken.

Das Fühlvermögen der Spinne ist oft schon Gegenstand der Bewunderung gewesen. Es ist auch ihr oberster Wegweiser für ihre Zurechtfindungsweise zum Leben, ist der nothwendigste Ausläufer ihres Instinktes. Durch diesen erkennt die Spinne die Witterungsabwechslungen, denn in diesen liegt auch für sie die Möglichkeit, mehr oder weniger Nahrung haschen zu können, welche bekanntermassen im Insektenfraße besteht. Nun richtet sich der Flug dieser Thierchen hauptsächlich nach dem Witterungszustande. In kalten, trüben oder Regentagen sind diese Flugthiere weniger lebhaft, sitzen meistens stille und verirren sich deßhalb am allerwenigsten in die Netze der Spinnen. Bei Sonnenschein und Wärme tritt das Gegentheil ein. Da kann die Spinne gute Beute machen, deßhalb spannt sie auch sogleich ihr Netz aus, oder verbessert dasselbe, vergrößert es auch, wenn heiteres Wetter im Anzuge ist. Aus diesem Grunde ist die Spinne, weil sie die Witterungsveränderungen schon vorher fühlt und darnach arbeitet, häufig als ein Wetterprophet betrachtet worden, welche Voraussichten auf gutes Wetter, wenn die Spinnen thätig waren, durch Veränderlichkeit im Wetter indeß manchmal sehr unzuverlässig bleiben, wenn man nämlich jedesmal auf bleibend schöne Witterung rechnet.

Die Spinnen leben in ewiger Feindschaft unter sich, selbst mit dem gegenüberstehenden Geschlechte, was als eine Ausnahme in dem Gesammtthierreiche erscheint. Deßhalb kommt selten eine Spinne dazu, ihren Fortpflanzungskeim befruchten lassen zu können. Da nämlich die Spinnen sich gewöhnlich ohne Unterschied des Geschlechtes, wie man zu sagen pflegt, in Mordluft einander gegenüber stehen, wird immer die schwächere von der stärkeren getödtet und aufgefressen, vielmehr ausgesaugt. — Auch diesen Gefahr drohenden Geschlechtstrieb muß das andere Geschlecht im ersteren fühlen, und es muß vollkommen richtig von seinem Instinkt-Fühlvermögen geleitet werden, und den allein günstigen Augenblick erlauern, wenn es nicht getödtet und ausgesaugt werden will. Die seltenere Uebereinstimmung in diesem Betreffe gleicht übrigens die Natur in desto reichlicherem

Brutansatze aus, so daß keine Gattung untergeht, auf der anderen Seite auch nicht über das Maß vervielfältigt wird. — Die, obwohl geringere, Feinheit des Fühlvermögens in den Befühl- oder Tastorganen, nämlich den Füßen der Spinnen, ist hinlänglich bekannt, und hat schon vielmal Bewunderung erregt.

Fortsetzung.

Das Thier bringt sein Vermögen, sich in der Natur entsprechend zurecht finden und seine Bedürfnisse alle sich vergewissern zu können, mit auf die Welt. Bald ist es dem Mutterschutze entwachsen, macht sich unabhängig, trennt sich und bethätigt seine eigene Selbstständigkeit für seinen Lebenszweck, und kennt schon seine Nahrungsgegenstände, weiß sie zu suchen und aufzufinden, kennt seine Sicherstellung gegen Gefahren, kennt seine Waffen, und weiß sie zum Schutze und zum Angriffe gleich geschickt zu gebrauchen, kennt seine Feinde, kennt die Verständigungslaute oder die Verständigungsgeberden seiner Gattung und weiß diese zu erwidern, weiß sich eine schützende Wohnung für sich und sein nachfolgendes Geschlecht zu errichten, und kennt überhaupt vollkommen seine Lebenscharakteristik.

Nicht so im Menschen. Dieser bringt nichts mit auf die Welt, als sein sehr unbehilfliches Leben. In seinem eintönigen, unartikulirten Schreien, seinem einzigen Laute, drückt er Schmerz, Unbehagen, Drang nach Nahrung aus. Seine Bewegungen bestehen nur im unwillkürlichen Spiele der Muskel seiner Gliedmassen. Sie sind so beschränkt, daß das kleine menschliche Geschöpf sich nicht einmal aus jenen Stoffen herauswälzen kann, welche es als Neuling in der Außenwelt alsbald an dieselbe abzugeben gezwungen ist. Von den dem späteren Menschen zukommenden Sinnesorganen ist keines thätig, sie sind alle noch im Schlummer begriffen, bis auf den Fühl- und den verwandten Geschmacksinn. In seiner Unbehilflichkeit tritt auch hier jene Uebereinstimmung zur Schau, welche der menschliche Organismus ebenfalls nicht nur mit dem Thiere, sondern auch mit der Pflanze, obwohl bei dieser in sehr geringem Maße, gemein hat. Es ist dieses der mütterliche Schutz, welcher sich des kleinen, unbehilflichen Geschöpfes mit aller Kraft eines Naturtriebes annimmt, dessen Energie dem hilflosen Zustande angemessen ist.

Dieser ungewisse Zustand des jugendlichen Organismus dauert eine geraume Zeit, bis das Fühlvermögen durch Entwicklung der Sinnenorgane als Vermittler auftritt, und die Seele des jugendlichen Geschöpfes der Außenwelt zulenket. Nach und nach merkt man jetzt, daß das Kind seine Augen der Helligkeit, dem Lichte, glänzenden Dingen zuwendet. Es unterscheidet zwischen Helle und Dunkel, zwischen glänzenden und nicht glänzenden Dingen, und läßt seine Augen auf solchen leuchtenden Gegenständen oft länger als nützlich verweilen. Stärkerer und ungewohnter Schall macht das Kind aufmerksam, und es kehrt gerne seine Augen an jenen Ort, woher der ihm auffallende Schall gelangt. Heftiger Schall kann auf immer das zarte Hörorgan lähmen, wie eben auch zu grelles Licht das Sehvermögen beeinträchtigen kann.

Nach und nach lernt das Kind mit seinen Händchen fassen und halten, und führt dabei Alles, wirkliche Nahrungsmittel, indifferente oder schädliche Stoffe automatisch, nicht instinktmäßig, denn da müßte es das Nützliche vom Schädlichen unterscheiden, zum Munde. Das Kind lernt zuerst seine Mutter, seine Beschützerin, seine Ernährerin erkennen und von anderen Personen unterscheiden, und im Gefühle seiner Lebenslust lächelt es ihr in's Antlitz, was jene als eine unbeschreiblich süße Abschlagszahlung für ihre steten Sorgen und Mühe hinnimmt. Auch die Töne der Mutter lernt das Kind zuerst erkennen und von der Sprache der Umgebung zuerst unterscheiden. Allmählig fängt es an, mehr zu lauschen, aufzuhorchen, seine Augen auf diesem oder jenem Gegenstande länger verweilen zu lassen. Hernach fängt es selbst an, einige Töne zu lallen und wird bald mit seinen Händchen nach dem Gefäße, aus welchem es gewohnt ist, Speise oder Trank zu erhalten, greifen. So wie der Gesichts- und Gehörsinn an Bestimmtheit gewinnen, ist indessen der Organismus nicht zurück geblieben. Die willkürlichen Muskeln erhielten mehr Festigkeit, und das Kind sucht selbstständige Bewegungen zu machen. Erst lernt es seinen Kopf frei halten, so daß es jetzt ohne Unterstützung desselben auf den Armen herumgetragen werden kann. Nach und nach entfalten auch die Rückenmuskeln mehr Kraft, und wenn sie den Stamm aufrecht zu erhalten vermögen, lernt das Kind sitzen. Ist dieses erreicht, wird es bald versuchen, sich von der Stelle zu

bewegen. Dieß geht jedoch nicht so leicht, und das Kind wird seine Versuche öfters mit einem Umfallen zur Unbehilflichkeit wieder vereitelt sehen. Aber endlich geht es doch. Es wird von der Stelle rutschen, und somit beginnt der erste Akt der freien Ortsveränderung im jugendlichen Menschen.

Die meisten Kinder bedienen sich bei diesen ersten Uebungen des Ortswechselns der Händchen und Füßchen, oft in recht drolliger Weise. Diese kindliche Ortsbewegung — von Vielen als eine Andeutung betrachtet, daß der Mensch wie ein vierfüßiges Thier zum Gange auf Händen und Füßen bestimmt sei, aber schon längstens gründlich widerlegt und somit einen Blick in die Ansichten Mancher über den Menschen gestattend — ist für die Ausbildung des Körpers sogar wichtig, indem die Wirbelsäule dabei eine gewisse Beweglichkeit und die Muskeln desselben auf eine höhere Stufe der Entwicklung gelangen. — Unter dem Gebrauche der Händchen wagt sich das Kind nach und nach an den aufrechten Gang, sucht sich an faßbaren Gegenständen in die Höhe, auf die Beine zu heben, vielmehr zu ziehen, und lernet so, wenn dieß erreicht ist, durch Anhalten an faßbaren Gegenständen den menschlichen Gang selbst. Bis das Kind dahin gelangt, dauert es in der Regel ein volles Jahr, oft noch länger.

So gehen Sinnen- und Körperentwicklung von Stufe zu Stufe höher, und mit diesem gleichzeitlichen Fortschritte gelangt die Seele des kleinen Menschen zur allmähligen Erkenntniß der Außenwelt. Bald lernt das Kind seine Umgebung von fremden Personen unterscheiden, und wendet sich gerne jenen zu, welche mit einer freundlichen Miene demselben entgegenkommen, und wird jene fliehen wollen, welche unfreundliche Geberden, oder sonst etwas Auffallendes in ihrem Anzuge u. dgl. an sich haben; eben so wird es auffallenden Geräuschen mit sichtbarer Aufmerksamkeit sein Ohr leihen. Es will die Liebkosungen der Mutter erwidern, und mischt in solche seine Erstlingsversuche der Sprache. Diese klingen freilich noch recht unbehilflich; allein dem Mutterohre sind es süße Töne, die lieblichste Musik, und sie ermüdet nicht, ihrem Lieblinge tausenderlei Dinge zu erzählen und wieder herzusagen. Die sanfte Bürde auf den Armen der Mutter lallt dazwischen, oder lauscht inzwischen. Endlich werden aus dem Lallen markirte Laute, bis inzwischen durch Ent-

wicklung des Zungenmuskels nach und nach Silbe an Silbe sich reihen wird, aus welchen Versuchen mit der Zunahme des Gedächtnisses endlich in Wörtern und kleinen Sätzen die wahren Töne der Muttersprache, obwohl noch nicht im grammatikalischen Rhythmus, doch für die Mutter und die tägliche Umgebung verständlich genug aus kindlichem Munde erklingen.

Die Unterscheidungsgabe gewinnt an Vollkommenheit. Fragt man das Kind, wo ist dein Glas (das nämlich, woraus es gewöhnlich zu trinken bekommt), wo ist dein Becher, wo ist dein Vater, wo ist dein Bettchen u. s. w., wird es mit den Augen, mit Mienen, Geberden und Tönen antworten, da die Zunge noch den eigentlichen Dienst versagt. Allein nach und nach wird das Kind Wörter und kleine Sätze, und endlich auch zusammenhängende Sätze sprechen lernen. — In dieser Zeit der angehenden Sprechübungen liegt die drolligste Lebensperiode des Kindes, und während noch Zunge und Gedächtniß Sprachschnitzer über Sprachschnitzer zu Tage fördern, woran die Umgebung meistentheils recht große Ergötzung findet, erkennt der stille Beobachter in vielfachen Aeußerungen, wenn sie auch sprachlich unrichtig sind, daß in dem Kinde Licht wird, daß das eigentliche Seelenleben des Kindes Ausstrahlungen entsendet.

So sehen wir überall und tagtäglich, wie Stufe für Stufe der Geist und der Körper des jugendlichen Menschen sich entwickeln. Beide gehen so Hand in Hand und so allmählig, daß man es kaum gewahr wird. Fragen wir aber weiter, ob die Entwicklung des Seelenvermögens im Kinde wirklich so von selbst erfolgt, wie es den Anschein hat, und sonst nichts bedürfe, als blos der Pflege des Körpers, wobei jene Entwicklung mit der des Körpers von selbst erfolge!? — In der Beantwortung dieser Frage tritt uns der Unterschied zwischen Mensch und Thier in seiner ganzen Größe entgegen. Wenn der Mensch nach dem gewaltsamen Tode irgend eines trächtigen Thieres eines der Jungen, welches jedoch ausgetragen und lebensfähig sein muß, unmittelbar aus dessen Leibe nimmt, ihm jenen Schutz und jene Pflege zukommen läßt, welche das junge Thier ohnedieß bedurft hätte, wenn es von dem Mutterorganismus auf die Erde gesetzt worden wäre, es füttert, bis es erwachsen ist,

so daß es keinen Laut seiner Gattung hat vernehmen, noch weniger die Lebensweise derselben hat zu ihm dringen können: — so ein Thier nun wenn der Mensch hinaus in die Welt treiben würde, ohne es vorher verweichlicht zu haben, findet es sich wohl darin zurecht? — O gewiß. Es kann sich ohne Nachtheil von seinem bisherigen Ernährer, dem Menschen, trennen, tritt mit seiner Gattung zusammen, kennt deren Verständigungslaute, weiß sie zu erwidern, kennt deren Methode in Auffindung der Nahrung, kennt seine Feinde und weiß die Art, sich ihren Nachstellungen zu entziehen, kurz kennt seine vollständige Zurechtfindungsweise in der Natur für die individuelle Erhaltung und die der Gattung in der Fortpflanzung. Die Erfahrung hat Vorstehendes längst bestätiget. Selbstverstanden können jene ausländischen Thiere, überhaupt solche, welche der Mensch als Hausthiere pflegt und benützt, jene Proben nicht bestehen, indem sie entweder zu verweichlicht, oder in unserm Klima fremd, im Winter keine Nahrung und gegen die Kälte keinen Schutz finden würden.

Wie ganz anders im Menschen! Wenn auch dessen Körper noch so gut gepflegt worden sein mag, und die geistige Ausbildung desselben, d. h. das Hinlenken des Geistes in belehrender Weise auf die Außenwelt, die Natur, sollte versäumt werden, was würde wohl aus solcher Aufziehung eines Menschen werden? — Antwort. Gerade so ein Simpel, wie ihn die Natur bisweilen unter die Menschen stellt, jedoch mit dem Unterschiede, daß der Simpel, welcher durch Unterlassung der Belehrung ein solcher geworden ist, nach Umständen mehr oder weniger einer Aufbesserung fähig ist. — Der Umstand, daß die Natur, in ihrer Reproduktion sich bisweilen einen Absprung erlaubend, hier oder dort den Simpel unter die Menschen stellt, fordert ganz sicherlich zur ernstesten Betrachtung über den wahren Standpunkt des Menschen in der Natur auf. Der vollkommene Simpel, dessen Sinnenorgane entweder von Geburt aus, gewöhnlich aber in früherer Jugend von zerstörenden und erschütternden Krankheiten der Art destruirt sind, daß sie die Außenwelt weder richtig auffassen, noch das Erfaßte der Seele zusammenhängend zum Reflexe vorführen können, erlangt wohl die Natur eines

Menschen und lernt nothdürftig den Gang desselben nachahmen. Allein seine Seele bleibt zeitlebens in Nacht und Dunkel gehüllt. Er kann sich nie zur Selbstständigkeit erheben, er bleibt das verlassenste Geschöpf der Erde; sein Körper vegetirt nur, wenn er von Andern gepflegt und ernährt wird, und hat sonach nicht einmal den Standpunkt einer Pflanze in der Natur, welche ohne fremde Beihilfe, aus sich selbst, lebt, ihre Nahrung selbst findet und diese sich selbst aneignet. So ein Mensch gelangt trotz allen Aufwandes von Fleiß in Belehrung nie, sein Leben mag so lange dauern, als nur immer, zu einigem Wissen und Erkennen; ja selbst nicht einmal gewöhnliche Körperfertigkeiten kann er sich aneignen.

Minder bedauerungswürdig als der Simpel ist jener Mensch, dessen Gehör entweder als Bildungsfehler, oder von frühester Jugend auf, sei es nun durch Desorganisation des Organes, Lähmung des Gehörnerven, oder welche Art nur immer, keine Eindrücke der Außenwelt aufnehmen kann. Die Sprache, das größte Bildungsmittel der Menschen, kann dieser nicht lernen, weil er sie nicht hört, und folglich auch nicht nachahmen. Er ist taub und bleibt deßwegen stumm. Seine übrigen Sinne entwickeln sich indessen zur größeren Schärfe, namentlich sein Auffassungsvermögen wird dadurch sehr bevorzugt, und er lernt sich so ziemlich verständlich durch Geberden auszudrücken, weßhalb es möglich wird, daß der Taubstumme durch systematischen Unterricht und unter Aufwendung von vielem Fleiße dahin gebracht werden kann, die Laute des Menschen nachzuahmen, ganz gut aber sich durch die Schriftsprache zu verständigen. Dadurch ferner, daß er auch die Geberden der Mitmenschen als Mittheilung schnell auffaßt, und sein Körper sich gewisse technische Fertigkeit aneignet, wird seine Stellung zur menschlichen Gesellschaft und für seine Selbsterhaltung doch nicht zu trostlos.

Fortsetzung.

Gleichwie der von Jugend auf taube Mensch stumm bleiben muß, weil er nicht den Laut der menschlichen Sprache erfassen kann, keine Idee davon bekommt, deßhalb auch richtig nachzuahmen außer Stand bleibt, eben so bleibt der Mensch unwissend in der Welt, wenn er nicht über die Vorkommnisse darin zuerst Aufklärung ge-

funden hat, und muß zeitlebens ohne solche Aufklärung oder Offenbarung nothwendig in Unwissenheit bleiben. Damit aber das Geschlecht der Menschen nicht zur Verdummung herabsinke, legte, vielmehr pflanzte die Allgüte in dieses Geschlecht einen Trieb eigener Art, nämlich die Menschenliebe, und in der naturgemäßen Pflege und Anwendung dieses Triebes entwickelt sich die wahre Würde des Menschen.

Die Menschenliebe hat, wie wir später sehen werden, mehrere Ausläufer. Als der Unterste dieser Ausläufer erscheint die Mutterliebe. Diese erfaßt vom ersten Augenblicke an das neugeborne Kind, trägt es auf ihren Armen, opfert ihm Schlaf, Ruhe und Bequemlichkeit, steckt ihm den eigenen Bissen vom Munde weg zu, überwacht mit Sorgen dessen Schlaf, greift ihm unter die Arme, lehrt es gehen und läßt die Hand nicht eher von ihm los, bis dessen Gang gesichert ist; lehrt es die Sprache, freut sich der Fortschritte des kleinen Lieblings in derselben, lehrt es tausenderlei Dinge kennen, und leitet dessen Geist auf tausenderlei Dinge, ermüdet nicht, den irrenden tausendmal zu corrigiren, und wenn der kleine Körper mit dem aufrechten Gange allmählig an Lebhaftigkeit und Lebendigkeit gewonnen hat, keine Gefahr ahnend oder kennend, allenthalben herumtrippelt, Alles besteigt, so weit die Kräfte reichen, da muß es wieder diese Liebe sein, welche den kleinen Turner in das Geleis des Unschädlichen immer und wieder zurückführen muß.

Jetzt, nachdem der Körper seine ersten hemmenden Schranken übersprungen hat, und das Seelenvermögen einen gewissen Ueberblick über das Nächste erlangt hat, jetzt beginnt die eigentliche Periode, wo die Grundlage zur künftigen Seelenrichtung des kleinen Erdenwallers nicht außer Acht gelassen werden darf. (Von einer naturgemäßen Behandlung vor dieser Zeit, um mit mehr Erfolg die Seelenbildung einleiten zu können, sprechen wir ein andersmal.) Alle Eindrücke, welche die Seele jetzt empfängt, sind so tiefgreifend, so bindend, so unverwischbar für die spätere Zeit, daß jenes Kind wahrhaft im Besitze einer Himmelsgabe ist, welchem eine Mutter zur Seite steht, welche ihren Naturtrieb, die Mutterliebe, der Leitung des Verstandes unterordnet, und nicht, weder durch die geistige, noch körperliche Frische und Lebhaftigkeit ihres Sprößlings

aufgeregt und verblendet, dessen wahres Wohl außer Acht setzt, und schon Befriedigung genießt, wenn der junge Springinsfeld sich nur recht frisch und munter herumtummelt, und in dem innerlichen Drange nach Befriedigung und Aufklärung über die Außenwelt blos den momentanen Eindrücken huldiget. Jetzt ist der Boden geeignet, Wurzeln zu fassen für das Gute, so wie für das Böse. Beide, das Gute und das Böse, entwickeln sich nur langsam im Menschen, obwohl man von dem letzteren hie und da das Gegentheil behauptet, und die künftige Seelenrichtung hängt jetzt von der Bebauung des Bodens ab. Dieses bleibt nun nicht mehr Sache der Mutter allein. Mit dem Kinde wachsen auch seine Ansprüche an das Menschengeschlecht. Das Kind weiß, daß es kleiner war, und hat gehört, daß es größer werden wird. Es ist hiermit der Zeitpunkt gegeben, wo dasselbe mit den Bedürfnissen eines Menschen für jetzt und für die spätere Zeit nach Maßgabe seiner Fähigkeiten und seines Alters vertraut gemacht werden muß.

Im Leben des Menschen muß Einer dem Andern die Hand reichen. Das Kind muß dereinst eine Stellung im socialen Leben der Menschen einnehmen, muß auch einst ein Glied werden der gegenseitigen Verkettung zum Bestande des gegenseitigen Glückes. Es muß daher beginnen dessen Vorbereitung zur Ausfüllung einer solchen Stellung, deßhalb seine stufenweise Unterweisung, wie es später, wenn es herangereift ist, nach erlangter Körper- und Geisteskraft für sich und seine Mitmenschen eine angemessene Stellung behaupten, wie es in dieser Stellung seine Bestimmung als Mensch erkennen und derselben nachkommen, wie es die Bedürfnisse für seine Doppelnatur und jene seiner Mitmenschen befriedigen kann. Dieses Alles, Alles muß dem Kinde von Jugend auf gelehrt, beigebracht und angewöhnt werden, und deßhalb sind seine Jugend-, seine eigentlichen Lehrjahre so weit gedehnt, eben weil es so viel zu erlernen hat.

Wird man wohl die Frage aufwerfen, wann denn eigentlich der Unterricht in der Jugend zu beginnen habe? Im Falle der Bejahung diene folgendes als Rückantwort. Alle jene, welche um der Wissenschaften willen fremde Sprachen lernten, und alle jene, welche durch irgend welche Veranlassung unvorbereitet in ein fremdes Land gekommen sind, und sich dessen Sprache erst aneignen mußten, be-

zeugen gewiß, daß das Erlernen einer fremden Sprache mit namhaften Schwierigkeiten verbunden ist. Nun lernet der täglichen Erfahrung gemäß jedes Kind, welches die Sinne hiefür hat, seine Muttersprache zuerst, und gleichsam spielend, scherzend, ohne sich des Lernens besonders bewußt zu sein. Ueber die Sprachschwierigkeiten gleitet es allmählig hinüber, und wenn das Kind Schwierigkeiten mit Leichtigkeit überwinden kann, ohne der Schwierigkeiten bewußt zu werden, welche der mehr gereifte Mensch schon als solche erkennt, da ist doch mit Klarheit abzusehen, daß man nicht erst fragen soll, in welchem Alter das Kind eigentlich anfangen könne, um zu lernen, oder wie die Art und Weise des ersten Unterrichts beschaffen sein soll. Unwillkürlich muß sich der Gedanke aufdrängen, wenn man vom Anfange bis zum Ende eines Menschen Leben und Stellung im Zusammenleben mit den anderen gegenseitig verfolgt, daß das **ganze** menschliche Leben eine Schule ist, in welcher der eine Theil lehret, der andere aber lernet; abgesehen davon, daß in derselben oft beide Theile zugleich lernen.

Wann dieser Unterricht beginnen soll, zeigt die Natur recht deutlich, indem sie uns vorführt, wie das Kind so allmählig das Schwerste, was der Mensch zu erlernen hat, die Sprache sich aneignet. Wird man wohl über den ersten und nothwendigsten Unterrichtsgegenstand in Ungewißheit sein? Schwerlich, wenn man nur die geringe Mühe sich geben mag, etwas um sich zu sehen, und die Ereignisse, die sich in unserer Mitte und in weiterer Ferne zutragen, und das menschliche Geschlecht angehen, einer Betrachtung zu unterstellen. Wem ist nicht noch erinnerlich das schauderhafte Verbrechen in B.....h..m im Jahre 1857? — Wenn wir also wissen, daß ein neunjähriger Knabe mit boshafter List und grenzenloser Fühllosigkeit fünf anderen, jüngeren Kindern, auf grausamste Art einen langwierigen und äußerst beängstigenden, gemeinsamen Tod bereitete; wenn wir ganz kürzlich gelesen, daß ein zwölfjähriger Knabe an seinen eigenen Eltern einen Mordversuch durch Vergiftung beging; überhaupt wenn wir den gereiften Menschen neben dem Jünglinge an derselben Galeere angeschmiedet finden, kann dann das „Was" und „Wann" noch Frage sein? — Blickt man dagegen in jene Seele, wo der nicht verstandenen Freiheit und

dem jugendlichen Uebermuthe bei Zeiten Zügel gelegt worden, der Knabe, das Mädchen sich gutmüthig dem Bande, welches zu ihrer wahren Bildung und Veredlung führte, angeschmiegt, auch freudig und strebsam die guten Lehren im zarten Gemüthe aufgenommen hatten, und sieht jetzt durch das ganze übrige Leben hindurch in wohlthuendster Segensfülle die in der Jugendzeit untergebrachte Saat erquickende Früchte tragen, kann da noch ein Zweifel über das „Was" des Unterrichtes und der Belehrung, und über das „Wann" der Unterrichtszeit obwalten?

Schneidend dringt der Vorwurf der vernachlässigten belehrenden Erziehung an das Menschengeschlecht aus unsern Gerichtshöfen, aus allen Gittern unserer Gefängnisse, unserer Besserungsanstalten, unserer Arbeits- und Zuchthäuser entgegen. Sollen etwa diese Anstalten das Versäumte nachholen? — Oder sind es wirklich Besserungsanstalten, wie man einige in der That auch benennet? O nein! o nein! Die Menschen kehren oft schlimmer aus ihnen zurück, als sie hingegangen sind; und der Mörder, in Eisen geschmiedet, benützte schon seine ihm angeschmiedete Eisenkugel als Waffe, mit welcher er seinem mitgefangenen, ebenfalls in Eisen geschmiedeten Auswurfe der Menschheit den Schädel zerschmettert, mit Absicht den Todesstreich versetzt hat. Wo solche Thatsachen sprechen, und wenn wir sehen, daß die Religion, was sie Heiliges und Erhabenes auch bieten mag, unbeachtet an solchen Verbrechern vorübergeht; wenn wir sehen, daß Menschenliebe umsonst ihre Arme um solche Menschen schlinget, daß sie nach Abbüßung ihrer Strafe den alten Weg verfolgen, oder in noch größere Laster verfallen: wenn für solche Menschen an Erbauungsbüchern Mühe, Zeit- und Kostenaufwand umsonst verschwendet sind: — da finden wir gewiß, daß die heiligste Pflicht, zu lehren, die Direktion eines Jeden in's Leben gehörig zu sichern, in den gegebenen Fällen sicherlich nicht geübt worden ist, wenigstens nicht frühzeitig genug, denn wo einmal das Unkraut tiefe Wurzeln im Boden geschlagen hat, da kann nimmermehr die gute Frucht gedeihen, und alle Versuche, das Unkraut auszujähten, mißlingen: es wird über dem guten Samen, welcher anfangen sollte, zu keimen und Fortschritte zu machen, weit hinüberwuchern und denselben bald ersticken.

Die Geschichte hat nur wenige Beispiele aufzuweisen, wo aus dem in der Jugend gänzlich vernachläßigten Menschen ein wirklich guter geworden ist. Es ist dieß ein hoher Fingerzeig, wo denn eigentlich der Unterricht des Menschen, die Bebauung des Bodens für das Gute beginnen soll, oder was einerlei ist, wo der Mensch auf den in dem Geschlechte der Menschen vorgezeichneten Wegen geführt werden soll, damit er seinen Standpunkt einnimmt, welchen zu ersteigen ihm die Vorsehung auferlegt hat. Die Natur der Sache und die Altersperioden des Zöglings müssen den Maßstab abgeben, wie diese Führung, diese Belehrung zu geschehen habe. Vor Allem durch Beispiel, dann hier scherzend, dort spielend, jetzt vergleichend, dann wieder ermunternd; bisweilen, wenn es sein muß, warnend; mit Ernst, mit Würde, gerade wie sich die Wechselfälle des Lebens gestalten, mit welchen der Zögling vertraut gemacht werden soll; aber immer mit Liebe, mit Geduld und mit Ausdauer, unter steter Selbsterinnerung, daß das ganze menschliche Leben eine Schule ist, und eine Schule sein muß, worin ein Jeder lernen oder lehren soll.

Ja — mag Mancher einwenden — soll denn der Mensch blos lernen und nicht genießen? Da wäre er ja das bedauerungswürdigste Geschöpf auf Gottes Boden! Warum bietet denn die Natur der Genüsse so vielerlei? Uebrigens muß ja, wenn der Unterricht so früh beginnen und nie enden soll, die Körperentwicklung und die Gesundheit darunter leiden u. s. w. u. s. w. — Gegen diesen Einwurf, daß der Mensch auch für Genüsse bestimmt sei, und denselben nicht entzogen werden dürfe, wird zu seiner Zeit das Geeignete gesagt werden, vor der Hand sei nur die Bemerkung erlaubt, daß die Anschauungsweisen der Menschen über ihr eigenes Geschlecht und dessen Bestimmung so manchfach sind, als die vorgeschlagenen Unterrichtsmethoden selbst, welche man denn doch nicht ganz bei Seite setzen kann. Wenn es nämlich darauf abgesehen ist, das Gedächtniß vollzupfropfen, insbesondere wenn dieß ohne Rücksichtnahme geschieht, ob das Eingepfropfte auch richtig verstanden werden kann: wenn auf die gemüthliche Seite der Jugend gar keine Rücksichten genommen, überhaupt deren Belehrung rein mechanisch betrieben wird, gleichwie die Puppen durch einen Draht bewegt werden, und der

Gang der Belehrungen für Menschen nicht auf die allein gültige Grundlage, wie sie die Menschenordnung nach den Fassungsstufen vorschreibt, beruhet; da erscheint allerdings die Stimme einer Einsprache für beginnende Belehrung von frühester Jugend auf, wenn diese dabei verkümmert werden soll, allerdings vollkommen gerechtfertigt. Wir kommen auf diesen Gegenstand wieder zurück. — Jetzt aber wollen wir unbekümmert um die Vorschläge der Pädagogen und unbekümmert, so wie ohne Rücksichtnahme auf den Standpunkt jener, welche wähnen, einen freien Rundblick über das Erziehungswesen gewonnen zu haben, bescheiden und von Vorurtheilen frei hin zur Wiege treten, wo der Säugling ruht und schläft. Sein Schlaf ist so ruhig, so süß, und Engelsmilde über des lieben Schläfers Antlitz ausgegossen. In das stille Entzücken unserer Anschauung aber mischt sich ein trübes, düsteres Bild. Es schwebt als ein Nebelbild und umdüstert vor unserer Seele. Wir können keine Umrisse, keine Deutlichkeit gewinnen; denn das Bild stellt die Zukunft unsers holden Schläfers vor. In die sphärenreinen Accorde unserer Entzückung der engelgleichen Unschuld unseres schlafenden Lieblings schallt ein Mißton. Er ist so schneidend, er trifft das Ohr so scharf: man muß ihn hören. Es ist dieser die so vielfach vertretene Ansicht, daß im Menschen der Hang zum Bösen dessen Anlage zur Tugend weit überwiege, wofür als Beweis angeführt wird, daß so wenig vollendet gute Menschen gefunden werden, während es der Unmenschen so viele gibt. Während wir uns in der Betrachtung verlieren, wie es zur Gottesharmonie der Welten vereinbar sei, daß das Geschöpf, so schuldlos und so rein in der Menschen Schooß gelegt, welches zur Erkenntniß gelangt und jene Harmonie erkennen kann, so verlassen, so schutzlos dastehe, daß es **allein** inmitten in der Natur, in Mitte dieser Weltenharmonie der Bürde der Disharmonie verschrieben sei. — Während die Unmöglichkeit einer solchen verfehlten Bestimmung des Menschen sich unserm Geiste aufdrängen möchte, und wir dann wehmüthig und kopfschüttelnd die unwidersprechbare Wahrheit dagegen halten, daß der Mensch, der Ueberzahl nach, wirklich der Disharmonie verfallen ist, und wir uns im Geiste fragen, was ist denn dir wohl für ein Loos beschieden, mein gutes Kleines! und unsere Augen zu ihm hinwenden — o siehe da, es

wacht — starr hat es seine hellen Aeuglein auf dein Angesicht geheftet und hat vermuthlich länger schon deinen Träumereien zugesehen. Jetzt, da es deine Augen auf sich gerichtet sieht, jetzt lacht es, jetzt zappelt und jauchzt und zuckt es vor Lust. — O! das Kind ist zu brav! Es ist zu gut! — mächtig ergreift dich des lächelnden Kindes tiefinnigste Lust. — Unwiderstehlich. — Man hat es zu gerne. — Man kann nicht widerstreben, man muß es küssen. Man zieht es vom Lager auf, hält es in den Armen, trägt es auf den Armen: endlich gaukelt und schaukelt man selbst mit dem lieben Geschöpfe in der Stube herum. An dem tollen Treiben findet das Kind ungemeines Behagen, und kündigt solches in reinsten Lustäusserungen an. Weil nun das arme Würmchen sichtbar ergötzt wird, wenn man es nach dem Schlafe sogleich nimmt und mit ihm schäkert, so muß man ihm die unschuldige Freude auch gönnen. — Warum denn nicht! — Allein nach kurzer Zeit wird man merken, daß das Kind nicht mehr allein in seinem Bettchen sein will. Sobald es erwacht, und nicht sogleich genommen wird, fängt es an, widerwärtig und launig sich zu geberden, endlich aber aus vollen Kräften zu schreien. — Aber nein! — das gute Würmchen würde sich ja die Haut wund liegen! — Sobald man es aus dem Bettchen hebt und auf die Arme nimmt, ist es auf der Stelle wieder besänftigt. — So ein gutes Kind darf man nicht weinen lassen u. s. w. u. s. w.

Allein die Anforderungen des Kindes sind nicht stehen geblieben, sie haben sich erweitert. Es hat mit zunehmenden Kräften gelernt, wie es seine Anforderungen, seinen besondern Willen durchsetzen kann. Jedermann, welcher das Kind früher kannte, muß sich jetzt gestehen, daß es das brave, stille Kind nicht mehr ist, wie früher, daß es ziemlich, ja recht eigensinnig geworden. — Gehen wir noch weiter! Das Kind wird auch krank. Es ist ein altes, aber wahres Sprichwort: „Ohne Stoß wird Niemand groß.“ Krankheiten aber sind sowohl für die Körper-, als auch für die Geistesausbildung eines Menschen in vielerlei Beziehung oft von hoher Bedeutung. Mit der Erkrankung des Kindes beschleicht die Aeltern die Furcht, dieses wieder verlieren zu können. Diese Furcht ist zu tief begründet und ganz leicht erklärbar, da sie von dem

mächtigen Naturtriebe der Mutterliebe ausgehet. Sie steigert sich mit der Zunahme der Krankheit. In Folge der Erkrankung will das Kind nun nichts essen, und da haben die Aeltern desselben wieder große Noth, um so mehr, wenn sich die Krankheit tagelang hinzieht. Alle von denselben zu erlangenden Leckereien werden jetzt, eine um die andere, dem kranken Kinde angeboten. Allein umsonst. Es verschmäht auch diese. Endlich nach Tagen, nachdem man nicht ermüdet, hat das Kind doch etwas von den Leckereien genommen und genossen. Siehe da — es wird besser darauf. Man schreibt das Besserbefinden des Kindes, obwohl irrigerweise, den Naschereien zu, und steckt deßhalb demselben jetzt so viel davon zu, als nur möglich. Endlich genest das Kind. Allein mit Sträuben will es zu seiner früheren, einfachen Kost zurückkehren. Man gibt ihm also, damit es gesund bleibe, ausgesuchte Eßwaaren. Sie schmecken dem Kinde gut. Allein nach Verlauf von Wochen, und noch länger hinaus, will doch das lebhafte, frische Aussehen bei dem Kinde, wie es früher war, nicht recht zurückkehren. Man glaubt, daß die überstandene Krankheit demselben so hart zugesetzt habe, und deßhalb sich so schwer erhole. Man sucht daher dem Kinde noch mehr zuzustecken. — Endlich aber bekommt es auch alle Leckereien zum Ueberdrusse. — Was ist die Folge davon? Das Kind ist seiner einfachen Kost entfremdet, gelangt nicht zur rechten Körperfrische, ist dabei ein Schwächling und noch dazu verwöhnt.

Das Kind wird älter, sein Geist drängt nach Entwickelung, nach Erkenntniß, sein Körper nach Befriedigung, ein gewisser, sich geltend machender Lebensmuth sucht Ableiter. — Dem Schwächlichen getraut man nicht, etwas abzuschlagen, oder eine Unart zu bereden, da er gleich böse und zum Zorn gereizt wird: man freut sich vielmehr, wenn der Liebling an gewissen Sinnengenüssen Behagen findet, man läßt ihm daher den Zügel schießen, und unterweiset ihn nicht, den Willen des Augenblickes oder die Laune dem Schicklichen, Nützlichen, Guten und dem Allgemeinzuträglichen unterzuordnen. Das Kind wird — mit einem Worte — verzogen. Und wenn die lange — lange Lehrzeit der Jugend verflossen ist, ohne daß die Unarten eines solchen Menschen ausgemerzt worden sind, ohne daß man ihn über seine wahre Bestimmung als Mensch sich und

den andern gegenüber aufgeklärt hätte, und aus dem schuldlosen, braven, lächelnden Kinde ein completer Taugenichts herangewachsen ist; da erscheint es sicherlich als die höchste Vermessenheit gegen die ewige Anordnung, wenn man diese ob des Mißrathenseins des Söhnchens oder des Töchterleins anklagen wollte: um so mehr, wenn wir sehen, daß ein anderes Kind lächelnd, kindlich in seinem Bettchen spielt, nur hie und da zur Lust an das Mutterherz gedrückt wird, des Kindes Freuden dabei immer rein, immer gleich bleiben, nicht übersättigt werden, das Kind der Sprache seiner Mutter lieber lauschet und sich eher an die Aussprache waget, dessen Geist sich mehr fixirt, je weniger er durch tolle Streiche zerstreut wird: wenn wir sehen, daß dieses Kind, eben so der Liebling seiner Aeltern, erkrankt, diese mit Angst und Sorgen erfüllt, es möchte ihnen durch den Tod entrissen werden, daß diese aber blos den Anordnungen des Arztes Gehör schenken, den Magen des Kindes nicht verderben, sollte auch die Krankheit desselben sich ungewöhnlich lange hinausdehnen: — wenn wir sehen, daß der kleine Liebling nach seiner Genesung zur naturgemäßen Kost zurückgeführt, sichtlich erstarkt, an Geist und Körper zunimmt in Lust und Liebe: wenn wir sehen, daß demselben schon frühzeitig ein frommer Sinn und Lust zur Arbeit, d. h. für eine den Menschen würdige Beschäftigung eingepflanzt wird, so daß allmählig aus dem hüpfenden Kinde ein braver Mensch heranreift, eine Freude seiner Aeltern, ein Liebling aller Guten und eine Zierde seines Geschlechtes: wenn wir ferner sehen, daß dieser eben so wenig fähig ist, eine schlechte Handlung zu begehen, als jener oben Gezeichnete sich entschließen kann, den Pfad der Tugend zu betreten, — da muß doch offenbar Verblendung mit im Spiele sein, wollte man im Menschen den Hang zum Bösen überwiegend über dessen Anlage zur Tugend finden. Jeder Mensch, welcher der Sache auf den Grund schauen mag und kann, und nicht ganz von Vorurtheilen beherrscht ist, wird in jedem Taugenichts den Widerschein einer verkehrten oder vernachlässigten und in den Musterbildern der Tugend die Segnungen einer guten Erziehung schon von frühester und zartester Jugend, so zu sagen, schon vom Eie an, finden. —

Das ist eben Einer der hervorragendsten Unterschiede zwischen

Thieren und den Menschen, daß die Lebenscharakteristik der Thiere von der Natur ohne jeden andern Einfluß gegeben und bewahrt wird, während die Charakteristik der Menschen durch das eigene Geschlecht ausschließend allein angestrebt, verfolgt und bewahrt werden muß. Das eigene Geschlecht hat es zu verantworten, auf dasselbe allein fällt die Schuld zurück, wenn Einzelne oder Viele seiner Glieder ausarten, ihre Lebenszwecke verfehlen, ihrem Lebenscharakter entfremdet werden, und dieser verwischt wird. Wir werden dieses später bestätigt finden.

Drittes Kapitel.

Der Mensch als Doppelwesen.

Wir haben gesehen, daß die Pflanze mit dem Thiere, und dieses mit dem Menschen nach einerlei Gesetzen sich regeneriren, erhalten und zu Grunde gehen, daß Alle aus Stoffen der Erde bestehen, sich im Wechseln von Naturstoffen erhalten und in Stoffe der Natur wieder aufgelöst werden, und sich allda verwischen; aber im grellsten Gegensatze haben wir gesehen, wie das Thier vertraut mit seinen Naturbedürfnissen in das Leben eintritt, sich durch diese seine Naturvertrautheit ernährt und sich und seine Gattung erhält, während dagegen der Mensch mit der Natur und den Naturgeheimnissen, selbst mit Allem, wovon seine Erhaltung abhängt, unbekannt ist. Wir wissen auch, daß sämmtliche Thiere nie dazu gelangen und auch nie dazu gebracht werden können, daß sie von der Natur eine größere Einsicht erlangen, als gerade ihre Leibes- und Lebensbedürfnisse erheischen, wo hingegen die menschliche Einsicht in die Natur viel höher sich erstrecken, unendlich viel weiter sich verbreiten kann, als es des einzelnen Bedürfniß verlangt. Daraus schon geht hervor, daß Pflanzen und Thiere ein ganz anderes Leben, als wie die Menschen leben, daß jene blos Ausflüsse der Natur sind und in deren Einflusse vollkommen bewegt und erhalten werden, wo hingegen neben dem menschlichen Körper noch ein ganz anderes Leben einhergeht, vielmehr mit ihm zum höheren Leben verwebt ist, welches kein Ausfluß des Naturlebens ist, von dessen Einflusse nicht gehalten und durch Natur oder das Naturleben nicht controlirt wird.

Dieses Leben ist das überirdische Leben in des Menschen irdischem Leben, seine Seele, die nicht aus der Natur entsprossen ist,

darum die Natur und was zu ihr gehört nicht kennt und freieigen auch nicht erkennen kann, da sie keine Tochter von ihr ist.

In der Entwicklung der Seelenthätigkeit, nämlich in der Einführung derselben in die Natur, um dieselbe kennen zu lernen, daß sie den Bedürfnissen des ihr angehängten Naturkörpers Rechnung tragen und ihren besonderen Standpunkt in der Natur erkennen könne, ist eine frühe und zweckmäßige Anleitung erste und größte Bedingniß. Von dieser Pflege und Anleitung hängt es eben ab, ob Beide, nämlich der Naturkörper Mensch und dessen geistiges Prinzip den richtigen Weg wandeln, der seine Bahnen theils in, theils außer der Natur hat. Darum ist des Menschen Jugend — seine eigentliche Lehrzeit — nicht zu enge begrenzt, nicht zu kurz vorgemessen; denn ein jeder Mensch muß lernen:

I. Was seinem Körper Noth thut.

II. Was seiner Seele Noth thut.

I. Was dem Körper des Menschen Noth thut.

Der menschliche Organismus besteht, wie bereits gesagt, aus Naturstoffen, und ist, wie der thierische auch, der Natur entnommen, nur mit dem Unterschiede, daß das Naturleben in das Thier hereinragt, und vollkommen dessen Lebensbestimmungen leitet, während im menschlichen Organismus das in denselben hereinragende Naturleben von einer Seele überstrahlt wird, welche nichts mit der Natur gemein hat, dieselbe gar nicht kennt, da sie außernatürlich ist.

Die Naturstoffe treten in den Körpern vermöge des eigenthümlichen Naturlebens in wunderbarer, unergründlicher Ordnung und Wiederkehr in den verschiedenen Gebilden, Flüssigkeiten, Gasen zusammen. Der thierische und menschliche Organismus verbraucht solche Stoffe zu seiner Entwicklung, zu seinem Bestehen und setzt die überflüssigen wieder an die Natur ab, so wie alle jene, welche dem Organismus bereits gedient haben. Nothwendig folgt daraus, daß der stetige Verlust durch stetigen Zufluß von andern adäquaten Stoffen ersetzt werden muß. Dieser Verlustersatz geschieht durch die Aufnahme von Nahrungsmitteln, und beziehungsweise durch das Athmen. In ersterem Prozesse ist der ganze Verdauungs- und Ausscheidungsapparat betheiliget; im letzteren die Lungen, welchen wieder

eine doppelte Bestimmung angewiesen ist, nämlich die Ausscheidung von verbrauchten Stoffen, und die Erhaltung der Wärme in den Organismen.

Es ist eine allbekannte Erscheinung in der Natur, daß alle Körper, wenn sie auf irgend eine Art erwärmt worden sind, ihre Wärme wieder abstoßen, so bald sie dem Einflusse, der diese vermehrte Wärme bedingt, wieder entzogen werden. Setzen wir z. B. ein Gefäß mit Wasser zum Feuer, so wird das Gefäß und das Wasser in ihm heiß. Wird das Gefäß vom Feuer wieder entfernt, oder geht das Feuer aus, so werden beide, nämlich Gefäß und Wasser wieder kalt. So verhalten sich alle Körper auf der Erde. Allein am Menschen merken wir, daß seine Wärme, vorausgesetzt, daß dessen Umgebung nicht zu kalt ist, nicht abnimmt. Macht wohl der Mensch eine Ausnahme von den übrigen Körpern? — O nein. Auch er stößt beständig Wärme aus, und sucht sich, gleich den übrigen Naturkörpern, mit seiner Umgebung, das heißt, mit der gerade herrschenden Temperatur auf gleiches Verhältniß zu setzen. Wir wissen ja, daß nach seinem Leben jeder Mensch alsbald kalt wird. Während seines Lebens aber erhält hauptsächlich das Athmen seine Wärme; denn jene Wärme, welche der ganze Körper unaufhörlich abstößt, wird durch einen immerwährenden Verbrennungsprozeß in seinem Innern wieder ersetzt. Es wird nämlich der Kohlenstoff seines venösen Blutes durch den Sauerstoff der Luft im Athmen vor den Lungenzellen zersetzt, gerade so, wie die glimmende Kohle auf unserm Herde durch die atmosphärische Luft zersetzt, verbrennt wird. Durch diese wunderbare Verbrennung von Kohlenstoff ohne Flamme tief innen im Menschen wird Wärme entwickelt, diese theilt sich dem arteriellen Blute mit, und wird mit diesem durch das Herz in alle Theile des Körpers getrieben. So ist für den steten Verlust von Wärme im Menschen durch einen wundervollen Verbrennungsprozeß gesorgt, wobei zugleich der abgenützte Kohlenstoff aus demselben durch das Athmen entfernt wird. Dieses allernöthigste Bedürfniß eines Menschen zur Erhaltung seiner Wärme, zur Entkohlung seines Blutes und zur Entfernung des unbrauchbaren Kohlenstoffes aus dem Körper schöpft der Mensch durch den Athmungsprozeß aus dem Sauerstoffe der Atmosphäre. Dieser ist in der Natur so reichlich und in so

vorsorglicher Weise gegeben, daß der Mensch sich darum gar nicht zu bewerben braucht, und auf diese Art sein erstes und dringendstes Bedürfniß kaum ahnt.

Eben so verhält sich das zweite dringende Bedürfniß des Menschen, nämlich seine Erhaltung. Hier geht die Stoffaufnahme, Stoffumänderung und Stoffabscheidung in dem sogenannten Assimilationsapparate vor sich. Beide Vorgänge, nämlich die Erhaltung der menschlichen Wärme durch das Athmen und die Erhaltung des Körpers durch die Nutrition, sind reine Ausflüsse des Naturlebens. Der Mensch betheiligt sich nicht anders dabei, als jeder andere Organismus, welchen wir kennen. Das ist das Naturleben im Menschen. An dieses knüpft im innigsten Anschlusse sein Seelenleben an, welches jetzt hervortritt, wenn der menschliche Organismus für seinen Herd, seinen Boden, seinen Magen jene Bedürfnisse von der Natur abverlangt, welche zur Restituirung in die allgemeine Masse fließen sollen. Hier ist unter Umständen der Mensch das verlassenste aller Geschöpfe auf Gottes weiter Erde. Für sich allein weiß er nicht, was er aus dem großen Magazine der Natur sich aneignen darf und kann. Aus der ganzen Pflanzen-, aus der großen Thierwelt, welche doch nur für ihn lebt und da ist, kennt er nicht, was er für sich zu wählen hat, kennt er nicht, was er meiden, fliehen muß. Inmitten des Reichthumes sondergleichen ist der Mensch der Aermste sondergleichen. Vom Instinkte, der Naturseele, verlassen und nur höchst kümmerlich bedacht, tritt er sein Leben wie eine Pflanze an, wächst und gedeiht unter Stoffwechsel wie sie, und trägt dagegen in seinem Körper eine Seele, welcher die Erde und Alles, was zu ihr gehört, fremd ist. Der naturfremden Seele ist aufgegeben, das Regiment in einem Naturkörper zu führen. Durch Vermittlung des in der Gesammtnatur jedem Geschöpfe verliehenen Fühlvermögens lenkt sie gewisse Organe, welche in dem Thiere Ausläufer des Instinktes sind, für ihren Dienst, um mittels dieser sich von der Erde, von der Natur Kenntniß zu verschaffen. Sie werden zu wirklichen Sinnenorganen. Durch diese und durch die den Menschen allein zukommende Sprache, welche wieder nur durch die dem Dienste der Seele geweihten Organe von Menschen angeeignet werden kann, lernt er vollends seine zweifache Natur auf

Erden, seine Stellung erkennen, welche von den Instinktnaturen durch und durch abweicht, d. h. mit der Stellung der Instinktnaturen gar nichts gemein hat.

Der Mensch muß unter allen Umständen in die Natur, in welche er ohne die geringste Kenntniß von derselben gelanget, durch Belehrung eingeführt und eingeweiht werden. Er muß lernen, wo er den Bissen hernehmen soll, welchen er zum Munde führen will; er muß lernen, wie und in welcher Gestalt solches zu geschehen hat. Er muß sich den Menschen, welche schon Erfahrung haben, in die Arme werfen und ihrer Obhut sich anvertrauen. Er muß seine Stellung, welche er erwachsen, später auch einnehmen will, erst begreifen und sich aneignen lernen, der Art, daß er sich ihrer stets bewußt bleibt, und seinen Obliegenheiten in derselben auch nachkommt. — Er muß der Erde seine Nahrung sich abgewinnen und alle Hindernisse und Mühen dabei in Geduld und Ausdauer überwinden lernen. — Er muß zur Erkenntniß gelangen, daß jeder Mensch zur nützlichen Beschäftigung geboren ist, und daß jene Stelle aus der ältesten Urkunde, welche aus der grauesten Zeit bis zu uns gekommen ist, nämlich: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen," nicht wörtlich, d. h. nicht blos auf einzelne Stände abzielet, sondern für Alle, für das ganze Geschlecht gilt. — Er muß einsehen lernen, daß die Lust zur Arbeit, zur nützlichen Beschäftigung, nicht mit der Muttermilch eingesogen wird, daß sie sich mit der Entwicklung des Körpers nicht von selbst ergibt; denn auch diese muß erworben werden, und zwar von Kindesbeinen an, daß es Wahrheit werde, daß der Mensch in der Arbeit Zerstreuung, im Erwerbe das Bedürfniß seines Körpers finde; daß der Mensch seine Stellung sich und seinen Mitmenschen gegenüber recht begreife und nicht wie das Thier blos fressen, d. h. Nahrung aufnehmen und verdauen soll, sondern höhere Zwecke als das thierische Leben zu verfolgen hat.

In der allgemeinen, großen Menschenschule muß der Einzelne neben der Abwehr seiner Leibesbedürfnisse auch seine mit in die Welt gebrachte Unbehilflichkeit seines Körpers überwinden lernen. Auch dieses muß so frühe, als möglich geschehen. Wem es erst spät einfallen sollte, sich jene Körpergewandtheit anzueignen, welche er zu irgend einer Beschäftigung nothwendig besitzen muß, dem mag es

gehen, wie jenem, welcher in den dreißiger Jahren erst anfangen will, das Violin- oder Klavierspiel zu lernen. Ein solcher wird es unter Aufwand von vielem Fleiße kaum zur Mittelmäßigkeit bringen, während die Fingerfertigkeit der Virtuosen schon von frühester Kindheit an datirt.

Dem Zöglinge dieser Schule muß es nach und nach klar werden, daß auch er berufen ist, das, was er jetzt gelernt hat, auch Anderen, dem jungen Nachwuchse wieder zu lehren. Es ist dieses die große, dem allgemeinen Wohle wieder heimzuzahlende Schuld. Er wird und muß seine Stellung erkennen lernen, welche er seinen Mitmenschen gegenüber einzunehmen hat; ja — was Stellung! — nein, heilige Menschenpflicht, im Menschengeschlechte tiefbegründete Nothwendigkeit ist es, daß der Aeltere mit der Hand seiner Erfahrung die jüngere Generation in das Leben einführe. Wer sich dieser gebieterischen Menschenpflicht entzieht, verdient nicht den Namen eines Menschen. Er gleicht dem Thiere, welches, nachdem es seine Jungen in der Natur abgesetzt hat, sich nicht mehr um dieselben bekümmert. So ein Mensch, welcher sich seinen Pflichten als Mensch entzieht, seine eigenen Kinder sich selbst überläßt, ist ein Thiermensch, im Gegensatze zu dem Pflanzenmenschen, dem sinnedürftigen, blos vegetirenden Geschöpfe.

II. Was der Seele des Menschen Noth thut.

Gleichwie das Fühlvermögen im menschlichen Körper der Vermittler ist, die Seele desselben auf seine Bedürfnisse hinzulenken, eben so ist die Ahnung die Vermittlerin, die Seele zur Erkenntniß ihres eigenen Ichs, zur Einsicht ihrer Unabhängigkeit von der Natur hinzuweisen. Es liegt nahe, daß der Mensch, wenn er auf seine Stellung in der Natur hinblickt, und von seinem höchsten Standpunkte der organischen Körper diese überschauet, einen Vergleich mit diesen und mit sich anstellt und sich fragt, was ist der Lebenszweck der Pflanze, was ist der Lebenszweck des Thieres, und endlich, was ist der Lebenszweck der Menschen. — Es kann nicht ignorirt werden, daß der Lebenszweck und die Bestimmung der Pflanzen die Erhaltung der ihr höher gestellten Organismen ist. Dieses wird Niemand bezweifeln, wenn auch nicht alle Thiere an die Pflanze verwiesen

sind. Dem aufmerksamen Beobachter in der Natur entgeht nicht, daß in derselben höchste Einfachheit vorwaltend ist, und daß sie das Ueberflüssige ganz ausschließt, wenn sie einen bestimmten Zweck erreichen will. Es ist dieses sicherlich ein Naturgesetz. Findet der Mensch nun in den Pflanzen neben ihren Nahrung und Heilstoffe bietenden und sonstige Bedürfnisse der diesen höher gestellten Ordnungen abhelfenden Bestandtheilen noch — so zu sagen — bräutlichen Schmuck der Pflanzen, Sinne schmeichelnde Pracht und Duft derselben in harmonischer Abwechslung, und sieht derselbe Beobachter diese Tausende von Thiergattungen, welche für ihre Selbsterhaltung an die Pflanze gewiesen sind, unbekümmert um Pracht und Duft nur die Nahrung, die materiellen Stoffe in der Pflanze finden, und alle Schönheit, alle Pracht, allen Wohlgeruch, und was nur immer Angenehmes in dem großen Systeme eingeflochten ist, gar keines Blickes würdigen, muß doch zu ihm die Ueberzeugung in beredter Sprache laut rufen, und mit großer Frakturschrift deutlich darauf hinweisen, daß im Leben der Pflanzen noch ein ganz anderer Zweck liegen müsse, welcher auf die thierische Oekonomie irrelevant ist: daß diese Ausstattung und Ausschmückung der Pflanzen nie und nimmer zur Erhaltung, zur Fütterung, zur Ernährung der Thierwelt gegeben sei, nie und nimmer für den Kreislauf in der Natur nothwendig ist, nie und nimmer eine unnütze oder gar eitle Dreingabe des Schöpfers sein kann.

Und wenn der Schöpfer im großen, kaum übersehbaren Systeme der Pflanzen das Schöne mit dem Nützlichen gepaart hat, und dem Thier- und Menschenkörper nur das Nützliche, der materielle Stoff genügt, das Schöne dagegen ganz als Nebensache erscheint, drängt sich in uns unwillkürlich die Frage auf, wozu ist aber das Schöne in der Pflanze, überhaupt in der Natur, da es für den allgemeinen Haushalt in derselben und zum Bestande ihrer Unwandelbarkeit keineswegs geboten scheint, und die Nothwendigkeit eben so wenig wie die Nützlichkeit nachgewiesen werden kann; — und wenn der Mensch zur richtigen Beantwortung dieser Frage seinen Blick auf dem ganzen Erdenrunde hinschweifen läßt, und keinen Gegenstand findet, auf welchen er solche Beziehung hinleiten könnte, und er selbst an seinem eigenen Körper irregeleitet wird, da auch dieser, wie

der Thierkörper, blos auf den materiellen Stoff hingewiesen ist; — was anders bleibt ihm übrig, als an seine eigene, in der Natur fremd stehende Seele zu denken: da muß in ihr die Ahnung aufsteigen, daß ihr — der Immateriellen — das Immaterielle der Natur geboten sei zur geistigen Nahrung, zur Entwicklung, zur Vervollkommnung ihrer Erkenntniß.

Betrachtet man die Sache, wie man nur immer will, so wird man unter allen Umständen immer wieder finden, daß die Menschenseele fremd in der Natur steht, daß sie in der Belehrung Zurechtweisung finden muß, wie sie dem ihr anhaftenden und von dem Instinkte fast gänzlich vernachlässigten Körper in der Natur forthelfen kann. Und wenn die Seele in ihrer Eigenschaft als Regentin des menschlichen Organismus durch Belehrung und die durch diese sich entwickelnde Vernunft ihre Stellung so weit begriffen hat, auf daß sie den leiblichen Bedürfnissen ihres anempfohlenen, vielmehr übergebenen Körpers Rechnung tragen kann, ist damit die Grenze ihrer Wirksamkeit wohl gezogen? — O nein! die Seele des Menschen muß zur Erkenntniß Ihrerselbst gelangen, und aus dieser Erkenntniß ihren Standpunkt kennen lernen, welchen sie den Seelen der Mitmenschen gegenüber und hauptsächlich für sich selbst einzunehmen hat. Da aber ihre Ahnung hiefür bei Weitem nicht hinreichend ist, so muß sie auch hiezu angeleitet werden theils durch Belehrung von Menschen, theils in der Selbstanschauung durch ihre eigenen Organe.

Wir haben bereits gesagt, daß anders die Fühlorgane im Thiere sind und anders im Menschen. Dort sind sie eben weiter nichts anders als Fühlorgane, welche nur das Materielle, das Stoffhaltige gleichsam nur betasten. Hier aber im Menschen kommt ihnen das der Seele nur allein eigene Gefühl hinzu, wodurch die Sinnenorgane erst ihre hohe Bedeutung gewinnen, indem sie, während sie das Materielle betasten, zugleich das Immaterielle, die Harmonie, die Schönheit, Pracht, überhaupt das Erhabene in der Natur speziell auffassen und der Seele vorstellen, welche dann durch ihre Vernunft das Allgemeine dieser großen, erhabenen Harmonie erkennt. So zur Erkenntniß Ihrerselbst und der Natur gelangt, weiß die Seele im Hinblicke auf das Thierreich, daß sie mit keiner Einzigen dieser

Gattungen etwas gemein hat, mit keiner stammverwandt sein kann: weiß sie im Hinblicke auf das Erdenleben, daß sie ihre Entstehung nicht diesem verdankt, daß sie kein Ausfluß des Erdenlebens ist, daß sie aus Naturstoffen nicht bestehet, keinen Magen für solche Stoffe besitzet, im Stoffwechsel sich weder erhält, noch ihre Existenz nach Naturgesetzen bedingt ist; weiß sie, die Stofflose, daß sie auch nicht, weil stofflos, jener Entmischung der Stoffe untergeordnet ist und Preis gegeben werden wird, welche man die Auflösung, das Sterben, den Tod in der Natur nennt. Sie weiß, weil sie nicht den Tod in der Natur stirbt, daß sie stofflos ist, wie die Ewigkeit selbst, daß sie aus dieser stammt, mit der Ewigkeit verwandt sein muß.

Der Mensch, welcher sich nicht befleißt, seine Seele zur Erkenntniß zu führen, sondern vorzieht, seinem Leibe schmeichelnden oder kitzelnden Sinnengenüssen mehr zu huldigen, als sich die wahren, hohen Seelengenüsse anzueignen, und diese letztern ganz verschmäht, wird auch nie die Ewigkeit kennen, wird nichts von ihr wissen wollen, wird sie sogar leugnen; denn der Gedanke an eine Ewigkeit ist mit seinem Erdenleben unverträglich, und jener, welcher ihn auf diese hinweiset, erscheint ihm als ein unlieber, verhaßter Störenfried seines Freudentaumels. Er hat keinen Glauben an das Körperlose, und findet keinen Geschmack daran, darüber nachzudenken; darum vermag er weder eine Ewigkeit anzuerkennen, noch ist er gewillt, sie kennen zu lernen, obgleich er mit leiblichen Augen in die Ewigkeit schaut; obgleich er mit leiblichem, mit irdischem Körper in der Ewigkeit lebt, sich in dieser bewegt.

Wie so? In die Ewigkeit mit leiblichen Augen schaut und mit irdischem Körper in der Ewigkeit lebt und sich bewegt?! — Es ist freilich nicht Jedermanns Sache, aus der Anschauung eine Ewigkeit herauszufinden, so namentlich nicht jener, der wissenschaftlich nicht gebildet ist. Allein wenn dieser sogenannte Laie aus der geoffenbarten Religion schon den Seelenfrieden und die erhabene Stellung seines Ich begründet finden kann, dürfte doch sicherlich der wissenschaftlich Gebildete neben dieser Religion die ihm zu Gebot stehenden Mittel dazu anwenden, um das wirkliche Sein einer Ewigkeit und die Existenz seines Ich in derselben einer Prüfung zu unterstellen. Er richte seinen Blick nur durch 24 Stunden von der Erde ab nach

die Räume außerhalb unserer Erde. Jener, welcher Anspruch auf wissenschaftliche Bildung macht, muß da ahnen, welchen Raum, welchen unermeßlichen und schlechterdings unermeßbaren Raum sein Blick durchschweift innerhalb und außerhalb der Grenzen der Sonnenstrahlen und auswärts vom Schatten der Erde. In diesem einzigen Raume weiß er leuchtende Punkte eingestreut; allein er weiß auch, was es für eine Bewandtniß mit diesen leuchtenden Punkten hat, nämlich daß diese wieder Himmelskörper sind, welche ihren Platz in jenen Räumen eingenommen haben, und welche gemeinhin „Sterne" genannt werden. — Er weiß, daß aus jenen Räumen ein Bote zu uns gelangt, dem an Schnelligkeit nicht nur auf Erden, sondern auch auf der großen, weiten Welt Nichts gleichkommt. Dieser Bote ist das Licht. — Er kennt die Schnelligkeit des Lichtes, welches während eines einzigen Pulsschlages den Weg um die Erde schon siebenmal zurücklegen kann, während eine abgeschossene Büchsenkugel, wenn sie in gleicher Schnelligkeit dahin eilen sollte, schon zweiundzwanzig und eine halbe Stunde, also nahebei einen vollen Tag und eine volle Nacht brauchen würde, um diesen Weg nur ein einzigesmal zurückzulegen. — Und wenn er weiß, daß in jenen Räumen noch Sterne als leuchtende Punkte mittels guter Fernrohre gesehen werden, deren Licht trotz seiner entsetzlichen Geschwindigkeit, das in einer Minute zwei und eine halbe Million Meilen durchläuft, volle **sechstausend** Jahre (nach Herschel's und Struve's Berechnung) braucht, um nur in der geradesten Linie zu uns, zur Erde, zu gelangen: und weiß, welche Raumverhältnisse in der Ausdehnung, d. h. in der Ausbreitung nach diesen Verhältnissen der Länge, durch die Mathematik nachgewiesen werden könnten; — da muß über die Ausdehnung dieses ungeheuren Raumes, in welchem die Erde schwebt, die menschliche Fassungskraft überwältigt werden und ihre Ohnmacht eingestehen. — Und wenn er keine Begrenzung in diesem geistig nicht erfaßbaren Raume finden kann, muß sich ihm unwillkürlich das Bild der geistig nicht erfaßbaren Ewigkeit aufdrängen. Er muß sie in dem allseitig unbegrenzten Raume selbst suchen, und findet sie in ihm; denn dieser Raum ohne Grenzen um uns ist die Ewigkeit, und muß die Ewigkeit sein.

Wer sich vorstellen wollte, unsere Erde oder die Sterne lägen

nicht innerhalb der Alles umfassenden Ewigkeit, der muß sich im großen Irrthume befinden; denn in diesem Falle müßte eine Grenze vorausgesetzt werden, wo die Ewigkeit anfangen würde. Allein unsere Begriffe von „Ewigkeit" würden in Verwirrung gebracht werden, wenn wir uns die Ewigkeit mit einer Raumbegrenzung vorstellen würden, wenn wir annehmen, daß an einer bestimmten Stelle das Gebiet der Ewigkeit anfängt. Nach unsern Begriffen von Ewigkeit hat diese auch keinen Anfang und kein Ende nach Zeitbestimmungen. Dieser Raum außer der Erde ist es, der keiner Zeitbegrenzung unterliegt, an dem wir keine Raumbegrenzungen finden können. Er ist die Ewigkeit selbst, welche nicht anfängt nach der Zeit und nach dem Raume, welche nicht aufhört nach der Zeit und nach dem Raume.

Wenn wir unsere Erde, wie billig, mit dem ganzen Systeme von Weltkörpern betrachten, fallen auch alle näheren Grenzen oder Ortsbezeichnungen weg. Da gibt es kein Oben, kein Unten, kein Rechts, kein Links, kein Diesseits, kein Jenseits der Erde. Dasselbe gilt auch selbst von unserm Sonnensysteme (in dem freilich unsere Erde ihre Begrenzungen hat), wenn wir solches nicht einzeln, sondern im Zusammenhalte mit dem Weltalle betrachten. Wir können nicht nachweisen, daß unser Sonnensystem in der Mitte des unmeßbaren Raumes sich befinde, ob seitwärts, zur Rechten oder zur Linken, vorne oder hinten.

Ehe alle die Myriaden von Sternen, gleichviel ob Fix- oder Wandelsterne, noch da waren, ein Raum für sie mußte schon vorhanden sein, gleichwie der Bauplatz schon vorhanden sein mußte, ehe das Gebäude auf ihn aufgeführt werden konnte. Und mögen diese Weltenkörper in ihm, dem Raume — das Zeitliche, Begrenzte im Ewigen, im Unbegrenzten — ihren von der ewigen Urallgewalt vorgesteckten Zweck verfolgen, oder in ihm zu Staub zerfallen; der Raum, in dem sie sich bewegen, bleibt ewig, muß ewig bleiben, ist unzerstörbar, ist körperlos, kann demnach keinem Wechsel und keinem Verfalle unterworfen werden, er kann nicht in Formen übergehen, ist ganz und gar einer Umbildung unfähig; und das ewige, unsichtbare Walten in ihm, so unsichtbar wie der unendliche Raum, so körperlos, wie er, was anders kann es sein, als die göttliche Urall-

gewalt? Wer vermag sie mit Sinnen zu fassen, da sie selbst stofflos ist: wer vermag sie im Geiste zu umfassen, da sie so unendlich als die Ewigkeit, von Ewigkeit die Beherrscherin der Ewigkeit selbst ist! — Ja, ja, der Raum, zu welchem wir beim Lichte der Sonne hineinschauen, den wir aber erst über dem Schatten der Erde hinaus erkennen, dieser ist die Ewigkeit.

Fortsetzung.

So wie der Mensch in die Ewigkeit schauet, und sie nicht kennt, oft nicht einmal kennen mag, eben so lebt er in der Ewigkeit, und weiß es nicht, und fühlt es nicht. Eben so wie die Ewigkeit keine Grenzen im Raume hat, kann sie auch eine andere Begrenzung nicht kennen, woher sie nur immer kommen mag. Deßhalb kann es für sie auch keine Zeit geben. — Zeit ist ein relativer Begriff, welcher nur Anwendung finden kann auf die Körper im unendlichen Raume. In diesem bilden jene conglomeraten Körper, welche wir Sterne nennen, eine Nebeneinanderfolge und eine Aufeinanderfolge. Letztere paßt für die Definition von Zeit, erstere für die des Raumes. Weiter aber kann sich der menschliche Geist in diesem unermeßlichen Raume nicht erheben. Sinken alle diese Körper in Nichts zusammen, gibt es weder eine Nebeneinanderfolge, noch eine Aufeinanderfolge mehr, also weder eine Raum-, noch eine Zeitbestimmung. Auf den unendlichen Raum selbst kann daher der Begriff „Zeit“ keine Anwendung finden, sondern auf jene Myriaden von Sternen, ohne welche der Raum ein ewiges Einerlei wäre, vom Menschen nie erkannt. Und doch ist die Zeitbestimmung das Mittel, von jenen leuchtenden Sternen aus, welche wir merkwürdiger, aber natürlicher Weise nur dann erblicken, wenn die Erde ihren Schatten in diesen Raum hinaus wirft, die über alle Fassungskraft erhabene und schlechterdings unfaßbare Unendlichkeit zu erkennen. Im Begriffe „Zeit“ konnte der Mensch die Schnelligkeit des Lichtes, dieses einzigen, sinnlich wahrnehmbaren Mediums im Raume, in Bestimmungen bringen, welche, auf Zustände der Anschauung zurückgeführt, uns ungeheure, unerfaßbare Regionen entdecken lassen, über welche die Fassungskraft des Menschen ohnmächtig sich zurückziehen muß.

So gelangt der Mensch über den Begriff von „Zeit“ hinüber zum Erkennen der allseitig unbegrenzten Ewigkeit. Denke man sich die Marken, aus denen der Mensch Zeitbestimmungen ableitet, als nicht vorhanden, so den Umschwung der Erde um sich selbst und deren Umlauf um die Sonne, so hätte der Mensch den Vorgeschmack der Ewigkeit; denn gesetzt unsere Erde bliebe in unabänderlicher Stellung der Sonne und den übrigen Gestirnen gegenüber, es könnte da keine Abwechslung für Tag und Nacht, keine Abwechslung für Jahreszeiten, keine Abwechslung in der Temperatur, sondern nur ein trostloses Einerlei auf Erden sein, welches alles vegetative, alles organische und auf den Stoffwechsel hingewiesene Leben darauf ertödten müßte.

Die Ewigkeit — der Raum, in welchem begrenzte Körper sichtbar sind, — kann nicht gesehen werden, und hat keine Umgrenzungen, hat keine Zeitbestimmungen, wie die zeitlichen Massen in ihm. Zeit ist blos ein Begriff, ein eingebildeter Maßstab, der das Vergängliche nach Vergänglichem abmißt, und der als Grundeinheit den Umschwung der Erde hat, unserer Erde, die selbst nur ein leuchtender Punkt im Sonnensysteme ist, und unser Sonnensystem bemißt, welches wieder nur ein leuchtender Punkt in dem gewaltigen Raume der Unendlichkeit ist, für die es keine Begrenzung in der Ausdehnung — in der Aneinanderfolge, nach Raumverhältnissen, — für die es keine Begrenzung in der Aufeinanderfolge — nach Zeitbegriffen — gibt.

Wenn es sich wirklich bestätigen sollte, daß die früher für unauflöslich gehaltenen Nebelflecken gegenwärtig als ein Conglomerat von Sonnensystemen, gleich der Milchstraße, erkannt worden sind, da muß der menschliche Verstand wirklich inne halten, um in die Verhältnisse da außerhalb der Erde Raumvorstellungen zu bringen; denn die Entfernungen jener Sternensysteme von uns wären so gewaltig, daß erst nach Millionen von Jahren ihr Licht zu uns bringen könnte, so daß die Menschen, wenn die Erde so lange bestehen könnte, und jene Sternengruppen würden in unsern Tagen erlöschen, erst nach Millionen von Jahren ihr Verschwinden, ihren letzten Lichtstrahl sehen würden. Merke man wohl! Nach Millionen von Jahren erst könnte ein Lichtstrahl aus jenen Entfernungen zu uns gelangen —

ein Lichtstrahl, welcher schon in einem Augenblicke, vielmehr in dem sechzigsten Theile einer Minute den ungeheuren Weg von mehr als 41,000 deutschen Meilen zurücklegt. — Es braucht hieher wohl nicht noch besonders darauf hingewiesen zu werden, daß diese Entfernungen nicht blos in gerader Linie zu uns gedacht werden dürfen, sondern auf allen Seiten hin bestehen, sich allseitig ausdehnen.

Gesetzt diese Nebelflecken sind wirklich Milchstraßensysteme, was hindert uns, anzunehmen, daß es hinter diesen wieder andere Sterngruppirungen gibt, die wir noch nicht kennen, vielleicht weil deren schwaches Licht noch durch kein Fernrohr aufgefaßt werden konnte. Der Ungläubige, welcher solche unendliche Raumausdehnung als fabelhaft, als thörichte Phantasie bezeichnen möchte, der sich durchaus nicht damit befreunden kann, daß es wirklich Etwas gibt, das keine Begrenzung nach Raum- und nach Zeitbegriffen hat, gehe hin und frage bei der Mathematik an, dem einzigen geläuterten Wissen des Menschen, auf welches er mit Recht stolz sein kann, ob es gerechtfertigt und dem Menschen angemessen sei, wenn er sich dem Wahne an eine Unendlichkeit hingibt. Hier wird ihm sicherlich der Bescheid, daß es durchaus kein Wahn sei, sondern daß man eine Unendlichkeit annehmen müsse; denn eben so wenig, als man sich eine Zahl denken kann, welche nicht durch eine noch größere zu überbieten wäre, eben so wenig gibt es einen Bruchtheil der Einheit, der nicht durch einen noch größern Nenner verkleinert gedacht werden könnte. — So finden wir in der Mathematik, unserm schönsten Wissen, den Uebergang vom Begreiflichen zum Unbegreiflichen, vom Faßbaren zum Unerfaßbaren, gleichwie wir dieses finden in der praktischen Anwendung unserer Begriffe für Raum und Zeit, die sich in den Räumen da draußen in's Unendliche verlieren, und einen Maßstab für die Unendlichkeit nimmermehr abgeben können.

Gleichwie wir in Zahlen keine Begrenzung finden, ebenso finden wir auch im Geiste keine Begrenzung in dem unendlichen Raume. Für unsern Geist kann etwas, welches keine Grenzen nach Zeit- und Raumbegriffen hat, keine Vorstellung finden. So etwas ist für denselben unerfaßbar. Deßhalb, weil unsere Begriffe für Zeit und Raum aus endlichen Körpern entnommen, sind und bleiben wir so beschränkt für eine Vorstellung über die Ewigkeit selbst; haupt-

sächlich aber, weil die Erschließung, die geistige Umfassung der Ewigkeit durch menschlichen Verstand von Gott den Menschen als eine Bedingniß nicht zugetheilt worden ist. Was dem Menschen über die Ewigkeit und über die Unvergänglichkeit seiner Seele zu wissen nöthig, ist ihm von Gott geoffenbaret. Mehr braucht er in diesem Leben darüber nicht zu wissen. Dagegen aber ist ihm die Einsicht in die ewige Weltordnung, in die Weltenharmonie, in den Grundcharakter, der über Alles ausgegossen ist, was der Mensch mit seinem Blicke hier auf Erden und auswärts von dieser erfassen kann, gestattet. Dieses etwa, um die Wißbegierde des Menschen zu befriedigen? O! keineswegs.

Aber fragen wir uns, warum drängt es den menschlichen Geist zur Erweiterung, zur Erkenntniß, zur Enthüllung des Unbegreiflichen? Sicherlich wohl deßhalb, daß er bei dem Begreiflichen stehen bleiben soll, wodurch für ihn jetzt Anhaltspunkte gewonnen sind, sein Glück diesseits und jenseits zu begründen. Der Mensch soll seine Stellung in der Natur auffassen. Hat er dieses, so hat er auch gefunden, daß er ohne Halt in der Natur wandelt, und daß er, wenn er nicht fallen, sich nicht verirren will, sich an die Gottheit anstützen muß. Wer in dem großen Buche der Natur gelesen hat, und zwar mit Aufmerksamkeit, der wird bestätigt finden, was in dem göttlichen Buche schon geschrieben steht, daß es ein Wesen geben muß in Bezug auf Sein mit dem Attribute ewig, unendlich, unwandelbar, das also keiner Beschränkung weder an Zeit noch an Raum unterliegt: dem nicht Ursache, nicht Wirkung beigemessen werden kann: das aus und in sich sein Bestehen hat: das Alles, die Unendlichkeit und die Raumkörper in ihr ausfüllt: dessen Kraftvermögen über alle Hindernisse hinausragt, die ihm entgegentreten könnten, vielmehr, dessen Kraftäußerung gegenüber gar kein Hinderniß gedacht werden kann: welches nach weisester Anordnung das ganze Weltall hervorgerufen hat und regieret. — In Bezug auf seine Seele wird er bestätigt finden, daß diese nicht von der Natur ausgeht und durch diese keine Stütze hat: daß die Heimath derselben also nicht die Natur nach sinnlicher Auffassung sein kann; daß sie unbedingt an Gott, die ewige Sicherheit anschließen muß.

Höchst charakteristisch bleibt es immerdar, daß der Mensch von

der Erde weggewiesen wird, wenn er nach der Zeit fragt. Die Erde für sich allein bietet ihm kein Merkmal an, wodurch er in den Stand gesetzt wird, sich bezüglich der Zeit genau zu orientiren. Wenn er dieses will, so muß er den Stand der Erde zur Sonne, oder noch richtiger, seinen eigenen Standpunkt zu den Sternen auswärts des Sonnensystems vergleichen. In der Unbequemlichkeit, noch mehr aber in der öfteren Unmöglichkeit solcher Vergleichungen mußte der Mensch auf mechanische Vorrichtungen sinnen, sich Uhren bauen, sich Tafeln, Kalender und andere Merkzeichen verfertigen, welche ihm Anhaltspunkte für die Abschnitte der Tages- und Jahreszeit geben. So auf diese Art muß die Seele des Menschen die Zeitbestimmungen für ihren Naturkörper auswärts von der Erde suchen, aus jenen Räumen, denen auch sie angehört, aus welchen sie stammt, zu welchen sie zurückkehrt.

Wie ganz anders bei den verschiedenen Thiergattungen! Diesen ist, weil sie ganz und gar der Erde angehören, die Gabe verliehen, die Zeit dem Tage und Jahre nach genau zu kennen. Für sich allein, ohne erst nach den Sternen, oder auf mechanische Vorrichtungen oder andere Zeichen zu sehen, wissen sie die Zeit ihres Handelns, sie mögen damit auf eine gewisse Zeit bei Tage, bei Nacht oder bei der Dämmerung, im Frühlinge, Sommer, Herbst oder Winter hingewiesen sein. Wie wunderbar den Thieren die Erkenntniß der richtigen Zeit innewohnt, sehen wir an dem Erwachen des Geschlechtstriebes der Thiere, an dem Erwachen des Wandertriebes bei Zugvögeln, überhaupt Wanderthieren, in der richtigen Erkenntniß der Zeitlänge für das Brüten der eierlegenden Thiere. Jagdkundige versichern, daß der Auerhahn während der Begattungszeit seinen Ruf in den frühen Morgenstunden genau nach der Zeitminute ertönen läßt, ob der Himmel heiter, trübe, oder ob fallender Regen noch dichte Finsterniß verbreitet. — Die Zugvögel fliegen meistentheils weit weg, und ihr Wegzug und ihr Wiederkommen ist in so bestimmte Grenzen gezogen, daß die Differenz, Jahr in Jahr bemessen, nach Kalenderrechnungen gegen die Normalzeit selten vierzehn Tage antrifft. Zwei Wochen sind schon ein großer und ein seltener Unterschied, und wo solcher statt hatte, lagen gewiß atmosphärische Hindernisse zu Grunde. — Nahrungsmangel kann es

nicht sein, welches die Thiere veranlaßt, einen so beschwerlichen, weiten und gefährlichen Weg anzutreten, da die in unsern Zimmern in Vogelbauern gehaltenen Zugvögel trotz guter, selbst jahrelang bestandener guter Fütterung denselben Trieb verspüren und unruhig werden.

Nicht allein Vögel, sondern auch kriechende, laufende und schwimmende Thiere wandern, und viele Gattungen davon alljährlich genau in denselben Zeitperioden. Wer sollte nicht schon von dem alljährigen Zuge der Häringe gehört haben? Das Wunderbarste bei diesen Wanderzügen der Thiere ist zugleich auch, daß sie ihren Weg nicht verfehlen, mag er noch so weit sein, ob hoch in den Lüften, ob auf der Erde, ob im Wasser sie ihre Wanderungen vollenden. Sie verfolgen meistens in auffallend gerader Linie ihren Weg und legen dabei ein außerordentliches Ortsgedächtniß an den Tag. So weiß z. B. die Schildkröte, trotzdem, daß sie sehr weite Reisen zu Wasser macht, alljährlich auf dem Lande genau denselben Ort zu finden, wo sie ihre Eier hinlegt. Ist dieses Geschäft beendigt, so überläßt sie die Bebrütung ihrer Eier der Sonnenwärme, geht dann fort, weit weg, kommt aber genau zu jener Zeit wieder, allwo die Jungen ausgeschloffen sind, um diese mit sich fortzuführen. — So überall, wo wir nur immer den Thieren begegnen, und wo sie nur immer leben und sich bewegen, und in jedem Stücke finden wir, daß ihr Lebenscyclus für die Bedürfnisse, welche nach Raumverhältnissen sich ändern, vollständig gesichert ist, daß die Thiere von ihrem Instinkte nach Zeit und Raum sicher geführt werden.

Einige Naturforscher haben die Ansicht ausgesprochen, daß die Wanderthiere für den Antritt ihrer Wanderungen auf den Stand der Sonne achten, auf ihren Wegen aber den Erdmeridian zur Richtschnur nehmen. — Ja — was hat man nicht Alles schon von den Thieren gesagt! Und auf was lassen sich wohl solche Behauptungen gründen? Wer gibt wohl den Thieren den Sextanten und den Compaß, und lehrte sie ihre Anwendungsweise? Wer lehrt sie die Länderkunde, und zwar so, auf daß sie wissen, wann und wo sie ihre Lebensbedürfnisse alle wieder finden? Wer lehrt sie Witterungskunde, auf daß sie wissen, daß sie jetzt ein Klima verlassen

müssen, wenn sie nicht gänzlich zu Grunde gehen sollen? — Aus diesen Lebensausflüssen der Thiere ist doch recht ersichtlich, daß sie durch und durch Theile, unzertrennliche Theile der Natur sind, welche ihre Glieder ausstreckt und wieder einzieht, da und dort hinbewegt, und zwar rechtzeitig, gleich den Theilen einer geregelten Maschine.

Gleichwie die Seele für sich keine Zeitbestimmung innewohnend hat, und für die Bedürfnisse ihres Körpers diese, in so ferne ihn die Periodicität verläßt, außerhalb der Erde in den leuchtenden Punkten der Unendlichkeit abstrahiren muß, eben so weiß sie auch ohne diese leuchtende Punkte keine Zurechtfindung bezüglich des Raumes, der Richtung für größere Ortsbewegungen ihres anhaftenden Naturkörpers. Da die Gelegenheit hiefür nicht zu jeder Zeit günstig ist, um diese Richtung nach den Sternen sich zu ermöglichen, mußte der Mensch eben so auf Hilfsmittel sinnen, wie er dieses thun mußte bezüglich der Zeit, und für seine Raumunkenntniß gibt ihm jetzt die Magnetnadel Abhilfe, sie ist ihm ein trefflicher Führer geworden. So auf diese Art beurkundet im Gegensatze zu den Thieren, welche Raum und Zeit, so weit ihnen dieses nöthig, genau kennen, die menschliche Seele wiederum ihre Nichtkenntniß in der Natur, ihren Ursprung aus der Unendlichkeit, aus welcher sie sich orientiren muß, ihr Verlassensein von dem Naturleben.

Wenn die Seele des Menschen durchaus keine Kenntniß von Zeit und Raum inne hat, so können wir dieses bezüglich der Zeit nicht sagen von unserm Körper, da dieser derselben Periodicität unterstellt ist, wie alles Lebende und Erschaffene in der Natur. Eine auffallende Erscheinung in dieser Beziehung bieten die Wechselfieber, welche oft in merkwürdig bestimmter Zeit wiederkehren, dann die kritischen Ausscheidungen in akuten Krankheiten, ferner gewisse Ausscheidungen beim Weibe u. a. m. — In allen diesen Vorkommnissen des reinen Körperlebens ist sich die Seele nichts bewußt, und nimmt nur dann erst Kenntniß von diesen Erscheinungen, wenn sie eingetreten sind, wo sie alsdann durch ihre Boten, namentlich den Gefühls- und Gesichtssinn darüber Mittheilung erhält. Jene Krankheiten und Ausscheidungen sind Ausflüsse des Naturlebens, welches sich in bestimmten Normen und Perioden bewegt; und bestimmte

Perioden ist ja das, was wir Zeit nennen. Unserer Seele sind sie fremd, weil sie kein Ausfluß des Zeitlichen, der Periodicität ist. — Gerade so müssen wir uns das Leben, welches die Natur blos allein leitet, vorstellen. Es bewegt sich innerhalb gewisser Normen und Perioden, und die belebten Wesen werden in diesen Normen und Perioden willenlos, sich unbewußt, gelenkt und geführt.

Fortsetzung.

Zweifelsohne von Verwunderung hingerissen über manche, in der That Erstaunen erregende, Eigenschaften mancher Thiergattungen in Entfaltung eines außergewöhnlichen Gedächtnisses und Wiedererkennungsvermögens, ferner eines Bewußtseins, einer Einbildungskraft, eines Verstandes, eines gewissen Denkens, Nachdenkens und Urtheilens ließen sich Viele zu der Annahme verleiten, daß solche Erscheinungen denn doch nicht blos Ausflüsse des Instinktes sein können, sondern daß manche Thiere schon höher, geistig begabt sein müssen. Allein schaue man doch der Sache, wie billig, auf den Grund. Wenn Myriaden von Thieren in mehr als Fünfzigtausend verschiedenen Gattungen und Arten in buntester Abwechslung in der Natur sich bewegen, können diese Alle wohl auf ein und dasselbe monoforme Geleis hingewiesen sein? — Gewiß nicht. Es mußten, so vielfach verschieden die Gattungen sind, so vielfach verschieden ihre Wege vorgezeichnet werden, auf daß sie einander nicht störten, nicht hemmten in freier Entfaltung der eigenen Selbstständigkeit und der der Geschlechtsfortpflanzung. Nun bedenke man für mehr als fünfzigtausend verschiedene Gattungen und Arten eben so viele verschiedene Wege, auf welchen jene ihre Zurechtfindung in der Natur bethätigen müssen. Noch dazu ist der Weg jeder einzelnen Gattung und Art ein mehrfacher; denn anders sind die Wege für die Selbsterhaltung, anders für die Fortpflanzung, und wieder anders für die Sicherstellung vor Gefahren.

Alle, alle jene Eigenschaften, welche wir im Thiere bewundern, sind nothwendige Dreingabe des Schöpfers für sein Instinktleben, sind dem Thiere angeboren, eben so gut, wie seine mechanischen Fertigkeiten, und nicht erworben, und beziehen sich einzig und allein auf dessen doppelten Lebenszweck, gehen nie von einem Seelenleben

aus. — Wer wird im Erkennen und Urtheilen eines Thieres eine logische Schlußfolgerung, wer in dessen Erinnerungsvermögen ein eigentliches Gedächtniß mit Bewußtsein des Gewußten, oder in dem Bewußtsein des Thieres das persönliche Selbstbewußtsein; in seiner Einbildungskraft die selbsterzeugende Phantasie, in seinem Denken und Sinnen das Streben zur Erreichung eines höheren Lebenszweckes, und in seinem Verstande eine Vernunft erkennen? — Alle, alle diese Eigenschaften des Thieres sind demselben angeboren, nicht von ihm erworben oder veredelt, reduciren sich auf den doppelten Erhaltungstrieb, sind Ausläufer des Instinktes gleichwie die staunenswerthe Schärfe des Sehvermögens mancher Thiere, welches nicht die Natur, das Erhabene, Entzückende in derselben ersieht, sondern nur das Genießbare und Ungenießbare, und dieses oft von weiten Entfernungen aus schon kennt: gleichwie die staunenswerthe Schärfe der Gehör- und Geruchsorgane anderer Thiergattungen, welche damit nichts erfassen können, als die Bedürfnisse ihrer Lebenszwecke.

Allen, allen diesen Ausläufern des Instinktes geht das eigentliche Seelengefühl, der Schönheitssinn ab. Der Hund geht mit seinem äußerst feinen Geruchsorgane zwischen Gartenbeeten voller duftenden Blumen unbeachtet an sie vorüber. In seinem Außenverhalten ist nicht die Spur sichtbar, daß der Duft der Blumen irgend einen Reiz, einen angenehmen oder unangenehmen, auf dessen Geruchsorgane ausübe. Hält man ihm einen Blumenstrauß vor die Nase, so wird er wohl daran riechen, aber seine Augen sogleich fragend zum Menschen empor richten und alsdann dieselben unter trauriger Geberdung niedersenken, als wolle er andeuten: „Herr, ich verstehe dich nicht. Ich kann dieses ja nicht fressen. Vergib mir.“ — Wohl sagt man von dem Elephanten, daß er Blumensträuße liebe, sogar öfter daran rieche. Allein wenn man das nie rastende, Alles beschnüffelnde, lange Organ desselben, so wie auch dessen stete Unruhe überhaupt in Erwägung zieht, so liegt der Gedanke nah, daß es in dem Naturelle dieses Thieres liegt, den Rüssel stets in Bewegung und namentlich den künstlichen Finger daran in Uebung zu erhalten. — Gegenüber einigen stark riechenden Pflanzen, wie des Baldrians, noch mehr aber des Katzenkrautes, zeigt die

Katze eine gewisse Liebhaberei, und Viele sagen deßhalb, daß die Katze den Geruch dieser Pflanzengattungen liebe. Allein es scheint mehr, daß sie durch ihren Instinkt an diese Pflanzen hingewiesen ist, um ihr ohnehin schwaches Geruchsorgan zu stärken, da Marum verum, das Katzenkraut, in der That geruchstärkend ist, wie keine andere Pflanze.

Was wollen nun Jene, die da sagen: „das ist es eben, daß den Thieren der Gefühlssinn abgeht", und ganz einfach in dem anatomischen Baue ihrer Nerven die Ursache hievon abhängig machen wollen? — Sollte etwa damit gemeint sein, daß, um die Schönheiten der Natur auffassen zu können, eben sonst nichts nöthig sei, als ein feiner anatomischer Bau, und daß die Thiere mit demselben Nervenbaue, oder mit Dreingabe eines besonderen Gefühlnervens neben dem Menschen, vielleicht noch über ihm stehen würden? — Wer in der Natur nicht mehr herausfinden kann, als ein „Vielleicht", oder Spitzfindigkeiten, der befindet sich allerdings in derselben Lage, wie jener, welcher wünschte, die Sonne möge zur Nachtszeit scheinen, da es am Tage für sich schon helle genug ist.

Allen Lebensäußerungen der Thiere geht das Seelengefühl ab. Sie bedürfen dessen nicht. Sie sind Bestandtheile, Gliederungen des Naturlebens, dieses ist schon vollendet, daher bedarf das Thier keiner Veredlung, keiner Vervollkommnung. Der Instinkt trägt eben diese schon in sich, und somit ist allen Lebensbedürfnissen der Thiere überallhin Rechnung getragen. Die Seele der Thiere ist das Naturleben, „Instinkt" bei denselben genannt. Es erhält seine Gattungen, und führt ihre Geschlechter zusammen ohne Liebe, ohne Lust, aus Zwang.

Kein Thier, ob es auch noch so viele Eigenschaften in sich vereinigen mag, in denen man irrthümlicher Weise Attribute eines Seelenlebens wähnen mag, gelangt zum Bewußtsein, daß es sterben müsse. Man merkt wohl an ihnen, wenn sie zur Schlachtbank geführt werden, eine auffallende Geberde, welche an Furcht angrenzt oder selbst Furcht verräth. Allein dieses ist die Warnungsstimme, welche vom Instinkte ausgeht, aber dahin nicht wieder zur Erkenntniß führt, was denn eigentlich diese Mortificationssphäre zu bedeuten habe, in welche das Thier eingeführt wird. — Manches Pferd,

wenn es an einer Fuhre Viehhäute vorübergeführt wird, scheut und wird ängstlich. Wer aber mag mit Gründen behaupten, daß dieses als ein Beweis zu betrachten sei, daß das Pferd beim Geruche dieser Ausdünstung sich des Sterbens bewußt wird? Das Pferd, welches Eines jener Thiergattungen ist, der man auch eine höhere Gabe beilegt, trägt seinen Reiter, wenn es nur vorher erst an das Schießen gewöhnt worden ist, in das Kampfgetümmel, mögen die Kugeln um es sausen, mögen getroffene Thiere neben ihm im Schmerzenslaute, die doch sicherlich von den andern verstanden werden, verenden, — ganz einerlei: — es trägt seinen Reiter vorwärts und rückwärts, wie es der Reiter verlangt, ohne daß es zur Erkenntniß seiner eigenen Gefahr gelanget. In früheren Kriegen bedienten sich manche Völker bei ihren Kämpfen der Elephanten, jener Thierart, welche man als die am besten mit vorzüglichen Gaben ausgerüstete hält. Daß in solchen Schlachten auch solche starke Thiere mit zu Grunde gehen mußten, wird wohl Niemand bezweifeln; und doch ließen sich jene, welche in den früheren Kämpfen erhalten worden sind, wieder in neue Schlachten führen. Oder glaubt man etwa, daß man so starke Thiere, wie das Pferd oder den Elephanten, der Art für den Willen der Menschen dressiren kann, daß sie ihren Erhaltungstrieb gänzlich außer Acht lassen, daß sie ihren Instinkt, der ihnen gebieterisch die Selbsterhaltung vorzeichnet, verleugnen, um sich dem Menschen gefügig zeigen zu können? Das Thier kann keine Schlüsse ziehen, es gelangt nie zum Bewußtsein, daß es sterben muß.

Wie ganz anders verhält sich dieses bei dem Menschen. Dieser weiß nicht nur, daß er sterben muß, sondern er weiß auch, wann er sterben wird. Halt! — wird man jetzt rufen, dieses letztere ist falsch. — Nur Geduld. Sobald der Mensch zum vollen Gebrauche seiner Vernunft gelangt ist, begleitet ihn das Bewußtsein, daß er sterben müsse, durch sein ganzes Leben. Dadurch schon wird er hingewiesen, einen höheren Erdengenuß, eine höhere Vollkommenheit anzustreben. Die genaue Bestimmung der Zeit selbst, wann seine Seele vom Körper Abschied nimmt, bleibt ihm aber verhüllt bis kurz vor den Augenblick, wo sie, die Seele, die Fesseln des Naturkörpers abstreifend, eine freiere Erkenntniß erlangt. In der Un-

gewißheit des zukünftigen, entscheidenden Abschnittes liegt wieder die Möglichkeit, daß der Mensch die Freuden dieser Erde, welche von der Natur den Menschen durch deren Körper um der Seele willen geboten werden, so ungestört genießen kann, wie sie ein Mensch unter der Herrschaft seiner Vernunft auch genießen soll.

Wenn der Mensch auf das Krankenlager niedersinket, welches auch sein Sterbelager werden wird, und das Fieber im tief innersten Marke seines Lebens nagt: da mag wohl im Menschen eine Ahnung aufsteigen, daß jetzt seines Lebens Spule zu Ende laufen möge. Aeußerungen solcher Kranken deuten oft darauf hin, daß sie ihre tiefen Leiden wohl fühlen. Allein die volle Kenntniß der Todesnähe geht aus solchen Aeußerungen, die auf dem allgemeinen Fühlvermögen fußen, selbst der Ahnung entfließen mögen, noch nicht hervor. Aber tief in der Physiognomie solcher Kranken zeichnet sich in der Regel schon beim Beginne der entscheidenden Krankheit an ein eigenthümlicher, schwerer Krankheits-, Leidenszug ein, welcher offenbar aus dem allgemeinen, früher schon genannten, Lebensgefühle, dem Fühlvermögen ausgeht. Der Psychiolog weiß sich diesen Zug, welcher durch nichts beschrieben werden kann, zu deuten, durch ihn erkennt er den tödtlichen Charakter der vorliegenden Krankheit. Dieser Zug ist eben der Reflex des allgemeinen, dem Menschen unbewußten Fühlvermögens. — Indessen geht die Krankheit ungestört ihren Gang, der Arzt mag mit den Mitteln der Erfahrung, welche die Natur und die Kunst gegen ähnliche Körperdisharmonien und wechselseitige Kräfteaufreibungen vorsorglich produciren, unter Rücksichtnahme auf die geordneten Naturgesetze und deren Aufeinanderfolge, also Empirie mit Theorie gepaart, in angemessener Kraft entgegen kämpfen, oder der Aberglaube und Charlatanismus im hochtrabenden Dünkel ihre Kräfte daran setzen — Alles einerlei. — Da — plötzlich verwischt sich der tiefe Gefühl- oder Leidenszug. Eine eigenthümliche Verklärung spiegelt sich im Antlitze des Kranken ab: und dieß ist der Zeitpunkt, wo für die Seele des Menschen, der krank hier liegt, deren letzte, gelockerte Fesseln, welche sie noch an ihrem Naturkörper hielten, auseinander gehen. — Sie wird frei. — Im Gefühle ihrer erwachenden Freiheit sendet sie noch einen Blick — Einen ihr untergeordneten Boten

ab, — etwa an die Natur? O bewahre! Sie kommt ein Fremdling in die Natur und scheidet unbekümmert um sie wieder aus derselben. — Wenn die Krankheit ausgetobt hat, am Ende der Paroxismen, sendet sie noch einmal Diesen oder Jenen ihrer Boten, welche der Lähmung noch nicht verfallen sind, aus an befreundete Seelen, gibt ihnen in Worten Trost, in Blicken seelenvollen Abschied, mit den Händen segnende Bewegung; und wenn Keiner ihrer äußeren Diener mehr den Dienst versehen kann, spricht das Antlitz noch den Frieden aus, in welchen die Naturfremde, die Unsterbliche, jetzt eingehen will.

Der Tod beschleicht oder überrascht den Menschen in tausendfacher Gestalt; deßwegen kann man auch nicht jedesmal sagen, daß die scheidende Seele Rücksicht auf die Umgebung genommen habe. Nie aber wird man einen Abschiedsgruß zu erwarten haben von jener hinübergleitenden Seele, welche ohne Sympathie, isolirt, abstoßend im Leben gestanden hat. Aber die mitfühlende Seele, welche die scheidende bis an die Thore des Jenseits in treuer Liebe begleitete, sie wird den Hauch des Abschiedskusses fühlen, mag sie eine jugendliche, gereifte oder gealterte Hülle verlassen. — Der Zweifler, welcher solche Erscheinungen für Einbildungen, für Hirngespinnste erklärt, trete recht oft an das Krankenbett, auf daß er die Symptome der sich aufzehrenden Krankheit recht erkennen lerne, verweile allda, bis sich das bunte Gewirre im Kampfe um Sein und Nichtsein aufgelöst, vereinigt haben wird zur Friedensruhe: er wird finden, daß der tagelang Delirirende auf eine kurze Spanne Zeit noch zuletzt zur Geistesklarheit gelangt, und diese benützt, um ein Zeichen von sich zu geben, daß er mit dem Leben abgeschlossen hat. Er frage die Mütter, frage die Geschwister, frage die Gatten, welche Scenen des Abschiedes erlebten: er darf überzeugt sein, daß sich seine Zweifel auflösen: er wird aus diesen Mittheilungen im Zusammenhalte mit seinen eigenen Wahrnehmungen erfahren haben, daß es kein leerer Wahn ist, sondern volle, begründete Wahrheit, daß der Mensch ganz kurz vor seinem Tode nicht nur die volle Gewißheit über den bevorstehenden Abschluß seines Lebens erlangt, sondern auch, daß dessen Seele völlig unbekümmert um die Natur aus derselben tritt.

Gleichwie im harmonischen Ineinandergreifen der Töne, ob das Thema im Tempo andante, oder accellerato, jocoso oder majestoso, moderato oder fuga spielt: ob coll'arco, pizzicato, staccato, tremulento u. s. w. die Tonsätze wechseln, ein Grundton vorherrscht, welcher auch der letzte Ton ist; eben so schließen alle möglichen Variationen des Lebens in dem Menschen mit dem Grundtone „Ewigkeit.“ — Sind aber die Töne des Lebens verstimmt, so wird man auch keinen Grundton herausfinden: es wird in Disharmonie ableiern, gleichwie das Lied jener Drehorgel zu Ende geht, dessen verstimmte Töne jedes musikalische Ohr maltraitiren.

Fortsetzung.

Die ganze Natur tritt uns mit dem großartigsten Beweise in den Millionen ihrer fünfzigtausend verschiedenen Thiergattungen entgegen, daß Natur, Thierleben, Instinktleben identisch sind, daß das Thierleben ein integrirender Theil des Naturlebens ist. Betreten wir eine große mechanische Fabrik, z. B. eine große Baumwollenspinnerei, worin in allen Räumlichkeiten des großen Gebäudes vom Erdgeschooße an bis hinauf zur Dachkammer Maschinen aufgestellt sind, von denen jede anders, und manche mit erstaunlicher Kunst construirt sind, und sehen wir, daß alle diese Maschinen von dem Riemen oder dem Hebel in Bewegung gesetzt werden, und diese Bewegungen willenlos, für die von der Mechanik abhängigen und für die der Mechanik dienenden Zwecke begründet sind, mögen diese Zwecke die Verarbeitung des Rohstoffs vom Reinigen an bis zum vollendeten Fabrikate, oder die Erhaltung des großen Ineinandergreifens durch Nachschaffung abgenützter Maschinentheile verfolgen: da muß man unwillkürlich an das wundervolle Ineinandergreifen des Naturlebens denken; denn gerade so willenlos verfolgen Pflanzen und Thiere ihre vom Schöpfer in sie gelegten Zwecke, wie hier die einzelnen Maschinentheile, und ähnlich werden neue Gestalten an die Stelle der Schadhaften eingesetzt. Nicht alle Theile dieser bewegten Maschine sind beweglich; es gibt schwache und starke unbewegliche, und starke und schwache bewegliche Maschinentheile; aber alle haben einen Einpflanzungspunkt, auf daß sie, die unbe-

weglichen, ihren Standpunkt nicht ändern, die beweglichen aber ihr Geleis nicht verfehlen. Gerade so in der Natur. Sicherheit und Bestimmtheit herrscht in dem Thier- und Pflanzenreiche, in den Elementen der bewegten und nicht beweglichen Organisationen. Der große Kreis des Erdenlebens ist es, um welche sich diese drehen, während jene von der Kurbel der Wasser- oder Dampfwelle bewegt werden. Uebrigens dürfte die Betrachtung einer solchen mechanischen Fabrik Stoff zum Nachdenken geben für unsere Casualisten und Materialisten, die die Entstehung der Erde mit ihrer wundervollen Einrichtung blos Zufälligkeiten oder der Wirkung physischer Kräfte zuschreiben.

Wie die Natur in ungemein zähem Festhalten an der äußeren Form in Pflanze und Thier sich unabänderlich bewegt, so daß sie selbst consequent in den unscheinbarsten Dingen derselben z. B. in Schattirung der Federn und Haare bleibt, eben so unabänderlich legt sie in Jedes ihrer Geschöpfe genau das jeder Gattung eigene Naturell, so daß alle äußeren und innern Eigenthümlichkeiten sämmtlicher Thiere sich gleich geblieben sind durch Tausende von Jahren. Was bei den Thieren als ein unabänderliches Naturgesetz erscheint, finden wir in der Pflanze wieder. — Ist dieses im Menschen auch so? Nein. Zwar läßt sich nicht sagen, daß der menschliche Körper nicht mehr derselbe sei, wie vor Tausenden von Jahren; allein die Menschenseele, welche in das Naturleben wohl eingeflochten, diesem aber nicht entsprossen, ist der Gefahr von Abirrung im hohen Grade ausgesetzt, weil sie, von dem Naturleben nicht geleitet wie das Thier, in der Natur keine Stütze, keinen Anhaltspunkt findet. Sie kennt die Natur nicht, und muß erst, wie wir schon gesagt haben, zur Erkenntniß derselben angehalten werden. Die Geschichte hat uns Beispiele genug aufgezeichnet, welchen gemäß unleugbar und unumstößlich feststeht, was auch unsere eigenen Wahrnehmungen bekräftigen müssen, wenn wir nur um uns blicken wollen, daß ohne Belehrung, ohne Anleitung der Mensch allein in der Natur unbehilflich dasteht, sein Geist beschränkt und völlig unwissend bleibt. Das Naturleben im Menschen geht wohl ungehindert seinen Weg, so lange der Mensch nur Nahrung findet, dem Stoffwechsel fröhnen kann, und der nöthigen Reizmittel in Licht und Wärme nicht entbehrt; seine Seele da-

gegen aber bleibt zeitlebens im Irrthume, fällt von Irrthum zu Irrthum. Da die Seele, wie später genauer entwickelt werden wird, jeden Anhaltes in der Natur entbehrt, muß sie nothwendig ihren Anhaltspunkt an die intelligentern Mitmenschen, nämlich an solche, die bereits zur Erkenntniß gelangt sind, und Alle dagegen, damit das gemeinschaftliche Seelenleben nicht dem Verfalle, der allgemeinen Abirrung Preis gegeben sei, ihre Anlehnung an das ewige Wesen suchen, welches der sichere Leiter des Weltalls, die Sicherheit von Urbeginn ist, von Ewigkeit her.

Unverkennbar ist der Mensch ein Doppelwesen, in welchem ein Natur- und ein Seelenleben vertreten sind, welche beide aber unvergleichlich weit von einander verschieden sind. Daß das höhere, das Seelenleben in diesem oder jenem Menschen nicht so zu Tage tritt, weil es nicht cultivirt werden mochte oder konnte, kann nicht als ein Gegenbeweis angesehen werden. Eine Selbstvernachlässigung des Körpers in der Ernährung, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, kann nicht wohl stattfinden; denn sie steht im Widerspruche mit der Naturordnung. Diese fordert laut, dann mit Ungestüm ihre Bedürfnisse, und wenn diese erreichbar sind, ist wohl nicht leicht zu befürchten, daß er verkümmere, und um so weniger, als die Befriedigung der Leibesbedürfnisse sogar mit Lust begleitet ist. — Nicht so bei der Seele. Diese kann nicht mahnen, wie der Leib, und kann auch keinen Nothschrei erheben: deßwegen muß ihr von anderer Seite aus freiwillig entgegengegangen werden, um sie auf ihre Bedürfnisse hinzuweisen. Der Genuß derselben ist die Anschauung des Wahren, Schönen, Erhabenen und ihre Erstarkung ist gegründet in der Erkenntniß des ewigen Waltens in der Natur und Weltenharmonie. Die Seele muß erst zur Anschauung angehalten werden, sie muß also ihre Bestimmung an der Hand der Belehrung durch Menschen kennen lernen; und so muß sich Mensch zum Menschen anschließen zur Begründung des den Menschen allein würdigen socialen Lebens.

Eine Vernachlässigung des Leibes rächt sich nur an demselben selbst; die Vernachlässigung einer einzigen Seele rächt sich meistens auf einen großen Umkreis an Menschen, oft in tausendfacher Gestalt. Da die Seele ihre wahren Bedürfnisse nicht so ungestüm fordert,

wie der Körper, welcher durch Speise und Trank leicht beschwichtigt werden kann, auf der anderen Seite die Pflege des Körpers allein nie auch der Seele zu gut kommt, ist sie der Vernachlässigung und deßhalb der Abirrung sehr leicht ausgesetzt. Durch die Vernachlässigung der Seele eines Menschen wird er ein Auswuchs des geselligen Verbandes. Wie sehr sich solche Auswüchse, solche an der Seele vernachlässigten Geschöpfe an ihren Mitmenschen rächen, darüber liefert die Geschichte Beispiele genug, leider im Ueberflusse.

Die Erhaltung des menschlichen Körpers gründet sich ohne Frage auf die Naturstoffe, aus denen er auch besteht. Das höhere Wesen im Menschen aber, seine Seele, kann keinen Ankergrund finden in den Materien der Natur. Sie kann diese nicht verspeisen, vielweniger assimiliren. Ihre Nahrung ist höherer Art, ist die Wahrheit, Schönheit, Erhabenheit, überhaupt die Harmonie des Weltalls und das unsichtbare Walten in ihm. Das ist der ihr von der ewigen Bestimmung vorgezeichnete Hunger und Durst, und das Erkennenlernen dessen ihr wahrer Genuß. In ihm gründet der geistige Frieden der Menschen auf Erden, wie der körperliche in der Befriedigung durch Stoffbedürfnisse.

Nun ist die Wahrheit, die Harmonie des Ganzen, gleichsam der Stempel der Gottheit, welchen das Urwesen allem sinnlich Wahrnehmbaren als ein Merkzeichen aufgeprägt hat, auf daß solches die bevorzugte menschliche Seele desto leichter und sicherer erkennen möge, und auf diese Art hingeleitet werde zu Ihm, dem Körperlosen. Der Mensch aber, zu befangen von Erdenluft und Gier, und deßhalb unvermögend, an der Hand der Ahnung, die sie zu dem Uebernatürlichen hinweiset, zur wahren Erkenntniß der Bedürfnisse der Seele durch den Anschluß an die ewige Sicherheit zu gelangen, erhielt von der Gottheit selbst die Anleitung hiezu. Es wurde ihm in der für Menschen zugängigsten und verständlichsten Weise von Gott in einem Menschenkörper durch Belehrung das, was der Seele des Menschen Noth thut, geoffenbart.

Diese für die Gesammtmenschheit unstreitig folgenreichste und bedeutungsvollste Begebenheit trat nicht unverhofft, nicht unerwartet, nicht urplötzlich ein. Die Gottheit hat nämlich die Menschen erst auf die hehre Begebenheit aufmerksam gemacht, vielmehr vorbereitet,

und zwar hauptsächlich durch Männer eines Volkes, welches sich noch unter allen Völkern der Erde am wenigsten von Ihr entfernt hatte. Aber nicht blos allein bei diesem Volke, den Hebräern, finden wir die Ankündigung und die Sehnsucht nach einem Heilspender, Lehrer und Führer der Menschheit: im Gegentheile finden wir das, was diesem Volke durch seine Propheten bestimmt vorausgesagt war, bei Männern unter den Heiden, welche Menschenwürde achteten und mit vollem Gemüthe anstrebten, als Ahnungen wiederklingen. Namentlich waren es unter den Heiden:

1) Zoroaster in Persien, welcher 500 bis 600 Jahre vor Christus lebte, und auf eine zukünftige Menschenbeglückung durch eine neue Religionslehre hingewiesen hat; dann

2) Kon-fut-tsche, gewöhnlich Confucius genannt, der 400 bis 500 Jahre v. Chr. lebte und für den Religionsstifter von China gehalten wird, der in seiner Lehre auf den höchst Heiligen und höchst Vollendeten hinwies, der nach einigen Jahrhunderten im Westen zur Welt kommen und das Böse mit der Wurzel tilgen werde. „Wir harren," sprach er, „auf die Zukunft des vollkommen Heiligen; dann erst, nach solchem Vorgänger, steht zu hoffen, daß die Tugend unter den Menschen zur That und Uebung kommen werde."

3) Sokrates, welcher 300 bis 400 Jahre v. Chr. lebte und der Erste der Weisen Griechenlands genannt wird. Ueber die Ahnungen und Erwartungen dieses Mannes haben wir bestimmte Nachrichten durch Einen seiner Schüler, Namens Plato, welcher ein Gespräch des Sokrates mit dessen Lieblingsschüler, dem hochbegabten Alcibiades aufgezeichnet hat. Dieses Gespräch entspann sich bei einer Gelegenheit, als Alcibiades sich zum Tempel begeben wollte, um ein Opfer zu bringen. Er begegnete seinem Lehrer Sokrates und fragte diesen, um was er die Götter bitten solle. Sokrates rieth ihm, sich jeder Bitte zu enthalten, damit er nicht, statt etwas Gutes, sich etwas Uebles zuziehe. Das Gespräch ist durch Plato folgenderweise angeführt. Sokrates: „Darum scheint es mir das „Beste zu sein, daß du vorläufig noch nichts thuest; es ist noth„wendig, abzuwarten, bis man gelernt, wie man sich gegen Göt„ter und Menschen zu verhalten habe." Alcibiades: „Wann wird „diese Zeit kommen, o Sokrates, und wer wird der Lehrer sein?

„denn ich wünsche ihn gar sehr zu sehen diesen Mann.“ Sokrates: „Er ist derselbe, unter dessen Fürsorge du stehest. Aber gleichwie „nach Homer die Minerva dem Diomedes das Dunkel von den „Augen wegnahm, auf daß er den Gott und Mann recht erkannte: „so, glaube ich, ist auch von deiner Seele zuerst das sie jetzt um„gebende Dunkel wegzunehmen, und dann erst das zu bieten, wo„durch du das Böse sowohl als das Gute erkennest. Denn jetzt, „glaube ich, möchtest du hiezu nicht im Stande sein.“ Alcibiades: „O, so nehme er weg das Dunkel oder was es sonst ist, denn ich „bin zu Allem bereit, was er mir vorschreibt, wenn ich nur besser „werde.“ —

Was hindert uns anzunehmen, daß noch bei mehreren Völkern des Heidenthums das Bewußtsein ihrer Unvollkommenheit in der Gottesverehrung sich geltend machte? Werden wir ja schon durch die Aufschrift eines Tempels zu Athen „dem unbekannten Gotte“ darauf hingeleitet. So sandte im Jahre 64 v. Chr. der Kaiser Mingdi von China Boten aus, die westwärts wandern und nachforschen sollten, ob das wunderbare Kind, das die alten Weissagungen bezeichneten, bereits geboren sei: und kurz nach der Geburt Christi kamen wirklich drei Männer aus dem Oriente, auch die drei Weisen vom Morgenlande genannt, um dem neugebornen Messias zu huldigen. Hat Ihn, die Sehnsucht der Völker, Sein Volk auch erkannt? —

Es ist zu bezweifeln, daß unter jenen Menschen, welche der Natur ihre volle Aufmerksamkeit zuwenden, wirkliche Gottesleugner gefunden werden; denn den geheimnißvollen Stempel der inneliegenden und innewirkenden Gottheit können dieselben wohl nicht übersehen haben. Anders aber verhält sich's mit den, man möchte sagen, Naturmenschen. Diese sehen, wie die Thiere, diese eigentlichen Naturkinder, sonst nichts als die Stoffe der Natur, und kennen wieder nur allein Befriedigung im Genusse dieser Naturstoffe zu Gunsten ihres stoffgewebten Körpers. Selbst die Beurtheilung der Natur von solchen Menschen auf solchem Standpunkte kann doch offenbar nur einseitig sein. Sie urtheilen von dem göttlichen Walten in der Allnatur allenfalls wie ein Mensch, welcher ohne Musikkenntniß, ohne Musikgehör und ohne Geschmack für Musik das erstemal ein

Orchester besucht und gerade zu jenem Zeitpunkte im Musiksaale ankommt, wo ein zahlreicher Chor sämmtliche Instrumente vom größten bis zum kleinsten stimmet. Dieses Instrumentenstimmen könnte so ein Nichtmusiker ganz füglich für ein Vorspiel betrachten und dem später erfolgenden musikalischen Vortrage, gähnend, sich langweilend, keinen Geschmack abgewinnen. — Solche Menschen, die in der Natur nur die Stoffe für ihren Körper sehen, demnach nur einseitig urtheilen können, gleich jenen, denen jedes Musikgefühl abgeht, demnach über Musik ein verkehrtes Urtheil bilden werden, — solche Menschen werden auch Christus nicht als die personificirte Gottheit ansehen wollen und können, sondern Ihn nur im höchsten Falle als einen höher begabten Menschen betrachten; denn solche Menschen werden wohl auch schon in der Weltgeschichte gelesen haben, daß schon Sokrates und Plato weit vor Christus die Liebe und das Anstreben nach Tugend als die höchste Pflicht der Menschen hingestellt und auch schon über die Unsterblichkeit der Seele gesprochen und geschrieben haben: und daß schon die alten Aegyptier noch weiter vor Sokrates Wunderkunststücke exerzirt hätten, und vermessen sich in ihrer Flachheit Christus in seinen Wundern mit Gauklern auf eine Stufe und mit Sokrates schon wegen dessen tragischen Endes in eine Parallele zu stellen. Aber eben so wenig solche Menschen das Erhabene der Natur herausfinden können, obgleich es sich so offen darlegt, eben so wenig können diese in Christus die Gottesnatur erkennen. Nur solchen Menschen gegenüber erlaubt man sich folgender Ausführung, um zu beweisen, daß eine Parallele zwischen Sokrates und Christus nicht besteht und auch in allen Beziehungen hin keine bestehen kann. Christus ist der Einzige unter jenen, welche auf der Erde gewandelt haben, zu dem man kein Seitenstück finden kann. Die Musterbilder des heidnischen Alterthumes verschwinden in Seinem Glanze, und keine Zeit und kein Volk hat je ein ähnliches, geschweige ein gleiches Gestirn aufgehen sehen.

Viertes Kapitel.

Sokrates. Christus.

Sokrates war zu Athen geboren und lebte daselbst während einer Zeitperiode, wo diese Stadt die Königin aller Künste und Wissenschaften nicht nur von Griechenland, sondern der bekannten, ganzen Welt war. Ihm standen alle Wege offen, seinen Geist auf jene Stufe der Bildung zu erheben, dessen er fähig war: und in der That meldet die Geschichte, daß ihn sein Vater, ein Bildhauer, obgleich selbst nicht reich, in allen freien Künsten unterrichten ließ.

Christus dagegen lebte zu Nazareth, einer kleinen Stadt in Galiläa. Ueber Seinen Heimathsort lesen wir die Bemerkung von Dessen Zeitgenossen: „Was kann denn Gutes von Nazareth kommen?“ Ueberhaupt weiß man, daß Galiläa eine sehr gering geachtete Provinz im Gebiete des Stammes Sebulon war. Von einem Blüthenstande der Künste und Wissenschaften in Nazareth wird nirgends Erwähnung gethan; daher muß im Gegentheile der Gedanke Platz greifen, daß dieses Städtchen keinerlei, wenigstens keine höheren Bildungsanstalten hatte.

Auch außerhalb Nazareth, das heißt, auch an einem andern, als Seinem Heimathsorte hatte Christus einen höheren Unterricht irgend einer Art nicht genossen. Dieß geht hervor aus den Aeußerungen Seiner Landsleute, nachdem sie in ihren Synagogen Seine Vorträge gehört. — Dieß geht hervor aus allen Seinen Lehren und Vorträgen, welche hoch erhaben über sämmtliche Weisheit aller Völker und ihrer Schulen steht. — Uebrigens war Joseph, der Nährvater Christus, ein armer, einfacher Handwerker.

Die Athener, die Mitbürger von Sokrates, waren zu dessen

Lebzeiten ein politisch hochgebildetes Volk, und hatten neben den politischen Größen einige Muster von moralischer Größe ersten Ranges — hochgeehrt vom Volke — aufzuweisen.

Die Juden hatten wohl eine große, theils schöne Vergangenheit für sich, waren aber zu Lebzeiten von Christus ein politisch verkommenes, in Sekten aller Art zerklüftetes Volk, voll glühenden Hasses gegen die römische Oberbevormundung.

Sokrates übte in seinen jüngeren Jahren nicht ohne Geschick die Bildhauerei. Konnte es da einem Denker, wie ihm, geleitet von der Kunst, welche in jenen Zeiten nur das Erhabene, Schöne anstrebte und in den höchsten Regionen sich bewegte, so daß die Nach- und Jetztwelt noch mit Staunen und Bewunderung auf die dortigen Erzeugnisse hinsieht, sodann geleitet von den Wissenschaften, denen er oblag, schwer fallen, an der Tugend, welche von den Guten hochgeachtet wurde, solches Wohlgefallen zu finden, daß er sie als das höchste Gut der Menschen erkannte, übte und wieder lehrte?

Und Christus? Ein hochbegabter Mann unter den Juden hätte sich zu Seiner Zeit, vom Strome mit fortgerissen, sicherlich als den Befreier des niedergetretenen Vaterlandes aufgeworfen. Es liegt diese Annahme in der Natur der Sache selbst, zumal wenn man bedenkt, daß ein Messias, ein Befreier vom fremden Drucke von den Gesammtjuden in höchster Sehnsucht erwartet worden ist, in der Voraussetzung, daß dieser Messias das Volk zu einer großen politischen Höhe empor heben werde, zumal gerade um diese Zeit auch der Zeitpunkt erschienen war, welchen die Propheten bestimmt vorausgesagt hatten, daß der Erlöser geboren werden sollte. Manche Juden gaben sich auch für den Messias aus, fanden Glauben und Anhang, und unternahmen, im vollen Vertrauen auf eine höhere Sendung sogar den Krieg gegen die Römer, wie Flavius Josephus in seiner Geschichte „vom jüdischen Kriege" bezeugt. Der Ausgang desselben ist bekannt.

Wenn nun Christus als ein hochbegabter Mensch erscheint, darf man, wenn man erwägt, daß die den Juden heiligen Schriften nur in den Händen der Priester, Schriftgelehrten und Lehrer des Volkes gewesen sein konnten, und gleichsam als ein Heiligthum kaum in die bescheidene Wohnung eines armen Handwerkers gelangen konn-

ten, wohl fragen: Läßt sich eine freieigene Herausbildung aus sich selbst zum Träger solcher moralischen Erhabenheit, mit so klaren, reinen Begriffen von Gott und der Menschheit, wie wir solche in Christus ausstrahlen sehen, wohl denken, namentlich unter einem Volke, wie das jüdische zu jener Zeit war, im Angesichte der unleugbaren Thatsache, daß die menschliche Seele ohne höhere Anleitung von Menschenführung nur beim Gemeinen stehen bleiben wird? — Im Gegentheile beweiset schon das einzige Erscheinen des Hohen in der Geschichte zwischen Seiner Geburt und Seinem öffentlichen Lehramte, wo er zufällig als zwölfjähriger Knabe mit Seinen Aeltern nach Jerusalem kam, und im Tempel allda die jüdischen Gelehrten durch Seine weisen Fragen und Antworten in Erstaunen setzte, daß in Ihm ein höherer Geist gethront habe. Wo sollte denn der Impuls zu solch reinster Gotteserkenntniß und Menschenliebe sonst herrühren können, auf welche er die Menschen hingewiesen hat? — Das jüdische Volk in seiner theokratischen Verfassung und mit seinen Schriften voll von meistens hohem moralischen Werthe hat bis jetzt noch keinen zweiten Christus aufzuweisen, das heißt, aus dem jüdischen Volke ist bis jetzt noch kein Mann hervorgegangen, welcher aus eigenem Studium in seinen Schriften das Glück eines jeden Einzelnen in dem Glücke der Gesammtmenschheit, und das Glück der Gesammtmenschheit in der Stütze an die ewige Gottheit begründet erkennen konnte, um das Ergebniß seines Studiums, unter Aufbietung aller Kraft, zum Gemeingute zu machen, obgleich sich dieses Volk seit Tausenden von Jahren in allen nur möglichen Wechselfällen des Lebens bewegt, wie kein zweites Volk mehr auf Erden.

Von Sokrates, vielleicht dem größten Denker aller Zeiten und aller Nationen, wissen wir, daß er einst äußerte: „Ich weiß, daß ich Nichts weiß.“

Als Gottesruf tönen dagegen die Worte Christus: „Ich „bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Kommet her „zu Mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid. Ich „will euch erquicken. Nehmet Mein Joch auf euch und „lernet von Mir, denn Ich bin sanftmüthig und demüthig „von Herzen. So werdet ihr Ruhe für eure Seelen finden; „denn Mein Joch ist sanft und Meine Bürde ist leicht.“

Selbst in dem einzigen, traurigen Loose, welches Beide gemeinsam betroffen hat, nämlich in der schuldlosen Ausstoßung aus der Zahl der Lebendigen, sind die dabei obwaltenden Umstände weit von einander verschieden. Sokrates, der Träger der höchsten moralischen Größe unter seinem Volke, erscheint von diesem, einem kleinen Volke, allein ausgestoßen.

Wie ganz anders in Christus. Diesen hat Sein Volk zum Tode verurtheilt, und ließ sein Urtheil durch die Machthaber der ganzen, dort bekannten Welt bestätigen und auch vollziehen, so daß Er — das Licht der Tugenden aller Völker, welches jede einzelen, wie die Sonne ihre Planeten, überstrahlet — gleichsam von allen Völkern der Welt ausgestoßen erscheint.

Sokrates, von seinen Feinden angeklagt, wußte nicht, daß seine Anklage mit einer Todesverurtheilung enden werde; denn befragt, welche Strafe er für sich wählen wolle, entgegnete er voll Würde: „Nicht Strafe, sondern das Recht der öffentlichen Belohnung glaube „ich durch meinen Lebenswandel mir verdient zu haben.“ Diese Aeußerung reizte seine Richter, so daß er jetzt zur Todesstrafe verurtheilt worden ist, obwohl nur mit einer Mehrheit von drei Stimmen.

Christus kannte schon im Voraus das Resultat Seines Verhöres. Er wurde einstimmig — vielmehr mit 70 Stimmen gegen eine — zum Tode verurtheilt.

Sokrates, obwohl dem Tode verfallen erklärt, ward doch von Menschen, welche gar keine Begriffe von einer Naturordnung, die durch ein einziges höchstes Wesen regirt wird, hatten, menschlich behandelt. Sein Urtheil lautete dahin, daß er den Giftbecher trinken sollte, eine in jenen Zeiten bekannte, schmerzlos wirkende Giftmischung, deren Hauptbestandtheil, wie man glaubt, „Schierling“ gewesen sein soll.

Wie ganz anders in Christus! Unter einem Volke, welches sich das von Gott auserwählte nannte, finden wir vor der eigentlichen Urtheilsfällung und Urtheilsvollziehung Scenen, welche die tiefste Erniedrigung beurkunden; denn Christus wurde von dem Zeitpunkte Seiner Gefangennehmung an bis zu Seinem erfolgten Tode schmählich, nicht menschlich behandelt. Rohheiten und Muthwillen überboten sich, das Maß der Leiden immer frisch zu füllen;

Er ward angespieen, verspottet, mit Dörnern gekrönt, gegeißelt, und nicht einmal die früher landesübliche Todesart, die Steinigung, sondern die allerqualvollste und die am längsten währende aller Todesarten, welche fremde, heidnische Völker erst einführten, sollte Er erleiden, die langsame Folter zum Tode am Kreuze, welche die Lebenskraft im Menschen nicht von ihrem Centrum, sondern von ihrer Peripherie aus in Angriff nimmt, wo der Schmerz von Minute zu Minute steigen muß. Wenn dann endlich durch Rückwirkung des bis zum unerträglichsten Schmerze gesteigerten Gefühles auf das allgemeine Sensorium dieses in Betäubung gelullt zu werden anfängt, müssen den Leib convulsivische Schläge durchschüttern, welche bei der Unnachgiebigkeit der Nägel die Schmerzen auf's Neue anregen und zum Fürchterlichsten steigern. — Das hat Sein Volk gewollt. „Kreuzige ihn!" rief es Pilatus zu.

Sokrates sprach kurz vor seinem Tode noch einmal seine Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele in Gegenwart seiner Schüler aus, nahm hierauf den Giftbecher, trank ihn ruhig aus, ging alsdann auf und ab, bis er spürte, daß das Gift zu wirken anfing. Jetzt hüllte er sich in sein Oberkleid, legte sich nieder und verschied ruhig und lautlos.

Wie ganz anders der Abschied Christus! Nachdem Er das Liebesmahl gestiftet hatte, sprach Er zu Seinen Jüngern: „Ich „hinterlasse euch den Frieden. Meinen Frieden gebe Ich euch. Nicht „wie die Welt ihn gibt, gebe Ich ihn euch." — In Seinem namenlosen Schmerze am Kreuze tröstete Er Seine Mutter, empfahl sie Seinem liebsten Schüler, verzieh Seinen entmenschten Henkern und Peinigern, betete für sie: „Vater, vergib ihnen, sie wissen nicht, „was sie thun;" versöhnte einen mitgekreuzigten Missethäter mit Gott. Seine letzten Athemzüge waren Ergebung in den Willen des Allerhöchsten. „Vater, in Deine Hände empfehle Ich Meinen Geist." — „Es ist vollbracht." — Kann wohl ein Mensch mit solcher Ruhe — am Kreuze ausgestreckt und vom wüthendsten Schmerze durchzuckt, — in solchem Frieden, in solcher Feindesliebe, Berufstreue und Gottergebenheit sein Leben aushauchen?

Sokrates, welcher dreißig Tage Aufschub hatte, bis das Todesurtheil an ihm vollstreckt wurde, und sicherlich von der Vortrefflich-

keit seiner Lehre überzeugt war, that nichts, um sie allgemeiner zu machen. Sein Wirken erstreckte sich auf seine Zöglinge und nicht weiter. In seinem Verhöre sprach er aus: „Seit dreißig Jahren „war es mein eifrigstes Bestreben, meine Mitbürger besser und glück„licher zu machen," vermuthlich, weil er mit Zuversicht auf die Ankunft eines göttlichen Lehrers hoffte.

Wie ganz anders in Christus. Dieser predigte und lehrte die Liebe und Gottesverehrung allenthalben, bildete während Seiner nur dreijährigen Lehrzeit Seine Schüler zu Lehrern der Liebe gegen Gott und Menschen heran, ließ sich also durch einen frühen Tod nicht überraschen, legte ihnen das Lehramt für alle Völker auf: „Gehet „hin in alle Welt, lehret alle Völker, taufet sie und bringet allen „Geschöpfen die frohe Botschaft."

Hatte Sokrates dreißig Tage Zwischenzeit von seiner Todesverurtheilung und Vollstreckung, so finden wir auch hier, wie überall, den merkwürdigen Contrast in den äußeren Begebenheiten zwischen Sokrates und Christus wieder. Nächtlicherweile ward Christus gefangen genommen, während in derselben Nacht das Hochgericht zu Jerusalem zusammenberufen worden ist, als gälte es, die dringendste, wichtigste, keinen Aufschub duldende Abwendung einer allgemeinen Gefahr der höchsten Art abzumachen. Dieser Gerichtshof, gesetzlich aus einundsiebenzig Mitgliedern bestehend, in welchem der Hohepriester den Vorsitz führte, verurtheilte auch nach kurzem Verhöre sein auserkorenes Opfer einstimmig, bis auf ein Mitglied, welches den Beschluß des Sanchedrin's (so hieß der oberste Gerichtshof) nicht billigte. Dieses Mitglied war Joseph von Ramatha, bekannter unter dem Namen „Joseph von Arimathia." — Sobald das Urtheil ausgesprochen, drängte man sogleich, und zwar moralisch-politisch auf dessen Bestätigung, und schritt auch ohne Rast sogleich zur Vollstreckung.

Es ist bekannt, daß Kriton, ein Freund und Schüler des großen Mannes, Mittel aufgebracht und Vorsorge getroffen hat, um die Wächter zu bestechen und überhaupt die Flucht des Sokrates auch weiter möglich zu machen. Als dieser aber davon hörte, wies er den Antrag mit den Worten zurück: „Man muß sich auch einem „ungerechten Urtheile unterwerfen." — Sokrates hat also durch

seinen Tod bewiesen, daß er in Wahrheit ein Mann von großen Tugenden, fern von jeder Sophisterei war. Nur ein einziger Schatten wird auf die Weisheit seines ganzen Lebens durch seine letzte Willensbestimmung gezogen. Er beschloß sein Leben mit dem Akte einer Inconsequenz mit seinen Grundsätzen. Er verordnete nämlich, daß dem Aesculap ein Hahn geopfert werden sollte. Dieser Akt der Untreue gegen seine Grundsätze wird stets wie ein dunkler Flecken an dem übrigens glänzenden Andenken dieses großen Mannes haften. Dadurch liegt der Beweis vor, daß Sokrates eben nichts anderes war, als ein dem Irrthume anheim gestellter Mensch, wie alle Menschen sind.

Christus aber hat besonders durch Seine Auferstehung, welche Er bestimmt vorhergesagt hatte, besiegelt, daß Er, über die Naturgesetze erhaben, wirklich Gott ist. — Sein schmerzenvollster Tod war der Schlußstein Seiner Lehre, daß die Wahrheit das Höchste der Menschheit, daß sie den schwersten Gemüths- und Körperleiden und dem Tode vorzuziehen sei. Sein Leiden und Sein Tod sind zugleich der kennbarste Beweis Seiner göttlichen Sendung.

Kaum nachdem Sokrates die Augen zugedrückt hatte, gingen jene seines Volkes dagegen auf. Es erkannte das begangene Unrecht, vernichtete das Urtheil des unschuldig Dahingeopferten, strafte dessen Ankläger theils mit dem Tode, theils mit Verbannung, und setzte ihm ein Ehrendenkmal in Aufrichtung seines Standbildes in Erz geformt.

Was thaten die Juden? Sie veranlaßten auf ausdrückliches Verlangen, daß römische Soldaten die Grabesstätte von Christus bewachen mußten, damit der Leichnam nicht etwa gestohlen werden könnte. Da aber trotz der römischen Wache jene glorreiche Auferstehung dennoch in Erfüllung gegangen ist, wie vorausgesagt, und diese Thatsache nun nicht mehr geleugnet werden konnte, ging man zu einem andern Extreme über, und wollte die ganze Geschichte gewaltsam der Vergessenheit überliefern. Man verfolgte alle Anhänger von Christus, und kein Jude durfte mehr den Namen Jesus Christus bei hoher Strafe aussprechen. Und jetzt noch, nachdem alle Vorhersagen eingetroffen, welche Christus im Betreffe Seines Volkes gemacht hatte, daß dieses, nachdem seine Hauptstadt

und der Tempel darin auf jämmerliche Weise verwüstet worden seien, in alle Theile der Welt zerstreut werden würde — jetzt noch, nachdem bereits achtzehn Jahrhunderte verflossen sind, seit das höchste Ideal der Vollkommenheit der Erde entschwebt ist, jetzt noch darf keiner der Juden den vollen Namen Jesus Christus aussprechen: Keiner darf bei Strafe des Fluches (wißt Ihr, was der Fluch bei den Juden bedeutet?) die Stellen der Propheten studiren, nachrechnen oder Vergleiche anstellen mit gewissen Ereignissen bei dem Tode Jesu, welche die Identität Seiner Person als den wahren Messias über alle Zweifel stellen würden *).

Eine Parallele zwischen Sokrates und Christus erscheint als ein Frevel an dem Glauben der göttlichen Sendung und der Gotteseigenschaft unsers Heilandes, als eine Entwürdigung und Verkennung der hohen Wahrheit und Lehre, welche Gott in Christus den Menschen geoffenbaret hat. Kein wahrhaft großer Denker im Laufe dieser Jahrhunderte hat an dieser Lehre irgend ein Jota gefunden, welches für die Menschen, ob hier oder dort, unpassend, überflüssig oder ungenügend erschiene. Wie es leicht erklärlich ist, so hat diese Lehre im Laufe dieser Jahrhunderte viele und verschiedenartige Anfechtungen erlitten. Der denkende Mensch hat aber gefunden, daß er nicht von ihr lassen darf, nicht von ihr lassen kann; und so ist sie immer wieder in ihrem alten Glanze hinter trüben Wolken, nachdem sie diese zertheilt hat, oder die Wolken weggezogen waren, gleich der Sonne, belebend, beleuchtend, erwärmend und erquickend über die Menschheit hervorgegangen **). — Wenn diese Lehre vermöge ihres reinen Gepräges in Vollkommenheit nur ein Gotteswerk sein kann, was wollen jene Kritler nun damit bezwecken, daß sie die Wunder Jesu mit gewöhnlichen Gaukler- und Taschenspielerkünsten in gleiche Kategorie setzen? — Sind denn Gaukler

---

*) Im Talmude ist folgende Stelle zu lesen: „Alle Zeitpunkte, die für „die Ankunft des Messias bezeichnet waren, sind verflossen; verflucht seien „diejenigen, die noch die Zeit des Messias berechnen wollen." (Gem. San. cap. 2; moses Maimon. in epit. Talm.; Ib. Abram, de cap. fidei.) —

**) Nicolas sagt in seinen philosophischen Studien: „Die Christus-Religion „hat der Philosophie einen Grad der Reinheit verliehen, wie sie ihn in ihrem „kühnsten Fluge vorher nicht hat erreichen können."

und Magiker, oder wie man sie heißen mag, auch mehrere Hunderte von Jahren von verschiedenen Personen und mit allen Umständlichkeiten vorher angekündigt worden? Oder hätten solche am Vorabende eines Prozesses um Leben und Tod so bestimmt sagen können: „Noch „ehe der Hahn in dieser Nacht zweimal krähet, wirst du mich drei„mal verleugnet haben?“ Oder waren die Gefangennehmung, Verurtheilung, Kreuzigung und Auferstehung eben auch nichts anderes, als ein fein abgekartetes Gaukelspiel? — Kann dieser ein Gaukler sein, welcher **Einzig** in der Geschichte dasteht als ein Wesen gänzlich frei von jeder Unvollkommenheit, als ein Wesen in reinster Harmonie und im vollendeten Ebenmaße **aller** Tugenden; der in That und Wort die Wahrheit selbst ist?

Das erzene Standbild des Weisesten der Weisen in Athen sank mit unter die Trümmer der weltberühmten Stadt, — die Pracht des herrlichen Tempels in Jerusalem konnte das Machtwort des Mächtigsten der Erde vor Zerstörung durch die eigenen Leute nicht schützen; — aber das Vermächtniß des **Einzigen** — des **Unerreichbaren** — an alle Menschen des weiten Erdballes, dieses allein noch besteht und wird bestehen, bis die letzte Seiner Vorhersagen, die völlige Vernichtung der jetzt bestehenden Ordnung auf Erden eingetroffen sein wird.

Wenn man die Aeußerungen unserer Gelehrten vernimmt, so ist man vermüssigt zu glauben, daß sie nicht im Mindesten Gewicht auf die Weissagungen im neuen Testamente von dem Verfalle des gegenwärtigen Erdezustandes legen, wenn sie auch im Allgemeinen der Lehre Christus zugethan sind. Sie sagen, daß die allda aufgezeichneten Vorhersagen über den künftigen Umsturz des Bestehenden dahier auf Erden theils bildlich, theils als Accomodationen an die Ansichten der Juden anzunehmen seien, welche sich nicht von der Vorstellung trennen konnten, daß das Erscheinen des Messias unter außergewöhnlichen, politischen und Natur erschütternden Begebenheiten begleitet sei. Da nun jene, welche in Christus den gehofften Messias erkennen, bei dessen Erscheinen das Eintreffen der gehofften Veränderungen in dem Gange der Natur nicht wahrgenommen hätten, was doch gegen die Messiaslehre streite, so hofften sie, daß er wieder kommen werde, und daß alsdann bei seiner Wiederkehr alle jene

Hoffnungen zur Wirklichkeit würden, welche bei seinem ersten Erscheinen nicht eingetroffen seien u. s. w.

Abgesehen von der Unannehmbarkeit solcher Ansichten, welche den Schreibern des Buches der Liebe und der Wahrheit, der größten und reinsten Bedürfnisse der gesammten Menschheit, nationale Vorurtheile unterschieben, darf der Mensch ganz sicherlich ohnedieß schon ganz anderer Meinung sein, als die so eben genannte ist: ja er wird zur Annahme gezwungen, daß denn doch die erschütterndsten Naturereignisse dereinst eintreten müssen, wenn er genau die Prozesse in der Natur mit seinem Geiste verfolgt. — Schaue man hinauf zum Monde, welchen man den Begleiter, den Trabanten, der Erde nennet, und wenn man auch nicht weiß, warum denn die Erde eines Begleiters bedarf: zu ihm wende man sein Augenmerk, demselben, welchen noch viele Nationen abgöttisch verehren, Dichter mit ihren süßesten Liedern besingen, welchem Verliebte ihre namenlose Lust gestehen, Verlassene ihr kummervolles Herz ausgießen, dessen Lichtwechsel Wettermacher, Gärtner und Tausende, ja beinahe sämmtliche Menschen für ihre festgewurzelten Vorurtheile mißdeuten: — ja zu diesem Monde, welchem man zweifelsohne schon alle süßen Erdennamen beigelegt hat, schaue man hinauf. Dieser hat, wie bereits ausführlich dargethan ist*), neben den Bewegungen, welche zunächst alle Planeten mit einander gemein haben, noch eine ganz eigener Art, nämlich eine langsame Bewegung gegen die Erde zu. Diese ist freilich jetzt eine sehr langsame, allein sie muß, menschlichen Berechnungen zufolge, d. h. nach den Gesetzen des Falles, im Laufe der Zeiten sich in's Ungeheuere steigern. — Deßhalb könnte man den Mond mit gleichem Rechte noch mit dem Namen des heimtückischesten Gesellen belegen, welchen je die Sonne beschienen hat, der gleichsam um die Erde herumspazirt, sie, harmlos scheinend, allenthalben beleuchtet, um ihre Blößen kennen zu lernen, um alsdann auf sie zu seiner Zeit mit aller Kraft niederzuschmettern.

Lassen wir jedoch Dichtung bei Seite, und kümmern wir uns nur um den einfachen Sachverhalt. Der Mond macht keine Finten,

---

*) Siehe: Die kommende Umgestaltung der Erde rc. Regensburg bei G. J. Manz. Von demselben Verfasser.

ist kein Fechter, hat keine Tücke, thut der Erde und ihren Bewohnern weder etwas zu Gefallen, noch hat er die Absicht, ihr jemals ein Leid zuzufügen. Er ist ein Himmelskörper und verfolgt ohne Absicht, ohne Willen die ihm vom Schöpfer vorgezeichnete Bestimmung im Weltalle, unbekümmert, ob seine eigene Existenz, oder die der Erde, oder Beider zugleich dem Untergange entgegen geht. Wie alle Vorhersagen Christus in Erfüllung gegangen sind, eben so wird sich Seine letzte von dem Ende des gegenwärtigen Erdebestandes bewahrheiten.

Fünftes Kapitel.

Ueber Seele und Seelenthätigkeit.

Der Mensch trägt in sich neben seinem Naturleben, welches sich in Stoffumbildungen seines Körpers bewegt, ein geistiges Wesen, welches höher steht, als die Natur. Dieses findet er schon, wenn er sein Leben mit dem Leben der Pflanzen und der Thiere vergleicht; noch mehr aber erkennt er die höhere als Naturabstammung seines geistigen Prinzipes, seiner Seele, wenn er auf ihre Thätigkeit mit Nachdenken hinschaut. Die Seele kennt die Natur, so wie wir gesehen haben, in keinem Stücke; allein sie kann diese dennoch in einer solchen Weise kennen lernen, daß sie gewisse Kräfte des Naturlebens zum Dienste ihres Körpers, dem sie vorsteht, und mit Hilfe desselben anzuwenden vermag. Was hat der Mensch nicht Alles schon unternommen, indem er die Naturkräfte in den Kreis seines Wirkens gezogen hat! Es gibt vielleicht Keine der bekannten Naturkräfte, welche der Mensch nicht schon in solchen Beziehungen ausgebeutet hätte. Eine besondere Hinweisung auf diesen Gegenstand erscheint deßhalb schon überflüssig, weil wir in jeder unserer besonderen Einrichtungen irgend eine Naturkraft, wenn nicht mehr zugleich, oft in der künstlichsten Zusammenwirkung, vertreten sehen. Aber fragen wir uns, wem die Effekte der Naturkräfte, welche der Mensch in seinen Dienst gezogen hat, wohl zu gut kommen, dem Körper oder der Seele, so können wir wohl um eine Antwort nicht verlegen sein. Sie, die Seele, bedarf keiner Naturkräfte, der Körper aber für seinen Unterhalt, für seine Bequemlichkeit, für seine Genüsse, der sociale Verband für seine höhere Entwicklung und für den innigeren Anschluß, in dem nämlich materielle Vortheile

für denselben erzielt werden sollen. Daraus werden wir ebenfalls darauf hingewiesen, daß unsere Seele ein ganz anderes, als ein natürliches, der Natur entsprossenes und den Naturkräften unterstelltes Wesen sein muß. Der einzige Gewinn, welcher der Seele aus den Resultaten der Naturkräfte, wie sie der Mensch nach seinem Willen lenket, ist dieser, daß sie eben dadurch, weil sie von den Naturkräften unberührbar bleibt, ihren höheren Standpunkt einsehen kann, um dann hingewiesen zu werden zu Jenem, welcher diese Naturkräfte gegeben hat, und sie mit der Ihm allein zukommenden Sicherheit leitet.

Ja, ja — im Menschen ist eine unvergängliche, über die Natur erhabene Seele mit einem stoffhaltigen Körper zum sinnlich wahrnehmbaren Naturleben verbunden. Darüber darf kein Zweifel bestehen, wenn auch Niemand das Dunkel, wie, auf welche Art Beide verbunden sind, nach den Vorgängen der Analysis aufzuklären vermag. Gleichwie Niemand in dem tönenden Worte des Menschen, welches doch offenbar aus der Pression der abgestoßenen Luft entstanden, durch die Stimmritze Höhe oder Tiefe, in den Knorpeln Schwung und in den Höhlungen des Rachens, des Mundes und der Nase Resonanz und Klang erhalten hat, die Empfindungen oder den Gedanken, welche das Seelenleben durch das Naturleben oder durch Stoffe der Natur in das Wort zu legen vermag, schauen, hören, betasten, riechen oder schmecken, also mit seinen Sinnen nicht erfassen kann, noch die Art und Weise durch die Analysis zu zergliedern vermag, wie Luft, ein körperliches Ding, und der Gedanke, ein körperliches Nichts, gepaart und vereinigt werden können, eben so wenig ist das Zusammenbestehen eines Menschenkörpers und einer Seele durch die Sinne wahrnehmbar, und noch weniger die Art und Weise, wie sie zusammengepaart sind. Und doch sind mit einander gepaart, der Gedanke mit den Worten, der Körper mit der Seele. Die Worte, welche der Mensch gesprochen, verhallen, und die Naturstoffe, die ausgeathmete Luft, welche den Gedanken getragen haben, verwischen sich, gehen in die allgemeine Natur über, allein in der Seele des Sprechenden bleibt sich der Gedanke unverändert und unverwischt, und kann es bleiben in der Seele des Hörenden, welche nur allein denselben erfassen kann.

Gleichnißweise, obwohl sehr unvollkommen und begrenzt, läßt sich die Verbindung des Gedankens mit dem Worte auf die Vereinigung der Seele mit einem Naturkörper beziehen. Gleichwie sich die Naturstoffe verwischen, welche den Gedanken getragen haben, eben so verwischen sich die Naturstoffe wieder, welche die Seele getragen haben, nachdem die Vereinigung Beider zu bestehen aufgehört hat. Aber eben so und noch viel mehr als der Gedanke, wird die Seele fortleben, fortbestehen, wenn die Naturstoffe des Körpers auseinander treten, oder auseinander getreten sind, sich verwischen. — Der Gedanke ist das Erzeugniß der Menschenseele. Sie kann denselben behalten, oder mit Naturstoffen umgeben, in Worten Leben geben, so oft sie will. Die Seele bleibt dabei ungeschwächt, und der Gedanke, so oft er auch gesprochen werden mag, ebenfalls. So wie der Gedanke gebildet ist, besteht er aber, ob er zurückbehalten oder ausgesprochen wird. — Die Seele geht von Gott aus. Er ist es, welcher sie mit irdischen Stoffen umgeben kann, daß ein sinnlich wahrnehmbares und ein geistig auffaßbares Leben daraus entsteht.

Man fühlt wohl, daß dieses so eben aufgestellte Gleichniß nur beziehungsweise zu nehmen ist, und die Sachlage im Dunkeln läßt, da alle Speculationen über die Art und Weise, wie Seele und Körper sich verbinden, wie Beide verbunden bestehen, und wie ihre Trennung erfolgt, eines jeden Anhaltes entbehren. Der Mensch kann über diesen Gegenstand weder aus der Selbstanschauung, noch durch Mittheilung und Belehrtwerden von Anderen zur Einsicht gelangen: auch die göttliche Offenbarung hellt darüber nichts auf, sicherlich deßhalb, weil es für die Menschen nicht nothwendig ist. Wir kennen nur die Thätigkeiten der Seele, welche von den Thätigkeiten ihres Naturkörpers entschieden abweichen. Haben wir ja selbst in der Natur Verbindungen von ponderablen mit inponderablen Stoffen, in deren inneres Wesen wir nicht näher einzudringen vermögen, obgleich wir die verschiedenen Arten, wie sich Beide zu erkennen geben, recht wohl wissen und unterscheiden können, z. B. die Verbindung des magnetischen Fluidums mit dem Eisen oder Stahle.

Der Mensch kann willkürlich die Verbindung seiner Seele mit seinem Körper trennen, d. h. er kann willkürlich sein Leben enden

dadurch, daß er auf mechanischem oder dynamischen Wege sowohl mittelbar als unmittelbar Verwüstungen in jenen Centralorganen seines Körpers anrichtet, welche gleich einer Maschine den Unterhalt desselben in physischen Grundstoffen nach physischen Grundsätzen bethätigen müssen, indem durch naturwidrige Eingriffe in den geregelten, begrenzten Gang des Lebens eine schnelle oder langsame Entmischung oder eine solche Lagerung der Säfte und Gebilde hervorgerufen werden, welche mit dem Fortbestande des positiven Lebens unverträglich sind, den organischen Körper der Auflösung und Entmischung seiner zum Leben verbundenen Naturtheile anheim geben und so der Seele, welche sich nicht in die Natur zurückziehen kann, wie die aus der Natur hervorgegangenen Stoffe, das Mittel rauben, in der Natur gebunden zu stehen.

Diesem widernatürlichen, gewaltsam herbeigeführten Tode steht der natürlich erfolgte entgegen, welcher, wenn er im Greisenalter nach allmäliger Erlöschung aller Lebenskräfte eintritt, der naturgemäßeste ist, da ein hohes Greisenalter selbst als ein successives Sterben zu betrachten ist.

Mit dem Tode, welchen man mit dem Stillstande des Athems und des Blutumlaufes gewöhnlich, aber nicht immer mit Sicherheit, als gegeben betrachtet, mag derselbe erfolgt sein, wie nur immer, tritt das Naturleben im Körper negativ, also entmischend, zersetzend, auseinander führend, daher im Gegensatze auf, und die Dissolution der Körperbestandtheile ist das Sinnenbemerkbare, Charakteristische des Todes. — Eben darin besteht auch der Unterschied zwischen Scheintod und wirklicher Tod. Im Scheintode findet noch kein Auseinandergehen der zum Leben zusammengetretenen Naturstoffe statt, während die Seele selbst, auf welche Art nur immer das Verhältniß herbeigeführt worden sein mag, keine Eindrücke der Natur — der Außenwelt — durch ihre Boten, die Sinne, erhalten kann; ferner, daß der Mensch sogleich wieder zum Bewußtsein gelangt, d. h. die Seele Nachricht von dem Zustande ihres Körpers und der Außenwelt erlangen kann, sobald ihre Boten ihrem Dienste wieder gewonnen sind.

Im Scheintode, so wie in der Ohnmacht ist die Seele nicht zurückgedrängt, und kann noch weniger als selbst erkrankt, erschlafft

oder als hinfällig, wie ihr anhängender Körper angesehen werden, da die Seele vermöge ihres Ursprunges nicht den Periodicitäten unterworfen sein kann, als wie die Körper der Natur. Die Seele erkrankt nie, wie ihr Naturkörper, sondern ihre Erkrankung ist die Entfernung von ihrem nothwendigen Stützpunkte aus der ewigen Sicherheit, und ihr Sterben, ihr Tod, ist ein ewiges Nimmerwiederfinden ihrer Stütze, ihrer Ruhe in Gott, in der Unendlichkeit.

Was man im gewöhnlichen Leben von Seelenstörungen und Seelenkrankheiten vernimmt und liest, läßt sich doch sicherlich nur als bildlich betrachten, und jener Zustand, welchen man mit dem Namen Seelenstörung, Seelenkrankheit belegt, findet nur seine Erklärung in den unsicheren, unvollkommenen, ungenügenden oder verkehrten Bildern, welche die im Laufe ihrer Peripherie oder im Centralherde erkrankten Boten der Seele zuführen; denn sie, die Seele, ist sich der Natur um sich unbewußt, und gelangt erst zum Bewußtsein ihres Seins in der Natur durch ihre in die Natur auslaufenden und sich gewissermaßen allda ausbreitenden Boten, die Sinne, und nach Maßgabe der Ausbildung und getreuen Aufnahms-, Zurückführungs- und Vorstellungsfähigkeit dieser Boten gelangt auch die Seele zu einer mehr oder weniger sicheren oder ganz unsicheren Anschauung. — Wenn der Fühlnerve irgend eines Gliedes am menschlichen Körper gedrückt wird, oder auf irgend eine andere Art erkrankt, wird der Seele durch eben diesen Nerven nie das wahre Bild dieses Gliedes vorgeführt, und sie gelangt zum Bewußtsein von dem Zustande dieses Körpertheiles nur so, wie es der Fühlnerve vorstellt, vorausgesetzt, daß sich der Sehnerve nicht dabei betheiligt. Wird hingegen dieser Fühlnerve gänzlich gelähmt, so erlangt durch denselben die Seele gar kein Bewußtsein mehr von diesem Gliede, obgleich es noch lebend mit dem Körper verbunden ist. Man kann dieses Glied unterhalb der gelähmten Stelle vom Körper gewaltsam abtrennen, und die Seele erlangt kein Bewußtsein dieser gewaltsamen Abtrennung, wenn ihr nicht der Sehsinn, oder das Gefühl der dem übrigen Körper dabei mitgetheilten Erschütterung, oder die Mittheilung anderer Personen den Zustand dieses Theiles vorführen. Eben so verhält sich's, wenn in dem Vereinigungsherde

aller, der Seele ergebenen Boten Destruktionen statthaben, oder wenn auf diesen schädliche Influirungen von außen oder von innen einwirken, welche dem wahren, richtigen Bilde, welches die Seele von der Innen- oder Außenwelt erhalten will, Abbruch thun, dasselbe verunstalten oder ganz oder theilweise verwischen.

Fortsetzung.

Als ein Sinnbild des Todes wird gar oft der Schlaf genannt, aber gewiß in höchst irriger Weise, wenn man sich nicht ganz von Oberflächlichkeit verführen lassen will; denn Schlaf und Tod stehen sich so grell gegenüber, wie Leben und Tod. Der Schlaf ist nichts anderes, als eine Periodicität im Naturleben des Menschen selbst. Alle Vorkommnisse auf dem Planeten Erde sind ja den Gesetzen der Abwechslung unterstellt. Sie selbst, nämlich die Erde, unterzieht sich diesem Gesetze durch ihre Aufnahme und Wiederabstoßung von Licht und Wärme aus ihrem Centralkörper durch ihren täglichen Umschwung, dann durch ihre jährliche Umkreisung desselben in den allerstrengsten, unverrückbarsten Formen. Gleichwie jene Periodicität in allen organischen Gebilden als Ausflüsse des Erdenlebens sich wiederabspiegelt, eben so verhält sichs in der Nerventhätigkeit der Menschen. — Das Seelenleben der Menschen im Gegensatze zur Nerventhätigkeit, kann aber keiner Periodicität unterstellt sein, wie die Erscheinungen des Naturlebens, weil die Seele unveränderlich, unvergänglich, kein Ausfluß des Erdenlebens ist. Deßhalb erscheint der Schlaf nicht als ein Sinnbild des Todes, sondern als ein Ausfluß der Naturperiodicität.

Wenn der Körper schläft, schläft deßhalb die Seele nicht auch. Wir haben schon Anhaltspunkte, dieß voraussetzen zu können, wenn wir uns auch nicht immer des wachen Zustandes unserer Seele, wenn wir schlafen, bewußt sind. Wir kommen gar oft in die Lage, daß wir Nachts um eine gewisse Zeit geweckt sein wollen. Wir dürfen uns nur einen festen Vorsatz machen, um die bestimmte Zeit wieder erwachen zu wollen, und wir werden wach, vorausgesetzt, wenn unser Vorsatz ganz kurz vor dem Einschlafen erneuert und nicht durch andere Eindrücke wieder verlöscht worden ist. — Unsere Träume geben uns einen weiteren Beleg, daß unsere Seele

nicht der Periodicität des Schlafes unterstellt ist, wenn der Körper schläft. Durch das Traumleben, vielmehr aus den Erscheinungen desselben wissen wir, daß die Seele nicht schläft.

Ohne schärfer zu unterscheiden, bezeichnet man gemeinhin einen jeden Traum als eine Seelenthätigkeit im Schlafe; allein bei näherer Würdigung der Erscheinungen des Traumlebens scheint man auf eine dreifache Art der Seelenthätigkeit während des körperlichen Schlafes hingewiesen zu werden, nämlich 1) auf eine passive, 2) auf eine aktive und 3) auf eine gemischte.

Die passive Art der Seelenthätigkeit im Schlafe als Traum dürfte ganz füglich auf Rechnung der Naturperiodicität gesetzt werden in folgender Beziehung: Die Boten der Seele an die Außenwelt sind, wie bereits öfters gesagt, die Sinne in ihren Nervengebilden. Diese sind stoffhaltiger Textur mit einem eigenthümlichen, feinen, für die Sinne unerkennbaren Fluidum versehen, welches man das Erregungsvermögen der Nerven nennet, aber wieder ein Produkt organischer Bildung ist. — Nun unterscheidet der Physiolog dreierlei Arten von Nervengebilden; 1) jene für die Sinnenthätigkeit, 2) jene für die willkürlichen Bewegungen und 3) jene für die Vegetation, für die thierische Oekonomie unter Einschluß der Nerven für die unwillkürlichen Bewegungen, resp. unwillkürlich bewegt werdenden Organe. Die Nerven für die Sinnenthätigkeit und für die willkürlichen Bewegungen sind dem äußeren Dienste zugewendet, jene für die Vegetation für den innern bestimmt. Nachdem nun im wachen Zustande, in der Lebensäußerung nach außen, die Nerven und Nervengebilde, welche dem äußern Dienste und den willkürlichen Bewegungen unterstellt sind, eine gewisse, unwägbare Summe von Erregbarkeit abgestoßen haben, erschlafft diese in ihnen. Jetzt treten diese Nerven und Nervengebilde gemeinsam zur Ruhe zusammen, um sich mit frischer Erregbarkeit zu sättigen. Dieser Zustand der Ruhe der äußeren Nerven und Nervengebilde ist der Schlaf.

Die Nerven für den äußeren und die Nerven für den inneren Dienst treten jetzt im Schlafe zur gegenseitigen Ausgleichung zusammen. Die Nerven für den äußern Dienst, d. h. jene Nerven, welche den Sinnen, dann jene, welche den willkürlichen Bewegungsorganen vorstehen, sammeln verloren gegangene Erregbarkeit; die Nerven für

den innern Dienst aber, d. h. jene, welche der Ernährung und Erhaltung des Organismus vom öconomischen Standpunkte aus vorstehen, die Vegetation leiten und von der Willkür ganz unabhängig sind, führen dagegen jenen ersteren Nerven Erregbarkeit zu. — Während nun die äußern Nerven auf diese Art verlorene Erregbarkeit sammeln, geben sie vorher im Wachen eingesogene Eindrücke mitunter im Centralherde der Nervenverbindungen ab, fibriren gleichsam im Schlafe des Körpers nach, gleichwie ein scharfer Reiz auf irgend einen Nerven z. B. anhaltender oder heftiger Schall, grelles Licht, scharfer Geschmack oder durchdringender Geruch auch im Wachen länger nachempfunden wird, gleichsam nachtönt, wenn auch jener erste Reizeindruck längst aufgehört hat.

In der Wechselwirkung der äußeren und inneren Nerven liegt die Möglichkeit, daß sich die heterogensten Nervenfluida begegnen, sich berühren, sich durchkreuzen, wodurch der Seele bunte, verworrene und verwischte Bilder in den seltsamsten Formen vorgeführt werden können, von denen aber das Bewußtsein seltener so Antheil nimmt, daß sich diese Bilder dem Gedächtnisse einprägen, und somit sich fixiren. Bei dieser Art von Träumen kann auch nicht außer Ansatz bleiben, daß auch gewisse, im Kreislaufe des Blutes bedingte, in Regelwidrigkeiten, Störungen und Hindernissen des Verdauungsprocesses liegende, vom eigenen Drucke der Schwere abhängige, oder durch intensivere Haftung von mancherlei Influirungen in den Geflechten des Sensoriums sich ergebende Umstände die Traumbilder alteriren oder modifiziren können. — Dieses ist das *passive* Verhalten der Seelenthätigkeit im Schlafe, im Traume.

Die im halbwachen Zustande hervortretenden, außergewöhnlichen, dem Traumleben ähnlichen Phantasiegebilde können selten eine andere Würdigung finden, als in dem Umstande der Ermüdung, der Erschlaffung der äußeren Sinne, mögen sie als *Doppelgesicht*, *Zweitesgesicht*, *Vision* oder vermeintliches *Omen* auftreten, wozu schon der Umstand zu dieser Annahme hinweiset, daß solche Erscheinungen gewöhnlich in den Stunden der Vormitternacht bei erschöpften Sinnen oder bei Disharmonien des Gemüthes oder des Körpers auftreten. Wer sah wohl sein Zweitesgesicht, oder eine Erscheinung einer geliebten, bereits verstorbenen Person in den Mor-

genstunden bei voller Geistesfrische, nachdem ein erquickender Schlaf, also ein Ausgleichen der verschiedenen, dem äußeren Dienste zugewendeten Nerventhätigkeit hervorgegangen und das körperliche Gleichgewicht wieder hergestellt ist? Die Seele kennt doch keinen Morgen, keinen Mittag, keinen Abend und keine Mitternacht, kennt überhaupt keine Zeit, diesen Begriff für die Periodicität der Naturkörper. Nicht so der der Seele anhaftende Naturkörper; dieser muß sich den Gesetzen der Periodicität eben so gut fügen, als wie den Gesetzen der Vegetation: und da kommt es, daß dieser Naturkörper im Dunkel der abgewendeten Sonne gerade dem vegetativen Leben mehr Einfluß zuweiset, als unter Bedingnissen im Lichte der Sonne, namentlich schon, da dem obersten Sinne in jenem Lichtgegensatze sein vornehmster Reiz entzogen ist.

Ein anderes Verhältniß ist es mit gewissen höheren, religiösen Visionen. Diese lassen sich nicht leugnen, aber auch nicht auf irgend einen in der Natur begründeten oder in der Natur liegenden Folgengang erklären. Auch weiß man, daß sich diese höheren Visionen durchaus nicht an eine Zeit binden, weßhalb sie mit den andern nichts gemein haben. — Doch diesen Gegenstand weiter zu verfolgen, liegt nicht im Zwecke vorliegender Schrift.

Die zweite, aber höhere Art der Seelenthätigkeit im Schlafe ist die aktive. Diese ist geheimnißvoll, und jeder Versuch, sie nach natürlichen Processen würdigen zu wollen, führt zur Absurdität; denn hier greift die Seele ohne ihre Boten in alle Vorkommnisse des menschlichen Lebens, sie läßt den Nachtwandler die gefährlichsten Wege gehen, die Hindernisse auf denselben erkennen und umgehen, warnt wieder Andere vor drohenden Gefahren, hilft den Gelehrten und Denkern Sätze und Aufgaben finden und lösen, an deren Ausführung und Auflösung sie wachend verzweifelt hatten, rundet dem Dichter seine Verse, welche vorher im Wachen nicht fließen wollten, führt dem Bildner das Ideal vor, welches er in Farben oder in den Umrissen eines Gesteines wiedergeben will, aber im Wachen nicht finden konnte.

Je naturgemäßer die Menschen leben, je weniger sie von der Last eines unnatürlichen socialen Zusammenlebens überabgespannt werden, je weniger ihre Sinne von Leidenschaften mit fortgerissen

oder unterwühlt sind, desto reiner offenbart sich ihnen auch im Traume das Seelenleben, vorausgesetzt, daß auch keine Körperdisharmonien obwalten. — Den von Erdengier und Erdenlust Umstrickten offenbaren sich freilich nicht die höheren Seelenthätigkeiten, welche den ruhigen Menschen bisweilen recht unverkennbare Bilder der Gegenwart, die viel weiter entfernt liegen, als durch die Sinne faßbar ist, und Bilder der Zukunft vorführen, welche doch offenbar unsern Sinnen völlig unzugängig ist. —

Wo solche Thatsachen sprechen, ist man ja gezwungen, der Seele die Freiheit über Zeit und Raum zuzugestehen. Diese aber beurkundet ihr Abstammen aus jenen Regionen, wo man auch nicht Zeit, nicht Raum kennet, wo es keine Erdenlust, aber auch kein Erdenweh gibt. Im sogenannten thierischen Magnetismus besitzen wir einen weiteren Beleg, daß die Seele kein Geschöpf der Natur sein kann. In diesem herrscht stets das rein Menschliche vor. Er bewegt sich im Gebiete der moralischen und religiösen Richtung ferne von jedem Naturtriebe, von denen der unreine Geschlechtstrieb sogar feindlich sich erweiset. Das muß doch offenbar darauf hinweisen, daß die Seele des Menschen nicht der Natur angehört. Es soll ferner nicht zu selten vorgekommen sein, daß kranke Personen, welche man in der reinen Absicht, ihre Krankheit heben zu wollen, in magnetischen Schlaf versetzt hatte, sich gar nicht über ihren eigenen kranken Körper bekümmert, sondern über wichtigere Interessen der Menschheit gesprochen haben, und zwar ohne Veranlassung ihres Magnetiseurs und ohne durch ihre gewöhnliche Stellung hiezu berufen zu sein. — Die Aussprüche der Magnetisirten können und dürfen aus vielerlei Ursachen nicht mit unbedingtem Glauben und Trauen aufgenommen werden; allein so viel ist doch aus denselben abzusehen, daß die Seele des Menschen nicht nach Sinnen-, nicht nach Erdenlust und nicht nach Eigenliebe freieigen strebet.

Ein ganz eigenthümliches Licht wirft das Streben auf gewisse Menschen, welche damit umgehen, die in das Dunkel gehüllten Vorgänge des thierischen Magnetismus, da denn doch seine wunderbar merkwürdigen Erscheinungen nicht mehr geleugnet werden können, entweder zu simuliren und somit zum betrügerischen Ge-

werbe, oder zum Aberglauben, zum Eigennutze, überhaupt zum Betruge, zur Prahlsucht und andern Lastern zu benützen, ferner daß man auch, um die einfache Thatsache zu entstellen oder Verwirrung in den geläuterten Ueberblick dieser eigenthümlichen Erscheinungen herbeizuführen, Wahrheit, Schein, offene und verkappte Unwahrheit in bewußter und unbewußter, in irriger und absichtlich trügerischer Weise zusammengestellt hat. Es ist schon bezeichnend genug, daß von Menschen für Etwas, was sich nur im Menschen kund gibt, die Bezeichnungsweise „thierischer" Magnetismus gewählt worden ist, wo doch offenbar alles Thierische oder Animalische außer Spiel bleibt, und die Erscheinungen dieses Magnetismus nicht einmal nach physischen Vorgängen erklärt werden können.

Von dem Somnambulismus und dessen oft wunderbaren Erscheinungen ab glaubten Manche sich berechtigt, im Menschen noch einen Sinn vorauszusetzen, welcher in ihm schlummere, und deßhalb nicht zur offenen Thätigkeit gelangen könne, weil für ihn allenfalls nicht eine ähnliche Oeffnung in der Körperoberfläche bestehe, um sich mit der Außenwelt in's Benehmen setzen zu können, wie bei den übrigen Sinnen, z. B. dem Seh- oder Geruchsinne. — Allein diese mögen bedenken, daß jene eigenthümliche Seelenthätigkeit, welcher wir in unsern hellen, d. h. reineren Träumen, im somnambülen Schlafe und Ahnungen begegnen, nicht von Boten oder Ausläufern in die Natur hinaus nach Art der Seh-, Hör-, Riech-, überhaupt Sinnenorgane, welche nur das Natürliche betasten, umstellt sein kann; denn die Seelenthätigkeit bewegt sich in dieser Beziehung im Reiche des Körperlosen, wofür ihr die Natur keine Diener beigesellen kann, da eben in diesem Gebiete nichts Körperliches zu betasten ist. — Um dieser Ursachen willen erscheint obige Voraussetzung, welche sich auf die oft wundervollen Erscheinungen des Magnetismus und eines gewissen Vorgefühles stützt, daß nämlich im Menschen noch ein Sinn schlummere, und deßhalb nicht zur offenen Thätigkeit kommen könne, weil er von der Außenwelt abgesperrt ist, als falsch.

Die dritte Art der Seelenthätigkeit im Schlafe als Traumleben ist ein Zusammenfluß der ersten und zweiten Art. Das Gewebe dieser Traumbilder ist das bunteste, da gewöhnlich auch die

Gemüthsaffekte und Leidenschaften sich in diese Traumbilder mit hinüberspinnen. Daß die Erstere beider Arten in diesen Traumbildern überwiegend thätig ist, bedarf wohl keiner Erinnerung, wenigstens in der Mehrzahl der Fälle. Uebrigens muß auch zugestanden werden, daß oft gar keine Erklärungsweise für die Erscheinungen von Traumbildern zulässig ist, namentlich wenn längst vergessene Begebenheiten und Personen nach langer, langer Zeit, im Traume entstellt, buntscheckig vor die Erinneryng geführt werden.

Die Ahnung ist ebenfalls eine freie Seelenthätigkeit. Sie ist das dunkle Vorgefühl eines wachen Menschen. Sie zeugt ebenfalls von einer höheren Abstammung der Seele, als aus der Natur. Sie geht unmittelbar von der Seele aus, und äußert sich desto reiner, je naturgemäßer die Menschen leben, und je höher die Stufe der Vollkommenheit ist, auf welche man sich geschwungen hat. Auf der Ungleichheit solcher Stellungen fußt auch die Verschiedenheit der Auslegungen über Ahnungen, so daß diese manchmal selbst zur Gemeinheit herabgewürdigt oder gleich den Spielen des Zufalles gedeutet werden.

Obgleich die Zahl von Beispielen über Ahnungen Legion ist, mag doch Folgendes, der Selbstanschauung entnommen, hier Platz greifen: Eine Frau, dem Stande der Arbeiter angehörend, körperlich und geistig (wie man zu sagen pflegt) vollkommen gesund, obgleich sie bereits die zweite Hälfte der siebenziger Jahre beschritten hatte, äußerte eines Tages: „Ich weiß gar nicht, was mich heute mit „einer so heimlichen Freude erfüllt, wie noch nie in meinem ganzen „Leben. Gewiß steht mir bald ein großes Glück bevor." Diese Frau konnte ihr Gefühl gar nicht bemeistern, so daß sie es einem jeden Bekannten mittheilte, obgleich sie übrigens nicht von schwatzhaftem Charakter war, so daß sich dieses Gefühl in ihrem Gesichte abspiegelte, ihrer Körperhaltung mehr Kraft und ihren Bewegungen mehr Lebendigkeit ertheilte. — Man darf übrigens nicht denken, daß hier eine sogenannte Verzückung (Ecstase) vorlag, sondern man muß sich hier eine gutmüthige Frau vorstellen, welche ruhig und stille ihren täglichen, häuslichen Geschäften oblag, und nur an diesem Tage munterer, gesprächiger, überhaupt lebendiger wurde. — Die Ahnung, oder wie man es nennen will, das freudige Vor-

gefühl dieser Frau ging noch am nämlichen Abend in wirkliche Freude über, als jetzt ihr jüngster Sohn, welchen sie schon jahrelang als todt beweint, betrauert hatte, mit frohem, heiteren Gesichte, strotzend von Gesundheit und Kraft, gut, ja über dem Stande gekleidet, welchem er angehörte, plötzlich, wie aus den Wolken gefallen, ihr zum Gruße die Hand bot und sie mit strahlendem Gesichte ansprach. — Derselbe war in früheren Jahren als ein lebensfroher Bursche nach Nordamerika ausgewandert, hatte für die vereinigten Staaten daselbst später Kriegsdienste genommen und der Affaire bei Mexiko beigewohnt. Die einzige Nachricht, welche von ihm in's Aelternhaus seit seinem Fortgehen gelangte, bestand in einer Nummer einer in deutscher Sprache erscheinenden nordamerikanischen Zeitung, welche Verwandte von dort an seine Aeltern geschickt haben, weil derselbe in diesem Zeitungsblatte als ein Schwerverwundeter bei dem Sturme auf Mexiko unter den Namen der anderen Deutschen, welche ebenfalls dabei verwundet worden sind, mit aufgezeichnet war. — Bei seinem Abschiede von Aeltern und Geschwistern hatte er versprochen, nach sechs Jahren entweder wieder zu kommen oder Nachricht von sich zu geben. Da aber bereits acht Jahre verflossen waren, und weder das Eine, noch das Andere eingetroffen war, so war nichts natürlicher, als vorauszusetzen, daß er seiner Verwundung in dem heißen Klima von Mexiko unterlegen sei. — Seine Ankunft, oder vielmehr seine Reise in die Heimath wurde von gar keinem Vorläufer angemeldet, als Gerüchte u. dgl.

Fortsetzung.

Neben den wunderbaren Seelenäußerungen, sowohl im wachenden, als schlafenden Zustande, ist sich die Seele noch eines ganz andern Gefühles bewußt. Es ist dieses das Gefühl ihres Untergeordnetseins unter einem viel höheren Wesen, als sie selbst ist. Dieses Gefühl ist als die höchste Stufe der Ahnung zu betrachten, und hat am allerwenigsten mit dem irdischen Schaffen und Treiben des Naturkörpers etwas gemein. Selbst der Wilde, der Naturmensch, kennt dieses Gefühl, und gibt demselben in seinen, obwohl rohen, religiösen Gebräuchen Ausdruck. Dieses Gefühl ist um so dunkler, je niedriger die Stufe ist, auf welcher die Menschheit

steht, und um so verworrener, je weniger sie sich rein menschlichem Streben hingibt.

Zur vollkommenen Erkenntniß ihrer richtigen Stellung zu diesem Wesen, welches hoch erhaben über die Naturgesetze und ihre Einrichtung steht, und dessen Hoheit die menschliche Seele ahnt, kann sich dieselbe, welche innerhalb der Wechselwirkungen des Naturlebens sich bewegt, aus eigenen Kräften nicht erheben, kann dieses hohe Wesen wenigstens nicht so in den Kreis ihrer Forschung und Erkenntniß herabziehen, wie das Irdische, Natürliche, welches sie mit den ihrem Dienste gewidmeten Organen befühlen, betasten kann. Den Beweis hiezu liefern die Tausende und Tausende unter den Milliarden, welche unter der Sonne gewandelt und, an der Hand der Ahnung geleitet, nach höchster Erkenntniß strebten, diese aber nicht gefunden haben, eben weil das Ueberirdische, das über die Gesammtnatur Hocherhabene nie in das Bereich des Geistesbewußtseins unter dem Einflusse des Irdischen, Natürlichen, sinnlich Wahrnehmbaren gelangen kann. — Zu diesem höchsten Erkennen der Stellung der Seele zur höchsten Urallgewalt bot die göttliche Offenbarung in Christus selbst das Mittel.

Die Gottesnatur und das Gotteswalten in Christus wird wohl von Vielen geleugnet, weil sie dieselbe nicht begreifen können, und von anderen in Zweifel gezogen, weil sie keine handgreiflichen Beweise dafür finden, bedenken aber nicht, daß selbst die Natur räthselhafte Erscheinungen in Menge bietet. Soll man diese ebenfalls leugnen, weil man sie unerklärbar findet, oder nicht anerkennen, weil die mathematische Auflösung hierüber mangelt? — Sind wir denn nicht das größte Räthsel in der Natur, nämlich eine Verbindung eines außergewöhnlichen, eines unsterblichen Wesens mit einem Erdenkörper zum Menschen? — Ja, freilich, wer beweiset uns, werden jene Zweifler entgegnen, daß die Menschenseele wirklich außernatürlich, wirklich unsterblich ist.

Es gibt Menschen, denen es als Prinzip gilt, nichts zu glauben, was sie nicht mit ihren Sinnen erfassen können. — Dieses ist aber nicht der Standpunkt des Menschen, denn es gehört durchaus nicht zur Lebenscharakteristik, Alles ohne Unterschied ableugnen oder nicht anerkennen zu müssen oder zu dürfen, was nicht sinnenfaßbar

ist, da ihm gerade im Gegensatze zu den Thieren ein geistiges Auge verliehen ist in seiner Vernunft für Dinge, welche die körperlichen Boten seiner Seele, nämlich die Sinne, nicht betasten und somit der Seele nicht vorstellen können. Und diese Vernunft sagt uns, daß es wirklich eine Unvergänglichkeit geben müsse, obgleich sie mit den Sinnen nicht wahrnehmbar ist. Seite 92 ist bereits gesagt, daß uns die Mathematik, unser vollendetestes Wissen, vorführt, daß die „Größe" als unendlich gedacht werden muß, da sich weder die höchste Summe der Totalität, noch das kleinste Maß der Summe, oder einer Größe denken läßt. Daraus geht hervor, daß eine Unendlichkeit bestehen muß. Wollte man sie deßhalb leugnen, weil nicht der positive, sondern nur der negative Beweis geliefert werden kann? Hier muß das geistige Auge erkennen, was das leibliche Auge mit den andern Sinnen nicht erfassen kann. Eben so verhält sich's mit dem unbegrenzten Raume, in welchem unsere Erde und die übrigen Himmelsgestirne schweben. Dieser steht so unwandelbar fest vor unserer Seele, daß Niemand sich von der Idee der Nothwendigkeit dieses Raumes losmachen kann. Wir sehen ihn nicht, hören ihn nicht, fühlen, schmecken und riechen ihn nicht; und dennoch muß er bestehen. Die Sonne und ihre Planeten und alle Sterne insgesammt können wir uns wegdenken, aber nicht den Raum, den sie einnehmen. — Das ganze Sonnensystem und den unermeßlichen Sternenhimmel können wir uns als entstanden denken, nur nicht den Raum, in welchem wir sie gewahren. — Wir können uns ferner die Möglichkeit denken, daß Alles um uns herum, so weit das Auge reichen kann, in andere Formen, in andere Gestaltungen übergehen kann, nur nicht von dem Raume können wir uns dieses denken. Ja, selbst nicht das kleinste Theilchen läßt sich von diesem Raume anders oder wegdenken. Er bleibt für unsere Vorstellung ein untheilbares Ganzes, ein ewiges, unvergängliches, unveränderliches, unbegrenztes Einerlei. „Unbegrenzt" müssen wir uns diesen Raum schon deßhalb vorstellen, weil wir nicht sagen können, daß er in einen andern Raum verrückbar sei, eine andere Stelle einnehmen könnte, wie die Körper des Firmaments in ihm. — Und somit drängt sich uns von selbst der Begriff der „Ewigkeit" vor

unser geistiges Auge, obgleich wir sie, die Ewigkeit, weder mit Einem der Sinne, noch mit allen zugleich zu erkennen vermögen.

Die Räume unsers Sonnensystemes haben die Astronomen bis zum äußersten, bekannten Planeten, den Neptun, mit großer Schärfe bemessen. Aber wie weit hinaus das Sonnensystem eigentlich reicht, das hat noch Niemand sagen können, und noch viel weniger, wie weit der nächste Fixstern von uns oder von der Sonne entfernt ist. Das größte Maß, welches die Astronomen ihren Messungen, Beobachtungen und Berechnungen zu Grunde legen konnten, wenn sie die Entfernungen nur der nächsten Fixsterne bemessen wollten, verhielt sich gegen jene Distanz wie ein unmerklicher Punkt. Wie groß ist wohl dieser Maßstab, und wie heißt er? — Dieser Maßstab ist der Durchmesser der Erdbahn in einer Länge von 41 Millionen Meilen. Ueber das ungeheure Mißverhältniß dieses in der That sehr großen Maßstabes zu den Entfernungen der Fixsterne von uns äußert sich v. Littrow folgendermassen: „Alle diese mit so viel Aufwand von „Zeit und Mühe angestellten Beobachtungen der Astronomen glichen „den Bemühungen einer Milbe, die den Gipfel eines entfernten Ge„birges zuerst von dieser, und dann von der anderen Seite eines „Hirsekornes betrachtet." — Aus dem Umstande nun, daß der Maßstab der Erdbahn in ihrem Durchmesser von 41 Millionen Meilen noch als ein verschwindender Punkt erscheint, d. h. viel zu geringe ist, um mittels desselben die Entfernungen der Fixsterne bemessen und berechnen zu können, geht hervor, daß selbst der allernächste Fixstern wenigstens noch 4 Billionen, d. h. vierzigmal hunderttausend Millionen Meilen von uns entfernt sein müsse.

Von den wahrhaft ungeheueren Verhältnissen, welche in diesem unbegrenzten Raume angenommen werden müssen, ist bereits Seite 87 u. f. gesagt worden. Wenn die Endpunkte eines Maßstabes, welche 41,000,000 Meilen weit von einander entfernt liegen, unzulänglich sind, um nach trigonometrischen Grundsätzen die Entfernung nur der unserm Sonnensysteme zunächst liegenden Sterne in jenem Raume bemessen zu können, und wir uns von der Unvergänglichkeit dieses Raumes gar nicht trennen können, und wissen, daß dieser Raum durchaus stofflos ist, so sind wir ja gezwungen, Etwas anzunehmen, was durch Unveränderlichkeit in der Periodicität,

durch Unvergänglichkeit wegen Mangel des Stoffes, ohne Grenzabscheidung nach Zeit, ohne Grenzabscheidung nach Raum die Ewigkeit ist. Die Nothwendigkeit und die Unverrückbarkeit dieses Raumes muß, wie bereits gesagt, der Verstand begreifen, wenn denselben die Sinne auch niemals betasten können.

Ein ähnliches Verhältniß ist's mit der menschlichen Seele. Diese ist durchaus kein Ausfluß des Naturlebens, da sie die Natur in keiner Beziehung kennt. Sie kann nicht in der Natur, sondern muß auswärts in den vergänglichen Körpern des unvergänglichen Raumes anfragen, wenn sie über die Attribute der Vergänglichkeit, nämlich über Zeit und Raum, für ihren anhaftenden Körper sich orientiren muß. Daraus schon und aus dem Umstande, daß sie stofflos ist, geht hervor, daß auch sie der Ewigkeit entnommen, unvergänglich, ewig ist. Sie muß sich dieses selbst gestehen, muß es vor ihrem besonderen Auge selbst entrollen, was ihre Boten ihr nicht vorstellen können, daß sie der Ewigkeit entnommen ist.

Daß die Seele kein Sprößling der Vergänglichkeit ist, beweist schon der Umstand, daß sie in ihrer freien Bewegung, allwo sie uns einen Blick in ihr Inneres gestattet, frei über Zeit- und Raumgrenzen schreitet, wie wir durch die Ahnungen, Visionen und aktive Traumbilder wissen; ferner auch, daß sie, wie bereits berührt worden ist, für ihre Vorbereitung für das Jenseits schon an die Vergangenheit anknüpfen muß, der Gegenwart und Zukunft benöthigt ist, was auch eine geistige Verwandtschaft und eine geistige Verbindung nicht nur mit den lebenden Geschlechtern, sondern auch mit den vergangenen und zukünftigen beurkundet.

Uebrigens findet man in den Lehrbüchern über Moral noch mehrere Beweise über die Unsterblichkeit der Seele aufgezeichnet. So wollen wir nach Dr. Martin noch folgender erwähnen:

„Die Vernunft entnimmt die Unsterblichkeit der Seele:

1) „Aus ihrer Geistigkeit, die ihr wegen ihres Denkvermögens „zukommt. Die Materie, auch die feinste, denkt nicht: auch das „Thier denkt nicht, sondern seine ganze Thätigkeit ist Bewegung der „Maschine, angeregt durch Materie, was also im Menschen denkt, „ist das Gegentheil: Geist; derselbe unterliegt auch nicht dem Ge„setze der Materie, der Zerbröcklung, Zermalmung, Verflüchtigung.

2) „Aus ihrer Einfachheit, die ihr gleichfalls des Denkens „wegen beigelegt werden muß, indem eine Vorstellung niemals das „Produkt einer aus Theilen bestehenden wirksamen Substanz sein kann. „Das Einfache aber ist über Auflösung oder Zerstörung erhaben.

3) „Aus den ihr eingedruckten Spuren einer ewigen Welt; denn „die ihr eigenen Ideen von Gott, Freiheit, Tugend, Recht, Wahr„heit, Schönheit sind keine Zeitblumen; sie stammen von jenseits „und sagen, daß auch ihre Trägerin dem Jenseits angehört.

4) „Aus ihrem unbedingt und rücksichtlos gebietendem Sitten„gesetze. Da es nämlich auf seine Erfüllung dringet, wenn auch „damit der Verlust des Lebens verbunden wäre, so muß das, was „gebietet, nicht denselben Verlust erleiden können, indem es sich dann „selbst aufheben und vernichten würde.

5) „Aus ihrer niemals hienieden vollendet werdenden Ausbild„ung. Jede Creatur erreicht ihre letzte Entwicklung, und wird, was „sie nach ihren Anlagen und Trieben werden kann. Die Pflanzen „und Thiere gelangen bis zu ihren reinsten Formen, bis zu ihren „höchsten Fertigkeiten; sie füllen den Kreis ihrer Wirksamkeit: nicht „so der Mensch. Auch der Heiligste scheidet mit dem bittern Ge„fühle seiner Mangelhaftigkeit, auch der Weiseste erkennt bei seinem „Ende, daß er das Meiste noch nicht weiß; die Sphären, in denen „er sich bewegen möchte, hat er kaum berührt; nicht erfaßt er, was „vor ihm schwebt, geschweige, was die Höhe und was die Tiefe im „Schooße trägt; die Unendlichkeit möchte er durchdringen, und noch „hat er sich nicht von der Erdscholle erhoben. Da muß es über „diese Lebensspanne hinaus eine weitere Bildungsperiode geben, wenn „nicht die fruchtbarsten Anlagen den beschränkten Naturgaben nach„stehen, die Vernunftgeschöpfe weniger begünstigt sein sollen, als die „Pflanzen- und Thierwesen, ja, wenn der Mensch sich nicht selbst „das dunkelste Räthsel und das unglücklichste Spiel einer ihn gleich„sam höhnenden Macht sein soll, indem er gerade zur Zeit, wo „seine irdische Masse zur Reife gekommen ist, und nun erst sein „Geist sich zu regen, emporzustreben und dem Ziele nachzuringen „anfängt, der vor ihm sich entfaltenden höhern Welt durch den Tod „entrückt wird.

6) „Aus ihrem Verhältnisse zu Gott. Die Seele ist ein Ge-

„schöpf, und zwar ein so erhabenes und vortreffliches, wie es hie„nieden keines mehr gibt; sie muß also auch am meisten von Gott „geliebt sein, und hat somit gewiß die Gewährung ihres edelsten „Wunsches von ihm zu erwarten. Sie allein zeichnet sich auch „durch die Idee eines jenseitigen Lebens und durch die Sehnsucht „nach einer Fortdauer nach dem Tode aus. Beides ist vom Schöpfer „in sie gelegt. Nun wäre es die größte Grausamkeit, einem Wesen, „das seiner Anlage und Beschaffenheit zusagendste Gut vorhalten, „in ihm die heftigste Begierde darnach aufregen, und ihm dann das„selbe dennoch nicht zu gewähren; so etwas läßt sich mit der un„endlichen Liebe nicht vereinbaren; daher muß die Seele erlangen, „wozu sie von ihrem Schöpfer die Stimmung bekommen hat.

7) „Aus mancherlei Erscheinungen derselben. Die Seele zeigt „sich öfters in solchen Zuständen, woraus hervorgeht, daß sie etwas „ganz anderes, als der Leib, und hinsichtlich ihres Lebens nicht noth„wendig an das ihres Gefährten gebunden ist. Man bemerke die „Erscheinungen des Traumwandelns, des Hellsehens, der Entzückung, „der Ahnungen, der Seelenfrische bei den furchtbarsten Körperzer„rüttungen. Die einzige Geschichte der Martyrer zeigt hinlänglich, „daß etwas im Menschen ist, was das Henkerbeil nicht zerhauen, „die Flamme nicht verzehren kann; wenn auch unter den gräßlichsten „Peinen die Fleischstücke vom Leibe geschnitten wurden, und das „Blut in Strömen floß. Die Seele war hievon nicht berührt, denn „sie sang das Lob Gottes; sie erschien um so kräftiger, je mehrere „und furchtbarere Qualen den Körper zu Grunde richteten."

Fortsetzung.

Voraussichtlich sind in Allem dem, was vorausgeschickt worden ist, die Beweise für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele noch nicht erschöpft. Sie alle zu erschöpfen, möchte schwer sein. Als ein Beweis hiefür kann auch angenommen werden, daß die Menschen, selbst die gemeinsten, sich so gerne dem Uebernatürlichen hingeben. Ja selbst nicht jeder sogenannte Hochgebildete ist im Stande, sich einer solchen Hinneigung gänzlich zu erwehren. Und welche Auswüchse hat nicht der Aberglaube aufzuweisen! Wem es aber noch immer nicht klar ist, daß die Menschenseele außerirdisch, ja außernatürlich

ist, weil sie die Erde und die Natur nicht kennt und erst kennen lernen muß, so auch Alles das, was der ihr anhaftende Körper aus derselben bezieht; daß die Menschenseele durch und durch abweicht von der Seele der Thiere, welch letztere die Natur für ihren individuellen Wirkungskreis schon kennt, so wie Alles, was ihr Körper, mit dem sie, nämlich die Thierseele, eins ist, aus derselben bedarf: — Wer sich noch nicht klar ist, daß die Menschenseele unsterblich ist, weil sie stofflos ist, weil sie mit Raum und Zeit völlig unbekannt in der Natur sich bewegt, da doch, wie bekannt, das Thier über Zeit und Raum für seinen Bedarf vollständig herrscht: — Wer sich noch nicht klar ist, daß die Menschenseele an die Gottheit hingewiesen ist, indem diese, die Menschenseele, nur allein das Gotteswalten in der Natur begreifen, dem Ewigen, dem über Alles Erhabenen sich nähern und nur allein Ihm huldigen kann, da doch die Thierseele gleichgültig für die Schöpfung, gleichgültig für die Weltenharmonie, gänzlich ohne Ahnung, in der engeren Natur nur allein den Stoffen nachstrebt: — Wer sich noch nicht klar ist, daß die Menschenseele ein Gotteshauch ist, von Gott ausgeht und berufen ist, wieder zu Ihm zurückzukehren, da sie allein das Gefühl ihrer Unterordnung unter das höchste Wesen in sich trägt: — Wer also noch mehr Beweise will, der schaue nur auf sich und auf das ganze Menschengeschlecht, und unterwerfe dasselbe bezüglich seiner Stellung in der Natur einer genauen Prüfung. Hat er dieß gethan, so schaue er dann hinüber auf die ganze organisirte Welt in der Natur, prüfe auch diese, und vergleiche seine Stellung, d. h. die Stellung der Gesammtmenschheit mit der Stellung des Gesammtthier- und Pflanzenreiches: da wird er gefunden haben, oder muß es doch wenigstens finden, daß die ganze Lebenscharakteristik aller Organismen, aller Pflanzen- und Thiergattungen blos allein auf Erfüllung von Naturzwecken gerichtet ist. Verhält sich dieses im Menschen eben so? — O nein! Bei genauester Erforschung wird man finden, daß es nicht einen einzigen Naturzweck gibt, welchen zu erfüllen in der Charakteristik der Menschheit liege. — Darum, weil das ganze Geschlecht nicht für die Zwecke der Natur zu dienen berufen ist, muß ein höherer, als ein Naturzweck, in dieses Geschlecht gelegt sein: darum steht es in Mitte der Tausende von Geschöpfen zwecklos in und

für die Natur, findet auch darum nirgends eine Stütze an der Natur, welche dasselbe in der Erfüllung seiner Lebenscharakteristik leiten könnte; darum findet auch der Mensch auf der ganzen, weiten Erde kein zweites Wesen mehr, das so ganz und gar von der Natur verlassen dasteht, als wie seine eigene Seele. Darum, weil die Menschenseele von der Natur verlassen ist, ist sie sich selbst anvertraut.

Damit sie dem ihr anvertrauten Körper Rechnung tragen und diesem seine Bedürfnisse aus der Natur abgewinnen kann, muß sich die Menschenseele schon von vorneherein um die Natur bekümmern, wie bereits entwickelt ist; nie aber wird man finden, daß sich die Natur, vielmehr das Naturleben *), nur im Mindesten bestrebt, der Seele des Menschen eine Stütze zu sein, wo sie hingegen für den menschlichen Organismus, den Körper aus ihrem Fleische, aus ihrem Blute ihre meisten Kräfte concentrirt, und gleichsam nur für ihn Alles anschafft und erhält, mit Vorliebe den leiblichen Bedürfnissen des Menschen entgegen kommt, und nur allein gleichsam wie mit besonderer Gunst an ihm hängt. Wo die Giftpflanze gedeiht, pflanzte sie daneben das Gegengift; wo klimatische Krankheiten ihren Lieblingsorganismus bedrohen, reicht sie ihm selbst den Arzneistoff ungefordert. Allein der Mensch kennt ihn nicht, und an seinem geistigen Prinzipe ist es jetzt, denselben kennen und anwenden zu lernen. Wo gewisse Ausscheidungen im Naturleben verheerende Krankheiten in das bevorzugte Geschlecht bringen, ist sie, nämlich die Natur, es wieder, welche vermittelnd dazwischen tritt, und zwar ohne fremde Beihilfe.

Zum Belege, daß die Natur neben die Krankheit auch den Heilstoff pflanzet, und daß der Mensch nur in seiner nächsten Nähe nach diesem Heilstoffe sich umzusehen hat, um ihn für sich verwenden zu können, ist auf die Blatternkrankheit der Menschen hinzuweisen. Diese, den geschichtlichen und unleugbaren Nachrichten zufolge, sehr verheerende Krankheit findet ihren Ableiter und hat einen natürlichen Ableiter gefunden in der Pocke, welche da an jenem Theile seines nützlichsten Hausthieres aufschießt, allwo er die gesundeste und ein-

*) Selbstverständig kann, wenn im Vorliegenden von dem Naturleben gesprochen und darauf hingewiesen wird, dieses nicht als eine freieigene, ohne Gotteswalten selbstständig wirkende Kraft oder Thätigkeit gemeint sein.

fachste Nahrung bezieht, am Euter der Kühe, mit welchem sein Betastsinn täglich mehreremal, und jedesmal recht oft, der eigenen Nahrung wegen, somit recht oft in Berührung kommt auf eine Art, daß der Mensch durchaus nicht übersehen sollte und nicht übersehen könnte, was ihm die Natur als eine Heilgabe gespendet wissen wollte. Aber eben weil die Natur in keiner Weise auf das Erkenntnißvermögen, auf das Seelenleben der Menschen Einfluß ausüben kann, das erhaben über der Natur, vielmehr außerhalb der Natur steht, konnte letztere auch keine weiteren Winke geben, damit das, was sie ihrem Lieblingsorganismus bietet, zum Frommen desselben verwendet werden könnte, und darum blieb diese herrliche Gabe so lange unbeachtet, bis endlich der Zufall auf dieß schätzenswerthe Geschenk hinleitete, welches sodann der Mensch mit tiefgefühltem Danke, vielmehr mit ungeheuchelter Freude ergriff, verwendete, und die Erfahrungen über diesen Gegenstand zum Gemeingute machte.

Die Art und Weise, wie die Kuhpocke zum Schutze der Menschheit gegen eine ihrer verheerendsten Seuchen angewendet wird, ist bekannt genug. Sie wird Kuhpockenimpfung genannt, im Gegensatze zu der früher gebräuchlichen Impfung mit der wahren Pocke. — Man muß sich wohl gestehen, daß die Hoffnungen, welche die Menschheit an dieses unschätzbare Geschenk der Natur knüpfte, in erster Zeit etwas zu sanguinisch waren, indem man durch die außerordentlich günstigen Erfolge sich verleiten ließ, anzunehmen, daß die eingeimpfte Kuhpocke für das ganze Leben gegen die Menschenpocke schütze. Allein vergesse man nicht, daß man früher zu froh war, ein Mittel zu besitzen, und zwar ein ganz gefahrloses, welches das verwegene der Einimpfung des wirklichen Menschenblattergiftes ersetzen konnte. Die Erfahrungen haben aber dargethan, daß die Erfolge denn doch nicht so waren, als man anfangs hoffte, da trotz eines regelmäßigen Verlaufes einer Uebertragung des Kuhpockengiftes in die Säfte eines Kindes in späteren Jahren die Menschenpocke, wiewohl gemildert, aber doch mitunter lebensgefährlich, sich doch wieder einstellen kann. — In neuer, vielmehr in neuester Zeit scheint man auf das andere Extrem übergehen zu wollen, wenigstens erhoben sich Stimmen, welche die Impfung ganz abgeschafft wissen wollen. Diese Widersager der Impfung stellen in den Vordergrund, daß die Pockenkrankheit über-

haupt in Abnahme begriffen sei, sich demnach dem Verlöschen nähere, und daß man gar oft gesunden Kindern mit den Kuhpocken Krankheiten anderer und oft viel schlimmerer Art zugleich mit einpfropfe u. s. w. — Bei einer so ernsten Sache, die das Allgemeinwohl betrifft, darf man wohl fragen: Wo liegt die Wahrheit, wo liegt Täuschung? — Schauen wir hin auf die Natur, so finden wir den Ausschlag. Diese sagt uns, daß um so weniger den erhobenen Stimmen gegen die Impfung irgend ein Gehör gezollt werden darf, da Niemand weiß, und Niemand noch mit Sicherheit hat entdecken können, daß die Menschenpocken, welche doch schon seit mehr als 1200 Jahren eine wahre Geisel des Menschengeschlechtes sind, wirklich dem Erlöschen sich näheren, da sie nur, wie nicht anders anzunehmen ist, durch die Kuhpockenimpfung abgestumpft, zurückgedrängt erscheinen. Wer aussprechen konnte, daß die Blatternkrankheit sich dem Verlöschen hinneige, mag wohl seine Schlüsse aus dem Kreislaufe der organischen Entwicklung, die eine Zeit ihrer Blüthe hat, auf welche die Zeit des Verwelkens, des Absterbens erfolgt, entnommen haben, hat aber seine Schlüsse nicht auf die feste Stütze der Erfahrung gestellt; kurz, wer wähnt, daß die Menschenblattern sich dem Verwischen nähern, der hat sicherlich keine Blatternepidemie mit angesehen; denn da hätte ihm gewiß nicht entgehen können, daß nicht zu selten Fälle vorkommen, daß Menschen deßhalb zu Grunde gehen, daß der Organismus seine überreiche Fülle von Giftstoff nicht gänzlich nach außen, resp. auf die Häute werfen kann, da die ganze Körperoberfläche zur Aufnahme desselben nicht Raum genug bieten kann, obgleich der ganze Körper aufschwillt und somit die Haut ein viel größeres räumliches Verhältniß annimmt, obgleich Blatter an Blatter sitzt; von jenen Fällen gar nicht zu sprechen, wo schon eine mäßige, nicht übergroße Eruption einen bösartigen Charakter annimmt.

Es ist eine bekannte, eine unleugbare Thatsache, daß die Kuhpocke wirklich, wenn sie öfters, d. h. wiederholt auf den Menschen übergetragen wird, gegen die Menschenblattern schützet, deßhalb erscheint es als ein Frevel gegen das Menschengeschlecht, als ein Frevel gegen die Allgüte, welche den Menschen ein so mildes Gegengift für eine seiner verheerendsten Krankheiten in die Hände reicht, wenn

er es undankbar zurückweisen will. Ganz sicherlich ist es menschlicher und dankbarer gegen die Vorsehung, wenn wir recht oft von diesem Mittel Gebrauch machen wollen und, anstatt es zweideutig, oder als unnütz, oder sogar als schädlich hinzustellen, recht oft zum Gebrauche desselben aufmuntern. Und da erscheint im Rückblicke, daß sich der menschliche Organismus in den Perioden der Siebenzahl bewegt, es wohl am geeignetesten, wenn auch alle sieben Jahre, wenigstens in den ersten Lebensperioden bis zum gereiften Mannesalter, bis zur vollständigen Entwicklung des Körpers, eine Wiederimpfung stattfindet.

Es kann wohl nicht geleugnet werden, daß durch die rasche Zunahme in dem Sinken der Moralität zu gegenwärtiger Zeit, dessen Spuren sich schon dem jungen Nachwuchse sehr tief einprägen, für den Impfarzt Schwierigkeiten in Menge erwachsen. Namentlich ist es die Syphilis, welche dem Neugeborenen von der Mutter schon bei seinem Eintritte in die Welt mitgetheilt wird. Die Spuren dieser Krankheit trägt ein angestecktes Kind nicht sogleich an der Stirne zur Schau, im Gegentheile kann es selbst im Gesichte blühend aussehen. In solchen Fällen schützt eine nur oberflächliche Vorsicht bei einer Weiterimpfung von so inficirten Kindern nicht vor Mitübertragung des venerischen Giftes auf andere Personen. — Dem Verfasser dieses ist ein Fall bekannt, daß zwei Assistenzärzte eines Spitales, als im Jahre 1828 die Menschenpocken, wiewohl in ziemlich milden Formen, wieder einige Ausbreitung unter Erwachsenen eines gewissen Bezirkes erlangten, in der nahen Gebäranstalt von den Kuhpocken eines Kindes aus demselben Institute sich gegenseitig revaccinirten. Die Wiederimpfung war von Erfolg, leider aber von einem traurigen Erfolge begleitet; denn bei beiden Revaccinirten entwickelte sich eine Krankheit, welche sie endlich zu ihrer größten Ueberraschung für die allgemeine Lustseuche anerkennen mußten, von welcher sie alsdann erst durch eine streng durchgeführte Kur befreit worden sind.

Aehnliche Fälle, von denen Einer sogar vor die öffentlichen Gerichtsverhandlungen gezogen worden ist, können und dürfen noch nicht der Beweggrund sein, die Impfung ganz und gar zu verdammen, sondern sollen vielmehr ein Wink sein, ja recht vorsichtig in der Handhabung dieses so ausgezeichneten Schutzmittels zu sein,

namentlich zu einer Zeit, wo die reinen Sitten mit Riesenschritten rückwärts schreiten. Die Behauptung, daß, wie andere große Krankheiten endlich verwischten, nachdem sie eine gewisse Zeit getobt haben, auch die Menschenpocken ihren Blüthenstand überschritten und jetzt im Absterben begriffen seien, ist durch nichts gerechtfertiget; denn gegen jene Krankheiten, gegen welche die Natur ganz nahe hin das sichere Gegengift gepflanzt hat, verwischen nicht so bald, wie jene, wofür kein Gegengift besteht. Achte man ja auf dieses Zeichen; es ist kein Vorurtheil: es gründet auf die höchst weise Natureinrichtung. Ein Beleg hiefür ist eben die Syphilis, von welcher so eben gesprochen worden ist. Wenn man den Verlauf dieser intensiven Krankheit geschichtlich verfolgt, vom Anbeginne an, d. h. von ihrem ersten Auftreten bis jetzt, und das geheimnißvolle Walten der Natur betrachtet, welche Wege sie eingeschlagen, um ihren Lieblingsorganismus vor gänzlichem Verfalle zu retten, muß man wirklich mit Bewunderung erfüllt und hingeleitet werden zu jenem höchsten Wesen, auf dessen Wink die Natur ihre Wege wandelt, oder dem Menschen Fingerzeige gibt, wie er in der Natur zu wandeln hat.

Zur Zeit, als die Venerie in ihrer höchsten Blüthe stand, d. h. für das Menschengeschlecht den gefährlichsten Charakter hatte, galt es unter Vielen der damaligen Aerzte als eine unbezweifelte Sache, daß das ganze Menschengeschlecht endlich dieser Seuche und ihren Folgen erliegen müßte. Aus ihren Schriften entnehmen wir, daß diese Krankheit wahrhaft sehr ernster Natur war: namentlich aus der außerordentlich raschen Verbreitung derselben und aus ihrem äußerst intensiven Auftreten war zu schließen, daß genannte Krankheit in den Zeiten ihrer höchsten Blüthe, besonders vom Jahre 1494 bis etwa zum Jahre 1505 entschieden einen anderen Charakter hatte, als jetzt, und neben ihrer contagiösen Natur unbezweifelt auch miasmatischen Einflüssen mit unterstellt gewesen sei. Im Anfange kannte man gar kein Mittel gegen diese fürchterliche Seuche, bis man endlich darauf kam, daß Quecksilber in großen Gaben die größten, vielmehr die gröbsten Erscheinungen dieser Krankheit verwische. Allein bald gelangte man zur Ueberzeugung, daß durch Quecksilber die einmal im Körper haftende Krankheit nicht ausgeschieden werden konnte, indem wohl die Hauptsymptome dieser

Krankheit im glücklichen Falle durch Mercurialmittel in den Hintergrund gedrängt wurden, allein das ganze Leben hindurch gewisse Merkmale derselben Krankheit in größeren oder kleineren Zwischenräumen sich kenntlich machten, so daß das Gift der Venerie und jenes des Quecksilbers, jedes in seiner Art, gleich den Pendelschwingungen hinüber, herüber neigten, namentlich da, um die Symptome des Krankheitsgiftes zu verdrängen, oft große Gaben von Quecksilber nöthig waren. Bekanntermassen vermag aber der menschliche Organismus metallische Substanzen nicht so leicht auszuscheiden, als animalische und vegetabilische; daher beherbergten solche Menschen im eigenen Körper das zweifache Gift, das der Seuche und das des Quecksilbers. Dazu kam noch, daß das ungetilgte, blos durch Quecksilber niedergehaltene Gift, so auch das vermeintliche Gegengift seine Tücke, jedes in seiner Art verderblich, in der Fortpflanzung äußerten, und ein großes Heer der verworrensten, complicirtesten Krankheitsformen in jenen Nachkommen hervorriefen, welche aus der Zeugung der mit Gift und Gegengift angefüllten Organismen hervorgingen.

Unter solchen Verhältnissen war es wohl zu entschuldigen, wenn Viele ihr Prognostikon für die Zukunft des menschlichen Geschlechtes in jener Zeit so trostlos gestellt haben, zumal, wenn man bedenkt, daß jene Krankheit ihren Höhepunkt durch viele Menschenalter hindurch bewahrt hat, und stets neue Verwicklungen zum Vorscheine kamen. Der schottische Arzt Thomas Burnet spricht sich noch im Jahre 1672 über dieselbe Krankheit folgendermassen aus: „Der „Krankheitskern liegt verborgen, und der Giftstoff, den man sich „schon durch bloßes Berühren zuzieht, erzeugt in den Ange„steckten dieselben, eigenthümlichen Absonderungen, als wie in den „ursprünglich Behafteten. Doch verbreitet sich die verderbliche Seuche, „wenn sie auch in verschiedenen Gestalten auftritt, zumeist durch „venerischen Beischlaf. Hat sich das Uebel über den ganzen Körper „ausgebreitet, so stellen sich heftige Symptome ein, wie Niederge„schlagenheit, Schlaffheit, Blässe im Gesichte: Pusteln brechen zuerst „an der Stirne, dann am ganzen Körper hervor, heftiger und her„umziehender Schmerz tritt ein, bald im Kopfe, bald in den Mus„keln, bald in den Gliedern, und wird besonders beschwerlich gegen „die Nacht hin. Häßlicher Harnröhrenfluß stellt sich ein; um die

„Schaamtheile herum entstehen Geschwüre und Bubonen, scharfe „Ausschwitzungen erfolgen, die bald den Gaumen und das Zäpfchen, „bald den Rachen und die Mandeln zerfressen. Bei Einigen gehen „die Lippen zu Verlust, bei Anderen die Nase, wieder bei Anderen „die Augen, dann sämmtliche Schaamtheile. Alle Glieder erschlaffen, „Appetit und Schlaf fehlen gänzlich, dagegen ist anhaltender Trüb- „sinn und Jähzorn vorhanden, so wie Neigung zum brandigen „Durchliegen, auch dann nnd wann ein gelindes Fieber: Haare und „Zähne fallen aus. Ist endlich das Uebel einmal eingewurzelt, so „folgen fistulöse, krebsige Geschwüre, Knochenfraß, hektisches Fieber, „Schwindsucht, Kachexie, Epilepsie, Taubheit, Blindheit, Einschrum- „pfen und Verwelken der Gliedmassen u. s. f." — Unsere von menschlichen Wohnungen entfernt stehenden, aus jenen Zeiten herstammenden Siechhäuser mögen noch ein Fingerzeig sein, wie sehr man solche, dieser Krankheit und ihren Complicationen verfallene Personen gemieden hat.

Solchen trostlosen Aussichten für den Fortbestand der Menschheit trat die Natur mildernd in den Weg. Sie benahm der Krankheit ihre höchste Schärfe, ihr Miasma, und scheint auch nach allen Anzeigen dadurch vermittelnd eingeschritten zu sein, daß sie eine zweite Milderung der Krankheit dadurch herbeiführte, daß sie diese gefahrvolle Krankheit in zwei Arten spaltete, in die des Chankers und die des Trippers. — Jedenfalls ist in die Menschheit jetzt der Trost gelegt, daß ohne sündhafte, gegen die Würde der Menschheit frevelnde That Niemand der Erwachsenen (Unglücksfälle oder Zufälligkeiten ausgenommen, die aber selten) selbst von diesen gemilderten Formen ergriffen wird.

Fortsetzung.

Wie in diesen zwei vorgeführten Beispielen, so läßt sich in vielen anderen das Walten des Naturlebens zu Gunsten des aus ihr genommenen menschlichen Körpers, wenn dem allgemeinen Geschlechte im Naturleben eine Gefahr drohet, vielerlei Nachweise liefern. Nie aber läßt sich durch die Natur ein Bestreben der Ausgleichung nachweisen, wenn dem Geiste des Menschen, d. h. seiner Seele, eine Gefahr droht. Aus der Natur kann aber auch eine Gefahr für die

Menschenseele nie hervorgehen, deßhalb kann die Natur auch niemals bemüht sein, ihrer Gefahr hemmend oder mildernd entgegen zu treten. Auch ist die Gefahr der Seele eine ganz andere, als die des Körpers. Sie kann nicht verletzt werden durch äußere Schädlichkeiten, erkrankt nicht äußerlich, erkrankt nicht innerlich, durch mechanische, durch dynanische Mittel nicht. Sie ist der Periodicität nicht unterworfen, und stirbt nicht den Tod des Körpers, dessen Leben ein Zusammentritt von Körperstoffen, dessen Tod ein Auseinandergehen seiner Körperstoffe ist. Weil die Seele stofflos ist, kann auch weder Stoffwechsel bei ihr stattfinden, noch ein Hinzufügen von Stoffen, noch ein Verlieren, noch ein Verderben der Stoffe, oder ein Auseinandergehen von Stoffen. Deßhalb kann von der Natur aus der Seele keine Gefahr drohen, und in ihrer wirklichen Gefahr keine Abhilfe erfolgen.

Die Gefahr der Seele in der Natur ist das Entfernen derselben von ihrer unwandelbaren Stütze der ewigen Gottheit. Mit dieser Entfernung von ihrer Stütze verliert sie jeden Halt und wandelt, nämlich die Seele, gleichsam herrenlos und unsicher die Wege der Natur. Auf solchen Wegen, ohne sichere Führung, ohne Stützpunkt, müssen Abirrungen auf Abirrungen erfolgen, in welche nicht nur die Seele allein verfällt, sondern auch ihren mitangehefteten Körper gemeinschaftlich zu Abirrungen verleitet.

Wenn man einen wohlprüfenden Blick auf das Menschengeschlecht geheftet hat, so kann man nicht umhin, als sich zuzugestehen, daß dasselbe unter Kampf und Last, der Mehrzahl nach, seinen Rundgang vollendet. Wollen wir uns aber an die Lösung der Frage machen, ob es denn wirklich im Buche des Schicksals aufgezeichnet, ob es wirklich der Menschheit aufgesetzt sei, unter Bitterkeiten aller Art ihre Laufbahn zu wallen, dürfen wir freilich nicht einseitig auf die Menschen und auf ihre Irrgänge in der Natur schauen. Wir müssen uns vielmehr gleichzeitig prüfend an die Natur wenden, und da werden wir finden, wie die Gesammtnatur in ihrer Größe, in ihrer Erhabenheit, in ihrer Pracht, in ihrer Harmonie, in ihrer Majestät die Menschheit unaufhörlich einladet, diese Herrlichkeiten alle, mit welchen sie ausgeschmückt ist, in Glückseligkeit zu genießen; da werden wir finden, wie die Natur mit allen ihren Kräften der

Menschheit dienet, wie sie ihr alle ihre Kräfte leihet, damit sie, die Menschheit, allen ihren Bedürfnissen nachkommen kann. Halten wir gegen diese Einladung der Natur zum frohen Genießen jenes Loos, welches sich der Mensch in der Mehrzahl inmitten all dieser Herrlichkeit selbst bereitet, muß man ja zugestehen, daß sein Weg in der Natur ein verfehlter ist. — Betrachten wir dagegen die sämmtliche Thierwelt, die doch weder die Natur, noch die Herrlichkeit derselben kennet und auch nicht erkennen kann, wie sie von Uranbeginne an mit gleich voller Sicherheit ihre Lebenszwecke verfolgt, ohne Irrung, ohne Fehl wandelt, so müssen wir auf zwei Voraussetzungen hingeleitet werden, von denen Eine allein nur gültig sein kann, nämlich 1) ob die Gesammtthierwelt mit allen ihren verschiedenen Lebenscharakteren höher in der Natur stehet, als der Mensch, oder 2) ob der Mensch in seiner Lebensbestimmung höher in der Natur steht, als das Thier.

Wollen wir auf der einen Seite keiner Einzigen der vielen Tausende von Thiergattungen den Vorrang vor den Menschen in der Natur, so wie auch überhaupt, einräumen, was gewiß jeder Vernünftige zugeben wird, und sehen wir auf der andern Seite alle diese Thiere ihre Lebensbestimmungen ohne Fehl, ohne Irrung verfolgen, und dagegen den Menschen in seiner wahren Lebensbestimmung, nämlich in Aneignung des reinsten Genusses von Irrthum in Irrthum verfallen, so tritt doch **entschieden** hervor, daß sämmtliche Thiere durch und durch ungetrennte Glieder der Natur sind, daß sie ohne Unterlaß in fester, in leitender Verbindung mit der Natur stehen; daß dieser Leiter der Thiere, welchen Einige das geistige Prinzip der Thiere nennen, der gewöhnlich der „Instinkt" der Thiere heißt, und der auch ihre eigentliche Seele ist, durch und durch und ganz vollständig ein Ausfluß des Naturlebens sein muß, daß also Thierkörper und Thierkörperleitung eines und dasselbe ist; und daß dagegen das belebende, geistige Prinzip im Menschen, die Seele, welche auch der Leiter ihres anhaftenden Körpers ist, mit der Natur ganz und gar außer Zusammenhang stehet, und die Natur, auf welche die Seele erst hingewiesen werden muß, ganz und gar nicht kennt; daß also Menschenseele und Menschenkörper **weit** von einander verschieden sind, von denen Beiden dieser, der Menschen-

körper, als ein Ausfluß des Naturlebens, in der Natur und an diese mit unwandelbaren Banden angekettet stehet, während jene, die Seele, außerhalb des Bereiches des Naturlebens, mit einem Naturkörper vereiniget, als ein Fremdling in der Natur verkehrt.

Weil nun das leitende Prinzip im Menschen einer Führung nothwendig bedarf, an der Natur keinen Führer hat, und an derselben keinen finden kann, wie allenfalls die Thiere, muß es sich, wenn es seine Zwecke, die Kenntniß der Natur und die Kenntniß seinerselbst, zur Erlangung der Zufriedenheit, der Glückseligkeit verfolgen will, einer Führung anvertrauen, von der es weiß, daß auch diese Führung eine sichere ist. Und wer kann sicherer führen, als Derjenige, welcher das Weltall und die engere Natur so sicher erhält und lenket! Die Ahnung im Menschen leitet seine Seele, sein leitendes Prinzip, zu diesem allerhöchsten Führer hin. Sie ist sich bewußt, obwohl dunkel, daß sie einem höheren Wesen untergeordnet ist. Die religiösen Gefühle aller Völker und zu allen Zeiten liefern die Nachweise des Anerkennens eines höheren Wesens, als die Seele ist. Zur vollen Erkenntniß dieses höchsten Wesens ist der Mensch erst durch die göttliche Offenbarung gelangt, und durch diese hat der Mensch auch den Weg gefunden, sich an dieses höchste Wesen, die höchste Sicherheit anzuschließen, um an diesem Anschlusse jene Wege zu wandeln, welche ihm vorgesteckt sind, auf daß er als Mensch seine volle Stellung einnehme.

Nach einer langen Reihe von Jahren, nachdem die besten Menschen und die tiefsten Denker aller Nationen vergebens ihre Geisteskräfte darauf verwendet hatten, diese Sicherheit in der Führung des Menschengeschlechtes, an welche sich dasselbe anzuschließen hat, erkennen zu lernen, ward demselben erst die Gnade, diese hohe Gnade zu Theil; und jetzt, nachdem wieder eine lange Reihe von Jahren seit dieser Gnadenzeit dahin geflossen ist, gibt es Angesichts der Geschichte der Vor- und Jetztzeit nicht Wenige unter den Gelehrten und Nichtgelehrten, unter allen Ständen, welche das Walten der Gottheit falsch verstehen, ja ein Dasein Gottes geradezu ableugnen. — Wird wohl Jemand behaupten, vielmehr beistimmen können, welcher der Welteinrichtung und dem Walten in ihr seine Aufmerksamkeit schenket, daß die Gottesleugner in dem großen Buche der

Natur gelesen, oder das Gelesene verstanden haben?! Ganz gewiß nicht: im Gegentheile dürfte uns auf solche Frage die Antwort werden, daß die Gottesleugner allenfalls den Standpunkt eines beschränkten Kopfes einnehmen, welcher eine große, mechanische Fabrik, z. B. eine Spinnerei, gesehen hat. Das bewegte Leben daselbst dürfte an ihm wohl nicht unbemerkt vorübergegangen, aber das bewegende Movens entweder gänzlich außer Acht geblieben, oder als „von selbstverstanden" hingenommen worden sein.

Sechstes Kapitel.

Ueber das sociale Leben der Mnscheen.

Ein jeder Mensch fühlt in sich den Drang, recht glücklich zu sein; auf der anderen Seite sehen wir, daß die Natur in allen Stücken bereit ist, diesem innern Drange ihres Lieblingsgeschöpfes, welcher sich auf tausenderlei Arten bemerkbar macht, durch ihre Gaben zuvorzukommen. Nun wissen wir aber, daß der Mensch die Natur nicht kennt, und daß er diese erst kennen lernen muß: ferner, daß der Mensch nicht blos die Natur kennen lernen muß, sondern auch alle Bedürfnisse, welche er aus derselben bezieht, und wie er sie zu beziehen hat. Dieses Alles kann nicht durch die bloße Selbstanschauung erlangt werden. Der Mensch bringt ferner mit in die Welt eine gewisse Unbehilflichkeit seines Körpers. Auch diese muß umgewandelt werden für die Zwecke der Aneignung seiner Bedürfnisse. Allein auch dieses kann wieder nicht freieigen durch Selbstbildung geschehen. — Wir wissen ferner, daß der Mensch im Besitze einer eigenthümlichen Freiheit sich befindet, und nicht, wie das Thier, dem Gebote eines Instinktes folgen muß. Er kann daher in der Natur den richtigen und den unrichtigen Weg wandeln. Aber er kann weder den einen noch den andern als den richtigen unterscheiden. Darum bedarf der Mensch nothwendig einer Belehrung, einer Anleitung, einer Führung. Dieses Alles findet er weder an der Natur, noch an den von ihr geführten Geschöpfen. Der Mensch ist also nothwendig an jenen Menschen hingewiesen, welcher in allen diesen Stücken Belehrung geben kann. Nun ist aber der Mensch nicht auf ein monoformes Geleis hingewiesen. Seine Ansprüche für sein

Leben greifen weit aus, bewegen sich in allen Richtungen für die Abhilfe der Bedürfnisse des Körpers, für die Befriedigung der Bedürfnisse der Seele. Da ist nun Niemand in der Welt, welcher Alles in Allem kennt, Alles in Allem weiß und versteht. Darum muß der Mensch an die Mitmenschen sich anschließen, welche ihren Antheil zur Vervollkommnung des Einzelnen beizutragen haben, damit Alle theilhaftig werden können der Freuden, welche die Natur dem Körper in ihrer Reproduktion, der Seele in ihrer Herrlichkeit zum Genusse vorhält.

Diese gegenseitige Unterstützung der Menschen bezüglich der Belehrung wegen ihrer Unkenntniß in der Natur und wegen ihrer Unbehilflichkeit in Erwerbung ihrer Bedürfnisse für den Körper und den Geist ist noch nicht geschlossen, wenn sich ein kleiner Kreis zur gegenseitigen Unterstützung verbunden hat; denn alle Menschen sind berufen zur allgemeinen Theilnahme an den Naturfreuden, zur allgemeinen Bildung des Herzens und des Geistes. Alle Menschen wollen sowohl körperlich als geistig gespeiset sein. Was die allgemeine körperliche Speisung betrifft, so wissen wir, daß es sich nicht zu selten ereignet, daß durch die tief gegründeten Naturgesetze in den allgemeinen Naturausgleichungen zum allgemeinen und unveränderten Fortbestande der Naturöconomie, welche der Mensch in seiner Kurzsichtigkeit gewöhnlich als Unglück bringende Naturereignisse ansieht, dem einen Theile der Menschen ihre Lebenserhaltungsquellen zeitlich geschmälert oder verstopft werden. Die Natur aber, welche auf einer Seite momentan entzieht, auf der andern aber doppelt und dreifach gibt, weiset unzweideutig darauf hin, daß sie aus ihrer Mehrreproduktion die Verunglückten entschädigt wissen will. Da solche Calamitäten meistens auf eine recht große Landesstrecke sich ausdehnen, und deßhalb recht viele Menschen unter solchen Umständen zu kämpfen und zu leiden haben, so werden wir schon durch das Naturleben darauf hingewiesen, daß sich die ganze Menschheit, da einem Jeden das gleiche Recht zum Leben von der Natur eingeräumt ist, zur gegenseitigen Unterstützung verbinden soll.

Noch mehr, als das Naturleben, zeigt uns das Menschenleben, daß nicht blos Einzelne, sondern Alle sich zu vereinigen haben zur

gegenseitigen Unterstützung, um das große Ziel der Vervollkommnung zu erstreben; denn wenn der Mensch gefunden hat, daß seine Seele ganz und gar von der Natur verlassen und unbedingt an die Mitmenschen hingewiesen ist, so kann ihm doch dieser Trost nicht entgangen sein, daß der Mensch gleichwohl einer sicheren Stütze nicht entbehrt. Diese Stütze bildet die Gesammtmenschheit, vorausgesetzt, wenn diese auf die Sicherheit, welche schon von Ewigkeit her besteht, sich stützt. — Weil nun jeder einzelne Mensch an die Mitmenschen, welche ihm zunächst stehen, Alle aber an die Gesammtmenschheit hingewiesen sind, so herrscht im Gesammtgeschlechte der Menschen eine außerordentliche Manchfaltigkeit der körperlichen und geistigen Anlagen, und es stehet diese Manchfaltigkeit im richtigen Verhältnisse zu den ungezählten Forderungen der Menschen an die Natur sowohl, als auch an das eigene Geschlecht. Nicht ein jeder Mensch hat gleiche Körperkräfte, nicht ein jeder Mensch hat gleiche Geisteskräfte, nicht ein Jeder hat die nämlichen Anlagen zu denselben Beschäftigungen, nicht die nämlichen Eigenschaften in Geschicklichkeit, Gewandtheit. Hier wohnt in einem starken Körper ein schwacher Geist, dort findet das Gegentheil in einem schwachen Körper statt. Der Eine ist ein tiefer Denker, der Andere hat die schöne Gabe, Alles, was sein Geist erfaßt hat, auch leicht und faßlich Anderen mündlich mitzutheilen, was Jener nur in der Schriftsprache thun kann, wodurch er entschieden auch auf die Entferntesten einwirken kann. Der Eine kann Erfindungen machen, ein Zweiter weiß sie aber besser zu benützen, und ein Dritter endlich macht sie zum Gemeingute. Ein Theil der Menschheit war in der Lage, reiche Erfahrungen und Belehrungen zu sammeln und ordnen zu können, der andere ist derselben sehr benöthigt. Der eine Mensch hat die besondere Gabe, tröstend und beruhigend auf die gemüthliche Seite anderer einzuwirken, ist daher im Stande, Allen, welche betrübten Herzens sind, Trost zu spenden und die Niedergebeugten aufzurichten, während ein Anderer einen so glücklichen Humor besitzt, um mittels desselben aufheitern zu können. Ein Anderer verbindet mit einem richtigen Blicke die besondere Fähigkeit, seinen erkrankten Mitmenschen jene Hilfe angedeihen zu lassen, jene Hilfe oder Milderung ihrer Leiden zukommen zu lassen, welche in den verschiedenen

Wechselfällen des Lebens der Mensch, und zwar nicht zu selten, in Anspruch zu nehmen gezwungen ist. Während der eine Theil befähigt ist, seinen Mitmenschen Körpergenüsse zuzuwenden, trägt der andere in sich die Gabe, zur Verbreitung der Geistesbildung durch eine lebendige, phantasiereiche Sprache, oder durch Darstellung von Erhabenem und Erhebendem mittels des Pinsels, des Griffels oder des Meisels zu wirken, oder durch die Harmonie der Töne zu entzücken u. s. w. — Groß sind die Anforderungen der Menschen an die Natur, dafür ist aber auch groß die Manchfaltigkeit der menschlichen Anlagen, die Zufriedenstellung in dieser Beziehung anzubahnen und zu bewerkstelligen: aber ungleich größer und unbestimmter in Zahlen sind die Anforderungen der Menschen an ihr eigenes Geschlecht, und eben so groß und eben so unbestimmbar in Zahlen ist die Manchfaltigkeit der menschlichen Anlagen, um diesen Anforderungen allen genügend Rechnung tragen zu können. Darin liegt ein Zeichen mit, an welchem der Mensch erkennen kann, welches sein Standpunkt, und wie sein Standpunkt in der Natur sei.

Es kann keine Frage sein, daß die Menschen nur allein in der gegenseitigen Unterstützung in geistiger, materieller und körperlicher Beziehung ihren richtigen Standpunkt in der Natur einnehmen können. Wir wissen, daß die Menschheit nicht von der Natur geführt wird, welche gleichsam mittels eines sicher befestigten Hebels das Gesammtthierreich leitet und führt; der Mensch muß, weil ihn die Natur verläßt, diese Führung selbst übernehmen. Dieß kann er nur in einer gegenseitigen Unterstützung. Deßhalb muß er gleichsam eine Kette bilden, um sich diesen Schutz, welchen ihm die Natur nicht geben kann, selbst zu gewähren. In dieser Verkettung muß ein jeder Mensch als ein Glied eingereiht sein, so daß sich Alle gemeinschaftlich führen, gemeinschaftlich unterstützen. Das Naturleben ladet, wie wir allenthalben sehen, alle Menschen ohne Unterschied zum frohen Genusse ein; damit aber dieser Genuß ein allgemeiner werde, müssen auch alle Menschen gemeinschaftlich zur Anstrebung dieses Genusses sich vereinen. Vorzüglich aber, damit dieser Genuß ein desto reinerer, höherer, ein wahrhaft erquickender werde, müssen Alle den Einen Zweck einer allgemeinen Glückseligkeit verfolgen. Da auch für die Kette, welche der Mensch in seinem so-

cialen Bestande für die Anstrebung des Allgemeinzweckes zu bilden hat, in der Natur kein Ankergrund zu suchen ist, so muß für sie ein Stützpunkt an jenem Wesen gesucht werden, welches dem ganzen Weltalle die sichere Stütze ist: diese Kette muß an die Gottheit anschließen, und nur allein in dieser sichersten aller Stützen, in dieser Sicherheit von Ewigkeit an, gründet das wahre Glück der Menschheit. — Es ist selbstverständig, daß, wenn die allgemeine Menschenverkettung an die ewige, die alleinige Sicherheit anzuschließen hat, auch alle einzelnen Glieder, und zwar jedes ohne Ausnahme, an dieselbe Stütze hingewiesen sind. So ist es in der Lebenscharakteristik aller Menschen unabänderlich geboten. Eben weil die Menschheit in Bewahrung ihrer Lebenscharakteristik von der Naturordnung ausgeschlossen ist, — ja noch mehr — weil die Menschheit in der Erwerbung, Bewahrung und Vervollkommnung ihrer Lebenscharakteristik blos allein auf sich selbst hingewiesen erscheint, bildet sie, nämlich die Menschheit, inmitten der Naturordnung, und dieser im Gegensatze stehend, von dieser völlig unabhängig, eine besondere Ordnung, nämlich die Menschenordnung.

Weist schon der isolirte Standpunkt der Menschenseele in der Natur gebieterisch darauf hin, daß sich die Menschen gegenseitig Alle unterstützen müssen, so finden wir diesem strengen Gesetze gegenüber, welches von der Menschenordnung ausgeht, daß im Menschen eine entsprechende Gabe wohnet, welche jenem Gebote entgegenkommt. Diese Gabe ist die allen Menschen mitgegebene Menschenliebe. Diese ist weit verschieden, — unendlich weit verschieden von der Geschlechtsliebe und von der Liebe gegen die Kinder; denn diese beiden letzteren Gaben der Menschen sind theilweise Ausflüsse des Naturlebens, finden daher von selbst ihre Stütze an der Natur, bedürfen weiter keiner besonderen Anregung, müssen jedoch nach den Normen der Menschenordnung geleitet werden. Da das Naturleben in allen seinen Erscheinungen mit unvertilgbarer Zähigkeit verharrt, so ist auch das Erlöschen dieser Triebe im Geschlechte der Menschen nie zu fürchten. Anders ist es mit der Menschenliebe. Diese findet keine Stütze im Leben der Natur, ist kein Ausfluß derselben, wie die Geschlechts- und die Aeltern-, resp. Mutterliebe. Die Menschenliebe ist vollständig unabhängig von der Natur,

wie die Menschenseele selbst, ist ein wahrer Seelentrieb, und muß, wie alle geistigen Fähigkeiten der Menschen, angeregt, gepflegt und veredelt werden. Hier finden wir wieder den doppelten Standpunkt des Menschen, nämlich mit seinem Körper innerhalb, mit seiner Seele außerhalb der Natur, recht deutlich ausgeprägt.

Die Menschenliebe ist das einzige Band, welches Menschen an Menschen zur geselligen Gemeinschaft verbinden kann. Ohne Menschenliebe kann das wahre Glück und der Friede der Menschen nicht errungen werden. Im Laufe der Entwicklung wird uns noch öfters Gelegenheit gegeben, auf das Himmelsgeschenk der Menschenliebe zurückzukommen, um die Wahrheit dieses Ausspruches bekräftigt zu finden.

Der Mensch hat schon längst einsehen gelernt, daß er zum geselligen Verbande geboren ist. Allein wenn man hinblickt auf die Gestalt und die Art dieses Verbandes, so kann man nicht umhin, wenn man allenthalben Lockerung, selbst Auflösung dieser Bande wiederfindet, als sich zu gestehen, daß der Mensch die Methode, wie diese Bande zu schlingen sind, noch nicht recht begriffen hat, und muß sich dieses um so mehr eingestehen, wenn man die verschiedenen Vorschläge mit angehört hat, welche schon gemacht worden sind, das Erdenglück der Menschen, welchem eben auch die gegenseitige Unterstützung zu Grunde liegt, anzubahnen.

Der Mensch, welcher sein zweites Leben in der Natur, überhaupt seinen Standpunkt in derselben richtig erkannt und aufgefaßt hat, welcher alsdann einen prüfenden Blick hin auf den lockeren Zustand des menschlichen Zusammenlebens hat verweilen lassen, und dem Grunde dieser Lockerung nachgeforscht hat, kann durchaus nicht in Zweifel sein, woher die Mißstände im socialen Leben entspringen, wodurch sie unterhalten werden, und endlich, wie es möglich ist, das Uebel, das heißt die Mißstände dieser Lockerung radical auszurotten und deren Wiedererscheinen gleich im Keime zu ersticken; denn er hat einsehen gelernt, daß die Natur nur allein das von ihr Ausgegangene in ihren Schutz nimmt und in unabänderlichem Bestande erhält, und daß Alles dasjenige, was der Mensch in sich trägt, was nicht von der Erde, kein Ausfluß des Erdenlebens ist, angeregt, ausgebildet, veredelt und veredelt jetzt bewahrt werden

muß im gemeinsamen Zusammenwirken, im gemeinsamen Anschlusse an die ewige Sicherheit.

Gerade so wie die geistigen Fähigkeiten im Menschen erst angeregt, ausgebildet und veredelt werden müssen, eben so verhält sich's mit der stufenweisen Ausbildung des socialen Verbandes der Menschen, weil er ebenfalls kein Ausfluß des Naturlebens, sondern ein Seelenbedürfniß ist, und alle Abirrungen des menschlichen Geistes trüben, vielmehr lockern auch die Bande des geselligen Lebens in eben dem Maße, je verbreiteter jene Abirrungen sind und je tiefer sie gehen; wo hingegen je inniger die Bande des socialen Zusammenhanges sind, desto mehr Gelegenheit gegeben ist, die Geistesfähigkeiten im Menschen zu heben und desto allseitiger zu bilden. Der sociale Verband des Menschengeschlechtes, welcher, wie wir gesehen haben, zweifache Ausläufer hat, nämlich in das Gebiet des Erdenkörpers am Menschen und in das Gebiet der Seele, um die beiderseitigen Bedürfnisse zu decken, muß, da er in der Natur keinen eigentlichen Stützpunkt besitzt, als eine Seelenthätigkeitsäußerung zugleich mit der Seele an die ewige Sicherheit anlehnen, alsdann wird auch sein Bewegen in der Natur nicht auf Abwege gelangen. — Alle Abirrungen der Menschen sind eben nichts anders, als das Verlassen ihrer Stütze in der ewigen Sicherheit. Das Thier kann nicht irren, wie schon mehrmal berührt. An seine Stütze der Natur ist es, zwar mit einem unsichtbaren, jedoch so festen Stabe verbunden, daß der Mensch fast kein Beispiel kennt, wo das Thier irret. Der Mensch wird aber nicht so geleitet. Er muß sich seine Leitung selbst bilden und diese festhalten, was nur allein in einem geregelten socialen Verbande geschehen kann. Weil der Mensch aber selbst haltlos ist, muß er sich einer Stütze bedienen. Durch die übernatürliche Offenbarung hat er diese kennen gelernt, und es liegt jetzt an ihm, sich an seine Stütze anzuschließen, wenn er sein Glück begründen will, oder sich von dieser Stütze zu entfernen, wobei er jetzt den Weg der Unsicherheit einschlägt. Seine Entfernung von seiner Stütze ist seine Abirrung im Leben, und diese Abirrung ist um so größer, je weiter die Entfernung von der ewigen Sicherheit ist. Ist diese Entfernung eine freiwillige, so ist die Abirrung ein Frevel und wird sündhaft genannt. Sie greift in die

Glieder des socialen Bestandes und in deren Institute störend: und dieser frevelnde, sündhafte Zustand ist wieder um so eingreifender in das gesellige Leben und die auf dieses Leben gestützten Institute, je weiter die Entfernung von der Gottheit ist.

Darum, wenn die Menschheit nicht zum innigsten socialen Leben mit allen seinen Consequenzen zusammentritt, sündigt sie gegen sich selbst und vollbringt dabei einen Akt der Vermessenheit gegen Gottes Anordnung, versündigt sich also gegen Gott und verfällt von Irrthum zu Irrthum. Der Mensch ist, das haben wir gesehen, seinem Körper nach der Naturordnung unterstellt, seiner Lebenscharakteristik nach aber an die Gesammtmenschheit verwiesen, welche im Zusammengreifen diese erhalten kann, ist also in dieser Beziehung der Menschenordnung unterstellt. Handelt nun ein Mensch der Naturordnung entgegen, indem er z. B. seinem Körper die Stoffe entzieht, oder kärglich zumißt, durch welche derselbe vegetiren muß, so muß nothwendig der Körper zu Grunde gehen, verkümmern oder hinsiechen. Solches Verfahren gereicht nur dem eigenen Körper zum Nachtheile, alle andern bleiben von diesem Nachtheile ausgeschlossen. Ein anderes Verhältniß tritt aber ein, wenn ein Mensch nicht nach den Normen der Menschenordnung handelt, z. B. wenn er die höhere Anleitung des jungen Nachwuchses versäumt, oder diesen gar auf Irrgänge führt. Hier entstehen ganz andere Nachtheile, die aber nicht dem Körper, sondern zunächst der Lebensstellung anderer Menschen zum Nachtheile gereichen. Die Folgen solcher Abirrungen von der Menschenordnung können doch wahrlich nicht die unwandelbare, ewige Sicherheit des Weltuniversums berühren, und auch die Natur nicht; sie müssen zurückfallen auf das Geschlecht, von dem sie ausgehen, sie müssen zurückfallen auf das Geschlecht, welches sie nicht verhütet hat, wie später klarer werden wird.

Fortsetzung.

Eine jede Familie liefert uns das Bild des großen socialen Menschenlebens, wiewohl, wie ganz natürlich, nur in einem sehr verjüngten Maßstabe. Wir gewahren in diesem Bilde gereifte, reifende und angehende Menschen. Der angehende Mensch muß lernen,

der reifende das Gelernte anwenden lernen, und der Gereifte wieder lehren, seine Kenntnisse und Erfahrungen Anderen mittheilen, dabei aber auch Acht geben, daß das Gelehrte wieder richtig angewendet werde. Gerade so verhält sich's in der großen Familie der Menschheit, im großen, socialen Verbande. Da gibt es ebenfalls Erfahrene, Gereifte, Reifende und Angehende. Alle zusammen bilden eine große Familie, und wenn sie sich gegenseitig unterstützen, ein geordnetes, großes Familienband. Was ein Jeder dieser großen Familie thut oder läßt, das fällt auf ihn und die zunächst und auch entfernter stehenden Glieder dieser Familie zurück, gerade so, wie wir es bei allen kleinen Familien wieder sehen.

Gleichwie der Mensch ein doppeltes Leben lebt, eine Doppelnatur hat, eine Mischung von Stoffen der Natur ist, welcher ein stoffloser, höherer Geist innewohnet, und gleichwie dieses Doppelleben in einem Körper gemeinschaftlich in zweierlei Richtungen sich bewegt, erstens in der Richtung nach Auffassung, Assimilirung und Abstoßung der Stoffe für den Körper, zweitens in der Richtung nach Kenntniß, nach Vervollkommnung des geistigen Prinzipes, damit die Harmonie eines jeden einzelnen Menschen zur bleibenden Wirklichkeit wird, eben so müssen die nach zweierlei Richtungen auslaufenden Kräfte einer jeden Familie im gemeinschaftlichen Zusammenwirken den harmonischen Bestand derselben bethätigen und bleibend zu sichern suchen. — Wohin eine jede einzelne Familie abzielt, dahin muß auch, aber in weit größeren Verhältnissen, die große Menschenfamilie abzielen. In dieser großen und in jener kleinen Familie, so wie in jedem einzelnen Menschen gründet das wahre Erdenglück nur allein im harmonischen Zusammenwirken aller Kräfte für das Eine Endziel, durch die vereinigte Wirkung der Körper- und Geisteskräfte die eigene und die allgemeine Harmonie, das eigene und das allgemeine Glück zu befördern helfen.

Gleichwie ein isolirtes Wirken der beiden Kräfte eines jeden einzelnen Menschen in ihm eine Disharmonie erregt, eben so wird in jeder einzelnen Familie die Disharmonie hervorgerufen, wenn die nach zwei verschiedenen Richtungen wirkenden Kräfte aller Glieder sich nicht in dem Einen Punkte vereinigen, den harmonischen Bestand eines jeden Einzelnen eben so gut, wie den der ganzen Familie

zu sichern. Was in jeder einzelnen Familie, und was jedem einzelnen Gliede in derselben als erste Bedingniß für das Glück des Einzelnen sowohl als das der ganzen Körperschaft gegeben ist, eben das finden wir in der großen Familie der Menschheit wiedergegeben, so daß auch in dieser die Disharmonie hervorgerufen wird, wenn nicht alle Kräfte ein gemeinsames Streben nach Harmonie verfolgen.

Eine jede Disharmonie stört eben so das allgemeine Glück jeder einzelnen Familie, so wie eine Disharmonie in der großen Menschenfamilie das allgemeine Glück trübet. Wenn irgend ein Glied in einer Familie das vorhandene Vermögen vergeudet, so werden in materieller Beziehung alle Glieder dieser Familie darunter zu leiden haben; oder wenn ein einziges Glied durch Ablenken der geistigen Kräfte der anderen Glieder zur allgemeinen Harmonie Disharmonie herbeiführet, so würden die Folgen unausbleiblich wieder andere Glieder, selbst die ganze Familie treffen. — Gerade so verhält sich's in der großen Menschenfamilie. Die Störungen der Harmonie in der Familie sowohl, als im großen Menschenzusammenleben bedingen eben das Uebel der Menschen, haben stets die Disharmonie zur Folge, welche das eigentliche, das wahre Unglück der Menschen ist.

Alle Abirrungen der Menschen und alles Uebel, welches aus diesen entsteht, fällt größtentheils auf Glieder, oft auf recht viele Glieder dieser großen Familie zurück, ob das Uebel materieller oder geistiger Natur ist: und da kein Glied dieser großen Menschenfamilie sicher ist, in den Kreis des Uebels nicht mit hineingezogen zu werden, so ist ein Jeder auch darauf hingewiesen, das Unglück zu verhüten, was nicht isolirt geschehen kann, sondern in zweifach gemeinsamer Vereinigung aller Kräfte zum eigenen und zum allgemeinen Wohle. Die Folgen der Menschenabirrungen sind oft schrecklich, und nicht immer nach einerlei Richtung gekehrt, stören meistens die Harmonie für den Bestand der Körper- und Geistesglückseligkeit, oft auf weite Kreise sich ausdehnend.

Blicken wir hin auf das Wirken und Leben der Menschen, wie sie mit aller Kraft, mit aller Anstrengung, mit aller Ausdauer nach Glückseligkeit ringen und schon Jahrtausende darnach gerungen haben, und sich diese nicht aneignen konnten, sollte man meinen,

auf der Erde blühe kein wahres, kein dauerndes Glück für die Menschen, daß das Leben der Menschen ein trostloses Ringen nach einem Phantome sei, das alsbald zerrinnet, so wie man es erhaschen will. — Schenken wir dagegen der Natur und uns unsere volle Aufmerksamkeit, so kann uns in dieser Anschauung nicht entgehen, daß die Natur mit Vorliebe dem Menschen dienet: daß sie allen seinen Bedürfnissen entgegen kommt: daß sie Genüsse ohne Zahl für den Menschenkörper sowohl, als auch für die Seele bietet: daß den Menschen allein unter allen Geschöpfen der Erde die Fähigkeit verliehen ist, das Schöne, die Harmonie in der Natur zu erkennen, und sich an der ganzen Herrlichkeit zu ergötzen: daß dem Menschen allein die Gabe inneliegt, durch seine Handlungen sich und Andere zu erfreuen: und halten wir dagegen das vergebliche Treiben, Rennen, Jagen und Ringen der Menschen nach Glück, muß man sich schon gestehen, daß der Mensch auf Abwegen sich bewegt und nicht weiß, wie er sich die wahren Genüsse, die Glückseligkeit, welche ihm nicht vorenthalten ist, aneignen kann. — Hier finden wir den außernatürlichen Standpunkt der Menschenseele, welcher die hohen Genüsse gelten, sicherlich ganz scharf ausgeprägt, und daß sie ohne Anhalt an ihre Stütze der ewigen Sicherheit die Wege der Natur wandelt, obgleich ihr die Natur keine Stütze gewährt und keine Stütze abgeben kann, deßhalb auf dem dunklen Felde der Natur auf Abwege der verworrensten Art gelanget, wo hingegen der Menschheit, wenn sie sich ihrer wahren Stütze bedient, sicherlich das wahre Glück zu Theil wird, nach welchem sie strebet.

Der Mensch ist sich zum größten Theile und schon seit uralten Zeiten bewußt, daß es für ihn am Besten ist, in Gesellschaft zu leben; darum hat er sich in Dörfern und Städten groß und klein gemeinschaftlich angesiedelt. Allein mit der Errungenheit einiger Sicherheit seiner Subsistenz ist er stehen geblieben und zur Erreichung aller Vortheile, welche nur allein die Gesellschaft gewähren kann, nicht weiter vorgeschritten, ja hilft sogar das Glück der Einzelnen, indem er mehr auf die eigenen Vortheile bedacht ist, und das Allgemeinwohl mehr hintansetzt, zu untergraben und das seinige mit.

Betrachten wir übrigens dieses unvollkommene Zusammen-

greifen zum Allgemeinwohle im Zusammenleben der Menschen eben wie es besteht, und vergleichen wir damit das Zusammenleben einiger Thierarten, welche ebenfalls in Gemeinschaft zu leben von der Natur angewiesen sind, so werden wir, trotz der jetzt höchst unvollkommenen Einrichtung der menschlichen Gesellschaft, einen ungemeinen Abstand finden. Bei den Menschen und den Thieren sehen wir die individuelle Erhaltung im Vordergrunde stehen. Allein trotz dem, und trotz der Unvollständigkeit und der Nichtbefriedigung der Gesellschaftsthätigkeit der Menschen finden wir, abgesehen von den Abirrungen, immer den menschlichen Charakter in denselben vorherrschend, der von einem höheren Walten im Menschen Zeugniß gibt, und auf die Beständigkeit, die Unsterblichkeit der Menschenseele hinweiset. Diese beurkundet selbst bei Menschen, welche auf niederer Bildungsstufe stehen, eine geistige Gemeinschaft, welche aber um so bemerkbarer hervortritt, je höher die Menschheit auf ihrem Standpunkte sich bewegt, je enger und fester die Bande geknüpft sind, welche Menschen an Menschen schließet. — Das Thier bethätigt nur die Fortpflanzung seiner Gattung. Der Mensch sorgt weiter. Mit dem Fortpflanzungsakte und mit dem ersten Schutze, welchen das Thier dem jungen Setzlinge zukommen läßt, ist die ganze Vorsorge für die Gattung beendigt. — Nicht so bei den Menschen. Die Fürsorge derselben erstreckt sich nicht nur auf das gegenwärtige Geschlecht, sondern auch auf die künftigen Geschlechter. Man legt seine Erfahrungen und erworbenen Kenntnisse zum Frommen der Nachkömmlinge in der Schriftsprache schon so lange, als man sie kennt, nieder, und sorgt so für die geistige Fortbildung der kommenden Geschlechter. Früher geschah dieses durch die mündliche Ueberlieferung, welche als ein heiliges Vermächtniß der Vorfahren betrachtet worden ist, und deren sich heute noch die wilden, der Schriftsprache unkundigen Völker bedienen. Leider aber ist dieß wahrhaft menschenwürdige Streben nicht bei allen sogenannten Schriftstellern ersichtlich; denn Manche von diesen, welche ihre Stellung in der Natur völlig verkannt, suchten auch ihre Verirrungen auf die Nachwelt zu verpflanzen, dadurch, daß sie unter Ableugnung ihrer Ahnung auf eine höhere, auf eine ewige Bestimmung

ihre Geistesprodukte niedergeschrieben, in denen unzweideutig ihr Verkennen der göttlichen Vorsehung in der Allnatur zu Tage tritt: gestehen sich aber in ihren Schriften wider Willen, vielleicht selbst unbewußt, daß die Seele der Menschen außerhalb der Natur steht, daß sie unvergänglich, daß sie einer höheren als Naturbestimmung unterstellt ist, und daß auch ihre Seelenthätigkeit, wenn auch auf Abwegen schweifend, dennoch nach Vollendung gestrebt hat, gleichwie wir dieses Streben überall da wieder finden, vielmehr hervorleuchten sehen, wo der Mensch es darauf abgesehen hat, der Nachwelt ein Zeichen von sich zu hinterlassen: denn Niemand wird behaupten wollen, daß es blos einfache mechanische Körpergewandtheit ist, welche der plastische Künstler anstrebt, wenn er seinen Umrissen in Marmor, oder auch durch Farben auf Leinwand, so auch durch die Radirnadel in Kupfer gleichsam Leben geben möchte. Der Künstler sucht sich durch seine Schaffungen eine ehrende Anerkennung bei seinen Mitmenschen und ein bleibendes Denkmal bei den Nachkommen zu sichern und dieselben bis in die spätesten Zeiten zu ergötzen. Der Schriftsteller, der Dichter, der plastische Künstler, der Tonsetzer — Jeder in seiner Weise — will durch seine Seelenthätigkeit den Seelen der Mitmenschen und den Seelen der nachkommenden Geschlechter dienen, mit ihnen im geistigen Verbande verharren, und trägt, wenn er das Erhabene zur Richtschnur nimmt, zur Erhaltung und Vervollkommnung des menschlichen Geistes bei. Man hat Obelisken errichtet, Pyramiden gebaut, gewiß nicht zum vorübergehenden Gebrauche einer einzigen Generation. Man legt heute noch Urkunden, Münzen u. dgl. in die Grundsteine der Paläste und größerer Gebäude, welche man der Nachwelt überliefern will. Im Gefühle der Unvergänglichkeit der Seele und der bleibenden Verbindung mit den Nachmenschen macht man Stiftungen für das eigene Seelenheil sowohl, als auch zum ewigen Gedächtnisse und zum Frommen und zur Belehrung der Nachmenschen. Man errichtet aus Dankbarkeit zum ewigen Gedächtnisse für solche Personen Denkmale, welche sich um das allgemeine Wohl verdient gemacht haben. — Der Reisende schreibt gerne seinen Namen an Orte, wo er ihn vor dem Zahne der Zeit möglichst geschützt weiß, und wenn er auch sonst nichts damit bezwecken kann, als daß diesen Namen

spätere Generationen lesen sollen. Der Soldat kämpft um unsterblichen Ruhm, und setzt gegen diesen sein Leben daran. Eben so wie Gelehrte und Künstler durch ihre Produkte im Andenken bleiben wollen, eben so verhält sich's mit dem Bauersmanne, dem Gärtner, welcher Bäume pflanzet und überhaupt nur für die materiellen Genüsse der Nachkommen sorget, und mit vielen Gewerbsleuten; denn gewiß denkt mancher Handwerker im Stillen, wenn er vorzügliche Werkzeuge oder Arbeitsstücke für seine Mitlebenden gefertiget, daß lange nach seinem Tode die später Lebenden seine Waare noch gerne suchen und gebrauchen, und seiner dabei gedenken werden.

Von allen diesen ist nicht die Spur bei jenen Thieren zu sehen, die in Gemeinschaft leben. Ja nicht einmal für die allernöthigsten Bedürfnisse ihrer Nachkommen wird von den Thieren gesorgt. Blicken wir zunächst auf das Geschlecht der Affen, welches in der Naturgeschichte zunächst unter dem Menschen figurirt, aus welchem, wie Manche seltsamer Weise behaupten, der Mensch hervorgegangen sein soll. Diese Thiere verzehren das Meiste, was der Mensch als Nahrung liebt, als eine Leckerei z. B. Obst. Allein wer hat wohl je gehört, daß ein Affe einen Obstbaum gepflanzt hat. Wir sehen diese Thiere vielmehr das Gegentheil ausüben, nämlich Vernichtung der oft halbreifen Erndten der Menschen, sei es Obst oder irgend eine andere Frucht, welche diese Thiere im reifen Zustande gefressen hätten. Ja sie wissen nicht einmal, daß sie sich durch solche vorzeitige Vernichtungen von Nahrungsstoffen selbst Schaden zugefügt haben. —

Fortsetzung.

Aus allen Handlungen der Menschen leuchtet der Wiederschein einer geistigen Verwandtschaft, einer geistigen Gemeinschaft, einer geistigen Verkettung mit den lebenden und mit den zukünftigen, selbst auch mit den vorhergegangenen Geschlechtern hervor, welche geistige Verkettung sicherlich mit dem Naturleben nichts gemein hat. So auf diese Art beurkundet auch darin die Menschenseele ihre höhere Abstammung.

Ist nun der Mensch angewiesen, mit Menschen in Gemeinschaft zu leben, so fragt sich's, woher kommt es denn, daß die Wenigsten

in das Innere dieser Gemeinschaft gedrungen sind, den Kern derselben nie erkannt und die Wege nicht gefunden haben, welche Alle zu gehen haben, noch die Art und Weise, wie diese Wege von ihrem Anfange bis zu ihrem Ende als Ziel der menschlichen Gesellschaft für den Zweck der eigenen und der allgemeinen Glückseligkeit zu betrachten sind? — Eine Beleuchtung dieses Gegenstandes thut Noth.

Stellen wir uns zwei Menschen vor, von denen der Eine seine Stellung sich und seinen Mitmenschen gegenüber vollkommen erkannt hat, und auch derselben in Allem nachkommt, der Andere aber den vollen Gegensatz zum Ersteren bildet. Was werden wir zunächst an Beiden gewahren? — Sicherlich wird der Erstere oft und in voller Geisteserhebung, bei überfließendem Gemüthe, der unsichtbaren, dennoch aber überall sich kennzeichnenden Majestät sich nähern, wird sich im Geiste und in der Wahrheit zum unendlichen Wesen erheben, wird für sich Kraft aus dem Urquelle der Sicherheit für die glückliche Fortsetzung seiner betretenen Bahn schöpfen: wird Trost und Labung unter dem ewigen Schutze suchen und finden, wenn Unglücksfälle, Leiden oder die Bosheit der Menschen sein Gemüth zu beugen drohen; wird in Demuth und Bescheidenheit sich dem ewigen, dem allgewaltigen Schöpfer untergeordnet fühlen, wenn glückliche Wendungen seiner äußeren und inneren Lebensverhältnisse seinen Geist beirren oder zum Hochmuthe zu verleiten streben wollen: während der Bösewicht, der vollendete Verbrecher, nicht im Stande ist, auch nur seine Gedanken zu sammeln, um mit der Weihe erhabener Ehrfurcht und kindlichen Vertrauens dem Urquelle der Tugenden entgegenzutreten. — Der gute Mensch wird oft, gerne und aufrichtig, mit vollem Gemüthe an die Mitmenschen sich anschließen, Freud und Leid gemeinschaftlich mit ihnen theilen: während der Böse, finster und in sich gekehrt, oft voller Haß für sich allein zu leben sucht, die Menschen meidet, nicht Lust, nicht Leid mit ihnen theilen mag, nur gezwungen sich an Menschen anschließt und nur an solche, wie natürlich, seines Schlages. In seinem Unvermögen, an die Gottheit sich anschließen zu können, erkennt man das von Gott getrennte, — in seinem Verhältnisse zur menschlichen Gesellschaft das meidenswerthe, — in seinem Lebenswandel das von der Natureinrichtung abgesonderte Geschöpf. Ohne Anschluß an die ewige Sicherheit kann

und wird Niemand das Eigene und das Allgemeinbeste zu befördern suchen, der sociale Verband schaut mit Mißtrauen auf sein excentrisches Mitglied, und mit dem Verlassen des socialen Verbandes hört der Mensch auf, Seelenmensch zu sein, wird ein Spiel seiner Leidenschaften, die ihm den innern Frieden rauben, wird ein Auswuchs der Natur, ein zerfleischendes Ungeheuer. — Treffen erschütternde Ereignisse den guten Menschen, so wird er durch sie nicht außer Fassung gebracht. Gleichgesinnte werden sich näher an ihn schmiegen und ihm allen möglichen Freundestrost angedeihen lassen, während er selbst die innere Ruhe, den inneren Trost in dem unerklärlichen Walten des ewigen Schöpfers findet, der Alles zum Besten seiner Geschöpfe lenket. — Wie anders im Gottvergessenen! Diesen können manche Ereignisse der Art niederschmettern, daß er an Geist und Körper vollständig niedergebeugt wird; und wenn eine theilnehmende Seele solchen Menschen Trost spenden will, kann er diesen kaum erkennen, geschweige empfangen. Er kann nur Mittheilungen annehmen von Gesinnungsgenossen, weil sie sich ihm nähern, um seinen inneren Unmuth zur bösen That zu entflammen. Nicht selten trifft sich's aber, daß Menschen dieser Art, wenn schwere Ereignisse sich einstellen, in Wuth, Wahnsinn, Tobsucht verfallen, ja selbst die Hand gegen das eigene Leben kehren, und so zu Selbstmördern werden.

Die Selbsttödtung, gemeinhin „Selbstmord" genannt, ist ein Uebel, welches in dieser Zeit in bedauerungswürdiger Weise überhand genommen hat. Als zur Sache, nämlich hieher, gehörig, muß dieser Gegenstand näher in's Auge gefaßt werden. — Es sind schon so viele Schriften über den Selbstmord erschienen, daß ihre Zahl beinahe nicht zu übersehen ist, und erst neuerlich hat eine gelehrte Gesellschaft einen Preis für die beste Abhandlung über fraglichen Gegenstand, welche auch den Anforderungen vom Stande des Entgegentrittes genüget, ausgeschrieben. Es ist dieses ein Beweis mit, daß trotz der Menge der Schriften der Gegenstand nicht erschöpft ist, und daß die That der Selbsttödtung von Gelehrten als eine ungebührende Handlung anerkannt wird, obgleich es nicht zu leugnen ist, daß aus diesem Stande Manche hervorgegangen sind, welche dem Selbstmorde das Wort redeten und noch reden. Diese sagen: „Ein jeder Mensch ist Herr über sein Leben und daher auch

befugt, dasselbe willkürlich abzukürzen, eben so gut, als man das Recht hat, einen beliebigen Ort, wenn er nicht behaglich ist, mit einem andern zu vertauschen. Da der Mensch freien Willen hat, warum soll er erst abwarten, bis er nach einer langweiligen oder schmerzhaften Krankheit, oder nach einem hinfälligen, unbequemen Alter abgerufen wird! Sterben muß man ja doch. Wenn also dem Menschen durch widrige Geschicke sein Leben unerträglich dünkt, scheint es dem Weisen unwürdig und sogar als eine Feigheit, wenn er sein Leben noch unter Widerwärtigkeiten an die physischen Fesseln gekettet hält." — Vorstehende Ungereimtheiten in trügerischen Argumenten sind wohl schon mehr als hundertmal widerlegt, man erlaubt sich daher nur darauf hinzuweisen, daß Menschen solcher Denkweise nie die Natur betrachtet und den Standpunkt der Menschen in derselben nie gefunden haben. Diese erblicken im Menschen den eigenen Willen als dessen höchste Würde, und haben die eigentliche Lebenscharakteristik, wodurch sich das ganze Geschlecht auszeichnet, gar nicht geahnt. — Diese haben nie verstanden, daß, wenn Selbstsucht, Eigenliebe und ungezügelte Leidenschaften die Führer der Menschheit sein dürfen, es besser wäre, wenn gar keine Menschen existirten. — Diese haben nie eingesehen, daß der Mensch neben den Lehren und Anweisungen auch Beispiele guter Tugendübungen in gelassener, gottergebener Tragung von Mühseligkeiten und Drangsalen aller Art zu seiner eigenen Befestigung bedarf; und am allerwenigsten haben solche Menschen daran gedacht, daß keine Last zu schwer ist, wenn Viele davon tragen helfen, wie es sein soll, sein muß, und auch sein kann.

Es gibt nur äußerst wenige Fälle, wo ein freiwilliger Tod entschuldigt werden kann. Es sind dieß daher außergewöhnliche Fälle, der gewöhnliche Selbstmord aber, der nicht im offenbaren Wahnsinne (denn da ist er nicht mehr freiwillig), vollführt wird, so wie jeder andere, den man, um die menschenwidrige That zu beschönigen, aus einer augenblicklichen Geistesverwirrtheit oder aus gebrochenem Herzen hervorgegangen bezeichnet, ist ein Frevel an sich selbst, ein Frevel an der Menschheit, und ein Frevel gegen die göttlichen Anordnungen; denn diesen zufolge steht unabänderlich fest, daß jeder Mensch für sich sowohl, als für seine Mitmenschen, zu seiner Vervollkommnung und zur Vervollkommnung der Mitmenschen so lange

leben muß, bis sein Körper in die Natur zurückgerufen und seiner Seele über die Benützung und Verwendung der ihr verliehenen Talente Rechenschaft abgefordert wird. Allen Menschen liegt die gemeinsame Pflicht auf, in geistiger und materieller Beziehung, in Wort und That und Beispiel zu nützen.

Alle müssen für Jeden leben und bedacht sein, und ein Jeder für Alle. So liegt es im Geschicke der Menschheit. So auf diese Art kann nur allen möglichen Wechselfällen des Lebens nachhaltig entgegengetreten werden; denn um das ganze Geschlecht, das ist bereits gesagt, schlingt sich eine eigene Solidarität, welche die Vergangenheit und die Zukunft in sich schließt. Ein Jeder tritt in das Leben und beansprucht für sich geistige Bildung als sein Erbtheil von Naturrechtswegen. Dieses Erbtheil stammt oft aus sehr weiter Vergangenheit und darf von den Aeltern oder den anderen Personen dem jungen Menschen nicht verkürzt, nicht verkümmert werden, damit es auch für die weit nachfolgende Zukunft, für die nächsten und spätesten Nachkommen zum Segen, nicht aber zum Fluche gereicht. Die Summe dieses geistigen Erbtheils ist das Erkennen des Standpunktes des Menschen in der Natur, und die Anleitung, dieser Stellung nachkommen und sie behaupten zu können. Jede Vorenthaltung, Verkürzung oder Verkümmerung dieses Erbtheils rächt sich bitter und traurig, und artet nicht selten für weite Kreise in schlimme Folgen aus, da sich in dem Busen solcher Menschen oft nicht einmal die Menschlichkeit erschließt. Dieser Solidarität, der Menschenordnung allein eigenthümlich, nach deren Normen die sich selbst anvertraute Menschheit sich zu führen hat, entzieht sich der Selbstmörder, und tritt sonach mit Absicht aus der Gemeinschaft der Menschen heraus: frevelt sonach gegen die Menschenordnung. Er frevelt aber auch gegen die Gesetze der Naturordnung, vielmehr gegen deren oberste Leitung, welche den der Natur entnommenen Körper schon zur rechten Zeit dieser zurückgegeben hätte.

Wenn wir den Selbstmord als einen Frevel gegen die göttlichen und menschlichen Anordnungen und gegen die Naturgesetze verdammen, so dürfen wir auf der anderen Seite gegen diejenigen Menschen, welche sich zur Vollbringung einer so schweren That haben hinreißen lassen, nicht ungerecht sein: ja die Menschlichkeit gebietet,

dem Selbstmörder das Mitleid in den allermeisten Fällen nicht zu entziehen, und muß sich die Gesellschaft, will sie gerecht sein, wenn ein lockeres Glied in ihrer Kette vollends gesprengt wird, den stillen Vorwurf machen: „Durch meine Schuld, durch meine Schuld, durch meine größte Schuld.“ Nur von einem naturgemäß durch alle Glieder geregelten socialen Leben kann das Glück, die Zufriedenheit, die Sicherheit der geistigen und körperlichen Stellung eines jeden Einzelnen sowohl, als die der ganzen Gesellschaft ausgehen. Nur in dem allgemeinen Zusammenwirken liegt der wahre Friede, die wahre Freude, die ganze Würde der Menschheit. Je mehr sich die einzelnen Glieder der großen Kette lockern, und je weniger die ganze Gesellschaft darauf sieht, daß alle Glieder ihrer Verkettung gut und haltbar zum großen Zwecke eingelenkt sind, desto entschiedener tritt die Würde der Menschheit in den Hintergrund, desto tiefer sinkt der Mensch von der Höhe, auf welche er in der Schöpfung gehoben ist, und statt Glück und Zufriedenheit zu erndten, sind Disteln und Dornen — ein nagender Wurm — der Lohn, der Antheil eines jeden Einzelnen, so wie Aller insgesammt.

Siebentes Kapitel.

Ueber Mißstände des socialen Lebens.

An der Zahl und Größe der Verbrechen und Vergehen, welche der Menschheit zur Last fallen, das heißt, von ihr ausgehen, ist der Tiefstand der Gesellschaft abzulesen, ist die Lockerheit im Bestande des geselligen Lebens zu bemessen, und man darf aussprechen, wenn man in diese Gesellschaft blicket, wenn man die Gerichtshallen betritt, noch mehr aber, wenn man in die öffentlichen Blätter sieht, welche beinahe täglich düstere Bilder von verschrobenen Ergebnissen im Leben der Menschheit entrollen, daß in der Jetztzeit die Quecksilbersäule am Barometer der Gesellschaft tief, recht sehr tief stehet. — Man hört die Begebenheiten, man liest sie in den Blättern: der Eine seufzt, der Andere wundert sich, der Dritte ist gleichgültig, Viele befriedigen ihre Neugierde, erhalten Stoff zur Unterhaltung und begrüßen solche Entwürdigungen der Menschheit als willkommene Neuigkeiten. — Wir wollen, obwohl in keiner dieser Weisen, einige dieser düstern Bilder in's Gedächtniß zurückrufen und alsdann die Anhaltspunkte suchen, von wo aus eine Aufbesserung der Gesellschaft in geistiger und körperlicher Beziehung möglich ist; denn daran wird Niemand zweifeln (so ist zu hoffen), daß die Menschheit zum Glücke, und nicht zum Unglücke, zur Freude, und nicht zu Leid, zum Frieden, nicht zum Unfrieden geboren ist.

Um die Mitte Novembers 1857 brachten die öffentlichen Blätter folgende Schilderung der Zustände in der größten Stadt der nordamerikanischen Freistaaten: „Die Arbeitseinstellung der zahl„reichen Fabriken hat eine erstaunliche Vermehrung der Angriffe gegen „das Eigenthum und die Personen zur Folge gehabt. Früher ver-

„langte die Presse kräftiges Einschreiten der Behörden: Alles blieb „aber ohne Erfolg; und jetzt wird die Erzählung der täglichen Un„thaten kaum mehr beachtet. Bald sind es eine oder mehrere in „Wasser aufgefundene Leichname, welche nur zu deutliche Spuren „der Ermordung an sich tragen; bald ein ruhiger Bürger, welchen „die Polizei besinnungslos von der Straße aufhebt, wo er von Dieben „niedergeschlagen und seiner Uhr beraubt worden ist: bald ist es ein „an der Schwelle seines Hauses erdrosselter und bestohlener Mann, „bald ein harmlos Vorübergehender, mißhandelt und geplündert unter „den Augen der Zuschauer, welche von einer Spitzbubenbande in „Respekt gehalten werden, die thut, als handle es sich nur um den „den Streit zweier Trunkener. — Das Alles zeigt schon einen „sehr beunruhigenden Zustand der Dinge an; aber es geht noch „schlimmer zu: außer den Ermordungen aus Rache oder wegen „Diebstahls gibt es noch eine ganz andere Art des Verbrechens, die „eine wahrhaft abscheuliche Spezialität in den großen Küstenstädten „Amerikas ausmacht: es ist der Mord aus reinem Vergnügen „am Morde, ohne jeden andern Grund, als den „sport“, einen „Menschen mit einem Dolchstoße oder einem Pistolenschusse um's „Leben zu bringen. Die Beweise hiefür sind zu zahlreich, als daß „man daran zweifeln könnte, selbst wenn man die Streitereien in „den Kneipen, wo man auf einen Faustschlag mit dem Revolver „oder dem Dolche antwortet, nicht mitrechnet. Folgendes sind einige „Beispiele: Drei Männer, erhitzt durch einen Streit, begegnen einem „harmlosen Bürger vor seiner Thüre, welcher sie vorbeiziehen sieht; „der eine zieht sein Pistol, schießt den Bürger nieder und entflieht „mit seinen Kameraden. — Ein Familienvater geht um 8 Uhr „Abends auf den Markt und fällt ohne Geräusch nieder, erstochen „von einem Mordliebhaber. — Ein Herr kommt mit seiner Frau „um 9 Uhr Abends in einem volkreichen Stadttheile nach Hause; „drei unbekannte Individuen nähern sich ihm und durchbohren ihn „mit 20 Messerstichen unter den Augen seiner Frau. Diese drei „Beispiele haben sich vor kaum drei Tagen zugetragen. — Die „Polizei ist ganz ohnmächtig und ihre Agenten werden nicht ver„schont von den Banditen. Wenn ein Verbrechen auf offener Straße „geschieht, so ist sechs gegen eins zu wetten, daß der Schuldige ent-

„wischt, und wenn er zufällig auf der That ertappt wird, so ist „zehn gegen eins zu wetten, daß er frei von der Strafe ausgeht. „Das wird so bleiben, bis endlich ein unerhörtes Verbrechen einen „schrecklichen Ausbruch hervorruft."

Fünf Monate später, im April 1858, brachten unsere Blätter, dem amerikanischen Blatte „New-York Herald" entnommen, Folgendes: „Die Zunahme der Verbrechen in dieser Metropole ist in den „letzten Wochen wahrhaft schaudererregend gewesen. Die stärksten „Züge aus dem Räuberleben in Kansas erblassen vor der schrecklichen Wirklichkeit, die jeder Tag und jede Woche gebiert. Unsere „Straßen wimmeln im vollen Sinne des Wortes von wilden Unmenschen, und die von denselben begangenen Scheußlichkeiten dürften „nur denjenigen der Sipahis in Cawnpur und Delhi übertroffen „werden. Junge Mädchen, wie arme alte Frauen, fallen gleichsam „als Opfer unserer städtisch erzogenen Karaiben, während unsere „jungen Tigersprößlinge das Garrottiren wie ein Handwerk und „Geschäft betreiben, indem sie ohne Unterschied über einsame Fußgänger herfallen, deren Aussehen ihnen ein Portefeuille, eine Uhr „oder Diamantnadel als Beute verspricht. Die scheußlichsten Löcher „und Schlupfwinkel aller Art, die unsere Stadt unterhöhlen, wie „Rattenlöcher unter einem Fruchtboden, haben, wie es scheint, alle „ihre Banditen, Räuber und Vagabunden jeder Art zu einem großen „Karneval des Verbrechens in unsere Straßen geschleudert." — Unsere Zeitungen bemerken bei der Wieder-, resp. Nacherzählung dieses überseeischen Berichtes, daß die Einzelnheiten der Greuelthaten mehr als sechs Spalten des Herald ausfüllten.

Noch einige Monate später machte folgende Nachricht, aus den amerikanischen entnommen, die Runde durch alle europäischen Zeitungen: „Unlängst wurde ein junger Mann aus dem Staate Kantucky, „Namens Hardesty, vor die Jury gefordert unter Anschuldigung des „Mordes an der Person eines seiner Freunde, welcher seine Schwester nicht heirathen wollte, mit der er lange ein Verhältniß gehabt „hatte. Dem flatterhaften Liebhaber wurde von seinem Gegner kund „gethan, er habe sechs Monat Zeit, sein Versprechen zu halten: hätte „nach Ablauf dieser Zeit die Heirath nicht stattgefunden, so würde „er umgebracht werden, wie ein Hund. Diese Warnung fruchtete

„nichts und Hardesty brachte am ersten Tage des siebenten Monats „seine schreckliche Drohung mit kaltem Blute in Erfüllung. Der „Mörder wurde ohne Weiteres arretirt, und sein Prozeß vor dem „Gerichtshofe von Lexington geführt. — Nach Anhörung der Zeugen „und der sehr kurzen Debatten sprach die Jury das Verdikt aus: „„Nicht schuldig."" — Hierauf ergriff der Richter das Wort: „„Junger Mann,"" sprach er, „„Sie sind unter dem Gewichte einer „„sehr schweren Anschuldigung vor die Jury Ihres Landes gestellt „„worden. Sie haben Sich dem Urtheile Gottes und Ihres Gleichen „„unterworfen. Die Untersuchung wurde unparteiisch geführt. Die „„Geschworenen haben Ihre Unschuld ausgesprochen, und ich theile „„ganz und gar ihre Meinung. Es liegt wenig daran, wenn man „„etwa im Publikum findet, ich hätte Unrecht gehabt, meine Mein„„ung zu erkennen zu geben. Junger Mann, wenn ich dieselbe Un„„bill erlitten hätte, wie Sie, würde ich jeden Dollar, welchen ich „„besitze, und alles Geld, das ich hätte zusammenbetteln oder ent„„lehnen können, darauf verwendet haben, den Schurken, der meine „„Drohungen so verlachte, zu erreichen, und ich würde die unend„„liche Freude, meine Hände in dem Blute eines Feigen zu baden, „„noch viel zu wohlfeil erkauft haben. Seien Sie stolz, junger „„Mann, Jedermann fürchtet und achtet Sie. Sie sind vor Gott, „„dem Gesetze und dem Urtheile Ihres Gleichen freigesprochen."" — „Auf diese Worte folgte ein Beifallsdonner, und der Held der Un„tersuchung wurde unter Musik und Trommelschlag durch die Stadt „geführt." —

Wenn die Obrigkeit unfähig ist, wie sie der „New-York Herald" beschuldigt, dem zusehends überhand nehmenden Morde zu steuern, oder wenn gar von derselben, der Obrigkeit, dem überlegten Morde noch ein rechtfertigendes Wort gesprochen wird, und in dieser Weise, darf man sich wohl nicht wundern, daß in mehreren Städten der vereinigten Staaten Bürger zusammengetreten sind, um Sicherheitsvereine zu bilden, und daß die schnelle Volksjustiz noch so häufig gehandhabt wird; namentlich wenn man einen im Juni 1858 demselben Blatte entnommenen Artikel, den unsere Zeitungen wiedergaben, damit zusammenstellt. Er lautet: „Was von New-York gilt, gilt „vom ganzen Lande. Reich werden, ohne zu arbeiten, das ist jetzt

„das große Ziel der Masse. Schöne Häuser, schöne Equipagen, „schöne Kleider, das sind die Triebfedern des socialen Lebens. Für „Millionen Waaren umsetzen und Papiere zu kaufen, Patente und „Eisenbahnen auszubeuten, das ist das Hauptgeschäft von Hundert-„tausenden. Das Handwerk ruht ganz in den Händen der Ein-„wanderer. Diese machen unsere Ziegel, bauen und dekoriren unsere „Häuser, während Jung-Amerika sich mit tollen, oft nur zu gesetz-„widrigen Dingen befaßt. Revolvers werden offen getragen und „ohne Scrupel angewendet. Diebe und Räuber tummeln sich in „unsern Vergnügungsorten herum. Schon kann man des Nachts „nicht mehr ohne Angst aus seinem Hause gehen, und die scheuß-„lichsten Mordthaten spotten des Armes der Gerechtigkeit. Unsere „Gefängnisse sind zu eng geworden, und von der Lynchjustiz allein „ist, wie es scheint, Rettung zu hoffen. Unsere Gesetze sind Spin-„nenweben; Geld macht Alles gleich, besticht den Richter, wirbt selbst „die Polizei als Helfershelfer. Unterschleife und Fälschungen selbst „in Staatsämtern sind an der Tagesordnung. Die öffentlichen „Kassen müssen stark bewacht werden, und ungestraft bricht der Dieb „des Nachts in die Privathäuser. Unsere gelehrten und wohlthätigen „Institute selbst dienen nur mehr zu schmutzigen Privatzwecken; ge-„setzlose Wahlzettel entweihen die politischen Stimmbüchsen, bestech-„lich sind unsere Lokalbehörden, und offen der Bestechung zugängig „unsere Volksvertreter. Wird eine Untersuchung eingeleitet, löst sie „sich regelmäßig in blauen Dunst auf, und während einzelne Kirchen „mit Gold und Silber behängt sind, fehlt es 10,000 Armen an „einem Gotteshause, ihre Andacht zu verrichten. Die Religion ist „depravirt wie das politische und sociale Leben. Was ist da zu „thun? Die Theorie unserer Institutionen ist an sich gut genug, „aber wir müssen mit Horaz fragen: Quid leges sine moribus „sanae proficiunt?“

Noch einige Monate später, im September 1858, brachten die Zeitungen Folgendes: „New-York, 9. September. In Folge der „Zerstörung des Quarantaine-Gebäudes auf Staten Island und „der brutalen Behandlung der darin befindlichen Kranken hat der „Gouverneur des Staates New-York eine in einem starken Ton ab-„gefaßte Proclamation erlassen, in der er erklärt, daß, da sich die

„Grafschaft Richmond in einem Zustande der Insurrektion befinde, „zum Schutze des Staatseigenthums und zum Schutze des Lebens „der Kranken eine ausreichende Militärmacht nach der Quarantaine „gesandt werden soll. Um die Kranken vorläufig unterzubringen, „errichtete man geräumige Schuppen. Die Kranken hatten sehr „schwer gelitten. Eine Zeitung sagt mit Bezug auf die ihnen zu „Theil gewordene Behandlung: Wir haben jetzt eine weit bessere „Meinung von Nena Sahib, als früher; die von ihm zu Cawnpur „begangenen Greuel waren schrecklich genug. Aber waren sie schreck„licher, als das Benehmen gewisser Menschen auf Staten Island „gegen die Kranken während der am vorigen Donnerstag stattge„habten Verbrennung des Hospitals? Dem amtlichen Berichte des „Dr. Bissel zufolge war die Behandlung der am gelben Fieber und „an den Blattern leidenden Patienten so barbarisch als möglich. „Sie wurden — wir citiren den Doktor — während der ganzen „Zeit halb erstickt und gebraten, und die Wärterinen und Andere „mußten sie alle drei Minuten mit Wasser begießen, um sie vor „dem Feuertode zu schützen."

Ein Viertel Jahr darnach, Anfangs Dezember, brachten unsere Blätter folgende Nachschrift: „Richter Metcalf gab am Donnerstage „in dem Quarantaine-Prozesse sein Urtheil dahin ab, daß die der „Brandstiftung angeklagten Personen zu entlassen seien, da sie nur „eine nach dem Ausspruche der Aerzte für die Gesundheit der Be„völkerung Staten Islands schädliche Anstalt zerstört hätten. Der „Staatsanwalt, der in diesem Prozesse als Kläger auftritt, dürfte „sich jedoch mit dieser Entscheidung kaum begnügen und sich an „einen höheren Gerichtshof wenden, wäre es auch nur, um das „Decorum zu bewahren."

Beim Anblicke dieser düsteren Gemälde, welche uns Amerikaner über ihre Heimath selbst entrollen, darf ein Jeder wohl an sein eigenes Vaterland denken und sich die Frage vorlegen, wie es wohl im eigenen Staate aussehen würde, wenn die Strenge der Gesetze sich milderte, wenn die oberste Leitung die Zügel weniger straff in Händen hielte. Unsere öffentlichen Verhandlungen lassen uns tiefe Blicke in die Zustände unseres socialen Lebens thun, welche den Menschenfreund mit Trauer und Betrübniß erfüllen, namentlich wenn

man auch so Manchen aus jenen Ständen, welche dem geringeren Stande als Muster voranstehen sollen, mit gemeinen Verbrechen belastet sieht. So wird aus Bucharest vom 1. Dezember 1857 geschrieben, daß alldort eine Räuberbande in dem Hause eines dortigen reichen Waarenhändlers, Namens P . . . ., ergriffen und verhaftet worden ist. „Die Geständnisse, welche die ergriffenen Personen allmählig machten, führten mehrere Verhaftungen herbei, und die „Spuren, die man zu verfolgen hatte, führten in immer höhere „Schichten der Gesellschaft. Namentlich soll d'Aubusson, die Spitze „der Bande, eine Reihe von Personen als seine Helfershelfer bezeichnet haben, die Mitglieder der ersten Familien des Landes sind. „Es ist eine Thatsache, daß der Polizeiminister erklärt hat, er könne „die Untersuchung nicht weiter fortführen, weil sonst Familien mit „Schmach bedeckt würden, die zu schonen „„der Patriotismus““ gebiete. — Um sich einen Begriff zu machen, wie weit der Verdacht „gediehen, und welche Vorkehrungsmittel zu ergreifen man sich genöthigt glaubt, diene die Thatsache, daß die Reisenden, welche das „Land verlassen, in den Postwägen und auf den Schiffen von der „Polizei untersucht werden, ob sie nicht gestohlene Kostbarkeiten mit „sich führen. Selbst Frauen unterliegen solchen polizeilichen Untersuchungen.“

Fortsetzung.

Diese aus fremden Ländern zu uns gelangten Nachrichten über die Zustände der menschlichen Gesellschaft werfen ein höchst düsteres Licht auf dieselbe, und Mancher von uns wird sich freudig gestehen, daß es denn doch besser bei ihm in seinem Lande um die Gesellschaft stehe. — Dieses ist allerdings wahr, allein trotz der besseren Lage, in welcher die Gesellschaft bei uns sich befindet, ist dieselbe dennoch keineswegs eine erfreuliche zu nennen, namentlich wenn man auf die Stimmung hinblicket, mit welcher sich die verschiedenen Stände einander gegenüberstehen. Der eine Stand sondert sich von den übrigen ab. Diese, namentlich die niedersten Stände, fragen nicht nach dem Motive, warum dieß geschieht, ob Hochmuth wirklich auf jener, oder ob Selbstschuld auf dieser Seite die Veranlassung hiezu ist. Man fühlt oder glaubt vielmehr sich dadurch verachtet,

gleichsam von jenen weggeworfen, und trägt deßhalb Haß und Ingrimm, Neid und Bosheit im Busen. Diese Kluft ist an einem Orte ganz gering, kaum merklich, an einem anderen aber wird sie zu einem mächtigen Schlunde, in welchen man nur mit Unbehagen blicken kann. Das Jahr 1848 hat uns in dieser Beziehung tiefe Blicke in unsere Zustände thun lassen. Wir sprechen nicht von dem Hasse, welcher zu jener Zeit aus politischen Meinungsverschiedenheiten hervorgegangen ist, auch nicht von jenem, welcher provocirt worden ist durch hartnäckiges Verweigern von Wünschen und Forderungen Einzelner oder Mehrerer des Volkes, sondern wir sprechen nur von jenem Hasse, welcher sich in der Verfolgung um des Standes willen kennzeichnete. Da gab es Beispiele, daß frühere Wohlthäter des Volkes von diesem ohne die geringste Veranlassung tief betrübt worden sind.

Jene Unruhen sind beschwichtigt. Ist aber dafür eine Gesinnungsänderung während dieser Zeit in die Menschen eingezogen? — Dieß läßt sich kaum denken: vielmehr muß man annehmen, daß das Feuer der Leidenschaften unter der sie bedeckenden Asche fortglimmt. Die Neuzeit hat bewiesen, daß es Orte gibt, wo der Sachverhalt wirklich noch so ist. Nämlich im vorletzten Monate des so eben abgelaufenen Jahres 1859 erhob sich ganz Deutschland, den Manen eines Mannes, welcher sich durch eine schwunghafte, bilderreiche und schöne Sprache um sein Vaterland verdient gemacht hatte, eine Huldigung zu bringen. Die größten Städte wetteiferten mit einander, diese Feier würdig zu begehen. Die Feier galt, wie wir Alle wissen, dem hochbegabten Dichter Friedrich v. Schiller. Und ungemeines Erstaunen mußte es allenthalben erregen, als die Zeitungen die Nachricht brachten, daß in Berlin, welches sich „die Metropole der Intelligenz“ nennt, die beabsichtigte Feier von Polizei wegen Beschränkungen unterstellt worden ist. Das Räthsel, warum man einer unschuldigen Feier Beschränkungen aufzulegen für nöthig hielt, hat sich aber bald gelöst. Die Auflösung ist recht gut entnehmbar aus jenen Zeitungsberichten, welche die Art jener Feier besprachen. Wir wiederholen nur Einige derselben: „Ueber den „Unfug am Abende des 10. November (1859) auf dem Gensdarmen„markte laufen empörende Spezialberichte aus den amtlichen Stellen

„ein. Man hat brennende Schwärmer unter die Schutzleute ge„worfen, einzelne Beamte, welche harmlos ihrer Wege gegangen sind, „umringt, gedrängt, so daß sie kaum Luft haben konnten, und ihnen „die Säbel abgerissen. Anderen Beamten sind ohne jede Veran„lassung die Schöße der Uniformmäntel zerfetzt worden, noch andere „sind niedergeworfen und mit Füssen getreten worden. Man hat „in vielen Fällen Steine, Bretter und Stangen auf die Beamten „geschleudert und dieselben förmlich provocirt, obwohl sich dieselben „mit Geduld und Ruhe benommen haben. — Hunderte von Buben „machten auf jeden anständigen, mit einem Hut bekleideten Herrn „Jagd, und trieben ihm den Hut unter Hohngelächter auf den Kopf. „Es war ein Brüllen, Toben und Pfeifen, daß man kein Wort ver„stehen konnte. Am schändlichsten hat man gegen die Damen ge„wirthschaftet. Anständige junge Mädchen sind auf der Straße von „drei oder vier Burschen, welche sie anrannten, niedergeworfen und, „wenn sie auf der Erde lagen, schamlos behandelt worden. Einer „Dame wurden die Kleider derartig vom Leibe gerissen, daß sie mit „einem ihr mitleidig dargereichten Herrenmantel ihre Blößen zudecken „mußte. Insbesondere hatten es die Straßenbuben auf die Crino„linen der Damen abgesehen. Mehreren derselben wurden diese „Kleidungsstücke vom Leibe gerissen. Die Zahl der Excedenten war „so groß, daß man sie auf zweitausend schätzt."

Um die Totaleinsicht in die socialen Zustände überhaupt zu ergänzen, kann nicht unerwähnt bleiben, daß sich die höheren Stände einander den Vorwurf machten, diesen Scandal der niedern Stände provocirt zu haben; denn einige Tage später ließ sich in einem Berliner Blatte Folgendes lesen: „Ob, wie einzelne Stimmen behaup„ten, diese Rohheiten wirklich auf Anstiften einer Partei gebracht „wurden, wird die Untersuchung ergeben: ich bemerke nur, daß die „untern Volksschichten Berlin's von dem Abhub des unkultivirtesten „Stammes an Sittenlosigkeit kaum erreicht werden, und die Greuel„scenen, durch welche diese bestialische Horde bei der Beerdigung Alexan„ders v. **Humboldt** einen nicht zu verwischenden Schimpf der „„Me„„tropole der Intelligenz"" anhefteten, beweisen zur Genüge, daß es in „Berlin gar keiner „„Anstifter"" bedarf, um den Kultus des Genius „entweiht zu sehen. Die Presse war rücksichtsvoll genug, wenn sie

„der empörenden Greuelscenen nicht gedachte, welche bei der Leichen-
„bestattung Humboldt's sich zutrugen. Damals fehlte nur wenig,
„daß sich der Pöbel der Leiche des großen Todten bemächtigte, um
„sie zum Entsetzen der Welt auf den Markt zu schleudern. Frauen-
„zimmer, mit aufgelöstem Haare, barfüßig, bemächtigten sich damals
„des Leichenwagens, machten sich auf demselben breit, und sangen
„die gemeinsten Straßenlieder. Und unter solcher Begleitung wurde
„die Leiche von Berlin nach dem zwei Meilen entfernten Tegel ge-
„bracht. Die Polizei rührte sich nicht und ließ den Pöbel gewähren.
„Jetzt, da diese Brutalitäten abermals den Kultus des Genius ent-
„weihten, ist es Pflicht der Presse, davon zu reden."

Ganz naiv fährt dieser Artikel fort: „Vielleicht hilft diese Be-
„schämung, daß die Bevölkerung Berlin's, statt wie gewöhnlich solche
„Ausbrüche der äußersten Entmenschung als „„Berliner Volkswitz""
„zu belachen, ihren Ordnungs- und Empfindungssinn für jede Ver-
„letzung von Sitte und Recht ein wenig schärfe."

In vorstehend nacherzählten Mißständen im socialen Leben eini-
ger Gegenden ist größtentheils und die meiste Schuld jenen zur Last
gelegt, welchen die Lenkung der Gesellschaft nach bestimmten Normen
anvertraut ist. Es ist allerdings wahr, daß sich die Mißstände der
Gesellschaft um so mehr ausbreiten müssen, wenn einer übel ver-
standenen Freiheit der Zügel nicht straff genug gehalten wird, wenn
die Richter bestechlich, feig, den Eingaben ihrer Laune folgen werden,
wenn die falsche Philanthropie auf ihrer gegenwärtig betretenen Bahn
unaufhaltsam fortschreiten würde. Allein nicht alles Uebel rührt
daher, das meiste hat seinen Ursprung aus dem Tiefinnersten der
Gesellschaft. Betrachte man nur diese und ihre Zustände genau.
Das liebe „Ich" will fast in allen Beziehungen vorangestellt sein.
Um den Nächsten kümmert man sich weitaus in der Mehrzahl ge-
rade nur so viel, als blos nothwendig ist zum eigenen Bestande,
zur eigenen Gemächlichkeit; der Andere mag sehen, wie er zurecht
kommt; dabei aber unterläßt man eben nicht, geheuchelte und falsche
Menschenliebe überall und offen zur Schau zu tragen, bemitleidet
den Verbrecher, auf welche Art nur immer derselbe gegen die Mensch-
heit sich vergangen hat, blos deßwegen, weil er bestraft werden
soll, oder sucht mit mehr als Billigkeit Milderung der Strafe oder

Begnadigung zu erlangen, unbekümmert, ob derselbe Mensch sich wirklich jetzt gebessert hat und für die Gesellschaft wieder taugt. Die Belege hiefür sind in den öffentlichen Blättern, den öffentlichen Verhandlungen, dem öffentlichen und gesonderten Verkehre unschwer zu sammeln, wenn man nur die verblendende Binde der Selbstsucht oder des Dünkels von den Augen nehmen mag. — Ja, ja, diese Gesellschaft studire man mit Ueberlegung ohne irgend eine vorgefaßte Meinung, wie sie ihr liebes „Ich“ liebt, über Alles liebt, hierauf in zweiter Reihe dinglichen Gegenständen, sodann Lieblingsthieren, als Pferden, Hunden, Katzen und Hausthieren jeder Art in vielen Fällen mehr Aufmerksamkeit zuwendet, als dem Mitmenschen, welcher gar oft gleichsam als das dritte Glied erscheint, dem man aber nicht mehr Rücksicht zuwendet, als gerade die Laune, die Nothwendigkeit, die Gemächlichkeit, die Körperlust verlangt: man wird alsdann auch finden, wenn man nämlich einen tiefen Blick in die menschliche Gesellschaft geworfen hat, daß der eine Theil gar oft auch die dargebotene Menschenliebe zurückweist, oder mißbraucht, nicht selten zum Schaden des Wohlthäters umwendet. Da wird doch recht ersichtlich sein, daß die Gesellschaft nur oberflächlich zusammenhängt, und noch außerordentlich viel der Aufbesserung, der Befestigung bedarf.

Die menschliche Gesellschaft stellt uns das Bild des Menschen, freilich in sehr großem Maßstabe dar. Sie bedarf, wie jeder einzelne Mensch, des gegenseitigen Beistandes sowohl in materieller, wie in geistiger Beziehung. Gleichwie im Menschen weder das eine noch das andere vernachlässigt werden darf, eben so darf in der menschlichen Gesellschaft weder das Materielle, noch das Geistige vernachlässigt werden. Gleichwie in jedem einzelnen Menschen ein Mißverhältniß eintritt, wenn dieser nur seinen Körper pflegt und um seine geistige Ausbildung sich wenig oder gar nichts bekümmert, eben so tritt ein Mißverhältniß ein, wenn die menschliche Gesellschaft sonst keine weitere Bedürfnisse anstrebt, als die materiellen, die für den Unterhalt: und gleichwie ein Mißverhältniß zum Nachtheile des Körpers erfolgt, wenn diesem weniger Sorgfalt als der Ausbildung des Geistes zugewendet wird, eben so verhält sich's mit der menschlichen Gesellschaft, und es gereicht ihr zum Nachtheile,

wenn sie ihre geistigen Kräfte nicht auch zum materiellen Wohle des Gesammtstaates mit verwendet: und eben so wie jeder einzelne Mensch ohne Kenntniß seines Standpunktes in der Natur und ohne seine Stütze an die ewige Sicherheit von Abirrung in Abirrung wandelt, eben so fällt die ganze Gesellschaft von Abirrung in Abirrung, wenn sie den allein vorgeschriebenen Weg, welcher von der ewigen Sicherheit ausgeht und in diese zurückkehrt, verläßt. — Eben so wie jeder einzelne Mensch ohne Belehrung nie zur wahren Kenntniß der Natur und seiner Stellung in derselben gelanget, eben so wenig erhebt sich die menschliche Gesellschaft ohne gegenseitige Unterstützung und Belehrung in materieller und geistiger Hinsicht zu der Stufe, welche die Menschheit in der Natur einzunehmen berufen ist: und eben so wenig jeder einzelne Mensch ohne vereintes Wirken aller seiner Kräfte und ohne Anlehnen an seine ewig unwandelbare Stütze nie den wahren Frieden genießen wird, eben so wenig kann der großen Menschengesellschaft der wahre Frieden und die allgemeine Freude zu Theil werden, wenn die geistigen und Körperkräfte nicht zum gemeinsamen Wirken unter dem gemeinsamen Anschlusse an die ewige Sicherheit zusammentreten, wenn die verschiedenen Kräfte einseitig wirken, sich zersplittern und ihre unwandelbare Stütze verlassen. Je weiter die Kräfte eines jeden Einzelnen auseinandergehen, und je mehr sich jeder einzelne Mensch von der von Gott vorgezeichneten Bahn entfernt, desto tiefer ist sein Fall, desto schmerzhafter werden die Ausgleichungen. Gerade das finden wir in der großen Menschenverkettung wieder. Je mehr sich die Kräfte gegenseitig entfernen, und je mehr diese Kette ihren festen Ankergrund verlieret, desto schrecklicher erfolgen die Ausgleichungen. Einen Beleg hiefür, großartig, gewaltig und folgenreich, wie es keinen zweiten mehr gibt, liefert uns die Geschichte an der französischen Revolution in den letzten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts. Alles Heilige, alles Erhabene ward zu Boden getreten, und Menschen wütheten gegen Menschen in aller Kraft eines entfesselten Elementes. Die allgemeine Verirrung eines Volkes floß weithin über, goß Verwirrung über einen ganzen Welttheil, welcher mehrere Jahre lang unter den blutigen Schlägen derselben zuckte.

Diese französische Revolution hat schon vielfache Beurtheiler ge-

funden; ihre Urtheile aber laufen weit auseinander, wie sich auch bei einem so weit tragenden Ereignisse und dem wandelbaren Sinne der Menschen voraussetzen läßt. Der eine Theil findet sie fluchwürdig, der andere hingegen hebt sie hoch über die Wolken. Beide Parteien scheinen von Vorurtheilen und Leidenschaften nicht gänzlich frei zu sein; namentlich dürfte man dieses annehmen, wenn man bedenkt, daß in der Allgewalt jener Verhältnisse eine Ausgleichung der größten Art erfolgen mußte, durchaus unaufhaltbar war, gleichwie ein schweres Gewitter unabwendbar ist, wenn sich Wasser in ungeheurer Menge in der Atmosphäre zu Wolken gebildet und die elektrischen Spannungen bis zu einer nothwendigen Ausgleichung gediehen sind. Eben weil alle Grundlagen, auf welchen der ruhige und sichere Bestand der menschlichen Gesellschaft ruhet, bei diesem Volke unterwühlt waren, eben darum mußten auch alle Institute der Menschen in ein Chaos zusammenstürzen.

Fortsetzung.

Es ist kein eitler Wahn, daß sich ein jeder Mensch einzeln und die ganze Körperschaft gemeinschaftlich an eine sichere Stütze anzuschließen haben, damit auf diese Art jeder Einzelne und alle gemeinschaftlich zum gemeinschaftlichen Wohle beitragen können. Die Geschichte hält uns in eben dieser französischen Revolution einen Spiegel von den riesigsten Dimensionen vor unsere Augen, daß wir diese nur zu öffnen brauchen, um alsbald die Bestätigung desselben zu finden, nämlich, daß die Grundlage der Menschheit zur Anstrebung auch der irdischen Glückseligkeit das Anschließen an eine sichere Stütze ist. — Gar Mancher lebt dahin bis in's tiefe Mannesalter, vom sogenannten Glücke begünstiget, und lächelt über den Trost, welchen die Religion spendet, lächelt über die Sympathie, welche Menschen an Menschen knüpfet. Im Gefühle seiner Lebenskraft, vom Glücke verblendet und vom Körpergenusse übersättigt, läßt er nie die Ahnung aufkommen, daß es mit ihm anders werden könne. Da — plötzlich tritt ein erschütterndes Ereigniß für ihn ein, er wird zerknirscht, niedergebeugt und von Allen verlassen hat er Niemanden, der ihn aufrichtet, der seinen Kummer tragen hilft, unter dem er dem Wahnsinn oder der Selbsttödtung anheimfällt.

Dasselbe finden wir im großartigsten Maßstabe an der französischen Revolution wieder gegeben. Wir finden diese Verwirrung bis zur Selbstzerfleischung der großen Körperschaft eines großen Volkes, aber auch dessen Verlassen seines Stützpunktes an der ewigen Sicherheit. Die entferntere Ursache dieser Revolution lag in gewissen bekannten Ereignissen. Die nähern hingegen müssen wir anderswo suchen. Diese lag in der religiösen Zerfahrenheit eines großen Theiles dieses Volkes. Es ist eine bekannte Thatsache, daß sich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Frankreich drei Männer von hervorragendem Geiste verbunden hatten, in der Absicht, den Glauben an das Christenthum zu vernichten. Sie nannten sich Alembert, Diderot und Voltaire. Letzterer war das Haupt des Bundes. Sie selbst gaben sich den Namen „Brüder in Beelzebub." In einer reichen, schönen, blühenden Sprachweise trugen sie vor, was den Sinnen zunächst ansprach. Man las ihre Schriften deßhalb gerne, in welchen sie den Glauben an ein Gotteswalten als die Ausgeburt egoistischer Zwecke darstellten und in das Reich des Unnatürlichen, des Lächerlichen, des Thörigten, des Träumerischen hineinzogen. Diese drei Männer fanden in ihrem unheilbefördernden und unheilbringenden Treiben viele und eifrige Mitarbeiter. Die ohnehin schlaffen Sitten lockerten sich noch mehr, die Stände der Gesellschaft sonderten sich immer weiter von einander ab, der schroffste Egoismus wurde der Geist der Zeit, und ein Jeder suchte sich auf Kosten des Andern Vortheile zu verschaffen. An die Stelle der Menschenliebe trat Menschenhaß, statt Achtung vor den Höheren bemeisterte sich der Gemüther Verachtung. Alle niederen Leidenschaften wurden geweckt und groß gezogen. — So war die Sachlage, als durch übermäßige Verschwendungen, Maitressenwirthschaft und falsche Politik, sowie durch frühere Kriege der Staatsbanquerott allmählig heraufbeschworen worden ist. Die Flamme, welche der Zeit her nur im Verborgenen zuckte, schlug jetzt lodernd in die Höhe und über ganz Frankreich zusammen. Ganz Europa hat es mit empfunden. — Der Verlauf der jetzt ausgebrochenen Revolution ist bekannt genug.

Der Same, welchen Voltaire und seine Genossen ausgesäet hatten, fiel auf gutes Erdreich. Er keimte, wie jedes Unkraut,

und die Saat gedieh vortrefflich. Die Erndte aber haben sie nicht erlebt. Hätte sich wohl Voltaire, der seine Saat mit so großer Selbstzufriedenheit gedeihen sah, daß er „seinen Brüdern in Beelzebub" zwischen 1760 und 1770 nach Paris schrieb, daß zwischen Genf und Bern kein einziger Christ mehr sei, daß ganz Europa jetzt lauter vernünftige Menschen besitze, der Erndte eben so freuen können, wie über den Stand seiner Saaten? — Die Ernte wurde eine überreiche. Man hat das Christenthum wie ein besudeltes Kleid weggeworfen und dafür einen neuen, einen Vernunftdienst ersonnen, welcher am 10. November 1793 zum erstenmale in der Kirche „Notre Dame" zu Paris eingeführt worden ist. Als „Vernunftgöttin" repräsentirte eine Schauspielerin von den lockersten Sitten. Diese ward halbnackt, auf einem Triumphwagen sitzend, zum Altare gefahren und allda mit Gesängen und unter Räucherungen angebetet. Die dortigen Machthaber in Paris mit dem ganzen Convente kamen herbei, um unter Jubelgeschrei der selbstcreirten Volksgöttin ihre Huldigung in Freiheitshymnen darzubringen. — Mit der Abschaffung der christlichen Religion war auch der gewöhnliche Kalender abgeschafft worden. Man rechnete vom 22. September 1792 an das erste Jahr der Freiheit. In dem neuen Kalender war kein Sonntag, kein Festtag aufgezeichnet, sondern Namen von Thieren, Gewächsen und Mineralien bezeichneten die Tage: auf den 25. Dezember, auf das heilige Weihnachtsfest, war das Schwein gesetzt. Jeder zehnte Tag des Monats, Decadi genannt, sollte ein Ruhetag sein. — Endlich, am 7. Mai 1794 sprach Robespierre, der damalige oberste Machtführer, als er schon merkte, daß der Boden unter seinen Füssen zu wanken begann, im Convent für die Wiedereinführung der Gottesreligion, und trug auf Anerkennung des Daseins eines höchsten Wesens von Seite des Convents an. Zugleich sollten verschiedene Feste die Menschen an Gott und an die Würde seiner selbst erinnern. Dieser Antrag ward angenommen, das Dasein eines höchsten Wesen decretirt und am 8. Juni 1794 das erste Fest desselben unter Robespierre's Vorsitz gefeiert.

Wenn man die Gottheit als einen zweckdienlichen Gegenstand behandelt, welchen man nach Belieben an sich ziehen oder von sich

entfernen kann, muß nothwendiger Weise die Menschheit mit ihrer Entfernung von ihrer eigenen Stütze auf Abwege der verworrensten Art gelangen. Die nächste Abirrung muß aber die Auflösung des geselligen Verbandes sein. Die französische Revolution hat es bewiesen, daß dem so sei. Die schrecklichen Folgen, welche aus der Auflösung des geselligen Verbandes in Frankreich entsprungen sind, hat die Geschichte für alle Zeiten zum ewigen Gedächtnisse, zur Warnung, zur Darnachachtung, zur Belehrung aufgezeichnet. Daß Voltaire und Consorten, so wie Rousseau durch ihre Schriften größtentheils und überwiegend die Dissolution des socialen Zusammenhanges herbeigeführt haben, wird von Jedermann, welcher den Zusammenhang der Ereignisse durchdacht hat, behauptet; denn diese Männer mit ihren eminenten Geistesgaben gossen, statt mit diesen gegen die bestehenden Uebelstände anzukämpfen, Zündstoff und Brennmaterial in die empfänglichen Massen. Es ist wohl bekannt, daß die französische Regierung einige gegen die Sittlichkeit und die Religion anstößige Schriften von Voltaire und Rousseau verbrennen ließ. Allein damit war die Sache nicht abgemacht, es wurde im Gegentheil die Sache verschlimmert: denn diese verpönten Geistesprodukte wurden heimlich gedruckt und darum, weil sie verboten waren, um so eifriger gelesen: dazu kam noch, daß Voltaire in seinem großen Vermögen (er war ein reicher Mann) die Mittel besaß und sie auch anwandte, um Flugschriften aller Art drucken zu lassen und sie den Leuten unentgeldlich in's Haus zu schicken.

Leider muß man sich gestehen, daß Voltaires Aeußerung, als er sagte, daß die Bücher der Philosophen (damit waren die der Brüder in Beelzebub gemeint) der allgemeine Katechismus aller Nationen geworden, und daß die Philosophie allenthalben recht zahlreiche Freunde besitze, viel Wahrheit enthält. Wenn man die jetzigen sittlichen Zustände in unserm Umkreise selbst betrachtet und jene in weiteren Kreisen nach den Berichten würdiget, so kann man nicht anders, als diese für sehr zerfallen zu bezeichnen. Gerade so wie die Sitten, so ist auch die Denkweise unter diesen Nationen eine laxe geworden. Die Zunahme der unehelichen Geburten, die Ueberhandnahme der Syphilis, die einreißende Mißachtung aller göttlichen und menschlichen Institutionen sind eben so viele, als traurige Be-

lege hiefür. — Noch vor fünfzig Jahren war, wenigstens in Deutschland, unter einer Seelenzahl von tausend Seelen eine uneheliche Geburt eine seltenere Erscheinung. Jetzt aber darf man annehmen, daß jedes vierte oder fünfte Kind ein außereheliches ist: ja — aus Stockholm ward Ende Juni 1857 geschrieben: „Bei „der letzten Volkszählung hatte Stockholm 100,000 Einwohner, sie „hat sich demnach seit 1840 um 20,000 Köpfe vermehrt. Die „Zahl der unehelichen Geburten ist beinahe eben so groß als „die der ehelichen." Ferner brachten die öffentlichen Blätter Anfangs April 1858 Folgendes: „In Mecklenburg gibt es nach „den statistischen Nachrichten 200 Ortschaften, in denen ein Drittheil: — 100, in denen die Hälfte: und 79, in denen alle „Geburten eines Jahres uneheliche waren."

Gleichen Schritt mit dem Laster der Sitten schreitet die Krankheit des Lasters, welche man bezeichnend genug „Lustseuche" nennt. Hier spielen die Hauptstädte der verschiedenen Staaten die hervorragendsten Rollen. So sagt ein Zeitungsbericht: „Berlin, 30. Juni „1857. Die Syphilis hat in unserer Stadt jetzt eine schreckenerregende Ausbreitung gefunden. Es hat die Kommune täglich „durchschnittlich 180 Dirnen, welche von dieser Krankheit befallen „sind, auf ihre Kosten heilen zu lassen. Diese Unglücklichen sind „von dem Laster meistentheils deßhalb gewonnen worden, weil sie „ältern- und aufsichtslos waren. Man fürchtet daher für die öffentlichen Waisenmädchen, von welchen jetzt schon sehr viele der „Prostitution verfallen sind, und bringt von Neuem den Plan in „Vorschlag, die städtischen Waisenkinder außerhalb in Pflege zu „geben, um sie auf diese Weise wo möglich von der Stadt und „von dem Verderben für spätere Jahre ferne zu halten." — Von den Städten aus hat sich das Laster und die Krankheit des Lasters allenthalben hin ausgebreitet, so daß man in einfachen Bauerndörfern sechszehnjährige Mädchen mit der Venerie, mit Feuchtwarzen reichlich behaftet, angetroffen hat. — Der Vorstand eines gewissen Landgerichts äußerte sich vor mehreren Monaten, als bei Gericht mehrere, der Lustseuche verdächtige Personen einer Gegend ärztlich untersucht worden sind: „Nun, jetzt glaube ich vollkommen, „was mir der Gemeindevorsteher zu P. persönlich gesagt hat, daß

„ein jeder ordentliche Bursche und ein jedes ordentliche Mädchen „Anstand nehmen, Tänze und andere öffentliche Lustbarkeiten zu „besuchen, da die ungezogene Jugend beiderlei Geschlechtes schamlos „in allen Winkeln verkehrten." — Es sei erlaubt, noch eine Thatsache hieher anzuführen, um zu sehen, wie tief selbst das Landvolk in manchen Bezirken schon gesunken ist. In einem kleinen Dörfchen, welches so ziemlich ferne von einer größeren, oder Provinzialhauptstadt liegt, und nach den amtlichen Erhebungen mit Einschluß der Säuglinge und Greise nur 202 Personen, also 202 Seelen zählt, hat man im Jahre 1858 zu gleicher Zeit 9, sage mit Worten, Neun schwangere, ledige Weibspersonen gefunden.

Mit der Sittenverderbniß nicht nur in diesem Punkte, sondern im Allgemeinen gehen die Denk- und Handlungsweisen der Menschen im gemeinsamen Schritte, schreitet die Dissolution der Gesellschaft bis zu jener Grenze, wo ein Rückwärtsgehen kaum mehr möglich sein wird, sondern zum gewaltsamen Umbiegen gezwungen werden muß. Der falsche Götze des Erwerbes, des Erringens wird mit rücksichtlosestem Eifer angebetet, je mehr erworben wird, desto besser, über die Auswahl der Mittel hiezu ist man oft gar nicht verlegen, und um die Noth, die man den Andern durch den unredlichen Erwerb bereitet, sieht man kaum hin. Wann hat man mehr von Banquerotten, von Bestehlungen öffentlicher und privater Kassen, von Schwindeleien und Betrügereien gehört als in unsern Zeiten?! — Dadurch wird ein anderes Laster hervorgerufen, das der Selbsttödtung. Wenn man seinen Götzen aus den Augen verloren, so greift man zum Stricke. Etwa um denselben damit zu binden?! Ei bewahre. Er wird das Todeswerkzeug, oder wählt irgend ein anderes, um das „gottlose" (im wahren Sinne des Wortes) Leben abzustreifen. Noch nie hat man so viel von Selbstmorden gehört, als jetzt: beinahe kein Tag vergeht, wo nicht die öffentlichen Blätter einen oder mehrere Fälle aufgeführt enthalten. Die Städte stehen wieder obenan. Ein Zeitungsbericht sagt: „Die Selbstmorde in „Berlin nehmen so überhand, daß man sich von kirchlicher Seite „veranlaßt sieht, dieselben mit dem Ausdrucke des Entsetzens öffent„lich zur Sprache zu bringen. In zwei Wochen, vom 26. Juni „bis 8. Juli sind nicht weniger als 23 Selbstmorde und Selbst-

„mordversuche zur Kenntniß der Behörden gekommen, und dabei „fragt es sich noch, ob von allen hieher gehörenden Fällen die Behörden Wissenschaft erhalten haben! Die genannte Zahl 23 ist „daher nur als ein Minimum zu betrachten."

Den schlagendsten Beweis von Mißachtung aller göttlichen und menschlichen Anordnungen finden wir aber in den „Meineiden", und da gibt unsere Zeit ein trauriges Zeugniß. Welche Zeit hat so viele Meineide und falsche Zeugnisse nebst Verleitungen zum Meineide aufzuweisen, als die gegenwärtige? Die Behörden fühlen dieß beinahe täglich. Sie verschärfen ihre Maßregeln wohl dagegen; allein ihre Anordnungen werden nicht von Erfolg gekrönt, was in vieler Beziehung gar nicht anders sein kann; denn der Glaube an Gott, an die Unsterblichkeit und die ewige Vergeltung ist selbst in den niedern Ständen so schwankend, so verwischt, daß in Gesprächen oftmals die Aeußerung fällt, wenn gelegentlich die Sprache auf diese hohen Wichtigkeiten eines Menschen kommt: „Ja — wer „glaubt noch daran!" — Oft ist selbst ein ganz geringfügiger Umstand Veranlassung, Andere zu falschen gerichtlichen Aussagen zu verleiten, wie aus einer Schwurgerichtsverhandlung zu Würzburg im Juli 1857 hervorgeht. Die öffentlichen Blätter sagten Fol- „gendes darüber aus: „Anna Maria Steigerwald aus Königshofen „wurde wegen Verbrechens der Brandstiftung II. Grades zu sechs- „zehnjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt. Es kann nicht unberührt „bleiben, welch schmähliches Treiben in dieser Sache (Brandstiftung) „im Orte Königshofen sich kund that. Es war ein Verdienst der „öffentlichen Verhandlung, aufgedeckt zu haben, daß man Alles auf- „bot, die Angeklagte „„herauszureißen,"" um nicht ihre Kinder aus „Gemeindemitteln unterhalten zu müssen. Man scheute sich zu diesem „Zwecke nicht, die Zeugen zu suborniren, wie sie ihre Aussagen ein- „richten sollen, „„indem es ja einerlei sei, wie sie aussagten, da „„sie ihr Zeugengeld ja doch bekämen, und man doch nicht die „„Kinder zu unterhalten hätte."" Das war so dem Hauptinhalte „nach eine derartige Aeußerung. Ja man drohte einer Zeugin, die „allerdings eine Hauptzeugin war, mit Mißhandlungen aller Art."

Unter den vielen Beispielen von Meineiden möge folgende Geschichte hier Platz greifen. Im Jahre 1848 wurde eines Abends

in der Dunkelheit ein junger Bauersmann zu B. sterbend vor seiner Hausthüre ohne Geräusch niedergelegt. Seine Frau fand ihn daselbst, schaffte ihn mit Hilfe anderer Personen in die Wohnstube, allwo er auch sogleich, ohne ein Wort sprechen zu können, seinen letzten Athemzug that. Am Morgen desselben Tages war er in Begleitung mehrerer Ortsnachbarn auf die Jagd, welche zu jener Zeit freigegeben war, gegangen. Bei der Obduktion fand man einen ganzen Schuß mit Schroten, wie man sie zur Erlegung der Hasen gebraucht, in großer Nähe oberhalb des Kniegelenkes in die innere Seite des Schenkels gedrungen, wodurch der Oberschenkelknochen zersplittert, die Schenkelarterie verletzt, und die Muskulatur an der getroffenen Stelle merkwürdig zermalmt worden war. Die Richtung des Schußkanals war zu der Längenaxe des Körpers ziemlich horizontal. Selbstmord war somit gar nicht anzunehmen, und ein Unglück durch unfreiwillige Entladung seines Gewehres im Tragen noch unwahrscheinlicher. Die Spuren führten zu einem gefrornen Bache, dessen entgegengesetztes Ufer an der Stelle, zu welcher die Spur führte, etwas steil anläuft. Den gefundenen Blutzeichen nach wurde angenommen, daß der Getödtete und Einer seiner Kameraden sich gegenseitig einer Flinte bedient haben mochten, welche das Mittel abgab, daß einer dem andern über die glatte Fläche helfen könnte, wobei nun, durch welche Veranlassung immer, das Unglück statt hatte. Weitere Anhaltspunkte waren nicht zu ermitteln. Der Untersuchungsrichter ließ alle Nachbarn des Ortes vor sich rufen, vom Gemeindevorsteher an bis herab zum Gemeindediener, und Alle bekräftigten durch einen Eid, von der Sache gar nichts zu wissen. Der Beamte, welcher die Untersuchung führte, und durch mehr als zwanzigjährige Dienstzeit als Assessor beim Landgerichte, wozu B. gehörte, die Menschen und alle Verhältnisse des Distriktes genau kannte, gestand dem Verfasser dieses im Vertrauen, daß er die Ueberzeugung trage, alle Ortsnachbarn, den Vorsteher mitgezählt, hätten falsch geschworen.

Fortsetzung.

In gleichem Maße, als der Glaube an Gott schwindet, und zum Oberflächlichen verwischt sowohl in den höheren, als in den

tiefern Klassen der Gesellschaft, in gleichem Verhältnisse schwindet auch die Menschenliebe, das schönste Band, welches Menschen an Menschen bindet. Man findet dieses in den Familien, in den Gemeinden, so wie in den Staaten. Ueberall. In den Amtslokalen, welche an Klagtagen oft Kopf an Kopf angefüllt sind, kann man die Belege in tausendfachen Beziehungen finden. War das etwa vor fünfzig bis siebenzig Jahren oder noch früher in unserem Vaterlande auch so? — Ja, ja — das Unkraut Beelzebubs ist gesäet; die Saaten gedeihen vortrefflich. Gott behüte uns vor der Erndte.

Wohl mag man entgegnen, daß es lächerlich erscheint, wenn man annehmen wolle, der Geist Voltaires sei selbst bei uns in die tiefsten Schichten der Gesellschaft gedrungen, da unter Tausenden von diesen kaum ein Einziger nur den Namen desselben habe aussprechen hören. — Aber weit gefehlt! — Wer etwa voraussetzen sollte und es lächerlich findet, wenn man behauptet, Voltaire's Geist sei bis in die tieferen Schichten der Gesellschaft gedrungen, der gehe hin und beschaue das Treiben der Gesellschaft durch alle Stände ganz in der Nähe, und da wird er bald finden, wie das Getriebe des geistigen Verkehres zusammengreift. Da gibt es Gelehrte und Nichtgelehrte. Zwischen Beiden stehen die Halbgelehrten. Diese stehen den niederen Ständen am nächsten: deßhalb wenden sich am liebsten die niederen Stände an die nächststehenden, und leihen ihnen um so zuversichtlicher ein williges Ohr, wenn solche Menschen ihre Sophismen bereitwillig und in einer diesen Ständen behagenden Weise vortragen. Was muß nicht Alles der gemeine Mann, vielmehr die niederen Stände, glauben! Der Nichtgelehrte fühlt, daß er unwissend ist, und begierig hascht er nach Gelegenheit, wo er seiner Geistesunbeholfenheit zu Hilfe kommen kann. Und da ist eben in unsern Tagen der Rationalismus und Materialismus bemüht, alle Minen springen zu lassen, während wieder andere gegraben werden. In der Weinschenke, auf der Bierbank, in der Werkstätte des Handwerkers entfaltet er seine Thätigkeit: der Zeitungsschreiber gibt seinen Blättern Unterhaltungsblätter mit, worin das Gift tropfenweis gereicht wird, während es der Andere in Briefen versendet, damit es auf allen Wegen in den großen Organismus des socialen Bestandes eindringe.

Selbst Gelehrte werden zugeben müssen, daß man auch in die Schriftsprache einen Zauber legen kann, welcher den Leser mit sich fortreißt, ohne ihm Zeit zu lassen, nachzudenken; so daß man erst sich sammeln, sich zwingen muß, diesen Zauber zu bannen, um ruhiger Ueberlegung Platz zu machen. Nun denke man sich Pamphlete, in den Zauber einer blühenden, fließenden, vielmehr überfließenden Sprache eingehüllt, die die Sinne zu gewinnen, für sich einzunehmen im Stande sind, Leuten in die Hände gespielt, welche weder Kraft, noch Macht besitzen, den Zauber zu lösen, Schein von Wahrheit zu trennen, und noch dazu meistens von Vorurtheilen bereits umstrickt sind — Pamphlete, welche die höchsten Bedürfnisse der Menschheit nach oberflächlicher Sinnenauffassung in der angedeuteten Weise besprechen, mit allem Pomp der Sprache geziert — Menschen von beschränktem Urtheile zur Geistesnahrung überliefert unter Zugrundlegung von wirklichen Welt- und Naturbegebenheiten ohne Sichtung der obwaltenden Umstände, ja absichtlich das Zweckdienliche, wenn auch Unpassende dabei angeführt — und noch dazu mit dem Reize des Geheimnißvollen solchen Menschen, an welchen man erst den Dünkel groß gezogen hat, zugesteckt, — wer sich da nicht klar wird, daß der Geist Beelzebub über der Menschheit schwebet, hat der Menschheit wenig Aufmerksamkeit geschenkt, hat der Ursache des Verfalles der Menschenwürde nie auf den Grund schauen mögen.

Es wäre ungerecht, wenn man einem Jeden, welcher solche Pamphlete abschreibt und verbreitet, böswillige Absicht in vorbemerkter Art unterschieben wollte. Es gibt eine Klasse von Menschen, welche von Eigendünkel strotzet. Solchen Menschen gefällt das Schöne in der Sprache ähnlicher Pamphlete, und sie möchten diese, von Eitelkeit geführt, deßhalb als ihr eigenes Machwerk an den Mann bringen und zugleich als Genie gelten, unbekümmert, ob sie damit Nutzen oder Schaden stiften. Solchen Menschen kommt die Ueberwachung der Presse von Staatswegen wie gewünscht entgegen. Sie sind die willkommenen Organe jener Menschen, welche die Saaten der Verkehrtheit für das Menschengeschlecht bestellen. — Von größeren Geistern kommt der Impuls: die Menschheit in ihrem Drange nach Wissen gibt den fruchtbaren Boden her, nimmt

zum großen Theile die Giftsaat gierig auf, allwo sie weiter bis in die tiefsten Schichten wuchert. Wenn nun so ein Mensch das feine, kitzelnde Gift eingesogen, so daß es Geist und Herz durchdrungen hat, drängt es sich zur äußerlichen Entfaltung. Und wenn denn der Mund, wie gewöhnlich, alsdann überläuft, da gibt es nicht Wenige der modernen Bildung, ja selbst Männer, welche in der Gesellschaft eine höhere Stellung haben, die solchen Kenntnissen eines solchen Menschen schmeicheln. Unter den gewöhnlichen Redensarten „der N. N. hat hausgebackenen Verstand" oder „ist ein gescheidter Kerl" werden solche Leute in ihrem Wahne noch mehr bestärkt und zu größerer Verpestung ihrer Umgebung in Wort und That angespornt.

Sollte es etwa Jemanden unwahrscheinlich dünken, daß Voltaire's System, nämlich die Zuschickung oder Zustellung von rationellistischen und materiellistischen Schriften oder Aufsätzen, heute noch und bei uns und in den Ständen der Gewerbsleute gehandhabt wird, der ist im Irrthume und wohl ihm, daß er noch keine Erfahrungen in diesem Stücke gemacht hat, oder machen konnte.

So auf diese Art verwalten jene, welche die geistige Erbschaft der Brüder in Beelzebub angetreten, gewissenhaft das angeeignete Material, und so auf diese Art wird für die Verbreitung derselben gewissenhaft gesorgt. Man ist sogar schon so weit, daß man denjenigen applaudirt, welcher sich öffentlich einen Gottesleugner nennt. Der Gerichtshof von Tours hat solchen Applaus von seinen Galerien herab am 11. Dezember 1859 vernommen. Die Folgen des antigöttlichen Strebens zeigen sich auch überall. Wir sehen den Unfrieden immer mehr in den Familien einkehren, immer mehr erblaßt der Nimbus der Heiligkeit der Ehe, immer mehr werden die ehelichen Bande geschändet, immer mehr wird die Ehe nur als ein erlaubtes Mittel zur Befriedigung gewisser sinnlicher Begierden betrachtet, immer mehr Ehen werden getrennt. In eben dem Maße, als die höchste Vereinigung in der Ehe sich lockert, in eben dem Maße machen sich alle anderen Untugenden im ganzen Familienverbande breit, und führen den Ruin um so sicherer herbei, je tiefer der Riß im Verbande selbst wird. Die Gottesreligion verwischt und an ihre Stelle tritt die Selbstsucht. Was braucht

auch der Selbstsüchtige Gottesreligion?! Er will nur, wie einst Jean Marie Collot d'Herbois, Kanonen, um Jene, welche ihn als einen schlechten Schauspieler ausgepfiffen hatten, mit Kartätschen niederschießen zu können.

Gerade so, wie in den einzelnen Familien, nur in weit größeren Verhältnissen, sieht man in den verschiedenen Orten den Gemeindeverband sich mehr und mehr lockern. An die Stelle der Menschenliebe tritt Schadenfreude: an die Stelle eines gemeinsamen Zusammengreifens für das ganze Gemeindewohl tritt das vereinzelte, eigennützige Streben. Vieler bemeistert sich die Trägheit oder das Trachten, auf Kosten der Fleißigen oder der Bemittelten sich Vortheile zu verschaffen. Unzucht, Brodneid, Verschwendung, Trunksucht, Hoffarth, Verläumdungen, Neckereien, Prozeßsucht, Anmaßungen, Betrug und Diebereien, so wie überhaupt alle Untugenden der Menschen, zu denen Ehrabschneidung nicht zu vergessen ist, üben mehr und mehr ihre verderblichen Einflüsse. Man darf nur die Augen und die Ohren offen erhalten, um die Wahrheit hievon bestätigt zu sehen. — Wohl muß man zugestehen, daß dieser oder jener Gemeindeverband Vorzüge vor einem andern besitzt. Allein frage man selbst einmal in den bessern Gemeinden an, wie es vor fünfzig bis siebenzig Jahren mit ihnen gestanden hat. Sicherlich wird man erfahren, daß früher mehr Treue und Glaube alldort, ein mehr patriarchalisches Leben geherrscht, daß in früherer Zeit ein Diebstahl auf dem Felde kaum wahrgenommen worden ist, ein solcher aber in den Orten etwas Unerhörtes war; daß man von Betrügereien und Verleumdereien früher gar nichts inne geworden, Prozesse nur hie und da, und nur solche, welche mit fremden Gemeinden oder fremden Eigenthümern, also unabwendbare, vorgekommen seien. — Mag man auch einwenden, daß das Alter gerne von der verflossenen Zeit spricht und nur Lobenswerthes von ihr vorzubringen weiß, weil es im Gefühle seiner Hinfälligkeit stets nicht gut auf die Jetztzeit zu sprechen sei: aber frage man solche Opponenten, wie es möglich war, daß in jener Zeit nur ein einfacher Beamter mit einem Nebenbeamten allen Bedürfnissen des Volkes eines Bezirkes Rechnung hat tragen können, wozu jetzt kaum sechs ausreichen. — Sie werden mit ihrer Antwort entweder im Rück-

stande bleiben oder höchstens die nichtssagende Aeußerung machen: die Verwaltung wird halt darnach gewesen sein. Daß sich aber die complicirtere Verwaltung mit der steigenden Unzufriedenheit des Volkes einführen mußte, dieses wird übersehen oder für nichts geachtet. Fragen wir aber, welcher Art, vielmehr welcher Gemeindeverband sich seit der alten Zeit moralisch wirklich gebessert habe, wird, wenn man sich die Wahrheit gestehen will, die Antwort lange auf sich warten lassen, oder gar unmöglich werden.

Wohl mag Mancher denken, daß es nur Vorurtheil sei, die allenthalben einreißende und sich immer mehr verbreitende Sittenlosigkeit als eine Folge des Strebens des längst verstorbenen Voltairs und seiner Genossen zu betrachten, da es ja doch zu allen Zeiten böse Menschen gegeben habe und böse Menschen geben werde, so lange die Welt bestehen wird. — Es muß allerdings zugegeben werden, daß es zu allen Zeiten böse Menschen gegeben hat, und daß die Zukunft die Schattenseite der Menschheit schwerlich gänzlich wird abstreifen können. Allein bedenke man, daß die Bosheit der Menschen höchst verschieden sein kann und höchst verschieden ist nach ihren Folgen. Die Unthat, resp. böse That, welche blos in das Materielle, in das Stoffhaltige, demnach in das Zeitliche eingreift, wird auch nebst den Folgen die Alles heilende Zeit vernarben. Nicht so dasjenige, was die Allgewalt mehrerer verbundenen, großen Geister für Geisteszwecke in's Dasein gerufen hat; denn dieses ist der Ausfluß der unvergänglichen Seele, welche nie die Körperstoffe treffen, sich nie mit Körperstoffen vereinigen kann, um mit ihnen gemeinsames Schicksal in leicht vergänglicher Art zu theilen. Ein Produkt der Seele kann sich nur wieder mit Seelen verbinden, und da Seelen keiner Periodicität, keiner Zeit unterworfen sind, kann sich das Seelenprodukt nach menschlichen Zeitbegriffen in's Unendliche verpflanzen, während die eigentliche That, welche das Materielle berührt, verhallt wie der Glockenschlag, welcher die Tagesstunde verkündet, gehört wird und wieder verwischt, aber nur dann von der Erinnerung fest gehalten wird, wenn sich eine besondere Eigenthümlichkeit an diesem Schalle u. s. w. knüpfet.

Niemand wird behaupten wollen, daß die Brüder in Beelzebub wirklich eine That begangen haben, welche man im gewöhnlichen

Leben eine „schändliche,“ „niedrige“ nennet. Sie haben sich nicht an fremdem Leben oder Eigenthum versündigt. Und doch haben sie gesündigt, und zwar weit schwerer. Sie haben das einzige ersprießliche Streben der Menschenseele auf Abwege zu leiten gesucht, den Boden untergraben, auf dem allein der Bestand der Menschheit in glücklicher Richtung gegeben ist. Sie haben den Weg von der unwandelbaren Stütze der Menschheit in Gott auf die Irrgänge der Menschen in die Natur, welche Menschen niemals eine Stütze sein kann, angebahnt und geebnet, auf daß sie sich in der Natur verirren. Sie waren die Feinde, welche Unkraut unter den Waizen säten, während die Menschheit schlief. Sie haben des größten Verbrechens auf Erden, der allerschwersten Versündigung an der Menschheit, die nur begangen werden kann, sich schuldig gemacht. Der göttliche Lehrer der Menschheit ist es selbst, der dieses ausspricht: „Jede Sünde und Lästerung wird den Menschen „vergeben; aber eine Lästerung des Geistes wird nicht vergeben werden. Wer wider den Sohn des Menschen spricht, „dem wird vergeben werden: **wer aber wider den heiligen „Geist spricht, dem wird es weder in dieser, noch in der „künftigen Welt vergeben werden.**“ — Voltaire und Genossen haben die Rolle des Teufels dadurch, daß sie consequent in That und Kraft nicht nur für ihre Lebzeiten, sondern für immer die Gottesreligion in der Menschheit verdrängen wollten, und auch theilweise verdrängt haben, sich angeeignet und auch großartig durchgeführt. Die Absicht des Teufels, die Menschheit zu verführen, war auch ihre Absicht, war auch ihr Ziel.

Fortsetzung.

Ueber den Begriff „Teufel“ herrschte zu allen Zeiten eine eigene Verwirrung. Anders legte ihn der Theolog aus, anders der Theosoph und wieder anders der Philosoph. Der Rationalismus nennt ihn gar „antiquirt“ und verwirft jede Annahme eines „Teufels“, obgleich die tägliche Erfahrung lehrt, daß Etwas in das Leben des einzelnen Menschen sowohl, als aller Menschen hereinragt, welches dessen oder deren Seelenruhe rauben und auf immer entführen kann.

Es kann keineswegs hieher Absicht sein, den Begriff von „Teufel“ weiter zu verfolgen, als in dem Gegenstreben, die Menschen, welche die Gottheit an sich berufen hat, von ihrem Standpunkte ab- und niederzuziehen in das Sinnliche, in Irrgänge zu verlocken und allda fest zu halten. Die Art und Weise, wie dieß geschieht, kann sich auf mehrfache Art kund geben, besteht aber hauptsächlich in Verführung und Ablenkung der Menschheit von ihrer eigentlichen Lebenscharakteristik, oder in Unterlassung der nöthigen Führung und Anleitung. Deßhalb muß der Begriff „Teufel“, will man den Standpunkt der Menschen in der Natur allein betrachten, enger gezogen und der Verständigung wegen mehr anthropomorphistisch genommen werden. Für das Erdenleben der Menschen gibt es nur ein einziges beständiges Glück, nur eine einzige, beständige, unwandelbare Ruhe. Diese sind den Menschen geboten, wie schon öfters gesagt, nur allein in der ewigen Unwandelbarkeit, in der Stütze an die Gottheit. Auf diesem Standpunkte blühen den Menschen die höhere Freude und die Freude an der Natur stets unverändert. Durch die Abirrung oder Entfernung der Menschen von dieser Stütze geht ihre reine Freude, ihr wahrer Friede sowohl in geistiger als natürlicher Beziehung zu Verlust. Aus der Vernachlässigung seiner höheren Bildung oder aus dem Vernachlässigtwerden derselben entsteht die Abirrung des Menschen von seiner Regel, aus dieser Abirrung, als nothwendige Folge, die Unhaltbarkeit, und aus dieser die Sünde und das Laster. In dieser Ansicht erscheint es nicht nothwendig, noch ein höher begabtes Wesen, als die Menschenseele ist, zu statuiren, unter dessen Einflüssen die Menschen verführt werden. Nachweisbar finden wir eben immer wieder nur Menschen, welche andere verführen, oder die höhere Anleitung unterlassen, von Selbstsucht, Hochmuth u. s. w. verblendet.

Im Vorstehenden soll nicht gesagt werden, daß man der Nichtexistenz des Teufels das Wort reden wolle. Im Gegentheile behaupten wir, daß irgend ein Wesen existirt, mag man es „Teufel“, „Satan,“ „Beelzebub“ oder wie immer nennen, welches wohl unser leibliches Auge nicht erschauen, unserm geistigen Auge dagegen aber nicht verborgen bleiben kann. — In der ganzen Natur, wohin wir nur blicken können, finden wir Harmonie, Ordnung, strenge Regel-

mäßigkeit, Wahrheit. Den nächsten und zugleich sehr schönen Beleg hiefür liefert uns das Pflanzen- und das Thierreich. Wir gewahren in ihnen nicht Abirrung, nicht Unwahrheit, sondern allenthalben Sicherheit, Beständigkeit, Wahrheit. Dieser große, weite, der Gesammtnatur aufgeprägte Grundcharakter muß nothwendigerweise Ausfluß eines Urwesens sein, des vollen, unbegrenzten Begriffes der vollkommensten Wahrheit. Zu diesem Urwesen der Wahrheit ist die Menschenseele hingewiesen und Wahrheit, der volle Inbegriff dessen, was man unter Wahrheit versteht, ist eben auch die Regel der Menschheit; und die Lüge, oder der volle Inbegriff Alles dessen, was man unter „Lüge“, „Unwahrheit“ versteht, ist das der Menschheit feindliche Prinzip. Dieses besteht. Wer ist, der solches ableugnen mag oder ableugnen will!? — Und weil dieses besteht, muß es auch nothwendig eine Stammwurzel geben, aus welcher die Unwahrheit hervorgeht. Mit dem Namen „Teufel“ bezeichnen wir diese Stammwurzel der Unwahrheit. Und Niemand wird im Ernste sagen wollen, daß Unwahrheit und Wahrheit zugleich aus einem Borne flößen, weil dieß offenbar den Dualismus erzeugen müßte, den Satz und Gegensatz, unter dessen Einfluß Nichts bestehen könnte, das „Nichtleben“ gegeben wäre. Denn eben so wenig von der Sonne wir uns denken können, daß Licht und Finsterniß zugleich ausgehen können, eben so wenig und noch weniger können wir uns vorstellen, daß Wahrheit und Unwahrheit zugleich von einem Wesen ausgehen können. Nur wenn ein Mittel dazwischen tritt, finden wir den Schatten. Und doch geht dieser Schatten nicht von der Sonne aus.

Wie es sich von selbst versteht, so kann es in der Natur kein Sinnbild Gottes und keines für den Teufel geben. Allein weil der Mensch einmal gewohnt ist, sich so gerne ein Bild aus dem Sinnlichen für das Uebersinnliche zu schaffen, so sei es um der Zweifler willen erlaubt, auf den Gegensatz des Lichtes und der Finsterniß hinzuweisen. Wenn nämlich der Mensch der Art in der Sonne steht, daß er sein Angesicht dieser zuwendet, wird er seinen Schatten, den Lichtgegensatz, obgleich ihn dieser nie verläßt und gleichsam an seinen Fersen angeheftet ist, niemals bemerken, als bis er sich umkehrt, oder sein Angesicht von der Sonne abwendet. Eben so verhält sich's, wenn der Mensch sein geistiges Auge stets auf Gott gerichtet hat.

Und wenn er diesem Lichte der Wahrheit immerwährend sich nähert, wird er auch vom Lichtgegensatze, von der Unwahrheit, welche ihm eben so auf den Fuß nachfolgt, wie dem Körper der Schatten, nie beirrt werden, und endlich selbst, wenn er sich im andern Leben mit Gott, dem Lichte der Wahrheit, vollständig vereinigt haben wird, fällt dieser Lichtgegensatz, die Unwahrheit, von selbst weg, gleichwie ein Körper, wenn er in die Sonne gelangt sein wird, keinerlei Schatten mehr nach sich ziehen kann. Im Gegentheile aber, wenn der Mensch, der Sonne abgewendet, seinen Weg verfolgt, wandelt er in seinem Schatten und sein Geist, welcher diese Richtung verfolgt, muß am Ende da ankommen, wo das Licht der Wahrheit demselben gänzlich erlöschen muß, gleichwie ein Körper, wenn er sich weit genug von der Sonne entfernt hat, deren Licht gänzlich verliert.

In der Natur gibt es mehrere Körper, welche, obgleich sie in der Sonne stehen, oder dieser entgegengehalten werden, keinerlei Schatten haben, z. B. die Luftarten, reines Wasser, manche durchsichtige Krystalle, helles Glas mit ebenen Flächen u. a. m. — Dem Lichte der Wahrheit gegenüber gibt es aber nur ein Wesen, welchem ein Schatten, nämlich der Gegensatz der Wahrheit, nachfolgt. Dieses ist die menschliche Seele. Hierin liegt ein Beweis mit, daß das höhere Prinzip des Menschen, nämlich seine Seele, auch höheren Ursprunges ist, als das belebende Prinzip der Thiere, welches von dem Gegensatze der Wahrheit unbeirrt bleibt.

Wie gesagt, nur der Mensch allein ist den Anfechtungen seiner Regel zugängig. Diese Anfechtungen gehen von einem besonderen Wesen aus. Dieses menschheitsfeindliche Wesen oder Prinzip kann aber nicht höher berufen sein, als die Menschenseele; denn dieser ist die Wahrheit zur Regel vorgezeichnet, nach welcher sie zur Urquelle der Wahrheit zurückzukehren berufen ist; wo hingegen jenes in der Entfernung, im Gegensatze der Wahrheit, sich bewegt, und deßhalb nie zu ihr zurückkehren kann. Daß dieses menschenfeindliche Wesen nicht höher berufen sei, als die Menschenseele, erkennen wir schon an uns selbst. Ein jeder Mensch ist Anfechtungen der Unwahrheit bloß gestellt. — Allein jener, welcher sich zu seiner Vernunfthöhe geschwungen hat, und auch über sich wacht, wird den Versuchungen des menschenfeindlichen Prinzipes widerstehen können,

und zwar ganz leicht, wo hingegen jener, welcher schwach ist und nicht genug Acht auf sich selbst gibt, solchen Versuchungen desto leichter unterliegen wird, je weniger Festigkeit er derselben entgegen stellet.

Die andere Annahme, daß irgend ein überirdisches, geistiges Wesen über der Menschenseele stehe, diese demnach verwirren könne, hat zu allen Zeiten mitunter einen höchst nachtheiligen Einfluß auf die Anstrebung nach christlicher Vervollkommnung, welche eben die höchste Würde der Menschheit ist, ausgeübt, und übt ihn, man darf es schon gestehen, mitunter gegenwärtig noch aus. Der Mensch in seinem Egoismus ist gar sehr geneigt, das Böse, welches er vollbracht hat, auf die Schuld eines Andern zu schieben, statt in Demuth und Anschauung auf die eigene Brust zu schlagen, und da ist freilich der Teufel ein sehr willkommenes Wesen. Da, wo der Mensch selbstthätig sein kann und selbstthätig *sein muß*, um untergeordnete Neigungen und sinnliche Begierden im Zaume zu halten, ferner um eingerissenen Uebeln und Mißständen durch Belehrung und Anleitung in der Gesellschaft zu steuern, ist es ein Frevel gegen die Lehre, welche er empfangen, ist es ein Frevel gegen Gott, welcher diese Lehre gegeben hat, wenn er leichtsinnig oder müssig auf die Würde der göttlichen Gnade in Christus wartet, während er von Abirrung in Abirrung gerathet, seine Regel aus den Augen verliert. — Gott hat uns die Mittel an die Hand gegeben, wie wir unsere Stütze in Ihm finden, auf daß wir vor Teufelsnachstellungen gesichert bleiben. Die Macht des Teufels ist in so ferne überwunden. An uns liegt es, uns dieser Mittel richtig zu bedienen.

Die Phantasie hat den Teufel in die abenteuerlichsten Gestalten gekleidet; immerhin aber bleibt es, als das unnatürlichste Symbol des sittlich Bösen, eine Personificirung desselben, dargestellt mit Hörnern, Pferdefuß, Schweif u. dgl.; obgleich es zu entschuldigen ist; wenn man solchen Personen, welche sich mit ihrem Geiste nicht frei in der Natur zu jenem Standpunkte erheben können, zu welchem der Mensch berufen ist, das sittlichböse Wesen in einem abstoßenden Bilde vorführt, damit man das lasse, was der Gebildete, ohne ein Zerrbild des Teufels vorgehalten zu bekommen, für sich allein schon unterläßt. — Die Gestalten, unter welchen das Walten eines unsichtbaren bösen Geistes in der Mitte der Menschheit sich kenntlich

macht, sind wirklich tausendfach, und können deßhalb unter keinerlei Bild zusammengefaßt werden, namentlich deßhalb schon nicht, weil man das dämonische Walten in Wechselbeziehung, in Ursache und Wirkung wieder findet, in Verführung und Verführtwerden, in nicht zu rechtfertigendem Erschlafftsein der Kraft, des Willens zum Allgemeinwohle, in bewußter und unbewußter Abirrung, in den kleinen Kreisen der Familienbande, in den größeren Kreisen der Gemeindebande, in den größten Kreisen der Staatenbande.

Wenn vorstehend gesagt ist, daß der Begriff „Teufel", wenn man den Standpunkt des Menschen in der Natur allein betrachten will, mehr „anthropomorphistisch" zu nehmen sei, sollen damit keineswegs dem Aberglauben Anhaltspunkte gegeben werden, nach welchen besonders in der Meinung des gemeinen Mannes der Teufel beliebige, namentlich menschliche Gestalten annehmen kann, um etwa in solchen den Menschen sich kennbar nähern und ihnen materielle Vortheile erweisen zu können, damit er deren Seele desto sicherer und schneller gewinnen könne. — Wer den Gedanken hat oder den Willen, sich dem Teufel gegen irdisches Gut überantworten zu wollen, ist sicherlich von den Klauen des bösen Geistes schon umklammert.

In weit größerem Maße, als bei den niederen Ständen der Aberglaube über den Teufel, macht sich in den sogenannten gebildeten der Unglaube an den Teufel breit. Wenn junge Leute blos oberflächlich urtheilen, mag solches um der Jugend willen leichter zu verzeihen sein. Wie aber, wenn von Gereifteren über so bedeutungsvolle Gegenstände, wie z. B. Teufel und ewige Bestrafung, welche sie denn doch vor die geistige Anschauung ziehen könnten, eben so oberflächlich geurtheilt wird, weil sie diese Gegenstände nicht vor die sinnliche Anschauung stellen können, Alles, was darauf Bezug hat, für Unsinn, für absichtliche Täuschungen, für Betrug erklären, ja selbst die Menschheit nur zur Anstrebung der materiellen Genüsse auffordern?! — Diese sollten oder könnten doch wissen, daß alle materiellen Genüsse vergänglich und der Periodicität unterstellt sind, daß sie den Menschen unter der Aufsicht der Moral um der Seele willen geboten sind, aber ein gewisses Maß selbst da nicht überschreiten dürfen.

Nun aber entsteht die Frage: Sind die vergänglichen Genüsse

für die unvergängliche Seele die allein wahren? — Gewiß nicht. Wir kennen höhere, reinere, der Periodicität nicht unterworfene, unvergängliche Genüsse: diese sind der Seele ebenbürtig. Hieher sind zu rechnen das innere Bewußtsein einer vollbrachten guten That, das süße Gefühl geleisteter Menschenpflicht, das eigene Glück in dem Glücke Anderer, vor Allem aber die erlangte innere Ruhe in Gott.

Es ist eine bekannte Sache, daß jede Ueberschreitung in der Aneignung der vergänglichen Genüsse eine vergängliche, physische Strafe nach sich zieht, welche Strafe desto empfindlicher trifft und desto andauernder wirkt, je öfter und je länger das Maß in der Aneignung der Sinnengenüsse überschritten worden ist. — Wir wissen ferner, daß der Mensch in grober Hintansetzung der Moralgesetze unvergänglichen Strafen anheim fällt, z. B. Gewissensbissen, vor Allem aber, daß er in der Vernachlässigung seines richtigen Erkenntnißvermögens seinen wahren, inneren Frieden nicht erlangt, seine Ruhe und seinen Trost in Gott nicht erreicht.

Wenn wir nun wissen, daß das Leben der Menschen eine Vorschule für die Ewigkeit ist: wenn wir nun nicht verkennen können und wissen müssen, daß selbst in dieser Vorschule den Menschen vergängliche und unvergängliche Freuden blühen: wenn wir nun fühlen und wissen, daß hienieden schon vergängliche und unvergängliche Strafe jene Menschen, welche die Natur- und Gottesgesetze übertreten, unabwendbar treffen: wenn wir nun auch aus der Offenbarung wissen, und aus der Naturordnung kennen können, daß den Menschen eine unvergängliche Seele innewohnet: wissen, daß Gott in Christus den Menschen unvergängliche Freuden oder unvergängliche Pein, je nach Maßgabe der Zu- oder Abwendung von Gott, in sichere Aussicht gestellt hat: wenn wir nun Angesichts aller dieser Thatsachen nicht in Abrede stellen können, daß die Verlockungen der Menschen von ihrer rechten Bahn ab, von ihrer eigentlichen, ewigen Bestimmung hin zu dem Vergänglichen und deßhalb Trüglichen von so vielen Seiten her und unter den manchfaltigsten Gestalten erfolgen: — müssen wir uns da nicht fragen, ob noch ein Zweifel darüber bestehen kann, daß schon in der Vorschule der Menschen ein dämonisches Walten besteht; insbesondere aber, wenn wir sehen, daß Keines der so vielen Tausende der unvernünftigen Geschöpfe in der

Welt von der Unwahrheit, von der Lüge, dem Kennzeichen des Teufels angegangen wird, als nur der Mensch allein! — Warum sollte nicht, da seine Seele unvergänglich ist, diese sich der ewigen Anschauung, des ewigen Genusses aus dem Urquelle der Wahrheit zu erfreuen haben, oder der ewigen Vexation durch Unwahrheit anheim fallen können?!

An der Spitze aller Laster, welche ein Mensch nur immerhin begehen kann, steht oben an die Verführung der Menschheit von ihrer einzigen, von ihrer unwandelbaren Stütze der Gottheit weg und hin in das Labyrinth der Natur. Ein solches Streben hat Voltaire und seine Genossen mit allen ihren geistigen und weltlichen Mitteln, mit der ganzen Energie eines starken Willens verfolgt. Das unverrückte Ziel, welches diese Verbrüderung nie aus den Augen verloren, war, die Christuslehre völlig vom Erdboden zu verdrängen. Sie selbst glaubten weder an Gott, noch an eine Ewigkeit, weder an eine ewige Belohnung, noch an eine ewige Bestrafung, leugneten überhaupt die Unsterblichkeit der menschlichen Seele, stellten die Hölle als einen lächerlichen Popanz für unwissende Thoren hin und forderten die Menschheit auf, den Zwang, wie sie die Moralgesetze nannten, abzuschütteln, dagegen von ihrer Freiheit, welche ihnen ja verliehen sei, Gebrauch zu machen nach Gutdünken, und nur den Eingebungen der Vernunft Gehör zu schenken. Wie aber die Vernunft im Menschen wahrhaft gebildet werden kann, dieß haben freilich diese Menschen nie begriffen: denn eben in der Erkenntniß der wahren Stellung des Menschen zu Gott und zur Natur liegt die Vernunft, und nur allein diejenigen Handlungen der Seele, welche im Gefühle dieser Erkenntniß ausgehen, sind wahrhaft vernünftig, und das Streben nach solcher Erkenntniß ist die Ausbildung der Vernunft. Die französische Revolution lieferte uns die traurigen, aber unumstößlichen Belege hiefür, als man dort die Vernunftreligion einführte und einem Vernunftdienste sich hingab, als man eine lockere Schauspielerin als Repräsentantin der Göttin „Vernunft" auf den Altar setzte, und einen Menschen, welchen dieselbe Nation etwa 18 Jahre vorher wegen Schandthaten in effigie an den Galgen geheftet hatte (Mirabeau), zum ersten Gott von Frankreich ausrief, daß ein richtiger Vernunftschluß nur ein Ausfluß der wahren Erkenntniß Gottes ist.

Im gemeinen Leben hört man keine Redensart häufiger, als diese: „Das ist vernünftig“, oder in gesteigerter Form: „Nichts ist vernünftiger“, obgleich die Handlungen oder die Denkweisen, auf welche sich die Redeweise bezieht, beim Lichte besehen auf nichts weniger Anspruch machen kann, als auf wahre Vernunftgrundlage. Man wird auch finden, daß jene Menschen, welche diese Sprachweise stets im Munde führen, zu jenen Geschöpfen zu rechnen sind, welchen wahre Vernunft recht wohl zu wünschen wäre. Besitzen sie Dünkel, und man fragt sie, was sie unter Vernunft verstehen, wissen sie entweder Nichts oder Unsinn zu antworten. In der Regel sind solche Menschen zu den modernen Aufgeklärten zu rechnen.

Fragen wir nach dem Beweggrund des wahrhaft unchristlichen Treibens der Brüder in Beelzebub, so ist ein solcher schwer herauszufinden. In der Biographie derselben ist als erste Triebfeder „unbegrenzte Eitelkeit“ vorgemerkt. Ueber dieses ließe sich wohl hinwegsehen, wenn sie auf die Persönlichkeiten eingeschränkt geblieben wäre. Schauen wir aber auf die Folgen dieses Treibens, welche bis in die Jetztzeit hereinragen, die durch jenen Bund hervorgerufen worden sind und noch hervorgerufen werden, da muß man schon auf Abwehr bedacht sein; denn was soll daraus entstehen, wenn die Moralität und der gesellige Verband von Jahr zu Jahr immer tiefer sinken und schon so tief gesunken sind, daß sie jetzt nur noch durch unnatürliche Mittel nothdürftig in den Schranken gehalten werden können! — Gleichwie alles Unnatürliche von keinem langen Bestande sein kann, so müssen auch bald die Mittel übern Haufen zusammenstürzen, oder sich einander verdrängen, welche man anwendet, den geselligen Verband und die Moralität in den Schranken zu halten. Und wirklich hat sich zu keiner Zeit eine solche Schwankung in den betreffenden Anordnungen bemerkbarer gemacht, als in der jetzigen. Die Gerichte und die Gerichtspflege werden anders organisirt, das Gefängnißwesen erleidet eine Umwandlung nach der anderen, und dennoch mehren sich die Verstöße gegen die gesellige Ordnung und gegen die Moralgesetze. Die wahre Abwehr gegen das zunehmende Krebsübel der Gesellschaft scheint demnach noch verkannt zu sein, und ist auch in der That noch verkannt. Ueberall steht dem Unnatürlichen das Natürliche entgegen, und in der richtigen

Auffassung und Würdigung des „Gegen und Für" liegt die wahre Abhilfe des unnatürlichen Zwanges zum Bestande der Gesellschaft.

Ehe wir aber von diesem Kapitel abgehen, sei es erlaubt, auf noch einen wunden Fleck in der Gesellschaft hinzuweisen. Wir meinen die Sucht, sich von seinen heimathlichen Banden los zu machen, um in einem fernen Welttheile eine ferne, eine neue Heimath zu gründen. Es liegt allerdings in dem Charakter der Menschheit, daß sich zu den entferntest Wohnenden andere aus andern Gegenden nieder lassen. Es scheint dieß sogar geboten zur allgemeinen Entwicklung und zum gegenseitigen Austausch der Erfahrungen. Können wir aber von unserer gegenwärtigen Sucht, fremde Welttheile und Gegenden zu Wohnorten zu wählen, sagen, daß ihnen reine, in der Menschheit als einem Körper begründete Motive zu Grunde liegen? Weit vorangehend in der Mehrzahl nicht. Der Triebhebel, welcher solche Entschlüsse zur Ausführung bringt, liegt eben in der Selbstliebe, die auf Kosten der Menschenliebe wuchert. Der eine trägt in sich den Gram, daß er von seinem Vermögen daheim den Armen zu viel ablassen muß; ein anderer glaubt zu hoch besteuert zu sein, ist vielleicht auch mit dem heimischen Regierungsprinzipe zerfallen; jener ist von der Hoffnung getragen, dort noch mehr Reichthümer zusammenhäufen zu können, und wieder ein anderer träumt von schönen besseren Tagen, die seiner dort von selbst harren. So mancher Arme hat zu Hause gar keinen Trost, keine Aussichten, sich daheim einen häuslichen Herd gründen zu können und pflanzt seine Hoffnung weit in fernes Land. Jener will zu Hause dem völligen Geschäftsruine entgehen oder sich unangenehmen häuslichen Zwistigkeiten entziehen, während ein anderer dem Gesetze zu entfliehen, dem Arme der Gerechtigkeit auszuweichen sucht.

Diese Motive alle und noch viel andere, welche zur Auswanderung bestimmen, sind als eben so viele Mißstände des socialen Lebens zu betrachten. Sie Alle entbehren des Grundprinzips der Moral, nämlich daß ein Jeder sein eigenes Glück in dem Glücke der Anderen zu suchen hat; daß ein Jeder dem Menschendienste sich zu widmen hat und nicht seiner Eigenliebe auf Kosten der Menschenliebe fröhnet.

Wir kommen schon noch einmal auf „Auswanderungen" zu

sprechen. Ehe wir aber gegenwärtig diesen Gegenstand verlassen, wollen wir die Lieblosigkeiten jener Agenten berühren, welche Menschen gleichsam als eine Waare behandeln, dieselben gegen eine Provision in ferne Gegenden oder Welttheile spediren, obgleich sie wissen können, daß dort ein recht trauriges Loos ihrer harret. Wir sprechen nicht von jenen Agenturen, welche den Auswanderern gegen eine gewisse Vergütung recht wesentliche Dienste leisten, sondern von jenen schmutzigen, vor welchen zu warnen selbst die Staatsregierungen sich veranlaßt gesehen haben.

Achtes Kapitel.

Ueber Menschenliebe.

Den unnatürlichen Zwang, welcher die menschliche Gesellschaft schon lange her nur so leidlich, das heißt bloß oberflächlich zusammenhält, fühlen die Völker, fühlen die Besseren und Intelligenteren der Völker. Jene suchten gewaltsam die belästigenden, aber nothwendigen Ketten manchmal zu sprengen, und wurden von ihnen nur um so fester umstrickt. Warum wohl? — Weil sie weder den wahren und den natürlichen Weg eingeschlagen, noch gefunden haben. — Wenig besser ging es jenen Männern, welche sich berufen glaubten und wirklich berufen waren, in das Getriebe der Gesellschaft thätig einzugreifen und zu ordnen. Ihre Erfolge sind bekannt. Die verschiedenen Systeme, welche sie aufstellten, wurden schneller bei Seite gelegt, ehe sie allgemein bekannt werden konnten, wenigstens der Mehrzahl nach. — Man rüttelte an den Thronen, änderte an der christlichen Religion und ihren Instituten. — Haben wohl die Menschen Glückseligkeit und den wahren Frieden auf Erden dadurch errungen? — Der Augenschein sagt uns das Gegentheil; denn wir sehen sowohl die staatlichen, als auch die religiösen Zustände sich immer mehr verwickeln.

Dieses und das erfolglose Bemühen aller Jener, welche die Aufbesserung der menschlichen Zustände mit aller Kraft eines guten Willens angestrebt haben, darf weder abschrecken, noch zur Unthätigkeit verleiten, am allerwenigsten aber der Verzweiflung Raum lassen. Die ganze Natur ruft uns zu, daß der Mensch zur Glückseligkeit geboren ist. Dieses muß uns schon vom Standpunkte der

Natur aus die Hoffnung sein, daß wir siegesgewiß sind, wenn wir nur den rechten Weg einschlagen.

Ein jedes Geschöpf in der Natur hat eine Gabe, eine Waffe, mittels deren es sich in der Natur gegen Gefahren sicher stellen kann, um seinen Lebenszweck mit Sicherheit verfolgen zu können. Sollte denn der Mensch allein so verlassen in derselben dastehen, und seinen Lebenszweck, nämlich sein Glück diesseits für das Jenseits anzubahnen, allein nicht verfolgen können? — Ach nein! Auch der Mensch hat eine Gabe, oder wenn man sagen will, eine Waffe, um sich vor Gefahren, die ihn auf seinem Standpunkte, in seiner Lebenscharakteristik bedrohen, sicher zu stellen, und steht demnach nicht so verlassen und waffenlos, wie man gewöhnlich glaubt. Gleichwie sein Standpunkt in der Natur, sein Lebenszweck, ein edler ist, eben so ist seine Waffe, seine Abwehr gegen die Gefahren seiner Glücksanstrebung eine edle. Das Thier bekommt seine Waffe von der Natur schon mit. Der Mensch aber nicht, sie ist ihm von Gott verliehen und deßhalb als eine geistige Waffe unsichtbar. Als etwas von Gott Gegebenes trägt sie den Stempel der Vollendung, wie alles Göttliche. Sie verwundet nicht und greift nicht in das Fleisch und Blut des Nächsten, wie seine selbst gefertigten Waffen, obgleich auch sie gegen die Nächsten gekehrt ist. In der Art und Weise ihrer Handhabung liegt der Sieg. Gott, der diese Gabe den Menschen verliehen, hat auch in Christus dieselbe kennen und gebrauchen gelehrt. An uns ist es nun, mit Ernst und Umsicht jener Gabe uns zu bedienen, daß wir siegesfroh werden. Wo trägt wohl der Mensch diese geheimnißvolle Wehr und wie heißt sie? — Der Mensch trägt sie in sich, in seinem Innersten, und sie heißt „Menschenliebe."

Die Menschenliebe ist eine Seelenthätigkeit und muß, wie alle Seelenthätigkeiten, die gehörige Richtung erhalten und veredelt werden. Würde sie von der Natur ausgehen, so würde ihr von derselben der richtige Weg und die Vollkommenheit schon vorgezeichnet, gesichert und gegeben sein.

Die Menschenliebe hat zweierlei Ausläufer, ist einmal gegen das eigene Ich gekehrt, das anderemal gegen die Mitmenschen. Sie zerfällt demnach in zwei Faktoren, nämlich in die „Selbstliebe"

und in die eigentliche „Menschenliebe.“ Obgleich die Richtung beider Faktoren eine verschiedene ist, so dürfen doch beide Ausläufer nicht von einander getrennt sein. Man hat beide Faktoren nicht ganz unpassend mit einem Baume verglichen, seine Wurzeln als die Ausläufer der Selbstliebe, seine Krone als die der Menschenliebe vorstellend. Gleichwie die Wurzeln eines Baumes dadurch, daß sie sich in die Tiefe des Bodens einsenken, demselben nicht nur einen sicheren Stand gewähren und so möglich machen, daß sie, die Wurzeln, sich selbst erhalten können und zugleich den Stamm und die Krone des Baumes mit ernähren und mit erhalten, auf daß er dem Lichte zugewendet, Blüthen und Früchte tragen kann, eben so muß die Selbstliebe im Menschen wurzeln, sich in ihm erhalten, damit die Krone des Baumes genährt und erhalten im Lichte der Wahrheit für die Menschen Blumen und Früchte erzeugen kann.

Die Menschenliebe zeigt schon ihr erstes Zutagetreten im Säuglinge. Dieser wird schon bei seinem Eintritte in die Welt von der Liebe empfangen. Kaum ist derselbe geboren, so begrüßen denselben alle Angehörigen des engern Kreises mit diesem schönen, inneren Gefühle, welches sich in Mienen, Worten und Handlungen ausspricht. Kaum hat der Säugling seine ersten drei Lebensmonate zurückgelegt, so zeigt er sich schon erkenntlich gegen die Liebe, welche man ihm angedeihen läßt. Er lächelt jenen entgegen, welche ihm wohlwollend, mit heiterer Miene sich nahen. Mit zunehmender Entwicklung des kleinen Geschöpfes treten dessen Freundlichkeitsäusserungen entschiedener hervor, und Niemand ist, er sei denn recht verdorben, der dem reinen, schuldlosen Lächeln eines Kindes widerstehen kann. Das Kind macht keinen Unterschied, es wird einem Jeden zulächeln, der ihm wohlwollend entgegen kommt, vorausgesetzt, wenn das Kind nicht krank, oder nicht schon verwöhnt, vielmehr einseitig behandelt worden ist. Denn ein Kind, welches gewohnt ist, nur eine Person stets um sich zu sehen, wird sogleich eine gewisse Scheu zu erkennen geben, wenn fremde Personen dasselbe ansprechen wollen, wird selbst auch zu weinen anfangen, wenn diese fremde Person auch mit einer freundlichen Miene und Geberde sich demselben nähern wollte.

Schon an der Wiege werden wir durch zwei Wege aufmerk-

sam gemacht, daß die Menschenliebe auf Alle überzugehen habe und nach dieser Beziehung herangebildet werden muß, nämlich durch den Umstand, daß alle Menschen, nämlich die Bessergesinnten, welche mit dem Kinde in Berührung kommen, dasselbe lieben, und zweitens dadurch, daß das Kind menschenscheu wird, wenn es nicht mit mehreren in Berührung gebracht wird. Es ist dieses ein hoher Fingerzeig, daß auch das Studium des Menschen schon von seinem Eintritte in die Welt beginnen muß, eben so wie die Anleitung des kleinen Geschöpfes zum Antritte in sein rechtes Lebensgeleise ebenfalls von seiner frühesten Jugend an zu geschehen hat. Die einzelnen Beziehungen, in welche der Mensch einst zu treten hat, und welche mit seiner Körperentwicklung schon beginnen, sind so zahlreich, daß man recht früh damit beginnen soll, damit der volle Kreis der Beziehungen und Rücksichten allmälig beschritten und ausgefüllt werden kann. Wird die Richtung des jungen Menschen in dieser Beziehung unterlassen, und dieser durch kein anderes Geschick dahin geführt, seine Liebe gegen die Menschen auszubilden, gelangt auch der Mensch nicht mehr in den Besitz der Menschenliebe. Er kann diese nicht erwiedern. Dieses läuft nun gegen die Menschenordnung, und ein solcher Verstoß gegen diese wendet sich auf den liebeleeren Menschen zurück; er wird sich mit Menschenscheu und Menschenhaß sättigen, und wird dadurch ein bemitleidenswerthes Geschöpf.

Wer seine Stellung in der Natur, seine Stellung zur Menschheit, und die Stellung der Menschheit in der Natur vollkommen begriffen hat, findet für alle diese Lagen nichts Sprechenderes, nichts Bezeichnenderes, als die Worte Jesus, welche Er Einem der Gesetzgeber unter den Pharisäern gab, als Ihn dieser fragte: „Lehrer, welches ist in dem Gesetzbuche das größte Gebot?“ Er antwortete ihm: „**Du sollst den Herrn, deinen Gott, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit deinem ganzen Gemüthe lieben.** Dieses ist das erste und größte Gebot. Diesem ist das zweite gleich: **Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst.**“ — Wer aber dieser Nächste ist, und wie diese Liebe gegen den Nächsten beschaffen sein soll, ist deutlich genug gesagt in dem Gleichnisse von dem Reisenden, welcher zwischen Jerusalem

und Jericho in Räuberhände fiel; dann in der Bergpredigt Jesu: „Alles, was ihr wollet, daß euch die Leute thun sollen, „das thuet auch ihnen." In dem Umstande nun, daß Jesus beide Gebote nicht besonders trennte, sondern vielmehr aussprach, daß das zweite Gebot dem ersten gleich sei, finden wir die Anhaltspunkte, daß kein Gebot ohne das andere bestehen kann, daß Gottesdienst und Menschendienst in Liebe unzertrennlich sind.

Haben wir die Natur kennen gelernt und über unsere Stellung in derselben zu dieser und zu Gott recht nachgedacht: und wenn wir alsdann die Worte Jesu uns nochmals wiederholen, so werden wir finden, daß unsere Liebe gegen Gott eine ganz andere sein muß, als unsere Liebe zu unseren Mitmenschen. In dem Gebote der Gottesliebe, „du sollst den Herrn, deinen Gott, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit deinem ganzen Gemüthe „lieben," finden wir eine unbedigte, in allen Seelenkräften ungetheilte, ehrfurchtvollste Erhebung zu dem Schöpfer und Regierer des Weltalls, zu unserm Herrn, unserm Gott, unserm Lenker: in dem zweiten Gebote, „du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst," daß das Streben nach Glückseligkeit, welches einem Jeden innewohnet und welches ein Jeder zu erzielen sucht, von Allen auf Alle in gegenseitiger Liebe übertragen werde, damit Alle desselben Glückes und derselben Zufriedenheit theilhaftig werden können. Und in der That, wenn wir den Normen der Menschenordnung nachspüren, gelangen wir zur Einsicht und zur Ueberzeugung, daß die Menschenliebe allein im Stande ist, die von der Natur verlassene Menschenseele in ihren Anforderungen an die Natur für deren anhaftenden Körper, und in ihren Anforderungen, die sie an die Menschheit bezüglich der Erreichung ihres höheren Zweckes stellt, vollständig zu beschwichtigen.

Es ist klar, wenn ein Mensch sich aufrichtig und ehrfurchtsvoll zur Gottheit erheben und sich ihr nähern will, daß derselbe frei von Eigendünkel sein muß: denn mit Eigendünkel ist kein vollkommenes Unterordnen denkbar, selbst im gewöhnlichen Leben nicht, geschweige unter einem Wesen, von dem wir wissen, daß ihm die geheimsten Falten unseres Herzens aufgedeckt sind. Wahre Ehrfurcht muß daher rein, fleckenlos sein, in Demuth bestehen. Gleich-

wie der Wanderer, wenn er sich nicht verirren will, stets seinen Weg im Auge behalten muß, eben so darf auch der Mensch, will er sich auf seinem Lebenswege nicht verirren, sein Augenmerk nicht von Gott lassen, denn dieser ist sein wahrer Weg. Und gleichwie der Wanderer bei schwierigen Stellen seines Weges desto unverrückter, je holpricher, verwischter oder dunkler derselbe ist, seine Augen auf denselben heften muß, wenn er nicht straucheln oder seinen Pfad verlieren will, eben so muß der Mensch in schwierigen Verhältnissen seines Lebens sein geistiges Auge auf seine ewige Stütze unverrückt, in voller Zuversicht und ohne Dünkel erhalten, wenn er nicht fallen will. Nun wissen wir, daß das Seelenvermögen des Einzelnen dem ewigen Walten gegenüber sehr beschränkt ist, daß jeder Einzelne den Weg gar nicht finden kann, sondern erst darauf hingewiesen werden muß; es ist daher unumgänglich nothwendig, daß sich der Mensch an den Menschen mit Liebe anschließt, auf daß Alle die Schwierigkeiten des Weges um desto sicherer überwinden können, und zwar so innig muß der Anschluß gegeneinander sein, daß der Einzelne, wenn er straucheln will, durch die Nächststehenden gehalten wird, damit er nicht vollends fällt. Selbst wenn der Einzelne gefallen ist, muß ihm gegen seinen hilflosen Zustand eine Aufrichtung und ein Wiederanschluß an die allgemeine Kette möglich gemacht werden. So liegt es in der Bestimmung des Menschengeschlechtes. So hat es Gott in die Menschenordnung gelegt und so hat es uns Gott in Christus geoffenbart.

Damit dieser Weg durch das Leben für den Menschen recht erfreulich werde, sind der duftenden Blumen recht viele an demselben angepflanzt. Der Mensch braucht sich nur diese Freude anzueignen. Sie sind ja für ihn allein da. Damit aber diese Freuden desto ersprießlicher werden, müssen sie zum Allgemeingut erhoben, muß ein Jeder seinen Antheil davon bekommen. Auf diesem Lebenswege regeneriren sich aber auch Gewächse für Leiden. Damit diese den Einzelnen oder die Einzelnen nicht zu schwer drücken, müssen wieder Mehrere es übernehmen, diese Leiden zu mildern zu suchen. Hier ist es wieder die göttliche Gabe der Menschenliebe, welche die Freude erhöhet, das Leiden vermindert. Einer muß des Andern Last tragen helfen, so wie Einer des Andern Freuden

theilen muß: denn dadurch gewinnen Alle. Wir erkennen schon darin, daß es im Schicksale der Menschen vorgezeichnet sei, daß Leid und Freude auf Andere übergehen sollen, weil die Last, die Unfreude, das Leid zersplittert, sich mildert, und um so mehr sich mildert, je mehr Personen daran tragen helfen: und daß die Freude dagegen desto reiner, desto größer und um so verbreiteter wird, je mehr Menschen Antheil daran nehmen können. Der Mensch fühlt in sich schon einen innern Drang, daß er seine Freude und sein Leid gegen Andere ausspricht; selbst da schon fühlt man sich erleichtert, wenn man sich nur ausgesprochen, um wie viel mehr aber, wenn man theilnehmenden Personen gegenüber gestanden. Und unglücklich ist jener Mensch, der Niemanden hat, dem er seine Freude oder sein Leid mittheilen kann. Dieß ist ein Zeichen mit, weil in der Vervielfachung, in der Mittheilung des Menschen das Leid sich verringert, die Freude aber steigert, daß der Mensch zur Glückseligkeit geboren, für die Gemeinschaft geschaffen ist.

Es ist schon für sich einleuchtend, daß ein Jeder, welcher den Andern sicher führen will, selbst die Wege kennen muß, welche er gehen will. Es muß deßhalb ein Jeder sein Augenmerk auf sich gelenkt und sich Gewißheit über die Art des Weges verschafft haben. Ist er nun des Weges kundig, muß seine Aufmerksamkeit zwischen sich und seinem Nächsten getheilt sein. Menschenliebe muß also die Führerin sein. Gerade so verhält sich's in Aneignung der Freuden dieser Welt. Erst muß man die wahren Freuden und die allein richtige Art und Weise kennen lernen, wie man sich die wahren Freuden aneignen kann; alsdann erst ist es möglich, daß man auch den Nächsten in Wahrheit zur freudigen Theilnahme gelangen lassen kann.

Fortsetzung.

Hier drängt sich uns von selbst die Frage auf: Welches sind aber die wahren Freuden dieser Welt, und an welchen Zeichen können wir erkennen, daß wir in der That uns nur die wahren Freuden dieser Welt angeeignet haben? — Die Beantwortung dieser Frage können wir theilweise schon in der Natur finden. Wir brauchen nur auf unsern Standpunkt in derselben hinzusehen. Da finden

wir, daß der Mensch ein Doppelwesen ist, halb natürlich, halb außernatürlich: ferner, daß der Mensch allein stehend in der Natur nach seiner Lebenscharakteristik gar nicht gedacht werden kann, sondern daß er apodiktisch an den Nebenmenschen hingewiesen ist zum innigsten Verbande der Seelen. Aus dieser Stellung des Menschen an Menschen entsteht nun eine Gliederung. Betrachten wir diese Gliederung, so finden wir, nur größer wiedergegeben, was wir an jedem einzelnen Gliede gewahren, nämlich einen natürlichen und einen außernatürlichen Stand dieser Gliederung. Am lebenden Menschen können wir ein Aufgehobensein seiner Doppelnatur gar nicht denken, und eben so wenig eine Gliederung, eine Gesellschaft ohne Seelenanschluß der einzelnen Glieder. — Deßhalb, weil wir am Menschen ein Aufgehobensein seiner Doppelnatur gar nicht denken können, muß auch jede Freude zugleich den Körper und die Seele berühren. Ohne diese Doppeleinwirkung ist die Freude unrein. Ein schönes Bild ergötzt das Auge und die Seele. Ein greller Lichtstrahl beleidigt das Auge und stellt der Seele kein freudiges Bild vor. Schöne Musik ergötzt Ohr und Seele. Ein Mißton aber, oder überstarker Schall bringt einen unangenehmen Eindruck hervor. Eine einladende Speise und ein erquickender Trunk mundet dem Geschmacksinne und bringt dem Körper Wohlbehagen. Wird aber der Magen überladen, oder werden die Sinne übertäubt, so findet man Unbehagen, was der Seele keinen Aufschwung gewähren kann. Der mißliche Eindruck für das Seelengefühl entscheidet also zum Nachtheile der Ueberſättigung. Und so in allen Stücken ist jene keine wahre Freude in Bezug auf den einzelnen Menschen, wenn nicht Körper und Seele zugleich daran Theil nehmen können.

Gerade so verhält sich's in der Gesellschaft. Wenn der Eine sich freuet über eine Sache, worüber ein Anderer keine Freude haben kann, so ist entweder diese Freude eine unreine, oder Eine von beiden Personen fußet nicht auf ihrer richtigen Beziehung zu ihrer wahren Stütze, von der die wahren Freuden für die Menschen ausgehen. (Natürlich kann hier von der sogenannten Geschmackssache, ob Einer die grüne oder blaue Farbe u. s. w. liebet, gar keine Rede sein.) Hieher sind die Freuden zu rechnen, welche die Natur in ihrer Pracht, in ihrer Herrlichkeit, in ihrer Harmonie bietet und

zum allgemeinen Genusse, zur allgemeinen Seelenentwicklung auffordert. Diese Freuden sind rein, denn indem sie das Seelenleben ergötzen, wirken sie ebenfalls erfrischend auf den Körper. Dann gibt es Freuden, welche aus dem gegenseitigen Dienste hervorgehen, welche der Mensch dem Menschen in allen Wechselfällen des Lebens, in allen Beziehungen zum Körper und zum Geiste zu leisten hat. Wenn nun im Dienste und im Verkehre mit den Menschen Jemand eine Handlung verrichtet, worüber er sich freuet, und worüber sich die Andern freuen oder erfreuen können, da ist die Freude eine reine, vorausgesetzt nämlich, wenn man sich auch bewußt ist, daß diese Freude auf den Urquell aller Freuden, den ewigen Freudenspender zurückgeführt werden kann.

Bei einer allgemeinen Anschließung an die ewige Gottheit ist es also der sicherste Prüfstein, an welchem erkannt werden kann, ob die Freuden der Menschen rein und wahrhaft menschlich sind, nämlich wenn über die Freude eines jeden Einzelnen Alle, oder doch wenigstens die Guten mit erfreut werden können. Wenn wir uns nun recht oft dieses Prüfungsmittels zur gegenwärtigen Zeit bedienen, so kann uns nicht entgehen, daß die Freuden, welche der einzelne anstrebt, weit überwiegend nur auf Körper- und Sinnengenüsse abzielen. Es sind diese schon unreine Freuden. In der Mehrzahl aber werden wir finden, daß Viele, nicht Einzelne, diesen Lebensweg verfolgen; denn gewöhnlich strebt man nach materiellen Vortheilen zum Nachtheile der Andern. Da ist doch wohl ersichtlich, daß die daraus hervorgehenden Freuden keine allgemeinen sein können. Sie beruhen auf einem Sonderstreben, welches bei so Vielen bemerkbar wird. Dieses Sonderstreben verträgt sich durchaus nicht mit der Menschenliebe, ist ein Auswuchs der Selbstliebe und wird **Egoismus** genannt.

Die Selbstliebe und der Selbsterhaltungstrieb stehen einander nahe. Letzterer ist ein reiner Naturtrieb, wurzelt daher im Naturleben, und ist durch die Naturordnung geboten. Allein wenn die Selbstliebe sich mit dem Naturtriebe der Selbsterhaltung innig verbindet, Alles nur auf die eigene Person zu beziehen sucht, das Fremde nur als Mittel für die eigenen, selbstischen Zwecke betrachtet, so ist sie ausgeartet, durchaus dem Standpunkte der Menschheit in

der Natur zuwider, deßhalb verwerflich, und da sie auf Kosten, vielmehr zum Nachtheile des Nächsten handelt, schädlich. Die reine Selbstliebe ist aber in der Menschenordnung und deßhalb geboten, weil sie jeden Einzelnen dahin führt, einen angemessenen Zustand des Lebens nach den bestehenden Normen der Natur- und der Menschenordnung zu erstreben, und zugleich auch, wenn derselbe erstrebt, erreicht ist, zu erhalten. Dieses ist bei der Unbehilflichkeit eines Jeden in der Natur und in der eigenen Lebenszurechtfindungsweise einem jeden Menschen Naturgesetz, daher Pflicht.

Die Selbstliebe bewegt sich in ihrer eigentlichen Sphäre, wenn sie als das Endziel aller ihrer Bestrebungen und Handlungen zur Erreichung aller Vollkommenheiten die Beförderung des eigenen und des Gesammtwohles für die Bedürfnisse der allseitigen Anforderungen an Körper und Seele betrachtet. Der Mensch muß sich nothwendig Materielles aneignen, daß er selbst bestehen und Andern, die dessen bedürftig sind, davon mittheilen kann. Er muß sich auch geistiger Vervollkommnung befleißen, die ihm theils zu Gut zu kommen hat, theils auf Andere übergehen soll. Dieser Trieb der zweifachen Erwerbungen muß von der Selbstliebe ausgehen; aber nur in ihrer reinen Form, nämlich in ihrer Verbindung mit der Menschenliebe kann dieses Gute erreicht werden, nicht in ihrer unreinen Form, nämlich in der Verbindung mit dem Naturtrieb der Selbsterhaltung.

Damit sei aber nicht gesagt, daß die Selbstliebe am eigenen Ich gesondert aufzutreten und die Doppelnatur zu vernachlässigen habe; denn da wäre sie schädlich, ob sie mehr das Materielle anstrebt und das Geistige vernachlässigt, oder umgekehrt, wenn sie über die Seelenvervollkommnung das Körperwohl außer Acht läßt. Schädlicher aber ist die Selbstliebe, wenn ihre errungenen Vortheile in materieller und geistiger Beziehung den Nebenmenschen nicht zum Nutzen gereichen; am schädlichsten aber wird die Eigenliebe, wird Vergehen, ja kann sich zum Verbrechen steigern, wenn sie ihre errungenen Vortheile zum Nachtheile, zum Schaden, zum Leid der Mitmenschen verwendet: wird endlich am allerschädlichsten und fluchwürdig, wenn sie den Nebenmenschen von seiner sicheren Stütze ableitet und dadurch Veranlassung gibt, daß er ohne Regel,

die ihn leiten kann, in der Natur herumirret, in Verbrechen stürzet, seine Erdenruhe, sein Erdenglück und dereinst seine Ruhe in Gott verliert.

Eine ungezügelte Selbstliebe muß der Mensch unter allen Umständen zurückzudrängen suchen, denn sie gebiert alle Leidenschaften, und diese wieder gebären alle Laster, welche das Glück des Einzelnen, so wie Vieler diesseits und jenseits untergraben und auf immer rauben. Die erste Leidenschaft, welche aus der unnatürlichen Selbstliebe entspringet, ist der Eigenwille, gemeinhin der Eigensinn genannt. Beide, unnatürliche Selbstliebe und Eigenwille sind so mit einander gepaart, daß sie als unzertrennliche Gefährten zu betrachten sind, und sich gegenseitig unterstützen.

Unter der außerordentlich großen Zahl von Uebeln, welche sich die Menschheit durch sich selbst bereitet, dürfte nicht ein einziges gefunden werden, dessen Ursprung nicht auf eine unnatürliche Selbstliebe und ihren beständigen Begleiter, den Eigenwillen, zurückgeführt werden könnte. Der Eigenwille, wie es schon der Name gibt, concentrirt seine Thätigkeit nur auf das eigene Ich, läuft also der Menschenordnung entgegen, führt, wie gesagt, zum Eigensinn, zu einem hartnäckigen Beharren auf einer einmal vorgefaßten Meinung, so wie auch auf gewisse irrige Handlungsweisen, und verleitet zunächst zum Eigendünkel, zu einer aus sich selbst und in sich selbst gebildeten Ueberschätzung der eigenen Persönlichkeit, der eigenen Verdienste, der eigenen Anlagen. Ist nun der Eigendünkel, die übertriebene Werthschätzung des eigenen Ichs, einmal im Menschen eingewurzelt, so sind zunächst Eitelkeit, Ehrsucht, Hochmuth, Stolz und Mißachtung der Nebenmenschen, so wie Genußsucht und Wollust nicht mehr zurückzudrängen, und diese bilden die Triebfedern der Handlungen.

Da aber alle Handlungen, welchen ein solches Movens zu Grunde liegt, der Menschenordnung schnurstracks entgegenlaufen, erleiden sie an den Marken derselben einen Anprall. Dieser ruft nun gekränkte Eitelkeit hervor. Aus dieser entstehen nun wieder Verdruß, Zorn, Gram, Kummer, Haß, Rachsucht, Aerger, Traurigkeit, Mißgunst, Neid und Bosheit, so wie alle Arten der sogenannten deprimirenden Gemüthsaffekte. Ein Glück bleibt's aber, wenn diese Affekte sich nicht zu Leidenschaften steigern, und

nicht in das Allgemeinleben der Menschen hemmend oder störend eingreifen, sondern nur auf den Träger dieser Leidenschaften allein beschränkt bleiben, was aber nicht immer möglich erscheint, weil sich der Mensch lebend selten aus der großen Menschenkette so absperren kann, daß er die nächsten Glieder nicht berührt.

Greift die falsche Selbstliebe weiter, so leitet sie die Geschicke der Menschen wie ein zügelloses, sich selbst überlassenes Gespann: daher finden wir diese unter deren Leitung immer und wieder verschroben, hinkend, anstoßend, verfahren, festgerannt, allwo ein Umbiegen in das sichere Fahrgeleis kaum mehr möglich scheint. Von Staatswegen und im Interesse der Gesellschaft erläßt man Gesetze und Verordnungen, welche als eben so viele Zügel zu betrachten sind. Sie erfüllen aber ihre Zwecke sehr unvollkommen, wie der Augenschein beweist, da die Menschen in der Mehrzahl dem Labyrinthe des Unfriedens und des Mißmuths anheim gefallen sind und anheim fallen. — Wie ganz anders, wenn die Menschenliebe die Zügel führet, um die Geschicke ihrer Getreuen zu leiten. Diese ebnet nicht nur für Alle die einzuschlagenden Wege, sondern führet auch alle mit Sicherheit in Liebe und Lust in den Hafen der Ruhe.

Die Genesis der großen Sippschaft aller Affekte und Leidenschaften ist somit nichts weniger, als unklar. Den schädlichen Einfluß, welchen sie der Begründung des Glückes des Einzelnen und der ganzen Gliederung entgegenstemmen, ist zu bekannt, vielmehr zu unverkennbar, als daß ein weiteres Eingehen in den Gegenstand hieher nöthig ist. Darum, wenn ein Jeder glücklich sein will, muß auch ein Jeder seine Selbstliebe beherrschen und die durch sie gewonnenen Vortheile zum Gemeingute machen, was nur durch eine Unterordnung der Selbstliebe unter die Menschenliebe mit Erfolg geschehen kann, wobei dem Menschen die Allseitigkeit seiner Anlagen und die Freiheit seiner Seele, seine geistige Willenskraft unter der Herrschaft der Vernunft alle Wege offen lassen, wie er seine erworbenen Vortheile zum Gemeingute machen will. Hier liegt der alleinige Wirkungskreis der Willensfreiheit.

Diesem Attribute der Menschenseele wollen wir jetzt unsere Aufmerksamkeit widmen, behalten uns aber vor, auf die Menschen- und die Nächstenliebe an den geeigneten Orten zurückzukommen.

Neuntes Kapitel.

Ueber den freien Willen und die Freiheit der Menschen.

Der vorliegende Gegenstand, nämlich die Freiheit — der freie Wille der Menschen, ist schon seit vielen Jahrhunderten in der gelehrten Welt besprochen worden. Eine Einigung, so scheint es, ist noch nicht erzielt. Dieses beweist die Schwierigkeit der Sache. — Es kann hier nicht Absicht sein, in die gelehrten Streitigkeiten einzugehen, noch weniger aber den Begriff von „Freiheit" auf die persönlichen, bürgerlichen und politischen Beziehungen der Menschen auszudehnen. Da jedoch nicht bald Etwas auf der Welt größeres Unheil angestiftet hat, als ein falsch verstandener Freiheitsbegriff, als ein falsch angestrebter Freiheitssinn, so kann im Vorliegenden eine Selbstanschauung über diesen Gegenstand nicht übergangen werden.

Wenn Etwas, was innen vom Menschen ausgehet, strittiger Natur sein kann, muß es ein eigenes Bewandtniß mit ihm haben. Und so ist es mit der Freiheit und der Bethätigung der Freiheit der Menschen. Daß der Mensch eine eigenthümliche Freiheit besitzt, darüber herrscht wohl kein Zweifel; aber die Freiheit in der Bethätigung dieser Freiheit scheint der Stein des Anstoßes zu sein.

Bei der Betrachtung dieses Gegenstandes tritt die Doppelnatur der Menschen recht augenfällig hervor; denn auf unsere Naturkörper ist der Begriff „Freiheit" nicht im ganzen Umfange, vielmehr in sehr beschränkter Weise, anwendbar. Seine Freiheit kann ja doch nur jene in der Bewegung sein; aber eben weil er ein Naturkörper ist, steht seiner Freiheit die Undurchdringlichkeit der Körper im Wege, da nichts in der Natur vermag, daß ein Körper zu gleicher Zeit denselben Raum einnimmt, welchen ein anderer ausfüllt. Es muß

also, da der Mensch nicht im Stande ist, mit andern Menschen den gleichen Raum einzunehmen, die Freiheit seiner Bewegung eine beschränkte sein, und der Wille, welcher über den Körper gebietet, aber nicht eine Thätigkeit des Körpers, sondern des Geistes ist, findet hier seine Grenzen.

Balmes in seiner Ethik spricht sich hierüber sehr schön in einem Beispiele aus, welches hieher anzuführen wohl gerechtfertigt erscheint: „Wenn sich auf einem öffentlichen Spaziergange eine „Person allein befindet, so kann sie ihn in der Weise genießen, wie „es ihr gefällt, kann schnell oder langsam gehen, die Richtung ein„schlagen, die ihr beliebt, sie verändern, so oft sie will, und es ihrer „Laune zusagt. Der ganze Spaziergang gehört ihr, ohne andere „Beschränkung, als die ihrer Kräfte. Nun kommt eine andere Per„son: Hiedurch wird die Freiheit schon beschränkt; denn es ist klar, „daß keine der beiden Personen dorthin sich begeben kann, wo die „andere ist, um nicht mit ihr zusammenzustoßen, oder sie zu be„lästigen. Noch andere kommen herbei, und die Freiheit beschränkt „sich immer mehr, je nachdem die Zahl der Spaziergänger sich ver„größert; und wenn der Spaziergang sich ganz gefüllt hat, ist große „Ordnung nöthig, damit nicht die größte Verwirrung entstehe. Wenn „in diesem Falle die Einen vorwärts, die Andern rückwärts gingen, „Andere perpendikulär und noch Andere in Diagonalen den Weg „durchschreiten wollten, ohne daß Jeder um den Weg des Andern „sich kümmerte, sondern den ersten besten einschlüge, so wäre das „Resultat ein verwickelter Knäuel von Menschen, die sich erdrückten „und sich nicht bewegen könnten. — Welches ist das Mittel, um „die Ordnung und die für Alle nöthige Freiheit zu bewahren? Daß „Jedem ein wenig Freiheit genommen wird, indem er die Richtung „seines Ganges den Bedürfnissen der allgemeinen Ordnung unter„ordnet. Wenn diejenigen, welche gehen, zur Rechten bleiben, und „diejenigen, welche kommen zur Linken, und diejenigen, welche den „Gang durchkreuzen wollen, dieß nur an bestimmten Punkten thun, „wo der Gang breit ist, so wird Ordnung vorhanden sein, wie groß „auch die Menge der Spaziergänger ist. Alle werden sich bewegen, „Alle werden den Spaziergang mit möglichster Freiheit genießen, „wie sie bei der großen Zahl von Menschen erreicht werden kann.

„Eine der Fundamental-Thatsachen für die sociale Ordnung ist also: „Die Beschränkung der individuellen Freiheit, so weit es „nöthig ist, um die öffentliche Ordnung und die Allen ge- „bührende Freiheit zu erhalten."

Unser Pilgergang durch das Leben soll wenigstens einem Spa- ziergange gleichen, und wird in wahrhaft erquickender Art ein freu- diger, genußvoller Spaziergang, da die Weltenharmonie es übernom- men hat, in immer reinen Accorden Herz, Auge, Ohr, so wie alle Sinnen zu ergötzen, wenn der Mensch einzeln in der Gesellschaft so lebt, von seiner Freiheit solchen Gebrauch macht, wie es ihm von der Vorsehung vorgezeichnet ist, nicht aber, wie es eines jeden Ein- zelnen Laune will. So lange menschliche Gesellschaften bestehen, so lange schon ist man sich bewußt, daß durch Nichtbeschränkung der indi- viduellen Freiheit die Allen dienende Ordnung und die Allen die- nende Freiheit gestört und beeinträchtigt wird. Man hat deßhalb schon zu allen Zeiten gewisse Bestimmungen getroffen, welchen sich Alle aus der Gesellschaft zu unterziehen haben, und Strafen für die Contravenienten eingeführt. Je verschiedenartiger nun die Wege sind, die man einschlägt, um die allgemeine Ordnung zu stören, desto mehr Bestimmungen sind getroffen, um diese zu erhalten. Aus der Zahl dieser Bestimmungen ist abzunehmen, wie es mit dem Stande der Gesellschaft aussieht; und da gibt unsere Zeit wahrhaftig kein er- freuliches Zeugniß, wenn man auf die Masse der Verordnungen hinsieht. In dieser Hinsicht erscheint demnach die Freiheit und der freie Wille der Menschen beschränkt, wir müssen Beide also weiter suchen. —

Es kann wohl nicht in Abrede gestellt werden, daß der Mensch in ganz indifferenten Vorkommnissen des Lebens vollständig freieigenen Willen hat, z. B. ob er sich jetzt oder eine Stunde später zum Schlafe niederlegen will, ob er heute spazierengehen oder zu Hause bleiben will, ob er dieses Geschäft heute abmachen oder auf morgen verschieben will u. s. w. — An solchen freien Willensäußerungen wird aber Niemand hohe Vorzüge des Menschen erkennen wollen; denn eine solche Willensfreiheit ist über die der Thiere wenig er- hoben. Diese können auf ihren Wegen die Richtung nach Osten, Westen oder jeder anderen Himmelsgegend einschlagen, wenn sie ge-

rade nicht von ihrem Instinkte nach einer bestimmten Richtung hin geführt werden; sie können sich hieher oder dorthin legen, ihren Blick aufwärts, erdwärts oder seitwärts wenden u. s. w. — Suchen wir also die Freiheit und die Willensfreiheit der Menschen in anderen Beziehungen.

Wenn es Jemanden, der hiezu die Fähigkeit besitzt, einfallen sollte, durch eine eigenthümliche, besondere Combination der Buchstaben des Alphabets sich Worte und überhaupt eine andere, als die gewöhnliche Ausdrucksweise und Benennung für dingliche Gegenstände, überhaupt für alle Begriffe, die wir kennen, zu bilden und dieselbe sich anzugewöhnen, so hat dieses, so lange dieser Mensch mit sich selbst verkehren kann, wenig zu bedeuten. Wie aber, wenn er jetzt so vorbereitet in seiner abweichenden Sprachweise wieder unter die Menschen treten würde!

Wenn ein einzelner Mensch auf eine einsame Insel verschlagen wird, so kann er gleich dem einsamen Spaziergänger nach oben stehendem Beispiele sich überall hinbewegen, und er erleidet keine andere Beschränkung seiner Bewegung, als allenfalls durch die örtlichen Hindernisse und den Nachlaß seiner Kräfte. Er kann auch die einzelnen Objekte, welche er allhier findet, beliebig benennen. Anders aber gestaltet sich die Sache, wenn noch mehr Menschen auf diese Insel gelangen und sich gegenseitig unterstützen müssen. Hier muß ein Jeder einen Theil seiner Freiheit opfern, und Alle müssen sich zu einem Zwecke, für ein Ziel vereinen, um den Bestand der ganzen Gesellschaft zu sichern.

Die Freiheit, vermöge welcher Jedermann im Stande ist, alle Gegenstände beliebig zu benennen, kann Niemanden abgesprochen werden, ja sie ist für die Menschheit sogar nothwendig; allein wie verhält sich die Sache, wenn so ein Mensch in den Verkehr mit Menschen tritt, und sich allhier seiner Freiheit bedienen will, die ihm Fleiß und Ueberwindung gekostet! — Was würden wohl die anderen Menschen von einer solchen Person halten? — Die Antwort hierauf gibt sich von selbst. — Diese Freiheit, welche jeder Einzelne hat, besitzen wir ja Alle. Wir Alle können die Gegenstände um uns benennen, wie es ein jeder Einzelne nur will, selbst mit andern Sachen verwechseln. Was würde aber daraus entstehen, wenn Alle

von einer gemeinsamen Bezeichnung der Dinge Umgang nehmen würden, so daß der Eine z. B. die tägliche Nahrung, welche wir „Brod“ nennen, mit „Obst“ bezeichnete, ein Zweiter mit „Fleisch“, ein Dritter sogar mit „Thurm“, ein Vierter mit „Spitze“, ein Fünfter mit „Haus“, ein Sechster mit „Wald“, und so in's Unendliche fort, so daß für alle Objekte von allen Personen verschiedene Bezeichnungen sich geltend machen wollten? — Nein, wird sich ein Jeder gestehen, vor dem Ausbruche einer solchen Freiheit möge das ganze Menschengeschlecht verschont bleiben. Eine Dissolution desselben wäre unvermeidlich, und eine solche Freiheitsäußerung mit dem geselligen Verbande unverträglich. — Eine Freiheit, welcher sich nicht Alle bedienen können, ist im Hinblicke auf die Menschenordnung nicht die richtige. Suchen wir sie deßhalb weiter.

Es gibt nicht Wenige, ja recht Viele, welche den Menschen in jeder Hinsicht einen freien Willen zugestehen und sagen, es stehe ganz allein im Willen eines Jeden, Böses zu thun oder zu unterlassen, und Gutes zu thun und zu lassen. Ja selbst sein Leben stehe in seiner Gewalt, er könne sich dieses nehmen, wenn es ihm gut dünkt. Moralisch sei dieses freilich nicht, so wenig, als anstatt dem Guten nachzustreben, sich bösen Handlungen hinzugeben; allein im freien Willen der Menschen stehe es dennoch. — Oberflächlich betrachtet, scheint es in der That so; allein wenn wir dem Sachverhalte ernstlich auf den Grund geschaut, so werden wir herausgefunden haben, daß ein jeder vollendet gute Mensch, also ein Jeder, welcher seine Vernunftgabe zur höchsten Entwicklung gebracht hat, unmöglich den freien Willen haben kann, etwas unmoralisches zu thun oder, was dazu gehört, sich das Leben zu nehmen. Ja im Gegentheile wird er eher sein Leben lassen, als eine nichtswürdige That begehen. — Dann werden wir auch gesehen haben, daß überall, wo der Mensch freiwillig das Böse anstrebt, oder sich das Leben genommen hat, von Leidenschaften fortgezogen worden ist, also nicht mehr freier Herr seiner Handlungen gewesen sein konnte. — Man unterscheide also zwischen Menschen, wie sie sind, und wie sie sein sollen.

Ein Akt der Laune kann nicht als eine freie Willensäußerung bezeichnet werden, so kann z. B. der Straßenräuber allerdings sein

Opfer, welches ihm in die Hände fiel, niedermachen oder frei ziehen lassen, je nun, wie er gelaunt ist, da man annehmen darf, daß bei solchen Menschen der wahre freie Wille, wie ihn die Menschenordnung voraussetzt, gar nicht existirt.

Wir wissen, daß der Mensch in Gemeinschaft zu leben gezwungen ist. Daraus und aus der besonderen Einrichtung des Menschengeschlechtes entstehen nun für alle Glieder gewisse nothwendige Beziehungen; denn Niemand wird in Abrede stellen wollen, daß der Mensch Verpflichtungen hat. Diese Verpflichtungen sind zweierlei Art; sie theilen sich nämlich 1) in Verpflichtungen gegen sich selbst und 2) in Verpflichtungen gegen die Nebenmenschen. Jede der beiden Arten hat wieder eine zweifache Richtung, nämlich eine Richtung gegen den eigenen und gegen die fremden Naturkörper gekehrt, und eine Richtung gegen die eigene und der Nebenmenschen Seelen gekehrt.

Aus den durch die Naturgesetze gebotenen Verpflichtungen in der Richtung gegen unsere Naturkörper wissen wir, daß ein jeder Mensch, welcher leben will, für die Nahrung seines Körpers Sorge tragen und bemüht sein muß, um die unentbehrlichen Mittel zu dessen Subsistenz dem Körper stets zuwenden zu können. Er kann aber bezüglich seines Naturkörpers nicht freieigen handeln, sondern muß unbedingt zum Handeln in dieser Richtung, will er leben und seine Willensthätigkeit nicht gänzlich vernichten, den Naturgesetzen sich fügen, welche dem Körper unbedingt Stoffwechsel vorschreiben, vielmehr vorgeschrieben haben.

Eben so verhält sich's mit den übrigen unabweisbaren Bedürfnissen des Körpers, z. B. der Mensch kann nicht wach bleiben, wenn ihm der Schlaf die Augenlider zudrückt, eben so nicht nach freieigener Willensbestimmung schlafen, wenn der Organismus kein Bedürfniß hiezu hat.

Die Unkenntniß des Menschen in der Natur ruft eine andere Beschränkung seines freien Willens hervor. Er ist durch die Bedürfnisse seines Körpers gebieterisch angehalten, der Natur seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Allein da seine Seele, sein dem Naturkörper Belebung und Bestimmung gebendes Prinzip freieigen die Natur nie kennen lernen kann, so ist er gezwungen, an Mitmenschen sich anzuschließen, die ihm die nöthigen Aufschlüsse ertheilen können;

und muß dieses um so mehr thun, je mehr er seine Stellung in der Natur erkennen will. Unumgänglich ist es für den Menschen, wenigstens bis zu einer gewissen Grenze seiner Erkenntniß vorzudringen. An dieser angekommen, steht es ihm allerdings frei, weiter vorwärts zu gehen, oder stille zu stehen.

Hat aber der Mensch mit dem freiwilligen Stehenbleiben an einer gewissen Grenze, von wo aus er seine geistigen und leiblichen Bedürfnisse erreichen zu können glaubt, den Kreis seiner Verpflichtungen in der Natur abgeschlossen? — Keineswegs; denn es ist keine Frage, daß der Mensch seine erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten auch auf seine Nachkommen, auf seine Mitmenschen übertragen muß, und zwar wieder in doppelter Richtung, in jener gegen die Körper, und in der Richtung gegen die Seelen derselben.

Die Verpflichtung der Menschen gegen die ersten leiblichen Bedürfnisse der Mitmenschen ist ein Ausfluß der Natur und in der Mutterliebe niedergelegt. Diese läßt ihren Sprößling nicht verkümmern, und, daß er gut gedeihe, läßt sie ihm auch die zweckdienliche Nahrung zukommen, so lange, bis dieser in den Stand gesetzt sein wird, sich eigen seinen Unterhalt erwerben zu können. Ist die Mutter nicht im Stande, ihren Verpflichtungen in dieser Beziehung nachzukommen, oder handelt diese mit Absicht gegen ihre Verpflichtung, so ist gegen solche Vorkommnisse in allen geregelten Staaten durch geeignete Bestimmungen vorgesehen worden, so daß gegen die Körperpflege des jugendlichen Nachwuchses nicht sehr oft verstoßen wird. Diese Bestimmungen sind jedoch nicht blos allein auf die jugendlichen Körper beschränkt, sondern sie umfassen Alles darauf bezügliche für Arme, Gebrechliche und überhaupt Erwerbsbeschränkte, so daß das Verhungern eines Menschen so ziemlich unter die Seltenheiten gehört.

Fortsetzung.

Der Körper des Menschen, welcher mit unzertrennlichen Banden an die Natur geknüpft ist, fordert strenge seine Bedürfnisse. Ist derselbe außer Stand, die ungestümen Forderungen seines Körpers beschwichtigen zu können, so erhebt er ein Nothgeschrei, welches nicht immer spurlos im Winde verhallt; denn es finden sich immer,

wenigstens meistentheils, wieder Menschen, welche sich des nothleidenden, fremden Körpers annehmen. Der Nothschrei eines gefährdeten Naturkörpers berührt die Seite des Lebensgefühles bei Anderen und macht das Mitleid rege, welches den dringendsten Bedürfnissen des Nothleidenden zu steuern sucht. Allein im Menschen lebt noch Etwas, welches auch Bedürfnisse hat, aber Bedürfnisse ganz anderer Art, wie der Naturkörper, welche Bedürfnisse die Natur auch nicht beschwichtigen kann, weil dieses Etwas an die Natur nicht gefesselt, kein Ausfluß des Naturlebens ist. Dieses Etwas ist die Menschenseele. Sie kann, wie der mit ihr verbundene Naturkörper, keinen Nothschrei erheben, auch kein Nothzeichen aufstecken, wenn ihre Bedürfnisse nicht befriediget werden. Und doch sind ihre Bedürfnisse so dringend, als jene ihres Körpers, ja noch dringender, da die Nichtbefriedigung der Bedürfnisse des Körpers nur für diesen allein zum Nachtheile gereicht, während die Außerachtlassung der Bedürfnisse einer Seele oft auf weite Umkreise hin Unheil der manchfaltigsten und oft der schrecklichsten Art verbreitet.

Es kann und darf nicht im freien Willen des Menschen liegen, ob er die Seelenbedürfnisse seiner Nächsten befriedigen will oder nicht. Es ist heilige Menschenpflicht, diese zu befriedigen, und es ist dieses sogar um der eigenen Seelen- und Körperruhe willen geboten. Wo die Nothwendigkeit so nahe hin das unabweisbare Pflichtgebot gesetzt hat, kann da noch von einer Nichtbeschränkung des freien Willens der Menschen die Rede sein?

Woran es dem Körper gebricht, kann so ziemlich leicht Jedermann sehen, was aber der Seele Noth thut, wird nicht zu selten übersehen und noch seltener richtig erkannt. Gestehen wir uns dieses nur zu, daß wir den Körper mehr im Auge behalten, als unsere Seele, und deßhalb entgeht uns gar oft über die Pflege des Körpers jene der Seele. Nur ein Beispiel. Beinahe täglich melden die Zeitungen von Unglücksfällen, bei denen Menschenleben zu Grunde gegangen sind; und doch ist ungleich größer die Zahl jener Unglücksfälle, welche durch eine verkehrte Geistesrichtung der Menschheit erwachsen. Diese werden kaum geachtet. Und doch gehört die Seele nicht blos den lebenden Menschen, sondern auch den zukünftigen. Das Thun oder Lassen der Menschen als Ausflüsse ihres Seelen-

lebens erstrecket sich oft weit über die mitlebende Generation hinaus, während der Leib im Erdenleben verschwindet. Schon allein von diesem Gesichtspunkte aus sollte auf die gemeinsame Ausbildung des Seelenlebens mehr Rücksicht genommen werden, als bisher geschehen ist. Namentlich sind es die ärmeren Bezirke, wo man mit der nothdürftigen Unterhaltung des Körpers schon Genüge gethan zu haben glaubt. Der Jammerruf der Erwachsenen bei eintretenden Unglücksfällen oder anderen Mißständen schlägt von allen Seiten her an unser Ohr, das Gewimmer der verlassenen Kinder aber verhallt, und selten findet sich Jemand, wenn die Vernachlässigung nicht zu gröblich ist, der sie vor die Oeffentlichkeit bringt. Man darf nur auf seine eigenen Gemeinden hinblicken und das Loos der armen Kinder betrachten.

Als im Jahre 1858 in der ersten Hälfte Februars die öffentlichen Blätter erzählten, daß am 1. Februar g. Js. in dem Dorfe Neuenheim, Amts Königstein, Vormittags durch den Gemeindediener mittels der Schelle bekannt gemacht worden sei: „Heute Nachmit„tags sollen auf dem Rathhause zwei Waisenkinder öffentlich an „den Wenigstnehmenden vergeben werden“, und daß das Angebot von 50 fl. jährlich für ein Kind heruntergetrieben worden sei bis auf 33 fl., worauf sodann der Zuschlag erfolgt sei, dürften wohl viele Gemeinden sich getroffen gefühlt haben. — Was ist aber die Folge davon, wenn man nur für den nothdürftigen Unterhalt sorgt, und die Geistesrichtung der Schutzbefohlenen als eine Nebensache betrachtet? — Die Polizeistellen und Criminalbehörden registriren die Produkte solcher einseitigen Auferziehung, oder bezeichnender gesagt, solcher „Auffütterung“ ein, und das anwachsende Material erfüllt den Blick in die Zukunft mit banger Besorgniß.

In der Jugend wird wohl Jedermann in gut eingerichteten Staaten zum Schulbesuche gesetzlich angehalten; allein dem Schulzwange ist man bald entwachsen. Froh, sich endlich freier bewegen zu können, streift die aufsichtlose Jugend mit zunehmendem Alter jede Gebundenheit von sich und stürzt sich, vom vorwärtstreibenden Jugendleben fortgerissen, sinnetaumelnd in den Strudel des Lebens. Von dem in der früheren Jugend zwangsweise erhaltenen Unterrichte bleibt nichts hängen, als eine dunkle Erinnerung; aber die

schaamlosen Reden und Geberden (wenn nicht manchmal noch schlimmeres), welche, namentlich uneheliche Kinder, häufig von ihrer Mutter mit Lust eingesogen und abgelernt, so wie auch die bösen Beispiele, welche manche Aeltern ihren Kindern gegeben, diese haben tiefe Wurzeln getrieben, entwickeln reiche Blüthen und reifen unaufhaltsam zur Wirklichkeit.

In der Verderbtheit der Zeit, welche man den „Zeitgeist" nennt, schlürft man begierig die falschen Begriffe von „Freiheit", und während man die Hände nach fremdem Eigenthume ausstrecket, blicket man tückisch und mit geheimen Ingrimm auf die Gesetze und auf jene hin, welche die Gesetze handhaben und eine solche Freiheit beschränken wollen. Von den Ordnungsliebenden verlassen, selbst gemieden, sinken solche Menschen gleichsam mit jedem Tritte tiefer, bis sie entweder der Arm der Gerechtigkeit ereilt, oder bis sie im Sumpfe des Lasters zu Grunde gehen. In dem Umstande aber, daß das Laster wieder Laster, und zwar wuchernd, erzeugt, vervielfältigt sich die Verdorbenheit der Gesellschaft.

Die Verbreiter der modernen Menschenrechte finden nirgends empfänglicheren Boden für ihre Saaten, als in den Herzen derjenigen, welche einer geregelten Ordnung abhold sind. Die verlockenden Reden von „Freiheit" und von „Gleichheit" sind aber nicht blos in die Hütten gedrungen, sie fanden weiteren Anklang, so daß Viele — ja recht Viele aus den Mittelklassen sich zur neuen Lehre bekennen. In der Hoffnung auf die verheißene goldene Zeit vollbringt man in stumpfer Ergebung und unter Unlust sein Tagewerk. Man gewahrt es, daß das freudenlose Treiben und Schaffen nicht von Segen begleitet ist. Den geflohenen Frohsinn will man wieder gewinnen, glaubt ihn durch Körpergenüsse erhaschen zu können, und vergeudet den in einer Woche verdienten Lohn oder den Erwerb oft an einem einzigen Tage. Die Belege hiefür kann fast ein Jeder in seiner Nähe suchen.

Nicht immer ist es die Lust nach Sinnenkitzel oder Sinnentaumel, welche junge und auch gereifte Menschen auf Abwege führet. Denn nicht selten ist es die Lieblosigkeit der Nebenmenschen, welche andere einem schweren Geschicke überliefert, und ebenfalls nicht selten ist es die bittere Noth, welche solche zum Durchbrechen der Schranken

einer gesetzlichen Ordnung treibt. Die Polizei- und Criminalakten weisen solcher Fälle nur zu viele nach.

Was soll man denken, was aus solchen jungen Leuten einstens werden soll, wenn sie zur Selbstständigkeit sich durchgerungen haben, wie sie uns Dr. Steer, Kreisphysikus des Kreises Beuthen in Oberschlesien (im Monate März 1858), in einem wahrhaftigen Schauergemälde, die Lage der dortigen Waisenkinder betreffend, vorgeführt hat. Der genannte Beamte schreibt: „Diese bemitleidenswerthen „Geschöpfe suchen, bedeckt mit schmutzigen Lumpen, die oft nicht aus„reichen, ihre Blößen zu decken, noch weniger, ihnen Schutz gegen „die Ungunst der Witterung zu gewähren, Nachts ein schauerliches „und gefährliches Lager in der glimmenden Asche der Zinkhütten„rösche und bei Tage in den Nachbarhäusern ihrer Schlupfwinkel „Nahrung für ihren, durch Hunger, Kälte und Schmutz siech ge„wordenen jungen Körper. Maßlos aber ist das Elend dieser Un„glücklichen, wenn eine Krankheit sie ereilt; wer reicht dem verlas„senen, kranken Kinde, das einem polizeilichen Verbote zuwider in „der stäubigen, dunstigen Rösche geduldet werden muß, einen Trunk „Wasser? Der Theilnehmer seines Elends sucht während des Tages „Nahrung für sich außerhalb des Raumes, und schläft während der „Nacht einen betäubenden, todtenähnlichen Schlaf. Das Aechzen „seines leidenden Nachbarn ruft ihn nicht wach, ihm die verdorrte „Zunge zu netzen. Mancher dieser Unglücklichen wird von dem im „Röhrenraume sich anhäufenden Kohlengase erstickt, Viele werden „durch Anbrennen ihrer Lumpen auf dem Körper furchtbar ver„brannt. Man sage nicht, diese Elenden fühlen ihr Unglück nicht, „sie haben sich an ihr Unglück gewöhnt. Hier der Gegenbeweis: „Im verflossenen Jahre wurde ich nach einer Zinkhütte berufen, „weil daselbst ein Knabe von etwa 10 Jahren im Röschenraume „erstickt sei. Ich fand wenig Leben mehr in ihm, doch gelang es, „ihn völlig zur Besinnung zurückzuführen. Das erste Wort des „Erwachenden war: „„Mein Gott! Mein Gott! Ich lebe noch! „„Mein Gott, warum habt ihr mich nicht sterben lassen? Dann „„hätte mein Elend sein Ende erreicht."" Die Sprache des Kin„des, unmittelbar aus dem Erwachen aus betäubtem, sinnlosen Zu„stande trug zu sehr den Stempel der ganzen furchtbaren Wahrheit,

„um geheuchelt zu sein. Vor nicht langer Zeit stand ich am Sterbe-„bette eines 10jährigen Mädchens, welchem, als es in der Röhre „einer Zinkhütte schlief, die Kleider am Leibe verbrannt waren. Be-„deckt von grausenerregenden Brandwunden lag das arme Wesen „auf bloßem Stroh nackt bei scharfem Frostwetter im Hausflur der „elenden Hütte seiner sogenannten Pflegemutter, weil das kleine „Zimmer keinen Raum für dasselbe hatte. Man sage nicht, die „Schilderung dieser Jammerscenen sei zu grell, sie ist vielmehr viel „zu matt, um der Wirklichkeit zu gleichen oder ihr nahe zu kommen.“

Wir haben tagtäglich Gelegenheit, zu sehen, daß kein Mensch aus sich selbst sich herausbilden kann, daß der Mensch in der Jugend sich selbst überlassen, d. h. ohne sicheren Beistand zu genießen, auf Abirrungen oft der schwersten Art gelangt, daß die Folgen, oft die schrecklichen Folgen solcher Abirrungen eines Menschen keine Auswahl treffen, sondern einen Jeden ohne Auswahl, sei er hoch, sei er niedrig, sei er gelehrt, sei er nicht gelehrt, sei er reich, sei er arm, sei er auf seiner Hut oder nicht, sei er alt, sei er jung, sei er in der Stadt, sei er auf dem Lande, sei er zu Lande, sei er zu Wasser, treffen können; da dürfen wir die Frage aufwerfen: Wer kann behaupten, daß der Mensch im Hinblicke auf seine Nebenmenschen bezüglich ihrer Führung in's Leben in Wahrheit einen freien Willen habe und thun könne, wie es ihm beliebt, — er könne sich seiner annehmen, oder ihn unbekümmert seiner Wege gehen lassen?

Ja freilich, wird Mancher entgegnen, der Wille des Menschen ist frei, und wenn das ganze Geschlecht zu Grunde gehen sollte. — Doch wir sprechen mehr davon.

Fortsetzung.

Man sagt, daß der große Waldaffe gerne Kinder von in seiner Nähe wohnenden Menschen forttrage und ihnen alsdann alle Zärtlichkeit, freilich nach Affenart, zuwende. Gesetzt nun, ein solches gestohlene Kind, unter Affen groß geworden, würde gefangen und wieder unter Menschen zurückgebracht werden, — was würde wohl an ihm besonders bemerkt werden? — Sicherlich die Eigenschaften der Affen selbst. Es wird sich an das Feuer, welches man ihm angezündet hat, eben so behaglich wie ein Affe niedersetzen und mit

freudigem Ausdrucke im Gesichte in die Flammen schauen, aber gewiß nicht daran denken, beim Erlöschen des Feuers anderes, in der Nähe liegendes Holz beizulegen, oder selbst nur die abgebrannten Holzreste zusammenzurücken, damit das Feuer, worüber es sichtlich ergötzt ist, länger brenne. Beim Verlöschen des Feuers wird es eben so verwundert zur Stelle blicken, wo das Feuer gebrannt hat, wie man es bei den Affen, die zufällig an eine Stelle hingekommen, allwo ein von Menschen angeschürtes Feuer noch loderte, auch gesehen hat. — Hält man einem solchen Menschen einen Spiegel vor, wird er eben so dumm und stumm hineinblicken, wie wir dieses bei den Thieren auch gewahren. Seinen Schatten wird er eben so dumm ansehen, wie die Thiere auch. Von höherem Selbstbewußtsein gar keine Spur. Und wie wird es mit dem freien Willen eines solchen Menschen stehen? — Möchten dieses alle Vernünftler bedenken und beherzigen, welche in ihrem Mikrokosmos alle Seelenthätigkeiten an die Erkenntniß, an das Selbstbewußtsein anbinden; möchten dieses auch alle Pädagogen beherzigen, welche ihre Vorschläge für Menschenerziehung an schon begonnenen und oft in verkehrter Richtung eingeschlagenen Lebensbahnen und Geistesrichtungen anknüpfen; möchten alle Menschen ohne Unterschied beherzigen, daß mit der Entwicklung des Körpers nie die Seele des Menschen in Gewinnung der Erkenntniß gleichen Schritt gehet, daß der Mensch in allen Stücken der Belehrung durch Wort und That bedarf, ehe eine Weiterbildung und eine freie Erkenntniß von seinem Geiste angestrebt werden kann! Hier -- einem vollkommen vernachlässigten Menschen gegenüber — dürfte es klar werden, daß man einen Unterschied zu machen habe zwischen Menschen und Menschen, ehe man Allen eine freie Willensthätigkeit einräumen will.

Angesichts der unleugbaren Thatsache, daß der Mensch nichts mit auf die Welt bringt, als einen Körper, welcher, wie natürlich, der Ausbildung und Pflege bedarf, aber alsdann auch gleichsam wie von selbst gedeiht, und ferner eine Seele, welche erst auf die Natur und ihre höhere Bestimmung hingewiesen werden muß, fremder und der eigenen Mithilfe bedarf, um sich ausbilden zu können, ist denn doch sicherlich die Frage erlaubt, wann denn eigentlich der freie Wille im Menschen hervortritt. Wir wissen, daß das Wochenkind gar

keinen Willen hat, der Naturkörper fordert blos seine Bedürfnisse durch sein allgemeines Fühlvermögen. Mit der Entwicklung des Kindes, namentlich des Fühlsinnes und der höheren Sinne, macht sich ein größeres Begehrungsvermögen bemerkbar. Dieses Begehrungsvermögen kann wohl schon als eine Willensäußerung ohne bestimmte Umrisse bezeichnet werden. Allein was begehrt das Kind durch seine erste Willensäußerungen? Wenn es gerade keine Bedürfnisse sind, so begehrt es sicherlich nichts anderes, als auffallende Gegenstände, namentlich solche, welche im Lichte hervortreten, als glänzende Objekte aller Gattungen. Aus der Art des kindlichen Begehrens finden wir zuweilen eine Sehnsucht. In dieser Sehnsucht liegt offenbar das Streben des jugendlichen Geistes, vielmehr des Geistes im jugendlichen Körper nach Erkenntniß gegeben. Hat man nun die Sehnsucht des Kindes mehrmals gestillt, so wird man bald inne werden, daß das Kind beherzter wird und mehr begehrt. Der Wille tritt allmählig stärker hervor. Wenn nun einmal jetzt das Kind schädliche Sachen verlangt, und man in der Nothwendigkeit versetzt ist, dem Begehren des Kindes nicht willfahren zu können oder zu dürfen, so äußert das Kind Mißmuth, Unwille („Unwille" dem Sprachgebrauche, nicht dem Wortsinne nach betrachtet). Verlangt nun das Kind eine allenthalbe scharfe oder spitzige Glasscherbe, nur weil sie glänzet, um damit spielen zu können und das Auge daran zu ergötzen, kann man da behaupten, daß es vom freien Willen geleitet wird, weil es dieses glänzende Ding auch nicht verlangen kann? Schwerlich; denn trifft der Glanz des Glasstückes zufällig nicht des Kindes Auge, so bleibt ihm das Glas selbst gleichgültig, ohne Begehrung in ihm wach zu rufen. Findet aber das Gegentheil statt, und fällt das Glänzende des Gegenstandes dem Kinde auf, so begehrt es darnach. Wir, die wir wissen, daß das Kind noch kein Urtheil hat, das Schädliche vom Unschädlichen, das Gute vom Bösen zu unterscheiden, verweigern mit Recht dem willenlosen, blos vom Begehrungsvermögen geleiteten Kinde das offenbar schädliche Spielzeug. Das Kind sieht die Flamme des Lichtes gerne und würde sich unfehlbar durch dieselbe beschädigen, wenn wir dasselbe gewähren lassen würden. Wir wissen, daß es gerne darnach greift.

Eben so wenig ist der Zeitpunkt gegeben, wo der freie Wille im Menschen sich kund gibt, wenn das Kind von sich selbst zu sprechen anfängt, sein eigenes Ich nennet, was man, und zwar nicht mit Unrecht, als den Eintritt des Selbstbewußtseins betrachtet; denn die ersten Spuren des erwachenden Selbstbewußtseins eines Menschen unterscheiden sich wenig von dem Selbstbewußtsein der Thiere. Man wird nie gehört oder gefunden haben, daß ein Thier sich mit einem anderen verwechselt hat. Daran und an vielen anderen Eigenschaften der Thiere ist zu erkennen, daß denselben ein gewisser Grad von Selbstbewußtsein innegelegt ist, weil sie dessen bedürftig sind, welches aber eben so wenig sich höher ausbilden kann, wie alle andern angebornen Fähigkeiten der Thiere, während diese beim Menschen unter allen Umständen veredelt werden müssen. Ein solcher Vorzug ist eben der freie Wille des Menschen, aber wenn dieser wahr werden soll, bedarf er einer sorgfältigen Cultur.

Sowohl auf dem Wege der Verordnungen, als dem der Strafgesetzgebung, hat man nach der Zahl der erreichten Jahre gewisse Bedingungen und Vollzugsanhaltspunkte erlassen, welche für verschiedene Vorkommnisse der Menschen maßgebend sind, als: für die Unterrichtszeiten, für die Volljährigkeit, für die Candidatur zu gewissen Staats- und Ehrenämtern u. s. w.; dann bezüglich der Strafvollziehung, wann keine, wann geminderte, wann volle Zurechnungsfähigkeit einzutreten habe. Allein in welchem Lebensabschnitte nach den Zeitbestimmungen von erreichten Jahren kann man wohl, ohne den größten Mißgriff zu begehen, den Eintritt der erlangten freien Willensäußerung setzen?

Der Mensch, welcher so vielerlei bedarf, und deßhalb von so vielerlei umgeben ist, strebt nach Kenntniß desselben, und da ist es, wo er gar oft fehl greift. Ganz natürlich ist es wieder die Jugendzeit, in welcher bei dem Drange nach Erkenntniß, ohne diese erst erlangt zu haben, Fehlgriffe und Unterlassungen aller Art stattfinden. Es besteht hier so ziemlich dasselbe Verhältniß, wie im Kindesalter. Die Jugend begehrt aus Drang, ohne zu wissen, was gut oder bös, was schädlich oder nicht schädlich ist: und wenn dem falschen Begehrungswillen des Kindes Widerstand oder Nichtgewährung entgegengesetzt werden muß, so ist für die reifere Jugend geboten, dieselbe

auf das Statthafte und Unstatthafte aufmerksam zu machen, so daß ein richtiges Urtheil im Begehren und Handeln des jungen Menschen sich bilden kann, was geschieht, wenn er durch Belehrung und Erfahrung einsehen lernt, was gut oder dienlich, was böse oder schädlich ist.

Nun aber steht der junge Mensch nicht allein, er bewegt sich wenigstens in einem kleinen Kreise von Menschen. Nicht immer ist das, was ihm dienlich ist, auch allen jenen Menschen angemessen, welche mit ihm einen Zirkel bilden. Der junge Mensch muß deßhalb auch einsehen lernen, daß die kleine Anzahl von Menschen, welche neben und um ihn ist, da sein muß, damit sie ihn nähren, kleiden, schützen, beherbergen, bilden und belehren können, endlich auch da ist, damit er sich in ihrem Umgange ergötze, daß alle Personen dieses kleinen Zirkels eine enge Verbindung vorzustellen haben, ein gleiches Recht besitzen; daß zur Erstrebung des Einzelnen, so wie des allgemeinen Wohles kein Sonderstreben, keine Willkür herrschen darf; daß sich Alle unter Einen Willen zu vereinigen haben; daß die Willkür zum Nachtheile einzelner oder aller Personen dieses kleinen Kreises führt.

Eben dieselben Rücksichten sind gegeben, wenn sich der Erwachsene in dem großen Kreise von Menschen sich bewegt, welche den Gemeindeverband bilden, wo alsdann aus vielen Gemeindeverbindungen ein Staatenverband zusammengesetzt wird; denn Alle ohne Ausnahme bedürfen in dem allgemeinen Verbande der Ernährung, Bekleidung, Beschützung, Beherbergung, Bildung und Belehrung. Alle müssen sich um ihrer selbst willen und um des großen Verbandes willen an einander anschließen. Da kann doch Niemanden ein freier Wille zugestanden werden, das, was für das eigene oder das allgemeine Beste schädlich ist, anzustreben oder zu thun. Da solches gegen die Ordnung ist, müssen wir den wahren freien Willen höher suchen.

Wenn ein Mensch je nach Laune entweder etwas Gutes oder Böses thut, kann dieß sicherlich nicht auf Rechnung des freien Willens gesetzt werden. Es liegt unmöglich in der Natureinrichtung, vielmehr in der Menschenordnung, — ja wir wiederholen es, es kann unmöglich in der Menschenordnung liegen, daß der Mensch den

freieigenen Willen besitzen soll, Gutes oder Böses zu thun, oder letzteres nur zu wollen: und wer behauptet, daß der Mensch überhaupt und wirklich den freieigenen Willen hat zum Guten oder zum Bösen, der hat die Menschenordnung nicht beobachtet und kennt nicht ihre wahre Freiheit, der hat seine Stellung zwischen Gott und die Natur, seine Stellung gegen seine Nebenmenschen und seine Stellung gegen sich selbst unrichtig aufgegriffen; der unterscheidet nicht zwischen Menschen und Menschen. Ein solcher freier Wille des Menschen und in dieser Richtung des Menschen muß als absolut unstatthaft zurückgewiesen, abgeleugnet werden; ist der falsche freie Wille des Menschen, unreifes Denken und Handeln, verderbliches, egoistisches Streben.

Der Freiheit steht die Gebundenheit entgegen. Ohne Gebundensein an die Menschheit läßt sich kein Mensch in seiner Entwicklung denken. Diese Gebundenheit setzt das Streben nach dem eigenen Wohle zum Vortheile des Verbandes voraus. Wird nun diese Rücksicht außer Acht gelassen, und thut der Mensch mit Absicht etwas, welches seinem eigenen Wohle oder dem Wohle Anderer nachtheilig ist, überhaupt etwas, was gegen die Menschenordnung verstößt, so kann dieses nicht mehr als eine That aus freiem Willen betrachtet werden, sondern als eine That der selbstsüchtigen Willkür, der Despotie.

Fortsetzung.

Was im Menschen freieigen begehrt, das ist sein der Ewigkeit verwandtes Wesen. Wenn wir nun im Menschen ein der Ewigkeit verwandtes Wesen sich abspiegeln sehen, so müssen wir auch im Menschen einen frei eigenen Willen ganz höherer Art voraussetzen, und jenen als den wahren freien Willen des Menschen erkennen, welcher den Menschen über das Irdische und Sinnliche erhebt, wodurch er jene Vorzüge erlangt, daß er einzig in der Natur und wahrhaft erhaben über Alles in derselben besteht und seine Bahn frei wandelt in der Freiheit der Menschenordnung. Diese, die Menschenordnung, aber ist der Inbegriff alles dessen, was wir unter „Wahrheit“ verstehen. Zur Erkennung und Auffassung der Wahrheit, nämlich seiner Ordnung, ist dem Erkenntnißvermögen

des Menschen, nämlich seinem Verstande, der Gegensatz der Wahrheit aufgestellt, nicht aber, um frei eigen nach der Unwahrheit, der Lüge im vollen Sinne, greifen zu können. Wer also mit Willen nach dem Gegensatze der Wahrheit greift, oder, was Eins ist, wer mit Willen Böses thut, kennt entweder die Wahrheit nicht, oder wird nicht von seiner Vernunft, sondern von niederen Beweggründen geleitet, und steht sonach, sowohl in diesem als in jenem Falle, nicht auf jener Stufe, auf welcher er stehen soll. Er ist nicht frei.

Eine solche Freiheit des Willens, Gutes oder Böses thun zu können, existirt nirgends, ist ein absurder Begriff von der Menschheit; denn welche Begriffe würden wir von der Gottheit selbst erlangen, welcher wir doch alle Freiheit einräumen müssen, wenn wir derselben auch den freien Willen zum Bösen, oder was Eins ist, zur Unwahrheit zugestehen wollen! —

Der weitfassende Geist, welcher im Menschen thronet und von Gott ausgehet, kann nur dann sich frei bewegen, hat vollkommen freien Willen, wenn er an die Gottheit sich anschließt, oder was hier einerlei ist, wenn dieser Geist seine höchste Entwicklung erlangt hat, also die wirkliche und scheinbare Nothwendigkeit erkennen kann, und unter der Herrschaft, vielmehr unter der Führung von der Vernunft auch wirklich erkennt und diese als seine einzige Führerin betrachtet, da sie, die Vernunft, in ihrer I n t e l l i g e n z, d. h. mit ihrem V e r s t a n d e Alles durchschauen, in ihrem W i l l e n Alles besiegen und in ihrem G e m ü t h e nur das Gute, das allein Wahre will und kann. Die Vernunft ist eben nichts anderes, als ein Zusammenfließen des Wahren, Guten und Schönen zur erhabenen Harmonie, aus welcher erst das allein Wahre, das allein Gute, das allein Schöne zur Erkenntniß wird, und deßhalb kann die Vernunft nichts wollen, was gegen die Wahrheit verstößt. In ihrem Streben nach Vervollkommnung und Veredlung ihrer Vernunft erkennt die menschliche Seele die Ideen und in diesen die Nothwendigkeit der Existenz eines Wesens, in welchem sich alle Vollkommenheiten, alle Macht und alle Größe vereinigen, und wird sich der Nothwendigkeit ihres Anschlusses an dieses Ideal aller Ideale bewußt, und hat sich mit diesem Anschlusse ihre Freiheit errungen.

Gegen vorstehende Ausführung erscheint der Einwurf gerecht-

fertigt, da unter der großen Menge von Menschen nur wenige sind, welche Gelegenheit haben oder die Anlagen besitzen, sich bis zu dieser so eben gemeldeten Vervollkommnung auszubilden: ob etwa der Grund darin liege, daß so viele böse Menschen neben so wenig guten wandeln, weil die Aneignung jener Vollkommenheiten nicht Jedermanns Sache sein kann? — Nein. Der Grund, daß so viele böse Menschen unter der Sonne wandeln, liegt anderswo. Wir werden ihn später berühren. Das bevorzugte, frei stehende Geschlecht hat auch in dieser Beziehung mit der ganzen organisirten Naturwelt nichts gemein, daß, während jedes Thier zur Erreichung seiner Lebenszwecke schon mit den vollendetsten Fertigkeiten ausgerüstet ist, nicht ein jeder Mensch diese höchste Ausbildung seines Seelenvermögens bedarf, um seinen Lebenszweck, nämlich die Gründung seines Friedens diesseits für das Jenseits, erreichen zu können. Das Menschengeschlecht ist sich selbsten anvertraut, es bedarf blos Führer, welche mit der Einrichtung der Menschenordnung vollkommen betraut sind und im Sinne derselben handeln. An diese Führer schließt sich das Geschlecht an, folgt ihnen im Gefühle der eigenen Schwäche, und handelt alsdann dennoch frei innerhalb der Normen der Menschenordnung, wenn jene Führer die Pfade der Wahrheit, geleitet von der Vernunft wandeln. Es liegt so in der Menschenordnung und die freiwillige Unterordnung unter einem sichern Führer liegt in eines jeden Menschen Brust. Wird aber diese Menschenordnung von den Führern verkannt, verlassen oder vernachlässigt, muß Abirrung des ganzen Zuges erfolgen. Die Menschheit steht mit keiner physischen Macht im Bunde, sie kann sich also keiner physischen Stütze bedienen. Sie ist sich selbst anvertraut, ist frei: sie muß sich aus sich selbst erhalten, und wahr, wie ihre Freiheit, muß auch wahr ihr freies Handeln sein.

Nur Etwas ist, worüber sich die Seele in ihrem höchsten Vermögen, in ihrer Vernunft keine Rechenschaft geben kann: es ist dieses ihr Zustand außerhalb des Erdenlebens, überhaupt das Uebersinnliche, das Uebernatürliche. Allein ist sich die Seele ihrer Freiheit in dem Anschlusse an die Gottheit bewußt, wodurch sie sich über das Zeitliche erhebt, und hat sie die Nothwendigkeit ihres Anschlusses an die ewige Sicherheit erkannt, so muß sie sich mit vollem

Vertrauen demjenigen hingeben, was ihr die Gottheit blos verheißen, aber nicht näher geoffenbart hat. Wenn nun die Seele das von Gott Geoffenbarte und Verheißene im treuen Glauben annimmt und in Erwartung eines helleren Aufschlusses erst jenseits mit Eifer zur Veredlung des Geistes benützt, so ist ihr hienieden eine Ruhe, ein Trost, ein Frieden bescheert, welchem auf Erden nichts gleich kommt, welchen Erdenglück nicht geben, eine Erdenmacht aber auch nicht nehmen kann. Verkennt jedoch die Vernunft ihre bestimmt vorgezeichneten Grenzen, und will sie das Unsichtbare, das Uebersinnliche ergrübeln, zur Erkenntniß, zur Verstandesklarheit bringen, so verfällt sie in unauflösliche Spekulationen, welche zu trostlosen Zweifeln führen, durch welche die Seele ihre Zufriedenheit, ihre Ruhe, ihr Glück, ihren wahren Glauben, ihre *religiöse Nothwendigkeit* verlieren kann.

Es gibt so vielerlei auf der Welt, was der gemeine Mann, selbst der schon höher gestellte, *blos glauben* muß, wenn er richtig im Strome des Lebens sich mit fortbewegen will. Warum sollte nun der Hochgebildete für sich allein das Vorrecht herausnehmen können, gar nichts anerkennen zu dürfen, worüber ihm seine eigene Vernunft keine Aufklärung zu geben im Stande ist. — Es kann nicht widerstritten werden, daß ein Jeder, welcher die Fähigkeit hiezu besitzt, auch befugt ist, die Lehren und die Offenbarungen Gottes vor das Forum seiner Vernunft zu ziehen. Wer aber trotz dem, daß er die Vollkommenheit alles dessen erkennt, worüber seine Vernunft aburtheilen konnte, das in den göttlichen Verheißungen und Offenbarungen gegebene Uebersinnliche, Uebernatürliche, weil hier seine Vernunft incompetent ist, in Zweifel ziehen würde, stehet ganz sicherlich auf wankendem Boden, entbehrt somit der Sicherheit, hat die Menschengeschichte und die Menschencharakteristik nicht oder nur oberflächlich studirt und die untergeordnete Stellung der Menschenseele zur Gottheit außer Acht gelassen, gibt sich selbstsüchtigen, für Menschen unauflöslichen Spekulationen hin, verliert seinen Stützpunkt in Gott und deßhalb auch seine wahre Religion, d. h. seine religiöse Nothwendigkeit.

Ein Zweifel an den göttlichen Verheißungen setzt überhaupt einen schwankenden, mangelhaften oder negativen Glauben an die

Göttlichkeit der Christusreligion voraus. Dieses Alles beruht schon auf Unkenntniß der Menschheitsgeschichte: denn in dieser müßte man gefunden haben, daß zu allen Zeiten die intelligentesten Köpfe aller Nationen bemüht gewesen sind, das erste, größte und innigste Bedürfniß der Menschheit, nämlich ihre wahre Regel in der Natur, zu erforschen, ohne dasselbe (man möchte sagen) nur annähernd gefunden zu haben. Halten sich wohl unsere sogenannten Rationalisten für größere Denker, als es unter unseren Vorfahren gegeben hat? — Oder glauben diese von sich, daß sie die Regel der Menschheit ohne die Offenbarung gefunden hätten? — Unwillkürlich muß man hier an das Ei des Columbus denken.

Man hat die Behauptung aufgestellt, daß das Dasein der gegenwärtigen Bewohner unserer Erde auf kein sehr hohes Alter schließen lassen könne, daß also die Menschheit gleichsam noch in ihrer Kindheit befangen einen freieren Ueberblick über sich selbst noch nicht haben konnte, und hat zum Beweise angeführt, daß die Magnetnadel, die Schifffahrt, die Malerei, überhaupt die Künste und die Schrift erst seit einigen Jahrtausenden entdeckt worden sind, was nicht der Fall sein könnte, wenn die Menschen schon von jeher dagewesen wären.

Nun freilich, von jeher ist der Mensch nicht dagewesen, er war ja das letzte Werk der Schöpfung. Allein gegen einen kurzen Bestand des Menschengeschlechtes spricht denn doch sehr Vieles. Vor Allem läßt sich einwenden, daß der Mensch oft das Allernächste nicht kennt oder übersieht. Als Beleg hiezu dient der Dampf. Denselben kennen die Menschen doch sicherlich schon so lange, als sie sich Feuer bereiten können. Erst unserer Zeit war es vorbehalten, die Wasserdämpfe als eine Kraft kennen zu lernen und zu benützen. Uebrigens weisen Reisende und Naturforscher auf Zeichen hin, aus denen hervorgeht, daß der Bestand des Menschengeschlechtes, in ziemlicher Bildung begriffen, schon ziemlich weit her datirt. Vom Ganges bis zum Cap Comorin soll Indien viele Spuren einer sehr frühen Cultur enthalten, da diese Gegenden ganz mit Palästen, Tempeln und Ruinen bedeckt sein sollen, deren Bauart von einer bereits sehr weit vorgerückten Kunst zeugt. In einem dieser Tempel soll John Call einen Thierkreis gefunden haben, der

das Sommersolstitium in dem Sternbilde der Jungfrau zeige, wo dasselbe am Himmel bereits vor 10,000 Jahren gestanden hätte.

Dolomieu und Girard geben den Anfang der gegenwärtigen Gestalt der Continente viel näher liegend an, indem sie sagen, daß derselbe nicht bis zu sechstausend Jahren zurückzuführen sei, was mit der Zeit des Moses über die Sündfluth auch übereinstimmt. Uebrigens aber ist es eine bekannte Sache, daß die reichste und vollendeteste Sprache aller Völker, nämlich der Sanscrit, schon vor drei- bis viertausend Jahren eine sehr hohe Vollendung in sich trägt, also auf ein hohes Alter schließen läßt. Ferner sagt. A. v. Humboldt, daß er in Amerika auf dem Felsen im Norden der Ruinen von Canur, unter dem siebenten Grade der nördlichen Breite, Zeichnungen und Inschriften gefunden habe, welche offenbar das Werk eines sehr gebildeten Volkes gewesen sein müssen, das vor unvordenklichen Zeiten daselbst gelebt haben mag, da die gegenwärtigen Bewohner dieser Gegend weder eine Erinnerung an dasselbe aufbehalten haben, noch auch über die Bedeutung dieser Inschriften etwas mittheilen konnten. Nach Pallas findet man in Sibirien nordöstlich vom Baikalsee ähnliche, viele Meilen weit fortlaufende, mit Charakteren und Zeichnungen bedeckte Felsen.

Dieses Alles deutet doch sicherlich darauf hin, daß das Geschlecht der Menschen, namentlich, wenn man auch die Zeichen der Ausbildung im Bauwesen und in der Astronomie mit würdiget, sehr alt ist, die Bedürfnisse eines leitenden Prinzipes haben wohl alle gebildeteren Nationen gefühlt. Es beweisen dieses die prachtvollen Ruinen ihrer Tempel. Nirgends aber finden wir, daß die Menschheit trotz ihres langen Bestandes, trotz all ihrer Bildung und trotz des gefühlten Bedürfnisses durch ihr eigenes Erkenntnißvermögen ihre wahre Regel, ihr wahrhaft und allein glücklich leitendes Prinzip gefunden hat. Die Sittenprediger und Religionsstifter aller Nationen, welche reine Moral als Pflicht des Menschen aufstellten, und denen ein tiefes Denken und Menschenstudium durchaus nicht abgesprochen werden kann, gestehen ihre Ohnmacht, das finden zu können, was die Menschheit zu beglücken im Stande sei, und weisen auf eine Erscheinung hin, welche nothwendig erst von Gott ausgehen muß. — Und wir wollten diese Erscheinung, welche inzwischen

eingetreten ist, nur theilweise erkennen! — Das ist aber schon ein Entfernen von der Gottheit, wenn wir, auf unsern freien Willen pochend, allen ihren Worten nicht unbedingten Glauben beimessen und uns im Vertrauen auf unsere Vernunft, nämlich unser höchstes Erkenntnißvermögen, in Grübeleien über das Uebersinnliche ergehen, welches die Seele in ihrer Verbindung mit dem Körper nie erkennen wird, in dieser Verbindung nie zu erkennen braucht und auch nicht erkennen soll. Was dem Menschen dienlich, ist demselben geoffenbart, und zwar in einer Art, daß er nicht abirren kann, wenn er sein Streben darnach einrichtet.

Fortsetzung.

Unsern Vernunftschlüssen ist nicht unbedingt Glauben beizumessen: sie sind nur dann allein richtig, wenn ihnen der Anschluß, der unbedingte Anschluß an die Gottheit als Basis dient. Ohne diese Basis, dieser Urwahrheit, arten sie in unwahre, in selbstische Schlüsse aus, welche alsdann der Mensch gleichwohl, weil er sich als ein vernünftiges Geschöpf betrachtet, auch deßhalb vernünftig nennt. Die französische Revolution am Ende des achtzehnten Jahrhunderts lieferte uns ein eclatantes Beispiel, auf welche Abwege ein Mensch gelangen kann, wenn er blos auf sein Vernunftvermögen baut und schon Alles das als vernünftig bezeichnet, was von ihm ausgeht, weil es von ihm ausgeht.

Soll unser Erkenntnißvermögen, unsere Vernunft, klar und rein werden, muß es von der Urquelle der Wahrheit beherrscht und zu ihr zurückgeführt werden, und nur im Anschlusse an dieselbe seine Schlüsse ziehen und die Handlungen darnach einrichten. Sie sind frei, weil sie von der Urfreiheit ausgehen und zu ihr zurückführen. Alle anderen Schlüsse und Handlungen sind falsch. Ein Schritt weiter von der ewigen Sicherheit verleitet zu andern Schritten, bis die völlige Abirrung zum Selbstich vollendet ist. Wohin aber das Selbstich mit seiner falschen Willensfreiheit führt, das haben die Schriften der Materialisten, Naturalisten, Rationalisten, Atheisten, Deisten, Freidenker, Casualisten und wie sie sich alle nennen mögen, hinlänglich bewiesen. Unsere Zeit trägt die Früchte solcher Ausgeburten einer falschen Freienwillensthätigkeit.

Wenn der Mensch das Begreifliche aus der Offenbarung vor das Forum seiner Vernunft mit dem vollen Rechte eines Menschen ziehen darf, vorausgesetzt, daß er so gebildet ist, wie es sein muß, so muß dieses entschieden in Abrede gestellt werden, wenn der Mensch Einzeln das Unbegreifliche oder Dunkle aus derselben nach demselben Maßstabe erwägen will. Es dürfte über allem Zweifel stehen, vielmehr muß angenommen werden, daß Christus Seine Lehre nur in der üblichen Landessprache, also in hebräischer, vorgetragen hat. Nun sind aber die Worte Christus nicht in der hebräischen oder in einer Abart der hebräischen, sondern in der altgriechischen, einer ganz fremden Schriftsprache zu uns gekommen. Bedenke man deßhalb, was es heißt, den Sinn oder den Geist, welcher in einer andern Sprache in Worten niedergelegt, auch in einer ganz anderen, allwo sie durch die Schrift wieder gegeben ist, selbst eigen wieder erkennen zu wollen. Deßhalb schon ist eine Interpretirung des eingelegten Geistes durch eine Autorität nothwendig, welche Autorität aber nicht jeder Einzelne sich anmassen darf und kann, denn dieß ist schon Egoismus, sondern auf sicherer Grundlage ruhen muß. Wie in allen schwierigen Verhältnissen der Menschen, sowohl in politischen als Rechtsachen ein Collegium endgiltig entscheidet und als Autorität erscheint, welcher sich die streitenden Parteien zu unterwerfen haben, eben so muß in schwierigen oder dunkel erscheinenden Stellen der Offenbarung eine Autorität entscheiden, welcher sich die Zweifler zu unterwerfen haben. Glaubt wohl der Einzelne sicherer zu gehen, als mehrere in gemeinsamer Berathung und Ueberlegung im engen Anschlusse an einander? Oder glaubt der Einzelne vom Geiste der Wahrheit, welchen Christus Seinen Jüngern verheißen hat, mehr begnadet zu sein, als andere, die gemeinsam die Sache von allen Gesichtspunkten aus überlegen und als Beruf üben? Der Egoist mag dieß von sich glauben.

Es sei erlaubt, hieher eine Stelle aus „Nicolas philosophische Studien“ zu citiren. Sie heißt: „Denn wer wird jedem einzelnen „Leser (nämlich der Bibelstellen) dafür bürgen, daß der Sinn, den „er in dieser oder jener Stelle der Schrift findet, der einzig richtige „sei; daß er allein auf den feinen und scharfen Punkt der Wahr„heit gekommen sei, und daß alle anderen dawider treffen? Eine

„der klarsten Parabeln des Evangeliums ist unstreitig die vom un„gerechten Haushalter, die sich beim heiligen Lukas im sechszehnten „Kapitel findet. Nun wohl — wird man's glauben? Herr Dr. „Thieß hat fünfundachtzig verschiedene Erklärungen von dieser Pa„rabel aufgezählt und von einem Verse aus einem Briefe des hei„ligen Apostel Paulus hundert und fünfzig."

Es scheint dieß, nämlich das Recht der Selbstforschung und Selbstinterpretirung, wohl eine Beeinträchtigung der freien Bewegung des menschlichen Geistes zu sein. Allein wenn man bedenkt, wozu eine solche, nämlich eine eingebildete Freiheit des menschlichen Willens führen kann und schon geführt hat (Bockold u. A.), kann man sicherlich nicht in der Alleinsuchung der Regel aus dem geoffenbarten Worte Gottes die wahre Willensfreiheit der Menschen erkennen. Worin die wahre Willensfreiheit, überhaupt die wahre Freiheit der Menschen besteht, haben wir oben gesagt. Der Wille des Menschen kann sich nur frei bewegen nach höchster Ausbildung seines Seelenvermögens, nämlich seiner Vernunft. Allein selbst in ihrer höchsten Ausbildung ist sich die Vernunft bewußt, daß kein Mensch ein vollkommenes Geschöpf ist, daß die höchste Ausbildung im Leben nicht erreicht werden kann, und daß trotz hoher Vervollkommnung der Mensch in gewissen Punkten dennoch abirren, d. h. sein Verstand manchmal die Wahrheit nicht recht erkennen, in seinem Willen die Unvollkommenheit seines Ichs nicht vollständig besiegen kann, obgleich auch das Gemüth das allein Gute, das allein Wahre will. Und weil sich die Vernunft dieses bewußt ist, und die Willens- und Gemüthsseiten derselben stets nach Vervollkommnung streben, wird sie sich in schwierigen Gegenständen, die auf ihre Ausbildung Bezug haben, was eben in der Christus-Religion gegeben ist, gerne sich an Mitmenschen anschließen zur Vervollkommnung, zur Vereinigung.

Dadurch, daß die Menschheit sich selbst anvertraut ist, liegt die Nothwendigkeit einer Autorität vor. In dem Umstande der Unvollkommenheit der einzelnen Menschen aber ist die Nothwendigkeit gegeben, sich dieser Autorität unterzuordnen und, weil wir wissen, daß wir bis zum Lebensende unvollkommen bleiben, die Pflicht, unsere Ausbildung bis zum Lebensende fortzusetzen. Dieß kann aber

nicht durch ein selbstisches Streben, welches dünkelhaft und menschenwidrig ist, erreicht werden, sondern im innigen, inneren Anschlusse an die Menschheit, in deren Gesammtintelligenz, in deren Gesammtwillen, in deren Gesammtgemüthe nach den Grundsätzen der wahren Vernunft.

Das ganze menschliche Leben ist eine Schule, in welcher der eine Theil lernt, der andere aber lehrt; beide Theile zugleich sich vervollkommnen müssen. Wir wissen ja, daß der Mensch unwissend zur Welt kommt und ohne Belehrung unwissend in derselben verbleibt: wir wissen, daß derselbe der Träger einer Seele ist, welche der Anlagen so viele hat: ferner wissen wir, daß dieser Mensch trotz aller seiner Anlagen nie den richtigen Weg wandeln lernt, welchen er einzuschlagen hat, wie er gegenüber dem leitenden Prinzipe des Weltalls und gegenüber seinen Mitmenschen inmitten der Natur stehen soll: im Rückblicke auf uns selbst wissen wir, daß wir eben so geboren sind und ohne fremden Beistand weder am Körper, noch an der Seele hätten vorwärts kommen können, wissen wir recht gut, daß wir uns diesem fremden Beistande willenlos, d. h. ohne Eigenwillen überlassen mußten, daß die Ausbildung unsers Erkenntnißvermögens nur durch eine Unterordnung unter einem bessern Wissen erfolgen konnte und erfolgt ist: wissen wir nach Erreichung eines geläuterten Erkenntnißvermögens, daß wir jeden Neuling in der Natur zur wahren Erkenntniß zu führen haben, und kennen Mittel zur Genüge, diese zum Frommen unserer Mitmenschen und für uns selbst in Wirksamkeit zu setzen: wissen wir, daß wir trotz unsers erlangten Erkenntnißvermögens wegen unserer Stellung als unvollkommene Geschöpfe uns nicht dem allgemeinen Erkenntnißvermögen entziehen dürfen. In der Stellung zwischen Gott und der Menschheit liegt der große Wirkungskreis des Menschen für die Entfaltung seines freieigenen Willens; der Mensch muß ihn hier suchen, da in der Entfernung von der ewigen Sicherheit der Tod der menschlichen Seele, ihre ewige Unruhe, gegeben ist, gleichwie in der Entfernung von der Menschheit der Tod des Körpers oder der Verlust des zeitlichen Glückes von selbst erfolgt. In der Gotteslehre ist der Weg vorgezeichnet, wie wir denselben mit Erfolg betreten und zurücklegen können; aus den Miß-

ständen aber, welche aus der Nichtbefolgung dieser Lehre, aus der Mißachtung oder Verkennung dieser Lehre erwachsen, wissen wir, daß es unser eigenes Ich erheischt, dieser Lehre nachzukommen. Die Richtung ist gegeben und steht unwandelbar fest.

In dem Anschlusse an die Urfreiheit wahren wir die unsrige, in dem Verlassen der Urfreiheit verlieren wir auch die unsrige. In der Naturordnung sehen wir Alles nach bestimmten Gesetzen gehen, bestehen und wieder verschwinden. Alles bewegt sich in derselben mit Freiheit nach bestimmten Grundzügen, welche vom Naturleben ausgehen, vielmehr dasselbe bilden. So wandeln die Gestirne frei ihre Bahnen nach den ihnen vorgezeichneten Gesetzen, und das gesammte organisirte und nicht organisirte Reich dreht sich in einem unverrückten Kreise, ebenfalls nach besonderen Gesetzen. Diese Naturgesetze sind aber keine Hemmnisse, sondern die einzigen Ursachen der Freiheit aller individuellen, selbstständigen und eigenthümlichen Erscheinungen in der Gesammtnatur. Beim Menschenkörper ist es eben so. Er unterliegt denselben Naturgesetzen. Seine Seele nicht. Diese wird von keinem Naturgesetze beherrscht, von keiner Naturkraft geleitet. Freistehend muß sie ihre Bahn frei suchen und, damit sie diese richtig finden kann, sich an wahrhaft freie Menschen anschließen. Dieß ist aber kein Hemmniß ihrer Freiheit, gleichwie wir auch durch die Naturgesetze kein Hemmniß für die Naturereignisse gegeben finden, sondern vielmehr das Mittel zur Erreichung ihrer wahren Freiheit.

Fragen wir nach der Art und Weise, wie die wahre Freiheit im Menschen zu erlangen sei, so werden wir höchst merkwürdiger Weise auf den Gegensatz der Freiheit hingewiesen, nämlich auf das Entsagen der Freiheit, auf die Unterwerfung unseres Willens unter den Willen Anderer. Dieß scheint mit der Freiheit und dem freien Willen der Menschen im Widerspruche zu stehen. — Und so ist es in der That. Die Unterwerfung scheint nur ein Widerspruch mit der Freiheit und dem freien Willen der Menschen zu sein, indem sie der Ursprung und die Grundlage, überhaupt der fruchtbare Boden ist, auf dem allein nur der Baum der wahren Freiheit gedeihen kann. Durch die Unterwerfung und die Unterordnung büssen wir nicht nur nichts von unserer Freiheit ein, sondern wir erreichen

sie erst, indem wir uns der Führung guter und intelligenter Menschen anvertrauen und unsern Geist, unser leitendes Prinzip in uns so bilden, daß er frei herrscht ohne Selbstsucht und Leidenschaften nach den Bestimmungen der Menschenordnung.

Die Unterordnung, die Unterwerfung erscheint sonach nicht als das Widerspiel der Freiheit, sondern als das Mittel, sie zu erlangen. Wir lernen durch die Unterwerfung die Autorität, nämlich den Zweck unserer Unterwerfung kennen. In der Erkenntniß und Achtung der Autorität neben uns werden wir zur Erkenntniß und Achtung der Autorität ober uns geführt: und haben wir diese erkannt, achten und lieben gelernt, so ist unsere Freiheit gesichert in diesem Anschlusse an die höchste Autorität, der Leiterin des Weltalls. Im Gegentheile aber, wenn wir im Entsagen unserer Freiheit die wahre Freiheit unsers Willens uns nicht erworben haben, geht unsere freie Willensbestimmung in der Sklaverei unserer Leidenschaften zu Grunde. Wir sind unter uns selbst alsdann herabgewürdigt. Wir sind nicht mehr Herr über uns.

Wenn wir also hören, „die Menschheit ist frei,“ so kann dieses wohl nichts anderes heißen, als die Menschheit ist vom Naturzwange entbunden. Thier- und Pflanzenorganismen sind willenlose Vollzieher von Naturzwecken, sind einzig und allein Ausflüsse des Naturlebens. Wie alle Ausflüsse des Naturlebens ihre Kette wieder im Naturleben schließen, eben so gehen die Bestimmungen der Pflanzen und der Thiere wieder in die Natur zurück. — Beim Menschen gewahren wir dieß in keinerlei Weise. Sein Körper ist zwar der Natur entnommen, und zur Erhaltung derselben scheinen sich alle Naturzwecke zu concentriren: er selbst aber dient nicht für Naturzwecke, sondern erscheint als der Träger der Seele, der Repräsentantin der Menschheit. Diese, die Seele, ist aber kein Ausfluß des Naturlebens: Zeit und Raum, diese Zeichen alles Endlichen, sind ihr unbekannte Dinge, über welche sie sich erst belehren muß. Frei und erhaben über die Gesetze des Naturlebens geht aber auch ihre Charakteristik nicht in's Naturleben zurück, sondern die Kette ihrer Thätigkeit schließt in der Gesammtmenschheit oder deren Gliederungen unter Anschluß an die ewige Sicherheit, die absolute Freiheit, und in dieser Freiheit liegt auch die wahre Freiheit des menschlichen Geschlechtes.

Aber auch an die ewige Sicherheit ist die Menschenseele nicht mit Zwang hingewiesen. Sie kann diese entweder nicht erkennen oder sich von ihr entfernen, so daß sie sich gänzlich auf Abwegen bewegt. Selbst dann noch ist und bleibt ihre Thätigkeit von der Natur und ihren Gesetzen, dem Naturzwange entbunden, und die Ausflüsse der irregegangenen Seelenthätigkeit schlagen nicht in die Natur, sondern in das eigene Geschlecht, in die Menschheit über. Hierin liegt die falsche Freiheit des Menschen.

Aus diesem Allen geht unzweifelhaft hervor, daß der Menschheit eine ganz andere Ordnung vorgezeichnet ist, welche in keinerlei Beziehung zur Naturordnung steht, und auf keinerlei Weise in die Naturordnung übergehen oder sich mit ihr verschmelzen kann. Nur in so ferne hat der Mensch Freiheit zwischen guter und böser That. Nur in so ferne ist seine der Menschenordnung entgegenstrebende That, seine böse That, seine Sünde, sein Greifen nach Unwahrheit ein Ausfluß seiner Freiheit. — So auf diese Art ist der Mensch unter allen Umständen frei.

Was wir oben von Verpflichtungen gesagt haben, gilt nur für jene Glieder, welche sich in der falschen Freiheit bewegen, welche ihre wahre Stellung in der Natur nicht erkannt oder erlangt haben und deßhalb auch nicht ausfüllen können oder wollen. Für jene Menschen aber, welche ihre höchste Erkenntniß, ihr Vernunftvermögen zum größtmöglichsten Grade der Vollkommenheit ausgebildet haben, gibt es keine Verpflichtungen; denn diese handeln frei und in wahrer Freiheit aus eigenem Antriebe nach den Normen der Menschenordnung, und lassen sich nicht von Selbstsucht, Trägheit, von anderen Leidenschaften oder Gemüthsaffekten ihre Willensbestimmung diktiren. Auch jene wandeln in der wahren Freiheit, welche, ohne daß sie die höchste Stufe der Menschenbildung erreicht haben, von einem guten Geiste beseelt und im engeren Anschlusse an die Vollkommeneren ihres Geschlechtes auf ihre und der Mitmenschen Veredlung bedacht sind.

Da auch die Verpflichtungen in der Menschenordnung nur von dieser allein ausgehen, ist die Freiheit der Menschheit unbedingt zu nehmen, jene des Willens aber nur beziehungsweise.

Daraus geht evident hervor, daß die Menschheit allseitig frei

steht, sich selbsten anvertraut ist, sich aus und durch sich selbst leiten muß. Will sie sich aber nicht selbst irre leiten, ist es unerläßlich, daß sie sich einer festen Stütze bedient. Diese sichere Stütze ist aber die sichere Regierung des Weltalls, die Gottheit. Von diesem Throne geht auch das leuchtende Gestirn aus, welches der sich selbst anvertrauten Menschheit zur Richtschnur dienen soll. Dieser Stern ist die Wahrheit. Sie ist der alleinige Lebensnerv der Menschencharakteristik und führt allein zum geistigen Leben. Gleichwie ohne Wärme und Licht kein irdisches Leben bestehen kann, eben so wenig kann ohne Wahrheit das geistige Leben bestehen. Und eben so wie Kälte und Finsterniß jedes irdische Leben zum Siechthume und zum Tode führen, eben so führt die Unwahrheit die Lebenscharakteristik, das geistige Leben der Menschheit, zum Siechthume oder zum völligen, ewigen Tod. Allein die Erkenntniß der Wahrheit kann nicht von subjektiver Auffassung allein erfolgen, die objektive muß ihr vorhergehen, wenn die Wahrheit, dieser Stempel der Gottheit, richtig erkannt und verstanden sein will. Die Vernunft, das höchste Erkenntnißvermögen muß erst durch die objektive Auffassung der Wahrheit dirigirt und dann erst durch die subjektive befestigt werden, obgleich für den gewöhnlichen Menschen die objektive Auffassung der Wahrheit schon allein genügt, um seine Lebenszwecke erreichen zu können, wenn er sich wahrer Intelligenz anschließt.

Die Norm, nach welcher die Menschheit auf ihren rechten Wegen und in wahrer Freiheit sich bewegen kann, hat uns Gott durch seinen Sohn geoffenbart. Die Richtung des Weges liegt in dem Gebote, Gott über Alles und seinen Nächsten wie sich selbst zu lieben.

Zehntes Kapitel.

Ueber Nächstenliebe.

Uns, denen es obliegt, dem göttlichen Gebote: „Du sollst Gott über Alles lieben und deinen Nächsten wie dich selbst“ Folge zu leisten, schon unsers eigenen Wohles wegen, ist es erlaubt, mit uns zu Rathe zu gehen und uns zu fragen, wer ist denn unser „Allernächste“? — Die Natur sagt uns, wer unser Allernächste ist, wie uns Gott gesagt hat, wer unser Nächster ist. Auf diese Art kann uns nicht mehr unklar sein, daß ein Jeder ohne Ausnahme unser Nächster ist, und daß unsere Kinder unsere Allernächsten sind. Diese Unterschiedsbezeichnung darf durchaus nicht als ein Frevel der Auslegung am Gottesgebote betrachtet werden, und Niemand wird darin einen solchen erkennen. Unsere Kinder sind uns in der That der Natur nach unsere Allernächsten. Auf diese muß zu allernächst alle Liebe, welche wir uns schuldig sind, übergehen. Setzen wir dabei Gottesgebot nicht außer Acht, so wissen wir, daß die Liebe, welche wir unsern Kindern zukommen lassen, auf weitere Kreise überfließt und auf diese Art auf die Nächsten übergeht, während wir selbst, indem wir unsere Liebe auf die Allernächsten übertragen, unsere etwas entfernter stehenden Nächsten in näherer oder entfernterer Beziehung weder vernachlässigen, noch ihnen die gebührende Liebe entziehen wollen.

Wir kennen noch ein näheres Verhältniß, als das der Aeltern zu ihren Kindern. Es ist das Verhältniß, welches zwischen Ehegatten besteht. Allein unter dem Begriffe von „Nächstenliebe“ kann das beiderseitige Verhältniß zweier Ehegatten nicht wohl summirt werden. Wir wissen, daß Keines der beiden Geschlechter in sich den körperlichen Charakter der Menschheit vollendet trägt; und nur in

der Ehe, in dem durch Gott geweihten Bunde ergänzt sich das eine Geschlecht aus dem andern zu einer einzigen moralischen Person. Dadurch hebt sich die natürliche oder einzelne Persönlichkeit auf, tritt in der Ehe erst die Vollendung und Ergänzung des natürlichen Charakters der Menschheit hervor. Die Liebe zwischen Ehegatten erscheint sonach nicht mehr als eigentliche „Nächstenliebe", sondern als „Selbstliebe". Die Kinder jedoch, welche aus der Ehe hervorgehen, bilden Glieder der Ehegatten, auf welche zu allernächst ihre Liebe überzugehen hat; und zwar nicht als „Selbstliebe", sondern als „Nächstenliebe".

Wie die Kinder schon von der Natur aus den Aeltern als ihre Allernächsten erscheinen, eben so ist schon in der Natur geboten, diesen die allererste und allernächste Liebe zuzuwenden, und man kann wohl mit Recht behaupten, daß nichts so folgenreich für das Glück der Menschheit ist, als die Art und Weise, wie und ob diese Aeltern ihre Liebe auf ihre Allernächsten übertragen und die Nächstenliebe in ihnen befestigen. Neben der Pflege und dem Schutze, welche man den Kindern angedeihen läßt, ist es vor Allem die Ausbildung ihrer geistigen Attribute, unter denen die Menschen=, die Nächstenliebe die Krone bildet, welche Noth thut. Sie ist so unerläßlich wie die Körperpflege, aber viel bedeutsamer als diese, da sie nur allein den Menschen im menschlichen Körper ausmacht. Mit der Nächsten= oder Menschenliebe kann die geistige Pflege des Kindes eigentlich nicht begonnen werden. Die Lenkung des Willens ist die erste geistige Bildung, welche man dem Kinde beizubringen hat. Diese muß schon beginnen, wenn der Geist sich zu entwickeln beginnt. Zuerst werden wir finden, daß sich in dem Kinde das Begehrungsvermögen, wie bereits erwähnt, regt und für sich Dienliches und Schädliches beansprucht. Das Dienliche werden wir dem Kinde gewähren und das Schädliche abschlagen. Das Begehrungsvermögen des Kindes aber wird sich bald über scheinbar indifferente Gegenstände ausdehnen, was aber für die Ausbildung der Seele des kleinen Menschen von ungemeiner Wichtigkeit werden kann; denn beschränken wir nicht in weiser Umsicht die oft unzähligen Forderungen des Kindes, so werden wir den Willen desselben sehr bald in Eigensinn und auch Starrsinn ausgeartet sehen, der sich über der Aeltern Willen zu erheben strebt.

Der Wille ist aber die Grundlage der Menschen-, resp. Nächstenliebe; denn in der Richtung des Willens liegt die Richtung zum Nächsten. Ist im Kinde Eigensinn und Starrsinn vorherrschend, so ist die Grundlage für wahre Nächstenliebe verloren. In diesem Punkte, nämlich im Kinde die Grundlage zur Nächstenliebe zu erhalten, wird von den Aeltern am meisten verstoßen. Anstatt das Kind als ein zukünftiges Glied der großen Menschenkette zu betrachten und zu bilden, erblicken sie in ihm nur die Frucht ihrer Liebe, und von dieser verblendet kommt es ihnen schwer an, dem Kinde die Erfüllung mancher Forderungen zu versagen, wodurch sie es verwöhnen, weder für sich, noch für die Anderen ein anschmiegendes Glied erziehen, somit die dereinstige Stellung derselben erschweren oder verbittern. Das Begehrungsvermögen des Kindes muß Beschränkungen unterstellt werden, so daß es sich von Jugend auf willig dem allgemeinen Willen fügen und unterordnen lernt, damit die Menschenliebe in ihm festen Fuß fassen kann. Das ist ja das allgemeine Uebel der Menschheit, daß es so unendlich Viele gibt, welche in der Beherrschung des eigenen Willens weder Gefügigkeit noch Kraft besitzen, wodurch die Nächstenliebe in den Herzen solcher keinen Platz mehr greifen kann. Nirgends spiegelt sich die Wahrheit deutlicher ab, daß es ein falscher Grundsatz ist, wenn man den Menschen in seinem Thun und Lassen unbedingt einen freien Willen einräumet, als gerade in der großen verbreiteten Unzufriedenheit, in dem Uebel, in dem Laster, in der Zerfahrenheit der Gesellschaft.

Ein jeder Mensch beansprucht für sich das Recht, so glücklich als möglich zu sein, allein kein Mensch gelangt aus sich selbst, durch seine freieigenen Handlungen nach dem Sinne der Meisten, zu seinem höchsten Wohlbehagen, zu seinem höchsten Glücke. Ein jeder Mensch hat den Vorschriften der Vernunft, des Abglanzes des ewigen Gesetzes gemäß, die Pflicht und, den Vorschriften der Natur gemäß, den Drang, sein Leben, seine Gesundheit zu bewahren, für seine Bedürfnisse zu sorgen, seine Fähigkeiten im physischen, intellektuellen und moralischen Gebiete zu entwickeln und zu erweitern. Diese Zwecke alle kann er nicht erreichen, wenn er für sich allein bleibt oder nach seinem Gutdünken handelt, er bedarf daher recht nothwendig der Vereinigung mit Anderen zur gegenseitigen Unterstützung

und Belehrung, muß sich nothwendig an die Menschheit anschließen, seinen Willen aus dem Allgemeinwillen schöpfen, oder den eigenen Willen mit dem allgemeinen vereinigen. Dieses geht aber nicht mehr oder doch wenigstens nur sehr schwer, wenn der eigene Wille sich in Starrsinn, in Eigensinn umgebildet hat. Der Allgemeinwille aber stützt sich an die ewige Sicherheit und verlangt die größtmöglichste Moral und die größtmöglichste Intelligenz mit dem größtmöglichsten Wohlbehagen für die größtmöglichste Zahl von Individuen.

Wir finden demnach in dem Allgemeinwillen das Charakteristische der Menschenordnung wieder, das durch ihre Regel angestrebt werden muß. Ueber diese Regel der Menschenordnung sagt Balmes in seiner Ethik Folgendes: „Eben weil die freie Creatur (Mensch) „kein nothwendig bestimmendes Prinzip ihrer Handlungen in sich „trägt, muß man irgend eine Regel suchen, an welche sie sich halten „kann, oder sie allen Impulsen der Natur überlassen. Das letztere „wäre eine Herabwürdigung des vernünftigen Geschöpfes: seine Lage „wäre noch niedriger, als die der Thiere und selbst der leblosen „Wesen; denn diese besitzen eine Regel, welcher sie mit Nothwendig„keit folgen. Jedes geschaffene Wesen erfüllt seine Funktionen in „der großen Ordnung des Universums, und die Ausübung derselben „kann nicht dem Zufalle überlassen bleiben, wenn das Wesen den „Zweck seines Daseins soll erfüllen können. Man wird also noth„wendig zugeben müssen, daß auch die freien Handlungen irgend „einer Regel bedürfen. In der Uebereinstimmung mit denselben muß „die Moralität bestehen.“

Die Menschheit, das wissen wir, ist frei, ist sich selbst anvertraut; ihre Regel liegt in ihr selbst, geht von ihr selbst aus, d. h. sie muß sich ihre Regel selbst suchen und sich im Allgemeinwillen derselben unterwerfen und bedienen. Damit aber dieses möglich werden kann, muß eines jeden Einzelnen Wille beugsam und nicht schon erstarrt sein. Möchten dieses alle Aeltern, als die Allernächsten des jungen Nachwuchses, recht wohl beherzigen und recht frühzeitig, ehe die Erstarrung eintritt, den Willen des Kindes dem Allgemeinwillen zur Unterordnung fügsam gewöhnen und erhalten.

Der Sinn ist in der Jugend biegsam wie Wachs, in den Jahren spröde wie Glas. Wenn uns die Natur schon darin den

Fingerzeig gibt, daß der Wille des Menschen in seiner Jugend am formbarsten ist, gibt sie uns auf der anderen Seite den Befehl, diese Bildungszeit nicht zu versäumen oder hinauszuschieben, da Niemand, der heute in Gesundheit blühet, Brief und Siegel hat, ob nicht morgen seine Stunde schlägt. Mit dem Tode der Aeltern wird dem Kinde sein Allernächstes geraubt, das Band der kleinen Familienkette ist gelöst, das Kind wird eingereiht in die große Menschenkette, und wohl ihm, wenn es sich in der neuen Gliederung schmiegsam fügt, und eine sichere Stellung in derselben gefunden hat.

Diese sichere Stellung des Kindes in der größern Menschenkette wird aber nicht allein durch einen fügsamen Willen begründet, das Kind muß — je nach seinem Alter — auch eine gewisse Summe von Intelligenz, moralischer und physischer Kraft mitbringen, welche es schon zu Hause in der engen Gliederung sich zu erwerben hat. Und wer anders kann diese dem Kinde beibringen, als gerade die Aeltern, des Kindes Allernächsten.

Die ersprießlichste Kinderzucht gedeiht aber in der Vereinigung der beiden Charaktere des Mannes und des Weibes, indem das Kind durch den Ernst des Mannes sich Gehorsam aneignet, während die Mutterliebe den Frohsinn und die gemüthliche Seite des Kindes zum richtigen Ebenmaße heranzubilden hat. Dieser verschiedenen Ursachen willen sprechen wir mit Balmes: „Die Ehe muß „nothwendig eine bleibende sein, damit Mann und Frau vereint für „die Kinder sorgen können, welche die Vorsehung ihnen anvertraut „hat. Ohne diese Beständigkeit der Verbindung wären viele Kinder „vor der Zeit verlassen und würde die Ordnung der Familie und „der Gesellschaft gestört. Die kurze Lebenszeit, welche den Menschen „gewährt ist, deutet ihm an, daß er, statt nach der Laune der Leidenschaften umherzuschweifen und neue Bande zu knüpfen und gleichzeitig verschiedenen Familien den Ursprung zu geben, sich beeile, „für diejenigen zu sorgen, die er hat, weil mit schnellen Schritten „der Augenblick herannaht, wo er in's Grab steigen muß."

Dieses Vernunftgebot, daß die Ehen zum Heile der Menschheit bleibend und einig sein müssen, wird bekräftigt durch Gottes Gebot. Matth. 19, 6. Matth. 5, 32. Mark. 10, 9—13. Luk. 16, 18.

Zur sittlichen Erhebung und Erstarkung liegt es in der Menschen-

ordnung tief begründet, daß ein jeder Mensch seiner Würde bewußt wird und diese in sich trägt. Wie aber kann es den jungen Menschen aufrichten, wenn er weiß, daß er seine Entstehung nicht nach den geheiligten Normen der Menschenordnung verdankt, sondern nur einer fliegenden Laune, ungezähmter Leidenschaft, gleichwie die Thiere entstehen oder unter Mißachtung oder oberflächlicher Beobachtung der sittlichen Bande?! Oder glaubt etwa Jemand, es habe gar nichts darauf anzukommen, welche Meinung das Kind von seinen Aeltern, seinen Allernächsten hegt? Das weiche Gemüth des Kindes muß seine Allernächsten lieben und achten lernen, damit es eine bleibend erhebende Erinnerung an diese im Herzen behält, auf daß es, von dieser getragen, seine Achtung und Liebe auch auf die Nächsten übertragen kann. Wer seine Aeltern, seine Allernächsten nicht lieben und achten hat lernen können, wird auch schwerlich seine entfernter Stehenden, seine Nächsten lieben und achten lernen. Zur Aneignung der Menschenliebe darf für den Fassungskreis des Kindes nur ein kleineres Gesichtsfeld geboten sein. Dieser ist eben der Familienkreis: von diesem aus muß die Menschenachtung und Menschenliebe beginnen; die Bilder des Familienkreises, ob böse, ob gute, prägen sich tief ein, und wohl dem Kinde, das hier Menschen achten und lieben hat lernen können.

Fortsetzung.

Die gewöhnlichen Laster, als Trunkenheit, Unmäßigkeit, Unenthaltsamkeit, Trägheit, Zorn u. a. bringen physische Uebel hervor, welche als eben so viele Strafen betrachtet werden können; allein nichts rächt sich schwerer an den Aeltern, als die geistige Vernachlässigung ihrer Kinder namentlich in der Nächstenliebe. Der Gebildete, welcher in der Stadt in seiner Studirstube sitzet und dieselbe nur verläßt, um wieder mit Gebildeten zu verkehren, hat gewiß keine Ahnung von den empörenden Scenen, welchen mitunter solche Aeltern von ihren erwachsenen, aber verzogenen Kindern ausgesetzt sind. Allein die Nemesis kehrt die Schärfe ihrer Waffen selten allein gegen die den verzogenen Kindern Allernächststehende, auch weiter entfernt Stehende, da die böse That eben so in die Gesellschaft einschlägt, derselben zum Nachtheile gereicht, wie die gute zum Vortheile, müssen

oft sehr empfindlich unter den Streichen der erzürnten Göttin, wenn wir uns eines solchen Ausdruckes bedienen dürfen, seufzen, und, wie es den Anschein hat, oft ganz unschuldig. — Wir sprechen von diesem „unschuldig“ später mehr.

Einen traurigen Beleg äußerst vernachlässigter Erziehung in Beibringung von Nächstenliebe in der Neuzeit brachten die öffentlichen Blätter. Obgleich die Geschichte in ihrer ganzen, schwarzen Gestalt noch vor Jedermanns Gedächtniß schweben mag, verdient sie, um uns von unserer Lethargie aufzurütteln, der Wiederholung. „In Bolkenheim, zwischen Freiburg und Hirschberg, wurden am „25. Oktober 1857 fünf Kinder verschiedenen Alters von einem „10jährigen Knaben, dem Sohne eines Töpfers allda, in einen Kasten „gelockt und von diesem darin erstickt. Drei volle Viertelstunden „saß der Unhold auf dem Kasten und hörte mit gräßlichem Wohl„behagen die Hilferufe, die flehendlichsten Bitten und das endlose „Jammergestöhne. Nachdem die Sterbeseufzer verstummt waren, „verläßt erst der Mörder seinen Sitz und schaut nach seiner Beute. „Vor dem Weggehen wurde der Kasten von ihm noch unter Ver„schluß und Riegel gebracht. Vor Gericht und den Leichen gegen„über gestellt hat er seine That mit der größten Kaltblütigkeit ein„gestanden: „„Die dort hat mich besonders inbrünstig um Erlösung „„angefleht, aber ich wollte Aller Tod““, waren seine Aeußerungen. „— Am 26. Januar 1858 stand der Knabe, Namens Louis Hüb„ner, vor der Kreisgerichtsdeputation in Bolkenheim. Wie schon vor„her, so gestand er auch jetzt mit brutaler Kaltblütigkeit seine Schuld „und seine überlegte Bosheit. Zwei der gemordeten Kinder, von „4 und 8 Jahren, gehörten einem Schuhmacher Fritsch, drei von „3, 5 und 7 Jahren einem Nagelschmiede Hübner. Der Verbrecher, „robust und wohl aussehend, hatte sich vorgenommen, das eine „Mädchen des Fritsch umzubringen, weil dieses früher eine Schwe„ster Louis Hübner einmal geschlagen hatte. Um Versteckens zu „spielen, bewog er zwei größere Kinder in einen Jahrmarktkasten „zu steigen, drei kleinere hob er selbst hinein, schlug dann den Deckel „zu, setzte sich darauf, ungerührt durch das Flehen und Jammern „der Kleinen. Ja, einmal öffnete er den Deckel, um nachzusehen, „ob die Hauptperson, auf die seine Wuth gerichtet war, auch schon

„todt sei. Da sie noch zu zucken schien, preßte er den Deckel des „Kastens noch fester zu, legte die Haspel in die Anlage, schloß die „Fensterläden und die Thüre des Sommerhauses, worin der ver„hängnißvolle Kasten stand, ging zu andern Kindern, mit denen er „Drachen steigen ließ, und später schlief er ruhig. Die lange ver„geblich gesuchten Kinder wurden von den unglücklichen Aeltern nur „durch Zufall in ihrem gemeinsamen Sarge gefunden, ein Mädchen „zuckte noch, starb aber in der darauf folgenden Nacht. Aus den „ermittelten Umständen ließ sich die Ueberzeugung gewinnen, daß der „junge Verbrecher das Spiel als Mittel benützt habe, um die Kin„der zum Einsteigen in den Kasten zu bewegen und bei dieser Ge„legenheit seine Rache gegen das gedachte Mädchen auszuführen. „Ein Motiv zur Ausführung der That betreffs der übrigen ergab „sich nicht, vielmehr erscheinen dieselben nur als nothwendige Opfer „zur Erreichung des Hauptzweckes, und obgleich der Angeklagte bei „der öffentlichen Anklage mehreremal wiederholte, daß auch die übri„gen hätten sterben sollen, so erscheint diese ruchlose Absicht doch „kaum glaublich und erklärlich*). Der Angeklagte zeigte im Ver„höre, übereinstimmend mit dem ihm von seinem Lehrer ertheilten „schlimmen Zeugnisse in jeder Beziehung ein trauriges Bild von „Beschränktsein der Geistesanlagen, gänzlicher Rohheit und Gefühl„losigkeit neben großer Bosheit und Verstocktheit, bei der er auch, „von andern Gespielen mehrerer Lügen überführt, beharrte. Seine „Antworten bei der Verhandlung, die Ausflüchte bei vielen, ihn in„criminirenden Stellen gewährten die Ueberzeugung von seiner völ„ligen Zurechnungsfähigkeit. Mit einer Art von Selbstgefühl nahm „er sogar auf dem Kasten Platz, der als corpus delicti dastand. „Der Gerichtshof nahm nicht „Mord“, sondern nur „vorsätzliche „Tödtung“ an und verurtheilte Louis Hübner zu fünf Jahren Ge„fängniß.“ —

Wenn nun dieser jugendliche Verbrecher seine Strafe, wie man

---

*) Warum kaum erklärbar? Zeigt denn nicht die folgende Charakterschilderung (bereits schon die vorhergegangene), daß dieser Knabe, jedes menschlichen Gefühles bar, Menschenliebe gar nicht kannte, dem der Nächste nicht mehr galt, als ein Sperling in der Hand eines jeden Rohen, den man martert, tödtet, oder fortfliegen läßt, je nach augenblicklicher Laune!

gewöhnlich sagt, abgebüßt hat, was wird wohl nachher aus ihm geworden sein. Etwa ein guter, gezogener Mensch, der Nächstenliebe erworben und somit wieder in die Gesellschaft taugt! Bei einem so weit verdorbenen Charakter läßt sich schwerlich eine Besserung erwarten. Wo nämlich alles Menschengefühl abgestorben, ist auch der Mensch im Menschen gestorben und nur die lebende Hülle geblieben. Die Erfahrung sagt uns, was in solchen Fällen von den Menschen zu erwarten oder zu befürchten ist. Wie viele gab es nicht, welche mehr als die Hälfte ihres Lebens in Strafhäusern verbringen mußten, und ungebessert ihr Dasein geendet haben zum Troste der Lebenden. — Ja wohl zum Troste; denn ein jedes Laster streift in seinen Folgen, in seinen Selbststrafen an entferntere Schichten der Gesellschaft, wenn auch die eigentliche böse That nicht für sich schon in die Gesellschaft greift, wie z. B. der Diebstahl. Der Unmäßige verpraßt sein und Anderer Vermögen. Der Besoffene schadet sich und oft weit entfernt Stehenden. Der Spieler verspielt sein und Anderer Vermögen. Der Betrüger stürzt sich in's Verderben und reißt oft eine große Zahl von Nächststehenden mit seinem Falle in's Elend. Die Neuzeit lieferte eine Menge Belege hiefür.

Nirgends aber wird die Menschheit von den gemeinen Lastern empfindlicher berührt, wenn Einer oder Mehrere aus ihr der Leidenschaft der Rache fröhnen. Ist diese Leidenschaft nur eine persönliche, so wird sie auch nur wenige Glieder erreichen; ist sie dagegen eine politische, also gegen einen Theil der Gesellschaft selbst gekehrt, sind ihre Folgen in der Regel äußerst trauriger Art. Man erinnere sich nur an die Attentate gegen die französischen Throninhaber seit etlichen dreißig Jahren. Um das auserkorene Opfer zu erreichen, scheute man sich nicht, auch die unbekanntesten Menschen, so viele ihrer auch sein mochten, mit zu verderben. Am merkwürdigsten und für unsere Zeit wahrhaft bezeichnend bleibt es immerdar, daß Menschen, welche sich auf so schaudervolle Art an der Menschheit vergangen haben, Vertheidiger vor Gericht, Vertheidiger außerhalb des Gerichtes, selbst Lobredner und Bewunderer überall gefunden haben. Wußten denn diese Vertheidiger, Lobredner und Bewunderer solcher Menschen mit Bestimmtheit, daß ihnen nicht in nächster Zeit, vielleicht selbst Tags darauf, von ähnlichen Personen ein Loos bereitet

werden könnte, um ihre Zunge auf immer stumm, oder ihre Körper zu Krüppeln umgestaltet zu machen?

Es ist nicht mehr als billig und gerecht, daß einem jeden Verbrecher ein Vertheidiger vor Gericht zur Seite gestellt wird. Dieser Vertheidiger aber vergesse nie, daß er als ein Antagonist gegen etwaige Leidenschaften des Richters, oder gegen irrige Auslegung des Gesetzes, oder gegen ungenügende Erhebung von Entlastungszeichen fungiren soll im Interesse der Gesammtmenschheit, aber nicht im Interesse einer Parteinahme für seinen Clienten. Läßt sich der Vertheidiger von Parteinahme, Eitelkeit, „Einen herausgerissen zu haben", oder von falscher Menschenliebe verführen, so wird er ein Begünstiger des Lasters und ladet eine schwere Verantwortung auf seine Seele. Die öffentlichen Blätter sind manchmal so ehrlich, das selbstsüchtige, parteinehmende Benehmen mancher Vertheidiger wieder zu geben.

Oder verlangt etwa die Civilisation, welches Wort man heut zu Tage immer im Munde führt, daß man den geständigen Verbrecher wie einen Unschuldigen behandelt, oder soll dieß ein Zeichen wahrer Nächsten-, wahrer Menschenliebe sein, daß man mit aller Kraft der gesuchtesten Sophisterei einsteht, um Jemanden der ihm mit allem Rechte gebührenden Strafe zu entreißen?! — Ehe wir der Nächsten-, überhaupt Menschenliebe weiter gedenken, wollen wir einige Aufmerksamkeit der so viel in gegenwärtiger Zeit genannten „Civilisation" zuwenden.

Eilftes Kapitel.

Ueber Civilisation.

Man darf mit ziemlicher Sicherheit aussprechen, daß noch niemals das Wort „Civilisation“ so oft gebraucht worden ist, als in gegenwärtiger Zeit. Es erscheint gleichsam als Schlagwort für jede Scene und jeden Akt des öffentlichen Treibens, ob auch dasselbe in den heterogensten Formen und Bildern sich bewegen mag. Dieß scheint sehr sonderbar; verhält sich aber dennoch so. Will man von jenen Personen, die Alle sich das Prädikat „civilisirt“ beilegen, die aber in ihren Charakteren meistens höchst verschieden sind, und von ihren Handlungen aus, welche sie „civilisirte“ nennen, sich einen Begriff für „Civilisation“ bilden, so kommt man wirklich in Verlegenheit, weil widersprechende Handlungen und Charaktere nicht füglich unter einerlei Benennung zu bringen sind.

Wir fragen daher, liegt die „Civilisation“, weil dieses Wort jetzt so häufig genannt, auf sich und seine Handlungen bezogen wird, etwa im herrschenden Zeitgeiste? — Seitdem der Geist Voltaires über die Völker schwebet, ist es eine eigene Erscheinung um den Zeitgeist, und die Menschheit scheint sich von jener Zeit her nicht mehr recht in sich selbst hineinfinden zu können. Sie greift, einem Blinden ähnlich, bald daher, bald dorthin, und wird sich des erfaßten Gegenstandes selten recht klar. Am abenteuerlichsten aber steht es mit den Politikern, wenn diese sich den Begriff „Civilisation“ vindiciren und denselben auf ihre deßfallsigen Ansichten und Handlungen ausdehnen.

Erst vor Kurzem lenkte der Zeitgeist zur politischen Freiheit. Der Eine glaubte sie im Communismus, der Andere in der freien

Bürgerregierung, in der Republik finden zu müssen; wieder ein Anderer hatte ein Kaiserreich und der Vierte das Königthum im Sinne; während die Wenigsten daran denken, daß alle jene Menschen betrogen sind, welche glauben, daß von einer bestimmten Regierungsform aus allein das Glück und die Zufriedenheit eines Volkes ausgehen kann. Namentlich war es die Form einer Republik, auf welcher sehr Viele ihr Vertrauen setzten. Um die Völker auf diese vorzubereiten, war der Zeitgeist bemüht, wenigstens in unsern Landen, die Schwächen der Höheren aufzusuchen und darzulegen, ohne an die eigenen und die allgemeinen Fehler zu denken. Man brüstete sich mit der Weltgeschichte, streute der eigenen Intelligenz Weihrauch und — stand selbst rathlos an dem Orte, an welchem man helfen wollte.

Folgenden Aufsatz über unsere geselligen Zustände, welcher von dem herrschenden Zeitgeiste Zeugniß ablegt, aber ohngeachtet seines Phrasenreichthumes die eigene Rathlosigkeit einbekennt, ist einem öffentlichen Blatte („das Ausland") vom Jahre 1833 entnommen: „Der Sturz der mächtigsten Reiche des Alterthumes: Assyriens, „Aegyptens, Israels, Persiens, der Staaten, die aus Alexanders „Eroberungen entstanden, des römischen Reiches, des Kalifates u. s. w., „war die eigene Arbeit der Höfe und zeigte die Gefahr eines moralisch-„geistigen Absterbens von Oben. Die gesammten Völker konnten „den Fall nicht verhindern. Warnung wurde bestraft; selbst Pro-„pheten fanden kein Gehör, sondern mußten in Löwengruben und „feurigen Oefen die Gabe der Voraussicht büßen. Solche Geschich-„ten würden belehrend sein, wenn Lehre bei der Verblendung Ein-„gang finden könnte. Leider aber erhält sich in jedem Jahrhunderte, „als politische Erbsünde, die Nichtachtung aller Warnungen der Ge-„schichte. Alt ist die Hartnäckigkeit, die mit Affenliebe sich an Mu-„mien der Vergangenheit anklammert und das Todte umarmt, wäh-„rend sie die Lebenskraft der neugebornen Zeit, als wäre sie ein „Geist der Zerstörung, zurückstößt. Mechanische Köpfe, gleich einem „Uhrwerke von der Gewohnheit aufgezogen, begreifen nicht, daß „jene Art von Verstand, die den früheren, jetzt ausgestorbenen „Umständen gut angepaßt war, und die Erbschaft der Mittelmäßig-„keit wurde, bei dem neuen Wesen und Leben nicht ausreichen

„könne, daß das Fehlende durch eigenen Geist ersetzt wer„den müsse.“

Auf solche und in einem ähnlich hohen Tone angeschlagene Anspielungen hat das Volk, aber in Prosa, in den 48ziger Jahren responsirt. Man setzte sich aus „Civilisation“ in einem Wirthshause bei Tage um einen Tisch, regalirte sich mit Bratwürsten, und, damit man sogleich, ohne erst warten zu müssen, bis der Kellner einschenkt, dazu trinken konnte, wurde das Bierfäßchen auf den Tisch gestellt. Die Gespräche, welche das Gelage würzten, drehten sich um Politik, und namentlich wurden die Vorzüge einer Republik herausgestrichen: „So leben wir alle Tage, wenn wir eine Republik haben.“

Um das Volk für die Regierungsform der Republik zu gewinnen, hat man demselben allerlei Sinnliches in Aussicht gestellt und die Kraft, die Größe, den Reichthum und den Glanz der größten Republik des Alterthumes, nämlich die römische, stets zur Anschauung vorgeführt, und zwar nur die Glanzseite derselben, nicht aber ihre Schattenseite; und doch dürfte diese den Glanz derselben überdunkeln. Man weiß recht gut aus der Geschichte, daß Rom seine Macht und seinen Glanz hauptsächlich durch seine Bundesgenossen errungen hat. Wie schmählich diesen dafür gedankt worden ist, sagt die Geschichte ebenfalls.

Allein trotz all dem Glanze Roms waren die meisten Bürger ganz arm. Man nannte sie Plebejer im Gegensatze zu den Reichen, den Patriciern. Einen Mittelstand gab es nicht. Als Bürger aber hatten sie das Stimmrecht in den Comitien und wählten zugleich mit die höchsten Beamten des Staates, die Consuln und Prätoren. Von ihren Wahlen hing das Meiste ab, da sie, weil sie die Mehrzahl bildeten, den Ausschlag gaben. Jeder reiche Patricier, welcher Ehrgeiz zur Erlangung eines hohen Postens im Staate besaß, hatte eine Schaar armer Plebejer, welche er heimlich ernährte, damit sie für ihn stimmen sollten. So auf diese Art war der Stand der Armuth des größten Theiles vom Volke für die ehrgeizigen Patricier sehr erwünscht, weßhalb sie auch eifrig besorgt waren, daß der Plebs stets in seiner Armuth verblieb. Zwei Männer, die beiden Gracchen, obwohl der Partei der Reichen angehörend, bemühten sich, die Auf-

besserung des unteren Volkes durchzuführen. Ihr tragisches Schicksal, welches sie sich durch ihr edles Streben zugezogen haben, ist bekannt genug. So kam es denn, daß alle Ehrenämter, selbst die der Volkstribunen, welchen oblag, die Rechte des Plebs gegen die Anmassungen der Reicheren zu wahren, stets auf die Vornehmen überging und bei ihnen verblieb.

Mit dem Steigen des Glanzes des römischen Staates stieg auch der Ehrgeiz der Vornehmen. Dieß rief eine Spaltung in Parteien unter denselben hervor, und gräßliche Folgen entwickelten sich aus diesen Spaltungen zwischen den Patriciern. In den Bürgerkriegen Roms gaben sie sich am meisten kund. Die Mächtigeren standen sich in Todeshaß einander gegenüber, umgaben sich mit Bewaffneten aus den Plebejern, erschienen so auf dem Forum und bei allen öffentlichen Versammlungen, die oft in furchtbares Gemetzel ausarteten. Die Anhänger der unterliegenden Partei wurden ohne Schonen niedergemacht. So hielt z. B. Sulla ein gräuliches Blutgericht über die Anhänger von Marius. Sechstausend Mann, welche sich ihm auf versprochene Begnadigung freiwillig ergeben hatten, ließ er in einer geschlossenen Rennbahn niederhauen, während er selbst in einem Tempel, welcher in derselben Rennbahn stand, kaltblütig eine Rede an den Senat hielt. Die Senatoren schauderten bei dem Gewinsel der Sterbenden und dem Niederprasseln der Säbel auf zerschellende Menschengebeine (das will viel sagen, da kein Römer in diesem Punkte von zarten Nerven, sondern im Gegentheile durch die Gladiatoren- und andere blutige Spiele gegen Menschengefühl vollkommen abgehärtet war; wahrscheinlich dachten sie hier an ihr eigenes Schicksal, welches auch sie betroffen hätte, wenn Sulla nicht Sieger geworden wäre), aber Sulla sagte kurz: „Nur ruhig, versammelte Bürger! Bekümmert euch nur um das, was ich euch „vortrage, und nicht um das, was draußen geschieht. Es werden „nur einige unnütze Menschen auf meinen Befehl gezüchtigt.“

Einige Tage nach diesem Blutbade ließ Sulla Proscriptionslisten fertigen und öffentlich aushängen, nämlich Verzeichnisse derjenigen, welche sterben sollten, und gestattete seinen Freunden, alle ihnen mißliebige Personen auf dieselben zu setzen. Der Zudrang zur Benützung dieser Erlaubniß war so groß, daß man heute schon

denjenigen mordete, welcher morgen erst auf die Liste gesetzt werden konnte. Niemand durfte, bei Todesstrafe, einen Proscribirten beherbergen, der Sohn nicht den Vater, die Gattin nicht den Gatten, der Sklave nicht den Herrn. Da Sulla für jeden eingelieferten Kopf zwei Talente bezahlte, bekam er viele Henker, und stets sah man Leute mit Köpfen in Sullas Wohnung wandern.

Als Sulla und seine Freunde keine Gegner mehr finden konnten, da wurde die Proscriptionsliste geschlossen. Nach einer ungefähren Berechnung waren 15 Consularen, 90 Senatoren, 2600 Ritter und über 100,000 römische Bürger gemordet worden. Und während die Stadt einer ungeheuren Schlachtbank glich, schwelgte Sulla jeden Abend mit den liederlichsten Menschen an einem üppigen Mahle.

In allen Bürgerkriegen der römischen Republik wiederholten sich dieselben blutigen Auftritte, und es ist nur an das Schicksal Ciceros zu erinnern, welcher dem Staate Dienste geleistet hatte, wie vielleicht kein anderer römischer Staatsmann, so daß man ihm den Namen „Vater des Vaterlandes" beilegte. Auch er wurde ein Opfer der Parteileidenschaft, geächtet und enthauptet, Kopf und die Hände desselben alsdann auf die Rednerbühne aufgesteckt.

Wir wollen nicht länger mehr bei den Gräueln der vielgepriesenen römischen Republik verweilen, sondern wir wollen nur daran erinnern, daß gerade das niedere Volk in Rom und in den römischen Staaten, welches doch den Ruhm und den Reichthum der Republik mit seinem Blute erkämpft hat, des Glückes sich nicht hat erfreuen dürfen, welches es bei der Macht, der Größe und dem Reichthume des Staates hätte genießen können, und daß es das Werkzeug der Mächtigen gewesen ist. Daher erscheint es als höchst unverzeihlich, wenn man unter falschen Vorspieglungen von Macht, Größe und Reichthum eines längst untergegangenen Volkes unsere, der Geschichte unkundigen Mitmenschen bethören will, daß der Glanz der römischen Republik, von dem man weiß, daß er ein selbstsüchtiger war, ein segenbringender und die Folge der Regierungsform gewesen sei.

Auch die Institute der nordamerikanischen Freistaaten wurden unserm Volke vorgehalten und zwar im rosigten Lichte, um den allgemeinen Willen für eine freie Republik auch bei uns anzuregen.

Die Nachrichten aber, welche derzeit aus jenen Staaten herüber zu uns gekommen sind, werden wohl das Ihrige dazu beigetragen haben, den Verständigen die Augen zu öffnen, da sie wahre Einsicht in die Sachlage gestatten, daß nämlich selbst die besten Institute für das Glück und die Zufriedenheit der Völker nichts helfen können, wenn sie übel gehandhabt werden. Unter den vielen, hierauf bezüglichen Berichten nennen wir jenen aus New-York vom 9. November 1859, allwo es heißt: „ꝛc. ꝛc. Zu alledem kommt die stets zunehmende „Verwilderung in den großen Städten; die Macht der Rowdies „steigt, und die Clubs dieser Taugenichtse werden immer unver„schämter. Unter Umständen ist es lebensgefährlich, bei unserm „allgemeinen Stimmrechte das Wahlrecht auszuüben; dafür liefern „die Vorgänge in Baltimore vom 3. November einen Beweis. Die „Raufbolde der Knownothingpartei schlugen alle Reformen, welche „zu den Polls gehen wollten, zu Boden, schossen ein Dutzend Leute „todt, und die fast aus Rowdies zusammengesetzte Polizei verhaftete „nicht die Mörder und Raufer, sondern die Verwundeten und Ge„schlagenen! Scheußlichere Zustände als in Baltimore sind undenk„bar; die Stadt schmachtet seit Jahren unter der Tyrannei nativi„stischer Clubs, deren Mitglieder, etwa 5000 an der Zahl, eine „wahre Schreckensherrschaft ausüben ꝛc."

Man kennt nur zu gut die am leichtesten aufregbare Seite der niederen und mittleren, möchte fast sagen, aller Stände. Ein Jeder nimmt lieber ein, als er ausgibt, selbst bei den ersichtlich nothwendigsten Ausgaben findet man bei Vielen eine gewisse Zähigkeit. Nun trifft aber Alle eine Ausgabe, deren Abfluß die Meisten mit argwöhnischen (milde gesagt) Blicken verfolgen. Es sind diese Ausgaben die Staatsabgaben. Wie Alles, was man nicht genau kennt, falsch beurtheilt wird, eben so verhält sich's im Staatshaushalte. Man sinnt dem Staate alles Mögliche, oft sogar das Unmögliche an, denkt aber nicht daran, ihm die Last zu erleichtern und die Hilfsmittel hiezu bereitwillig zu öffnen *). Diese leicht aufregbare Seite

*) Selbstverstanden gilt dieß nur von einzelnen Persönlichkeiten. Was dagegen einzuwenden wäre, kennen wir auch so ziemlich, und werden im Allgemeinen darauf dienen.

des Volkes ward und wird nun besonders instigirt, öffentlich freilich nicht, aber in allen geheimen politischen Kannegießereien.

Fortsetzung.

Es kann nicht geleugnet werden, daß gegenwärtig in schwerer Zeit auf dem Volke ein schwerer Druck von Abgaben lastet. Aber was soll es heißen, oder wohin soll es führen, wenn man deßhalb das Volk noch unzufriedener machen will, indem man ihm andere, oder imaginären Bilder in einem Spiegel als Luft-, als Phantasiegebilde vorführet, statt ihnen den Weg zur Zufriedenheit und zum Glücke zu zeigen. — Diese neuen Weltverbesserer, die sich doch sicherlich für intelligente Köpfe halten, welche durch den freien Geist, den freieigenen Willen sich leiten lassen, und nicht wie die mechanischen Köpfe, welche gleich einem Uhrwerke von der Gewohnheit aufgezogen werden, mechanisch dem Schlendriane zugethan sind — diese modernen Welt- und Völkerverbesserer sind heute noch die Erklärung schuldig, wie dem Volke die Last der schweren Abgaben ersprießlich für Staat und Volk zugleich erleichtert werden kann. Zwar ließen sie es nicht an Vorschlägen fehlen, als Aufbesserung der politischen Bildung des Volkes, schnelle Justiz, umfassende Justiz, durchgreifende Verwaltung, Verminderung der stehenden Heere, Verminderung der Beamtenheere u. s. w. Aber über manche dieser Vorschläge ist die Nothwendigkeit zu Gunsten der bestehenden, geselligen Ordnung mit siegenden Gründen hinweggegangen.

Es käme einem vollkommenen Verkennen der wahren Bedürfnisse der Gesellschaft gleich, wollte man leugnen, daß alle Vorschläge der neuen Weltverbesserer vollständig aus der Luft gegriffen wären und nicht Einen Funken Wahrheit enthielten. Aber trotz der Intelligenz, dessen sie sich rühmen, haben sie nicht den wahren Weg gefunden, wie das Uebel in der Gesellschaft zu beseitigen sei, und gestehen ihre Unwissenheit. Derselbe Aufsatz (Seite 260) fährt folgendermassen fort: „Kein Reichthum und keine Macht sind in „unsern Tagen gesichert, wenn sie nicht ihre Grundlage haben in „dem Unterrichte, dem Fleiße und der Geschicklichkeit, in der dadurch „gesicherten Behaglichkeit und Moralität des sogenannten Pöbels. „In der Rohheit und Vernachlässigung des Pöbels erziehen wir uns

„die Barbarei, die leicht in unsere Civilisation einbrechen kann. „Darum sollen wir Gehör geben für das Schicksal der Massen, die „man den gemeinen Mann zu nennen beliebt. Helft dem Armen „nicht durch Almosen, sondern indem ihr ihn in den Stand setzt, „durch Arbeit, Tugend und Ehrgefühl aus dem Stande der Er„niedrigung sich zu erheben. Weiset ihr ihn mit Verachtung auf die „Erniedrigung als seine Bestimmung hin, so kann es ihm einfallen, „in Euch seine Feinde zu erkennen und Rache zu nehmen für die „lange Unterdrückung.“

„Hülfe thut Noth; woher aber sie kommen wird, ist zur Zeit „schwer zu sagen. Warnen darf und soll indeß jeder redliche Mann. „Ehe die Fürsorge für die Armen mächtig wird, schweben die Rei„chen in Gefahr, in einer Nacht schrecklich in ihrer Sicherheit auf„geschreckt zu werden. Und wahrlich, nicht Alle dürften dann an „der Zerstörung unschuldig sein.“

Allein, fragen wir uns, heißt das Intelligenz, wenn man weiß, wo es Noth thut und die Mittel nicht kennt, welche doch so ganz nahe liegen, um die Gesellschaft in jeder Hinsicht und bleibend aufzubessern. Gestehen wir es uns nur, daß wir von unserer Eitelkeit, von unserer mehr als gebührlichen Eitelkeit viel, recht sehr viel ablegen, dagegen aber mehr Bescheidenheit annehmen müssen, ehe es besser werden kann. Statt uns mit dem Gedanken der Civilisation herumzutragen, obgleich uns auf allen Wegen und Stegen das Gegentheil derselben entgegentritt, ist es doch gewiß gerathener, auf Mittel zu sinnen, wie wir diese auch erreichen können.

Jenem Aufsatze vom Jahre 1833 stellen wir in Folgendem einen andern aus jüngster Zeit (1859) entgegen, der Zeitschrift des Centralvereins in Preußen für das Wohl der arbeitenden Klasse, Heft IV. entnommen: „Millionen leben, die es nicht zu einem „Spar- und Nothpfennige bringen können, deren Kräfte unaus„gesetzt dafür in Anspruch genommen werden, ihre Existenz zu er„halten, und die sofort mindestens großer Sorge überliefert werden, „sobald nur eine Störung die erwerbende Hand trifft. Die frühere „Anschauung von der Stellung aller so erwerbenden Menschen schloß „damit ab, daß man deren körperliches Wohl ausschließlich im Auge „hatte. Man glaubte, Alles gethan zu haben, wenn man durch Hu-

„manitätsanstalten aller Art dafür Sorge getragen hatte, den Körper „zu kräftigen, oder, war er beschädigt, ihn wieder gesund zu ma- „chen. Die leibliche Gesundheit ward als die ausreichende Beding- „ung angesehen, um die bürgerliche Existenz des Einzelnen zu be- „gründen. Seit in den socialen Kämpfen der letzteren Jahrzehnte „dieser Ansicht oft in einem furchtbaren Tone die heilsame Lehre „gegeben worden ist, daß auch der kräftigste Mannesarm allein doch „eben nicht ausreicht, um jener lächerlichen Phrase von dem „Recht „auf Arbeit" Geltung zu verschaffen, seit die bloße körperliche Ge- „sundheit und Kraft des Arbeiters an der Maschine einen Concur- „renten erhalten hat, der dasselbe besser und ausdauernder leistet, „seitdem mußte man sich wohl bequemen, den Gedanken einer alten „Gewohnheit aufzugeben, daß es einen für die mechanische, die „bloße Hand- oder Schwere-Arbeit bestimmten Volkstheil geben „müsse. Wie schwer es wird, von dieser Anschauung zu lassen, „das erfährt Jeder an sich zur Genüge. Damit treten aber ganz „andere Aufgaben der Volkserziehung ein. Es gilt, die persönliche „Gesammtentwickelung auch jedes Einzelnen im Volke zu fördern. „Es handelt sich nicht blos mehr um den nervigen Arm, sondern „auch um die Ueberlegung und das Nachdenken, das ihn hebt. „Man begreift wirklich nicht, wie gegen solche, klar vorliegende „Verhältnisse doch die Denk- und Anschauungsweise einer so großen „Anzahl von Gebildeten Fronte machen kann. Wenn früher ein „Töpfer seinen Teller drehen, ein Tischler seinen Hobel führen, ein „Schmied den Hammer regieren, die üblichen Geräthe fertigen „konnte und ein ehrbar solider Mann war, der, setzte er sich, in „dem Zunftverband den Schlagbaum gegen Andere fand, die seine „Leistungen hätten übertreffen können, oder wenn wir eine Zeit uns „denken, in der wirklich der kräftige Arm blos um seiner Kraft „willen auch gesucht ward, so waren doch damals für die Bildung „des Einzelnen wahrlich andere Aufgaben zu stellen, als heute, wo „das freieste Angebot der persönlichen Leistungen den Arbeitsverkehr „unter den Menschen bezeichnet und ein Arbeiter, ein Handwerker, „mag er auch noch so brav und gut sonst sein, schon dann mit „seiner Arbeitskraft brach liegt, wenn der Nachbar ihn nur in einer „Seite, einer manuellen Fertigkeit, einer Gewandtheit in dem oder

„jenem Punkte übertrifft. Sollen in diesem Wettkampfe der Arbeit „Aller mit Allen nicht blos zufällig mit dem Temperamente oder „der Lebensstellung erworbene Talente den Vorzug haben, dann „kann doch wirklich nur eine möglichst allseitige Entwicklung der „menschlichen Anlagen das Volk vor persönlicher Erwerbsunfähigkeit „schützen.“

In dem so eben vorgetragenen Aufsatze begegnen wir 1) der eigenen Rathlosigkeit bezüglich der Art und Weise der Belehrung, wie dem Volke gründlich und nachhaltig zu helfen sei; 2) einer schiefen Lebensansicht selbst. Denn wie ist es möglich, daß bei den verschiedenen Anlagen der Menschen alle auf so gleiche Stufe gehoben werden können, daß keiner von dem andern an manueller Fertigkeit oder sonst einer Gewandtheit übertroffen und somit am Erwerbe beschränkt werden könnte? —

Es ist eine bekannte Erscheinung, daß sich die Christen das civilisirte Volk der Erde nennen. Mit welchem Rechte wohl? — So ziemlich mit eben demselben Rechte, mit welchem sich der Türke, der Hauptfeind des Christen, den Namen des „Rechtgläubigen“ beilegt. Wer unsere sittlichen Zustände richtig aufgefaßt und in allen Schichten der Gelegenheit hat beobachten mögen, ist in Verlegenheit, wo er die Civilisation suchen soll. Etwa in Beobachtung eines gewissen Anstandes? O! diesen kennt der Türke auch, nur nach seinen Sitten anders. — Oder in affektirter, geheuchelter Freundschaftsbezeigung? — Auch diese weiß der Orientale zu erwiedern und vielleicht noch versteckter zu handeln als ein anderer. — In schönen Redensarten? — O! der Asiate spricht noch bilderreicher, als sonst wo gesprochen werden mag. — Sollte etwa die Civilisation aus dem Kunstfleiße gefolgert werden können? — Da geht man wieder irre; denn von den sogenannten Barbaren beziehen jene Völker, welche sich „civilisirte“ nennen, verschiedene Gegenstände, welche in gleicher Güte herzustellen, diesen noch unmöglich ist. — Etwa in dem Vorhandensein oder dem Gelesenhaben der Unzahl von sogenannten „modernen“ Büchern für Bildung, für Geist und für Herz? — Gehet hin und lernet die Geister kennen, denen viele davon entsprossen sind. Folgendes, einem öffentlichen Blatte entnommen, mag hieher folgen: „In der Biographie des Dichters

„Lenau, mit dem wahren Namen Nikolaus Niembsch, Edler von „Strahlenau, sagt der deutsche Dichter Anastasius Grün: „„Es „„war in Wahrheit ein Anblick, um jeden Stolz der Erde „„zu demüthigen und niederzuschmettern, besonders aber „„dem geistigen Hochmuthe, wenn er sich in irgend einer „„Brust noch regen mochte, ein Bild grausamster Wahr= „„heit entgegenzuhalten, auf daß er sich an solchem Aus= „„gange eines hoch ragenden Geistes spiegele und selbst „„ermesse."" — „Im Uebrigen ist das traurige Beispiel Lenau's „nicht das einzige hieher gehörige. Von der düsteren Stunde an, „in der Andreas Gryphius von sich sang: „„Ich theile meine Zeit „„in Seufzen, Noth und Pein"" „bis zum heutigen Tage — wie „bei weitem zahlreicher sind während dieser langen Periode unter „den deutschen Dichtern und Dichtergenossen die Beispiele von „Trübsal, innerm Elend und Verzweiflung, als die Beispiele „wirklichen Glückes und harmonischer Seelenbestimmung. Wir „wollen hier nicht die Vielen aufzählen, die verschuldet oder unver= „schuldet ihr Leben unter Nahrungssorgen und Entbehrungen ver= „brachten, am Hungertuche nagten und auf dem Hungerbette starben: „wir wollen nur diejenigen nennen, die durch Selbstmord endeten, „wie Freiherr von Sonnenberg, Heinrich von Kleist, Daniel „Leßmann, Andreas Fischer, Theodor von Haupt, F. Rai= „mund, Eck von der Burg, der Lustspieldichter Joseph Mendel= „sohn, Julius Mieding, der Lyriker, der sich in New=York ver= „giftete, der Dichter Johann Mayerhofer in Wien, Louise Brach= „mann, Karoline Günderrode und Charlotte Stiglitz, die „Dichtergattin; oder dem Wahnsinne verfielen, wie Ephraim Moses „Kuh, Lenz, Wezel, Höderlin u. A."

Sollte etwa die Civilisation in den vortrefflichen Erfindungen gesucht werden, deren wir uns bedienen? Schwerlich, denn wenn wir den Motiven nachspüren, durch welche die Erfindungen hervor= gerufen worden sind, und die Zwecke betrachten, zu welchen sie ge= braucht werden, begegnen wir meistentheils dem Eigennutze.

In der Kriegskunst stehen die Barbaren den sogenannten civili= sirten Nationen weit nach. Sollte das vielleicht die Civilisation oder die Folgen derselben sein? Könnte vielleicht sein, daß dieser

oder jener die jetzige Kriegskunst auf Rechnung der Civilisation setzen möchte. Was ist sie aber anders, als ein Streben nach Ueberlegenheit im Gebrauche von Tod bringenden Waffen? Wenn der Heide und der Türke ihre Opfer kaltblütig vor ihren eigenen Augen verstümmeln und niedermetzeln, so sinnen die sogenannten civilisirten Nationen mit besonderer Vorliebe auf die Entdeckung gräßlich zerstörender und weit hinreichender Kriegswerkzeuge, und man ist schon so weit gekommen, daß die auf einer tiefen, sittlichen Grundlage ruhende völkerrechtliche Frage nach der Erlaubtheit oder Unerlaubtheit gewisser Kriegswaffen bald ganz gegenstandslos zu werden verspricht: und die Kriegsheere werden eingeübt, diese furchtbaren Geschoße ja recht mit kaltem Blute in die Reihen der Gegner zu schleudern. — Die Kriege der Neuzeit machten viel von sich reden.

Noch ist kein halbes Jahrhundert verflossen, wo der General D. —, welcher unbewaffnete Bürger und Familien auf die empörendste Art mißhandelte, aussprechen konnte: „Die H . . . . . ger „sollen nichts behalten, als ihre Augen, um ihr Elend beweinen „zu können." — Ja, mag Mancher entgegnen, solches geschieht nur im Kriege: allein dieser, welcher eine solche oder eine ähnliche Entschuldigung vorbringt, mag bedenken, daß es keine Heiden und auch keine Türken gegeben hat, und auch keine giebt, welche, so wie in der Christenheit, mit raffinirter Bosheit, mit der ganzen Kraft ihrer geistigen und materiellen Mittel ihren Nationen die Religion, das Höchste, was ein Mensch bedarf, entfremden wollten. Zählet wohl der Muhamedanismus so viele Mörder, als die Christenheit Frevler an der Religion ihrer Nebenchristen durch Wort und That und Beispiel? Was steht höher, der Körper oder die Seele? Wenn letztere höher steht, wie billig ein Jeder zugestehen muß, so erscheint auch ein Frevel an derselben viel schwerer, als der Frevel am Körper. — Was ist es denn anders, als ein schleichendes Gift, was Viele unserer sogenannten Schöngeister in ihren Schriften bieten, welche namentlich die lesebegierige Jugend verschlingt, wodurch der Mensch im Menschen entweder zum geistigen Siechthume heranwächst, oder erstirbt? — Wo erzählt die Geschichte, daß Muhamedaner gegen Muhamedaner ähnliche Pläne entworfen haben, wie folgenden, welchen uns die Zeitungen

veröffentlichten, und welchen Christen gegen Christen in Ausführung bringen wollten: Als im Jahre 1849 Papst Pius IX. vom Balkon aus einer großen versammelten Menge den Segen geben wollte, versuchten einige Bösewichte, die Kleider der Frauenzimmer anzuzünden. Wenn dann die Verwirrung begonnen hätte, wollte man noch, um diese größer zu machen, giftige Nattern zwischen die Versammlung werfen: welcher wahrhaft teuflische Plan zufällig vor dem Signale zum Ausbruche noch rechtzeitig entdeckt worden ist.

Sollten wir etwa unsere Civilisation im Flore unserer Gärten, Anlagen und in den Fortschritten der Agrikultur suchen? Auch dieses können wir nicht durchwegs; denn noch gibt es viele Menschen, die sich Christen nennen, aber ihr Ebenbild als eine lebende Waare betrachten, erhandeln und zur Agrikultur in empörender Art verwenden. Welch' grausige Bilder hat die Geschichte über den Sklavenhandel und die Sklavenbehandlung einregistrirt! Wie verpicht man auf diese Sache selbst noch jetzt ist, beweist eine Nachricht aus New-York im Anfange des Jahres 1858, daß in Virginien ein Mann, Namens John Unterwood, vom Schwurgerichte zu fünfhundert Dollars Geldbuße verurtheilt worden sei, weil er in einem Privatgespräche die Aeußerung hat fallen lassen: „Neger seien, im „Grunde genommen, doch auch Menschen, und ein Eigenthumsrecht „auf Menschen könne es füglich nicht geben.“ —

Dem wahrhaft widermenschlichen Treiben betreffs der Sklavensache hat man keineswegs die Augen verschlossen. Die wahre Intelligenz sendete ihre Strahlen aus, um die Herzen von Stein zu erweichen; wie wenig es aber gelungen ist, beurkundet die erschütternde Klage eines alten Mannes, welchen die ganze Welt hoch verehrt, des Herrn A. von Humboldt. In einem Briefe an Fröbel schreibt derselbe: „Ihre nächste Schrift „„die politische Zu„kunft von Amerika““ möchte ich noch erleben. Fahren Sie fort, „die schändliche Vorliebe für Sklaverei, die Betrügereien mit der „Einfuhr sogenannter freiwerdenden Neger (ein Mittel, zu den Neger„jagden im Innern von Afrika zu ermuthigen) zu brandmarken. „Welche Greuel man erlebt, wenn man das Unglück hat, von 1768 „bis 1858 zu leben? Mein Buch über die Sklaverei ist in Madrid „nicht verloren, und hat in den vereinigten Staaten, die Sie die

„„Republik der vornehmen Leute““ nennen, nur mit Weglassung „alles dessen, was die Leiden der Farbigen, nach meiner politischen „Ansicht zum Genusse jeder Freiheit berechtigten Mitmenschen, kauf„bar werden können. Ich lebe arbeitsam, meist in der Nacht, weil „ich durch eine immer zunehmende, meist sehr uninteressante Korre„spondenz unbarmherzig gequält werde; ich lebe unfroh im neun„undachzigsten Jahre, weil von den vielen, nach dem ich seit früher „Jugend mit immer gleicher Wärme gestrebt habe, so wenig erfüllt „worden ist. Mit dem erneuerten Ausdrucke u. s. w.“

Die meisten Nachrichten über die Behandlung der Neger von Seite solcher, die sich civilisirte Menschen nennen, sind wahrhaft sehr düster und zeigen den Menschen oftmals in wahrhaft diabolischer Gestalt. Man verpackt die Sklaven, nachdem man sie unbarmherzig von allem Liebsten, was sie besitzen, gerissen, zu Schiff wie eine Waare, und wirft sie wie eine verdorbene Waare über Bord, wenn sie den Scheußlichkeiten ihrer Seereise unterliegen, bringt sie zu Markt, verkauft sie alsdann wie das Vieh und brennt ihnen alsdann Kennzeichen ein, wie dem Vieh. Gar oft aber werden sie noch schlechter behandelt, wie das Vieh; denn wenn dieses erkrankt, gießt man ihm doch eine Arznei ein, den erkrankten Neger treibt aber in der Regel die Peitsche zur Arbeit, da man eher gewohnt ist, die Krankheit für Arbeitsscheu oder Widerspenstigkeit zu halten, als wirklich für das, was es ist.

Ein Mann, welcher mehrere Jahre lang in einem südlich gelegenen Gebiete von dem nordamerikanischen Staatenbunde ansäßig sich aufgehalten und vermöge seines Geschäftes viel mit Sklavenhaltern und selbst den Sklaven verkehrt hatte, behauptete nach seiner Zurückkehr nach Deutschland, daß man in jenen Gegenden gewohnt sei, den Negern absichtlich eine gewisse Portion Strychnin unter ihren Branntwein zu mischen. Nach therapeutischen Grundsätzen läßt sich die Ursache eines solchen Verfahrens, welche jener Mann nicht anzugeben weiß, wohl erklären: Man will nämlich die Muskelkraft der Neger möglichst ausbeuten, und da erscheinen allerdings kleine Gaben von Strychnin, weil es auf die Bewegungsorgane, resp. auf das Centralorgan dieser Gebilde spezifisch einwirkt, in jenen Gegenden der baldigen Erschlaffung der Glieder in

der großen Hitze zu widerstehen. Das Strychnin wird aber auch dazu beitragen, daß das Leben nicht bis in das Greisenalter hinein bestehen kann, sondern an einer gewissen Grenze und plötzlich zusammenbrechen muß, wodurch der erwerbsunfähige Neger von selbst aus dem Brode seines Herrn tritt.

Die Sklavenhalter sind die angesehensten, geachtetsten Menschen im Lande, Mitglieder des Congresses, hohe Militärs, selbst Gouverneure der einzelnen Staaten. Sich um ihre Sklaven zu bekümmern, halten die Meisten für zu gemein. Sie werden rohen Aufsehern anvertraut, denen man häufig einen Antheil am Gewinne der Besitzung abläßt. Dieß genügt, um sich einen Begriff von der Behandlung der Neger zu machen. So erzählt man auch, daß die Gewohnheit, auf dem Neger herumzupeitschen, bei Manchen zur Manie wird, Wollust in der Grausamkeit erzeugt. — In wie viel milderem Lichte erscheint dagegen die Behandlungsweise der Türken gegen ihre christlichen Sklaven; und dennoch beliebt man, sie „Barbaren“ zu nennen! —

Von der Zähigkeit, mit welcher die Sklavenfrage noch festgehalten wird, gibt der Umstand Zeugniß, daß England, welches dem Sklavenhandel entgegentritt, kürzlich, wenn es wegen besonderen, näheren Umständen nicht nachgegeben hätte, mit den nordamerikanischen Freistaaten leicht in einen Krieg verwickelt worden wäre.

Fortsetzung.

Civilisation ist das Beschreiten jener Stufe eines Volkes, auf welcher es den Bestimmungen der Menschheit gemäß und der Menschheit würdig steht. Nun wissen wir aber, daß die Bestimmung der Menschheit nur dann als erfüllt betrachtet werden kann, wenn wir in der größtmöglichsten Zahl von Individuen 1) die größtmöglichste Moral, 2) die größtmöglichste Intelligenz und 3) das größtmöglichste materielle Wohlbefinden vereiniget finden. Können wir wohl von uns sagen, daß diese Vereinigung bei uns oder bei einem andern Volke wirklich bestehet? — Mit Recht sicherlich nicht. Wo finden wir die größtmöglichste Moral, obgleich diese so leicht anzueignen wäre, indem sie uns durch das Christenthum unaufhörlich angeboten wird? Man lebt lieber leichtfertig, den Sinnengenüssen

ergeben und diesen Alles opfernd in den Tag hinein, bekümmert sich wenig oder gar nicht um das wahre Wohl, um Vervollkommnung der eigenen oder der allgemeinen Moralität. Bricht nun, wie es in des Lebens Wechselfällen nicht anders sein kann, irgend eine große Calamität herein, so verfällt man entweder in Gleichgültigkeit, Stumpfsinn, Trübsinn, Tiefsinn, Wahnsinn oder greift zum Selbstmorde, oder wendet sich theilweise wirklich dem Christenthume wieder zu, fällt zerknirscht vor dem Kreuze auf die Kniee. Dieß letztere dauert in der Regel aber nur so lange, als die Calamität selbst anhält. Mit dem Verschwinden derselben wendet man sich wieder der vorigen Lebensweise zu, und nur Wenige dürften durch ein Unglück wahrhaft moralisch, im Geiste des Christenthums gebessert werden.

Höchst bezeichnend für unsere sittlichen Zustände ist's, daß man das Christenthum, vielmehr religiöse Uebungen als Mittel benützt, um seiner Eitelkeit zu fröhnen, um sich recht geputzt und auf einmal vor recht vielen Personen zugleich, recht öffentlich sehen lassen zu können. Der Flitter, welchen man in die Gotteshäuser, in die gemeinsamen Kultusübungen trägt, ist sehr selten der Gottheit zu Ehren umgehängt worden. — Ja, aus New-York gelangte die Nachricht nach Europa, daß es dort jetzt Mode geworden sei, zur Kirche zu gehen. Noch mehr, man benützt die Gotteshäuser zu Stelldichein, wie von Rom aus in Folgendem geschrieben wird: „Ueber die Abnahme und das theilweise Verschwinden der Ehrbarkeit und der Sittlichkeit aus gewissen Klassen der Gesellschaft hört „man hier alle diejenigen mehr klagen, denen Pflicht und Gewissen „auferlegen, sich dem von der Seite hereinbrechenden Verderben „allewege hemmend entgegenzustellen. Wie weit dabei in einem so „sinnlichen Volke, wie diesem, die Einflüsse einer zehnjährigen fremden Militärherrschaft als Unheil bringend in Anschlag kommen, „darüber liegt wohl kein statistischer Ausweis vor, desto mehr aber „so augenfälliges, wie thatsächliches Ergebniß. Weß aber das Herz „voll ist, deß geht der Mund über. Das mußte in Rom schon „länger ernste Besorgnisse wecken, weßhalb denn auch der Cardinal-„Vikar gestern ein feierliches Edikt gegen die Mißachtung dem Gottesdienste geweihter Stätten erließ. Der Glaube, heißt es darin,

„sei erschlafft, das Haus Gottes werde verunheiliget. Und in der „That, wenn man bei kirchlichen Festen bemerkt, welche Blicke da „hüben und drüben gewechselt werden, wie ganz äußerlich die Art „der Theilnahme der meisten Anwesenden ist, so spricht das Alles „ein trauriges Urtheil aus über die Feiernden selber. Verboten „wurden deßhalb in der Kirche Stelldichein, Profanirungen durch „Wort und That. Die Frauen sollen nicht ohne Kopfbedeckung „erscheinen, nicht in Kleidern, wie wenn sie zu einer Abendgesell„schaft gingen. Insbesondere verweilt die Verordnung mit scharfem „Tadel bei der Toilette der Damen, und weist die Beichtiger an, „denjenigen das Sakrament zu verweigern, welche das Bethaus „mit dem Salon verwechseln. Das Edikt soll von den Kan„zeln an drei verschiedenen Festtagen in allen Kirchen laut verlesen „werden."

Einen sehr düstern Schein wirft auf unsere sittlichen Zustände die Prostitution in den Bordellen und außerhalb derselben. Solche Institute, nämlich „Bordellen", sind in mehreren Städten nicht nur geduldet, sondern stehen sogar unter polizeilicher Aufsicht, sind demnach gewissermaßen privilegirt. — Nichts erniedrigt die Menschheit so sehr, vielmehr, in keinem Stücke zeigt sich die Blöße der Gesellschaft in sittlicher Beziehung mehr, als in der Gestattung einer Freistätte für das Unsittlichste alles Unsittlichen, als die obrigkeitliche Gestattung einer Freistätte für das rein Thierische.

Wenn durch die Lehre der Staatswissenschaft und des Rechtes die Bordelle nicht gebilligt werden kann und auch nie gebilligt wird; — wenn diese Lehre stets das Unstatthafte solcher Anstalten behauptet; — wenn wir wissen, daß es eines Staates und der Menschheit unwürdig ist und der Sittlichkeit geradezu Hohn spricht, wenn man mit dem Laster gleichsam einen Vertrag abschließt und die Sünde nicht nur stillschweigend billigt, sondern derselben sogar Vorschub leistet, — wenn wir wissen, daß das Christenthum und die Moral geradeweg dieses Laster, wie alle anderen Laster verbietet, — dürfen wir uns da noch der Civilisation rühmen, wenn solche Lasterhäuser in unserer Mitte stehen?! — Und wenn wir die Einwendungen dagegen hören, daß man durch das Gestatten von öffentlichen Dirnen der Liederlichkeit und der Verführung von Frauenzimmern der niederen

Volksklassen vorbeugen wolle, indem man in Städten, wo viele Tausende von ledigen Männern, wie Matrosen, Soldaten großer Garnisonen, vereint sich aufhalten, um Excessen in diesem Punkte vorzubeugen, dem Laster Einzelner einen Abzugskanal öffne, damit die Reinheit der Sitten unter dem übrigen größeren und besseren Theile der Bevölkerung erhalten werde: oder, mit anderen Worten, daß man durch das Laster dem Laster entgegentritt: — wenn man nun kein anderes Mittel kennt, um die Sittenreinheit zu bewahren, als den Vollzug des Lasters, — und wenn wir uns auf der anderen Seite überzeugt haben, daß trotz dieses verwegenen Mittels die Sittenreinheit allenthalben in Abnahme begriffen ist, dürfen wir uns da noch der Intelligenz rühmen, wo uns das Laster höhnend in's Angesicht grinst?

Noch ist den Vertheidigern der Bordellen ein Umstand vorzuhalten, der von hoher Wichtigkeit ist, und ihre Scheingründe, daß die Bordellen ein Abzugskanal für das Laster seien, schlagend entkräftigen dürfte. Eine Weibsperson, welche so tief gesunken ist, Aufseherin von Freudenmädchen zu werden, um aus deren noch weniger als thierischen Geberdung materielle Vortheile zu erzielen, hat sicherlich eine verhängnißvolle Schule durchgemacht und sich jene Handgriffe angeeignet, mit welchen sie ihr menschenwidriges Geschäft so lukrativ als möglich betreiben kann. Eine der größten Calamitäten, welche so einer H....mutter passiren könnte, wäre sicherlich, wenn Eine ihrer Dirnen sich Mutter werden fühlen sollte. Was würde nun wohl, um diese Calamität abzuwenden, vielmehr im ersten Keime schon zu ersticken, eine solche Person unternehmen, um dem Ausfalle auf ihren Geldbeutel zuvorzukommen, oder diesen abzuwenden? — Sicherlich würde sie die Frucht der Schwangeren im ersten Keime auf eine so feine Art zu tödten wissen, so daß die letztere vielleicht gar nichts davon merken würde. Um einen Vorwand, solchen Personen an solchem Körpertheile in solcher Absicht beikommen zu können, wird eine Aufseherin solcher Institute kaum verlegen sein: ja bei der Verworfenheit der Geschöpfe selbst ist sehr gut anzunehmen, daß diesen, wenn sie auch die Absicht eines solchen Beikommens kennen oder vermuthen, die bemerkte Procedur nur erwünscht sein kann.

Man weiß nach Ovid, daß den Frauenzimmern seines Volkes zur Zeit der moralischen Erniedrigung desselben (Römer) die Handgriffe für die so eben genannte Procedur nicht unbekannt gewesen sind, und Haller versichert, daß sie in Italien jetzt noch gekannt und ausgeübt werden. — Ein Mann, durch Wissenschaft und technische Fertigkeit in der Geburtshilfe hoch geachtet, hält letzteres, nämlich die angedeutete Manipulation wegen Unkenntniß des anatomischen Baues von Seite Uneingeweihter für höchst unwahrscheinlich und sprach solches unumwunden in seinem geburtshilflichen Werke aus. Es wird auch diese Meinung allenthalben, selbst in Lehrbüchern für gerichtliche Medizin, getheilt, und man gibt nur zu, daß höchstens Hebammen sich die Handgriffe aneignen könnten.

Dieser Ansicht gegenüber fühlt sich der Verfasser dieses gedrungen, aus seinen eigenen Erfahrungen das Gegentheil zu beweisen. Der Vorgang ist folgender: In einem Bauerndorfe, dem Marktflecken Maßbach im königlich bayerischen Landgerichte Münnerstadt, erkrankte im Jahre 1834 eine ledige Taglöhnerin. Nachdem sie einige Tage lang sogenannte Hausmittel erfolglos in Anwendung gebracht hatte, ließ sie den Verfasser dieses, der zu jener Zeit seinen Wohnsitz dort hatte, zu sich rufen. Auf den ersten Blick erschien die Krankheit keineswegs gefährlich. Keines der Hauptorgane oder Hauptgebilde war bevorzugt erkrankt. Nebst Appetitmangel war bloß ein lästiges Gefühl von Schwäche vorhanden, was aber noch nicht hinreichte, um eine richtige Diagnose stellen zu können. Es ward deßhalb indifferent verfahren, bis sich etwa das Krankheitsbild deutlicher ausprägen und markirter hervortreten würde. Dieses geschah aber nicht, und die Kräfte sanken auf eine unerklärliche Art von Tag zu Tag sehr merklich. Das sehr genau angestellte Krankheitsexamen ließ auch keine Gelegenheitsursache der Krankheit erkennen. Ein Fieber war wohl da, aber äußerst mäßig, das Sensorium vollkommen im Einklange und im Gesichte nicht die Spur eines tiefen Leidenszuges, vielmehr eine gewisse Ruhe darin ausgeprägt. Die natürlichen Ausscheidungen waren weder gehemmt, noch widernatürlich, die Eßlust dagegen, überhaupt der ganze Assimilationsapparat in seiner Funktion darniederliegend.

Es wurde der Kranken bedeutet, daß man ihre Krankheit nicht kenne, und daß ärztlicher Beistand nothwendig sei. Hierauf äußerte dieselbe, daß sie vor mehreren Wochen, als sie einen Sack mit Erdäpfeln auf die Schultern hätte heben wollen, in ihrem Leibe ein leichtes, platzendes Geräusch wahrgenommen hätte, und daß einige Tage darauf Etwas von ihr fortgegangen wäre, sie wisse nicht was, und hätte es zufällig in einem eine Stunde entfernten Orte, allwo sich dieses zugetragen hätte, in eine Dungstätte vergraben. Die gemachten Enthüllungen setzten außer Zweifel, daß ein Abortus stattgefunden habe. Allein das Krankheitsbild wurde darum nicht klarer. Sie reimten sich nicht zusammen mit den Folgen eines Abortus. Die Person starb. Kurz vor ihrem Tode machte sie aber einem Weibe die Mittheilung, daß sie schwanger gewesen und ein verwegenes Mittel zur Abtreibung ihrer Frucht angewendet habe. Dieses Mittel wolle sie nicht angeben, aber man dürfe nur eine gewisse Person, welche sie mit dem Namen bezeichnete, darüber fragen, welche mehr Auskunft geben könnte.

Auf solche Aeußerungen hin mußte dem Untersuchungsgerichte Nachricht gegeben werden. Als nun eine Gerichtskommission um den Leichnam sich versammelt hatte, um die Todesursache zu constatiren, wurde zuerst die von der Verlebten bezeichnete Person, ebenfalls eine ledige Taglöhnerin, zur Recognoscirung der Leiche vorgeführt. Sie erschien mit Widersträuben und sagte: Sie wisse gar nicht, was man mit ihr vorhabe. Sie sei ganz unschuldig an dem Tode der vorliegenden Person; und fing nun an zu erzählen, wie ihr und dieser Verlebten, als sie einer ältlichen Wittwe, mit Namen Margaretha Krug, ihren heimlichen Zustand (letztere, d. h. die vorgeführte Person war ebenfalls schwanger) geoffenbart hätten, von diesem Weibe ein Verfahren mitgetheilt worden sei, um auf ganz unschädliche Art ihrer Schwangerschaft sich entledigen zu können: und nun fing diese Person mit einer Sicherheit, als wenn sie Sachkenntniß hätte, ein Verfahren zu entwickeln an, so daß das sämmtliche ärztliche und wundärztliche Personal, welches sich theils des merkwürdigen Krankheitsfalles wegen, theils um die Obduktion zu leiten und zu machen, sich hier versammelt hatte, sich gegenseitig ihre Ueberraschung nur in stummem Staunen und in beredten

Blicken ihre Bekräftigung: „ja, ja, nur so allein wäre es möglich“ zu erkennen gaben. — Ganz offenherzig setzte dieselbe Person hinzu, daß sie und die jetzt Verlebte sich gegenseitig unterredet hätten, daß die jetzt todte Person das mitgetheilt erhaltene Manöver zuerst an sich probiren wolle, und wenn es dieser nichts schade, auch alsdann an sich in Anwendung bringen werde.

Bei der Obduktion fand man den Uterus und was dazu gehört, in vollkommen gesundem Zustande, dagegen Helminthiasis mit Erweichung und derartigem Mürbsein des Dünndarms, daß Spulwürmer in die freie Bauchhöhle gelangen konnten und auch wirklich mehrere darin gefunden worden sind. Die Todesart konnte demnach nur in der Darmerweichung, also im vorliegenden Falle von einer besonderen, vom Abortus oder dem Uterinsysteme völlig unabhängigen Krankheit gefunden und bezeichnet werden.

Gott allein kann wissen, woher diese, oben genannte Wittwe, welche kaum ihren Ortssprengel überschritten hatte, früher Müllersfrau war, in's Abwesen kam und nach dem Tode ihres Mannes, in dürftigen Verhältnissen lebend, sich medizinischen und chirurgischen Pfuschereien hingab, diese Sicherheit hernahm, womit sie anderen Personen eine Anleitung geben konnte, worüber der Anatom und Geburtshelfer mit Recht staunt!

Wer mag nun behaupten, daß die Gewandtheit, welche eine gewöhnliche plumpe Taglöhnerin des Landes auf eine bloße Mittheilung hin hat exerciren können, nicht um viel leichter in Städten erreicht werden kann, wo ohnehin das Laster schon mehr zu Hause ist, und wo oft der schreiende Zeuge einer heimlichen Sünde das Allerfatalste ist, was einem Mädchen je aufstoßen kann: — nicht angeeignet werden könne noch dazu von Personen, welche neben Frechheit auch eine gewisse Routine besitzen, von geschwätzigen Hebammen und solchen angehenden, jungen Medicinern, welche gerne mit ihren in diesem Punkte erlangten Kenntnissen renommiren, das Wissenswerthe auf eine so feine Art zu entlocken, daß sie selbst nichts davon ahnen? — Bei der bezeichneten Müllerswittwe kann aber nicht angenommen werden, daß sie auf die so eben bemerkte Art zu ihrem Geheimnisse gekommen sei: im Gegentheile läßt die Vermuthung Raum zu, daß sie früher dieses Verfahren, welches sie

anderen Personen mittheilte, eben so mitgetheilt erhalten habe. Man darf dieß schon annehmen, da sich nichts leichter fortpflanzet, als die Sünde, das Laster.

Solche Weibspersonen, welche es zu einer Fertigkeit gebracht haben, die heimlichen Sünden spurlos verwischen zu machen, werden bald genug und allenthalben bekannt sein, aber gewiß nicht im Bureau der Gerichte oder in der Brust der Mannspersonen, denen kaum eine Ahnung davon zu Theil werden wird. Und keine Person wird Vorsteherin einer Bordelle werden wollen, ehe sie sich solche geheimen Künste angeeignet haben wird. Das verborgene Unheil, welches diese anrichten, wird selten, vielleicht nie, in seinem ganzen Umfange offenkundig. Darum müssen alle Bordellen in mehr als einer Hinsicht als Beförderer des Lasters angesehen werden.

Entgegne man nicht, daß eine recht sorgsame Beaufsichtigung den angeregten Verbrechen steuern könne: die Geheimnisse und das Treiben verschmitzter Frauenzimmer ergrübeln zu wollen, ist eine Aufgabe, welcher kein Mann der ganzen Erde gewachsen ist.

Fortsetzung.

In der Gesellschaft gibt es noch einen wunden Fleck, gegen welchen die Staatsweisheit noch kein Mittel hat entdecken können. Wir meinen damit das Duellwesen. Die Vernunft verwirft das Duell, der Staat bestraft, vielmehr hat Strafen gegen dasselbe bestimmt, und dennoch ist es nicht auszurotten, wie vielfach die Bestrebungen hiezu auch in Anwendung gekommen sind.

Der Staat hat nämlich die Obliegenheit der Sorge für die Gesellschaft: er muß daher auch Gesetze, das heißt, bestimmte Satzungen zur Darnachachtung eines Jeden, hervorgegangen aus der Vernunft zum allgemeinen Wohle nicht nur erlassen, sondern auch verkünden und, betreffenden Falles, in Vollzug setzen. Auf diese Art mußten auch Gesetze für das Duellwesen entstehen im Interesse Einzelner und Aller. Ob man nun strenge, ob man milde Maßregeln gegen die Uebertreter dieses Gesetzes in Vorschlag und in Anwendung gebracht hat, — Nichts hat geholfen, sei es beim Adel, sei es beim Militär, sei es unter Studirenden, sei es unter Privaten.

Gewöhnlich erfolgen Duelle auf beleidigte Ehre, auch auf andere Beleidigungen. Da sagen nun die Lobredner, vielmehr die Vertheidiger des Duells, die Restituirung der beleidigten Ehre sei ein Recht, welches jeder ehrliebende Mann beanspruchen müsse. Da nun der Staat außer Stand sei, die herabgewürdigte Ehre zu restituiren, so falle das Recht, seine Ehre zu retten, dem Beleidigten heim, welcher nun innerhalb der Grenzen einer darauf bezüglichen Unterredung und unter Beobachtung von gewissen Formen, unter Beiziehung von Zeugen und Aerzten durch den Zweikampf von seinem Rechte Gebrauch macht.

Es dürfte hier nicht am unrechten Orte sein, zu wiederholen, was ein Mitglied des Gesetzgebungsausschusses einer deutschen Kammer im Juli 1857 in seinem Berichte über „Friedensstörung und Eigengewalt" bezüglich des Zweikampfes (nach den Mittheilungen durch die öffentlichen Blätter) sagt: „Nach der genauesten Verabredung über die zu beobachtenden Formen stellen sich zwei Personen mit gleichen Waffen gegenüber. Es stehen ihnen Sekundanten und Zeugen zur Seite, welche die Einhaltung der Formen „überwachen, und es ziehen die Duellanten in gegenseitiger Sorgfalt, daß ihnen nach dem Duelle im Falle eines unglücklichen „Ausganges keinerlei Hilfe fehle, regelmäßig Aerzte bei. Sie stellen „sich mit Waffen gegenüber, nicht etwa mit vorbedachter Absicht, „daß einer den andern verletze (mindestens kann man dieß von den „gewöhnlichen Duellen nicht sagen), sondern nur, um ihren persönlichen Muth zu zeigen. Durch diesen Muth, mit dem der Betheiligte der Gefahr sich aussetzt, beweist er die Ehrenhaftigkeit „seines Charakters, und verlangt als Zeichen der Anerkennung desselben das Gleiche von seinem Gegner, der diese Anerkennung auch „dadurch ausspricht. Der gegenseitige Gebrauch der Waffen setzt „nun beide Theile in einen auf diesem Wege selbstgeschaffenen Nothstand, und nach dem Kampfe ist dem Beleidigten Genugthuung „für die ihm zugefügte Ehrenkränkung in seinen und Aller Augen „gegeben, auch wenn er gelegenheitlich der im Duelle Verletzte ist. „Niemand erkennt in diesem Akte auch im Entferntesten eine Unsittlichkeit, vielmehr gerade das Umgekehrte, und diese Anschauung „ist so tief eingewurzelt, daß es nicht selten vorkommt, daß derje-

„nige, welcher heute die Sache als baaren Unsinn und als ein un„begreifliches Ueberbleibsel des Faustrechts verdammt, — ist er Be„leidiger oder Beleidigter — morgen mit Umgehung aller gesetz„lichen Mittel zu den Waffen greift, und nicht glaubt, seine Sache „auf eine andere Art abmachen zu können. Nach allen Seiten hin „läßt sich daher das Duell, wie es in der Sitte besteht, und in „einem Vorurtheile von einer Zähigkeit, wie vielleicht kein anderes, „begründet ist, nicht nach den Bestimmungen über andere Gewalt„thätigkeiten, welche nur im Effekte mit dem Zweikampfe zusam„menfallen können, betrachten. Die Strafgesetzgebung ist mehr als „jede andere Legislation ein Stück Sittengeschichte ihrer Zeit; sie „darf sich, wenn sie gerecht sein soll, über herrschende Meinungen „und Anschauungen nicht vollständig hinwegsetzen, wären diese vom „philosophischen Standpunkte aus noch so sehr zu verdammen, an „der Thätigkeit zur Fortbildung hat sie nur gemessenen Antheil.“

Man darf hoffen, daß es recht Viele gegeben hat, welche bei der Veröffentlichung vorstehenden Berichtes mit einem Kopfschütteln angezeigt haben mögen, daß diese vorgetragene Meinung eine der ihrigen über das Duellwesen ganz verschiedene sei, daß sie sich jenen Ansichten durchwegs nicht accomodiren können. Nur Einiges zu berühren. Wenn man unter Einhaltung gewisser Formen die Sittlichkeit gewahrt glaubt, darf man wahrhaft fragen, was man denn eigentlich unter Sittlichkeit versteht, und welche Unsittlichkeit nicht in Formen des Anstandes begangen und so durch diese zur Sittlichkeit umgeändert werden könnte! —

Man sagt, daß sich zwei Personen mit gleichen Waffen gegenüberstellen. Das ist allerdings wahr. Allein es fragt sich, stellen sich auch zwei gleiche Personen einander gegenüber? Dem Stande nach meistentheils. Allein bezeichnet der gleiche Stand auch den gleichen Werth der Person? In den Augen der Selbstsucht wohl. Allein den wahren Werth einer Person und die Vorzüge der einen vor der andern kann nur die Gesellschaft bestimmen. Nur für diese hat der Mensch viel, einigen oder gar keinen Werth. Wenn sich nun zwei Personen, welche für die Gesellschaft keinen Werth besitzen, mit Waffen begegnen, kann der Gesellschaft daraus nicht leicht ein Nachtheil erwachsen, der Kampf mag ausfallen, wie er

wolle. Die Gesellschaft wird sich auch aus einer solchen Sache alsdann sehr wenig machen. Allein ein anderes Verhältniß tritt ein, wenn nur Einer der Duellanten schon Werth für die Gesellschaft hat. Hier wird der Kampf ein ungleicher, und die Gesellschaft muß hindernd in den Weg treten, und um so mehr, als in der Regel der Werthlose der Anstifter, der Krakeler ist, welcher auch wieder eine größere Fertigkeit in Handhabung der Waffen sich angeeignet hat. Hier wird also der Zweikampf in doppelter Beziehung ein ungleicher, wenn auch die Waffen gleich sind.

Man kann nie den Ausgang einer solchen Begegnung vor derselben vorher sagen, selbst den gewöhnlichen Paukereien der Studirenden, als die leichteste, d. h. am wenigsten gefährliche Art von Zweikampf, folgen mitunter schlimme Verletzungen. Man weiß, daß die Studirenden es hauptsächlich darauf absehen, Gesichtswunden zu schlagen. Nun liegen am Kopfe die Organe der Sinne, und die Nerven des Antlitzes treten an manchen Stellen in Bündeln aus den Kopfknochen hervor. Wie leicht kann ein Auge oder ein solcher Nerve verletzt werden, daß Kinnbackenkrampf und der Tod darauf erfolgt, jener Fälle gar nicht zu gedenken, wo ein Auge oder die Nase zu Verlust gehen kann.

Welches Prognostikon ist für die Zukunft der Gesellschaft zu stellen, wenn der Gesetzgeber nicht über tief eingewurzelte Vorurtheile, welche die Vernunft durchaus nicht billigen kann, gänzlich wegzusehen sich in der Lage wähnt, wenn man also die Vernunft nicht als die Basis der Gesetzgebung gelten lassen will: wenn man unumwunden ausspricht, daß die Gesetzgebung an der Thätigkeit zur Fortbildung nur gemessenen Antheil habe! — Freilich ist das Gesetzbuch kein Sittenbildungsbuch im engeren Sinne des Wortes; der Ungesittete, welcher der Stimme seines Gewissens, nämlich den Gesetzen, welche eine höhere Hand in seine Seele geschrieben hat, kein Gehör schenkt, weiß doch, daß ein Buch vorhanden ist, in welchem zu seiner Warnung aufgezeichnet stehet, daß seine Verstöße gegen die Ordnung, oder auch gegen sich selbst, mit Strafen belegt werden. Wird ja schon ein großer Theil der Menschheit, wer wird es leugnen, durch die Furcht vor der Strafe in die Schranken gewiesen. Ein Strafgesetzbuch besteht doch nur für Ungesittete, das

heißt, für solche, welche gegen die Sitten, die Schranken der Ordnung für die Gesellschaft sich vergehen. Der Gesittete, nämlich der die Ordnung Beobachtende bedarf dessen nicht.

Nach den gewöhnlichen Begriffen erscheint der Zweikampf als eine Nothwehr, als ein Nothrecht, und das Unterlassen desselben würde eine Entwürdigung seiner selbst und vor den Augen der Nächsten nach sich ziehen. Es besteht also in diesem Falle für den Zweikampf ein moralischer (?) Zwang. Die Gesetzgebung kann dem Beleidigten in solchen Fällen weder Schutz, noch Recht, noch Restitution oder Satisfaktion, wie man zu sagen pflegt, gewähren. Auf der anderen Seite aber spricht die Vernunft: Das Duell ist ein Verbrechen gegen die Selbsterhaltung und gegen die Erhaltung des Nächsten, entbehrt somit der Eigenliebe und der Nächstenliebe und ist deßhalb doppelt sündhaft. Wenn nun die Vernunft, wenn wir ihr Gehör schenken, ausspricht, daß ein jedes Duell weit mehr als ein gewöhnlicher Unfug ist, ja einem Doppelvergehen gleichkommt, auf der anderen Seite aber vermöge unserer Stellung, wenn wir nicht herabgewürdigt werden wollen, zu ihm greifen müssen, um uns dessen als eines Aktes der Nothwehr zu bedienen, was haben wir da für ein Recht, uns mit unserer Civilisation zu brüsten?!

Es gibt indeß ein Mittel, wodurch dieses (vermeintliche) Nothrecht verwischt. Dieses Mittel kann durch keine Strafgesetzgebung geboten werden, denn es ist die Civilisation selbst. Haben wir diese erreicht, so zeigt sie uns den Weg, auf welchem wir sicher und vollständig Satisfaktion für unsere gekränkte Ehre erlangen werden. — Wir kommen darauf zurück.

Als das dritte Zeichen, an welchem wir die volle, wahre Civilisation erkennen, welches eben so nothwendiges Bedürfniß ist, wie die beiden vorhergehenden, haben wir „das größtmöglichste materielle Wohlbefinden für die größtmöglichste Zahl von Individuen“ bezeichnet. Allein so wie wir in und um uns blicken, gewahren wir, daß wir eben so wenig, als wie die größtmöglichste Moral und die größtmöglichste Intelligenz, auch das größtmöglichste Wohlbefinden eine Gabe der Christenheit nennen können. Woher wohl dieses? Steht etwa das Christenthum dem wahren Glücke Aller entgegen?

— O sicherlich nicht. Es zeigt vielmehr den Weg, auf welchem Alle im wahren Glücke wandeln können. Wenn nun dieses der Fall ist, woher kommt es denn, daß wir uns dessen nicht bedienen? Ist das Christenthum etwa schwer anzueignen, oder demselben schwer nachzukommen? Antwort. Wohl schwer anzuwenden unter gewissen Verhältnissen, aber leicht nachzukommen, wenn man sich dasselbe angeeignet hat. — Welches sind nun wohl jene „gewisse Verhältnisse," welche die Annahme des Christenthums erschweren? — Wir haben sie schon genannt. Es sind die Auswüchse des in uns gelegten Naturtriebes: die ungezügelte Selbstliebe ist es.

Von den alten heidnischen Griechen ist die Mythe von einem vielköpfigen Ungeheuer zu uns gekommen. Sie nannten dasselbe die „lernäische Hydra," weil es in einer Höhle bei Lernä in Argolis sein Unwesen getrieben haben soll zum Schrecken der Umgegend. Man erzählte von diesem Ungeheuer, daß ein jeder seiner vielen Köpfe, sobald man einen abgeschlagen habe, sogleich wieder, selbst zweifach, nachgewachsen, ferner daß sein Hauch und sein Blut giftig gewesen sei. Herkules, der Größte aller Helden der Mythenzeit, dem man die Bekämpfung dieses Ungeheuers aufgetragen hatte, war selbst unvermögend, das Ungethüm allein zu erlegen; ja wäre wahrscheinlich selbst unterlegen, wenn er nicht in seinem Wagenlenker einen Mithelfer gefunden hätte.

Der Sinn dieser Mythe ist ein tiefer und läßt sich vollkommen auf unsere widernatürliche, auswüchsige Selbstliebe übertragen. Ihr Hauch, ihr Athem, ist Verläumdung, boshafte Nachrede, Unfriedenstiftung — also Gift für der Nebenmenschen Glück und Wohl, ihr Blut sind selbstsüchtige Aneignungen materieller Vortheile zum Schaden der Nebenmenschen in Wucher, Betrug, Vorenthaltung der diesen gebührenden Liebe, also Gift über Gift für die Gesellschaft. Die Köpfe unserer inneren Hydra sind die Leidenschaften; sind eben so schnell wieder da, und kehren selbst verdoppelt zurück, wenn der fremde Bekämpfer glaubt, sie vertilgt zu haben. Diese, unsere unbeherrschte Eigenliebe, unsere vielköpfige, giftige Hydra, ist es, welche uns den Weg zum Christenthume, und somit den allein richtigen Weg zum Christenthum versperrt. Wir kommen noch einmal am geeigneten Orte darauf zu sprechen.

Fortsetzung.

Wie bereits (Seite 216 u. f.) schon gesagt ist, so erzeugt die unnatürliche, ungezügelte, übertriebene Selbstliebe alle bösen Leidenschaften und Affekte. Diese verdrängen das Menschengefühl, die Menschenliebe, und verwischen den Stempel des wahren Christenthums. Man braucht sich gar nicht von seiner Heimath zu entfernen, sondern ein Jeder darf sich nur in seinem eigenen Wohnorte umsehen, sei er in einer Stadt ersten oder letzten Ranges oder in einem Dorfe zu Haus, und er wird Obiges bestätigt finden. Zwar nennen sich Alle Christen, legt man aber den Maßstab, welchen uns die göttliche Liebe selbst in die Hände gegeben, nämlich: „Daran, „daß ihr einander liebet, soll man erkennen, daß ihr „Meine Jünger seid", an die Gesellschaft, so wird man kein auferbauliches Resultat erzielen; denn man wird finden, daß sich die meisten Menschen nur so weit einander nähern, als es gerade das eigene Bedürfniß erheischt, von dem Gemeindeverbande die Form, vom Gemeindegeiste aber nur dann erst Spuren, wenn es sich um materielle Vortheile handelt, welche einen jeden berühren können. Jeder Einzelne, der seiner Eigenliebe ungebührlich fröhnt, gehet seinem eigenen Vortheile nach und entzieht die Vortheile seinen Nächsten.

Wenn es nur immer die eigenen materiellen Vortheile wären, welche die Meisten zu erhaschen streben; denn diese würden dann doch noch mit der Zeit in andere Hände überfließen und somit wieder Anderen zu gut kommen. Allein es gibt Handlungsweisen von Menschen, welche nicht mehr menschlich, sondern „teuflisch" genannt zu werden verdienen. Hier lebt zum Beispiele ein Ehepaar in Frieden. Jetzt hat nun der Neid und die Bosheit nichts eiligeres zu thun, als Unfrieden zu stiften. Man schlägt alle Wege ein, um dem Manne oder der Frau bei irgend einer schwachen Seite beizukommen; denn die Bosheit schlägt nicht nur alle Saiten an, sondern schnellet sie auch stark, daß eine Verstimmung herauskomme. Ist diese gefunden, oft mit Aufwand der raffinirtesten Bosheit, so wird fortgefahren, bis der häusliche Zwist ausgebrochen ist. Jetzt feiert die Bosheit ihre Triumphe in Schadenfreude; denn Schaden, materieller, wie geistiger, ist die Folge der häuslichen Uneinigkeit, und

Freude ob des gelungenen Werkes der Antheil des Unfriedenstifters. Ist der Anfang des Zwistes gemacht, wird noch manchmal fortgeschürt, bis der Verfall des ganzen Hauswesens eingetreten ist. Dieser letztere kann um so leichter, und muß hereinbrechen, wenn Mißgeschicke mit in's Spiel treten. Ein Glück ist's, wenn Aeltern und Kinder dem Laster nicht verfallen, was so leicht bei der menschlichen Schwäche der Fall sein kann, und um so gewisser eintritt, wenn diese Familie einer Stütze, einer aufrichtenden Stütze an wohlwollenden Menschen entbehrt.

Bosheit, Neid und Mißgunst sind um so schwerere Laster, als in der Regel keine Gesetzgebung und kein Richter ihren schädlichen Einflüssen auf die Mitmenschen hemmend entgegentreten kann. Selbst gegen die Verläumdung, ein eben so schädliches Laster, kann man selten mit Kraft auftreten, da der Verläumder oft von den dunkelsten Pfaden aus sein Unkraut ausstreuet, um seinen Nächsten zu kränken, ihm Ehre und guten Namen zu rauben, oder ihn doch wenigstens dem Mißtrauen blos zu stellen. Jene Menschen, welche unschuldig von Mißtrauen umstellt sind, verlieren ihr Selbstvertrauen, ihre Unternehmungen sind daher nicht immer mit einem guten Erfolge begleitet, sie kommen deßhalb in Abwesen, und in der Regel siecht mit der Zerrüttung des Wohlstandes ihr innerer Frieden. Sie sind doppelt bedauerungswürdig.

Hier in diesem Hause ist man schon einige Jahre her gewohnt, Zank und Hader, und oft gegenseitige Mißhandlungen der Eheleute zu vernehmen. Der Eine, welcher an dem Hause vorübergehet, bleibt an demselben stehen und lauschet. Aus seinen Gesichtszügen spiegelt sich entweder Neugierde, Bosheit oder Schadenfreude ab. Hat dieser seine innere Lust gebüßt, so verfolgt er seinen Weg weiter. Jetzt kommt ein Anderer, auch dieser hört das Lärmen aus diesem Hause; er wirft einen flüchtigen Blick auf dasselbe und schreitet weiter. Diesem scheint so etwas nichts unbekanntes zu sein. Fragt man in der Gemeinde an, woher solcher Zwist rühre, so hört man die widersprechendsten Meinungen. Der Eine glaubt, die Frau thue ihre Schuldigkeit nicht, der Andere schiebt die Schuld auf den Mann. Allgemein aber weiß man, daß es mit den Vermögensverhältnissen rückwärts gehe. Forscht man weiter nach, so bekommt man den

Bescheid, daß es früher nicht so gewesen sei; diese Leute hätten immer einig gelebt, hätten einiges Vermögen in ihrer Verehelichung zusammengebracht, die Familie habe sich stark vermehrt, die Ausgaben seien stärker geworden, das Geschäft gehe nicht mehr wie früher, zum Unglücke seien noch die theuern Jahre hereingebrochen, und jetzt nähme es mit dem Hauswesen alle Tage mehr ab. Fragt man, warum man diesen Menschen nicht helfe, so ist die Antwort sogleich bereit; sie lautet: „Die Armenpflege ist so schon überlastet genug; zudem haben sie ja noch etwas.“ Fragt man endlich weiter, ob Niemand da sei, der diesen Leuten mit Rath und That an die Hand ginge, so heißt es: „Ja, ein Jeder hat genug für sich zu sorgen.“ Forscht man indessen weiter, so wird man bald gewahren, daß die bösen Zungen mittlerweile nicht stille gestanden. Dieser hetzt an den Mann und sagt, deine Frau versteht keine Haushaltung, oder taugt nichts rc., darum kommst du in's Abwesen. Die Weiber nehmen sich der Frau an und sprechen zu ihr: „Dein Mann ist kein guter Hausvater, er könnte mehr thun und besser für seine Kinder sorgen u. s. w.“ — Indessen geht die Sache ihren Gang, die entzweiten Eheleute führen vor ihren Kindern einen nichts weniger als auferbaulichen Lebenswandel, geben ein schlechtes Beispiel sowohl in der Führung einer Haushaltung, als auch in der Kinderzucht. Der Mann will sich seine Grillen vertreiben und sucht Abwehr gegen diese in berauschenden Getränken u. s. w. — Die Lage der Familie wird indessen immer schlimmer. Wollen die dem Verderben verfallenen Eheleute ihre Realitäten eine um die andere verkaufen, um der Noth zu steuern, so setzen sie sich allen möglichen Chancen der Ungunst der Gemeindemitglieder noch mehr aus, so daß sie befürchten müssen, als Verschwender in der öffentlichen Meinung zu gelten (so kurzsichtig kann der Mensch in der That sein) und später noch weniger Mitleid zugewendet zu erhalten. Sie nehmen ihre Zuflucht zum Schuldenmachen und borgen so lange, als nur irgend Jemand borgen mag, und fallen oftmals dem Wucher anheim, der seine Sache so fein einzufädeln versteht, daß er der verdienten Strafe ausweicht. — Endlich kann man kaum noch das hinreichende Brod für die Familie erschwingen, geschweige die andrängenden Gläubiger befriedigen. Man ist zuletzt gezwungen, diesen

Alles abzulassen, was man besitzt. Das Lebende und Verzehrende fällt der Armenkasse zur Last, — und in welchem Zustande? Gewöhnlich dem Körper nach kränklich, der Seelenbildung nach aber verkümmert. Welche Voraussichten für den Gemeindeverband aus diesem Verhältnisse erwachsen sind, können unschwer im Voraus bestimmt werden. Die Kinder, denen das Gefühl eines eigentlichen Hungers in bessern Zeiten unbekannt war, mußten Entbehrungen aller Art erdulden, namentlich in Stillung der Bedürfnisse ihres gebieterisch fordernden Körpers. Die kleineren Kinder konnten blos jammern, und diese hat man schon, als der Muttersorge zunächst stehend, auch am allerersten befriedigt; die älteren aber werden sich entweder dem Bettel hingegeben oder gar in ihrem Selbsterhaltungstriebe ihre Augen auf fremdes Eigenthum für die Zwecke der Erhaltung der gefährdeten Subsistenz geworfen haben — kurz sie werden betteln oder stehlen, wenn nicht beides zugleich, gelernt haben und werden, da die Noth erfinderisch macht, die gehörige Gewandtheit und Vorsicht sich angeeignet und auch die nöthigen Diebshehler gefunden haben, so daß jetzt der Gemeindeverband mit doppelten Ruthen gestraft ist für die Unterlassung einer Unterstützung der Familie, als es noch Zeit war, dem doppelten Uebel vorzubeugen.

Es ist billig, daß, ehe man der Gemeinde einen so schweren Vorwurf in's Gesicht schleudert, man auch gründlich untersucht, ob sie so schwer zu beschuldigen sei, wie es den Anschein hat. Mit dieser Ausrede aber möge sie zurückbleiben und könnte nicht gehört werden, daß sie ihren bestimmten Etat vorgezeichnet habe, welcher kaum füglich zu überschreiten wäre, ohne von den Unter- und Oberbehörden mit scharfen Rügen unter Ersatzandrohungen geahndet zu werden, und daß die Oberbehörden gerne aus den eingesendeten Rechnungen eher eine Abnahme, als eine Vermehrung der Ausgabeposten bemerken zu wollen scheinen, was schon durch die öffentlichen Kundgebungen durch die Blätter entnehmbar sei. Ein solcher Vorwand wäre aus der Luft gegriffen, offenbar falsch, da sie dem Geiste der Staatsregierungen widerstreitet, welche einer jeden Gemeinde alle gesetzlichen Wege beschreiten lassen, um ihren Armen nach ihrer, der Gemeinden, besten Einsicht zu helfen, um Armuth und durch diese Entsittlichung verhüten zu können. — Folgende zweite Entschuldigung

wäre dagegen so ziemlich annehmbar, wenn jene Gemeinde, anstatt die Schuld der gänzlichen Verarmung jener Familie auf die Form einer gesetzlichen Rechnungsablage zu wälzen, vorbringen würde, daß es ein großes Wagniß sei, wenn die Armenpflegen freigebig in Unterstützungen sein wollten, weil man dadurch den Arbeitsscheuen allen möglichen Vorschub gewähre. Denn diese glauben im nämlichen Rechte, wie der Bedrängte, die Unterstützung der öffentlichen Kasse beanspruchen zu dürfen. Die Erfahrung bestätige dieses tagtäglich, und gar oft müsse man von arbeitsscheuen Menschen, wenn man sie zur Arbeit auffordere, im trotzigen Tone erwidern hören: „Ich arbeite halt so lange, als ich mag, am Ende bekommt ihr mich doch (nämlich zum Ernähren).“

Es ist das so eben Gesagte leider nur zu wahr, eben so, daß die Armenkassen alljährlich mehr in Anspruch genommen werden. Diese Klage der Armenpflegen wird jetzt von allen Seiten her vernommen, ja manche sagen, daß sie wirklich in Verlegenheit kämen, um nur die nöthigsten Mittel herzuschaffen. Ob nicht etwa auch die Selbstliebe, welche ihre Hände zum Geben, wenn sie nicht im Voraus den materiellen Vortheil erblickt, sehr ungerne öffnet, mitunter bei solchen Klagen am allerlautesten mittönt, mag dahin gestellt sein. So viel ist gewiß, daß in vielen Gegenden eine einigermassen freigebige Armenpflege die Liederlichkeit groß ziehen würde. Die Armenpflegen auf dem Lande fühlen und wissen dieses nur zu gut, deßhalb sind diese im Unterstützen die allerzäheften. Allein was entspringt daraus? Bettel. Dieser ziehet wieder Müssiggänger und Gesindel groß, welches dem Eigenthum und der öffentlichen Sicherheit gefährlich wird. Die Bewohner größerer Städte haben mehr milde Stiftungen, die bemittelteren Bewohner besitzen in der Regel mehr Menschenliebe, helfen also ihren Armen eher und können eher helfen, dazu kommt noch, daß die Beaufsichtigung der Armen in größeren (nicht in großen) Städten weniger complicirt ist, energischer betrieben wird; darum liefern auch diese Städte ein kleineres Contingent in unsere Strafhäuser, eben weil sie der Armuth eher steuern können, und dadurch, daß die Armuth beschränkt wird, die Armen besser überwacht werden, die bösen Auswüchse derselben mehr im Keime erstickt werden.

Auf dem Lande hingegen kann der Bettel nur schwer ausgerottet werden, und man ist nicht im Stande, sich vor Bettlern zu retten. Die Armenpflegen reichen allda den Armen spärlich, können meistens nur spärlich reichen, und müssen spärlich reichen, damit die Arbeitsscheuen nicht noch mehr verlockt werden und gar nichts mehr thun. Der Hunger aber will gestillt sein, aber oftmals kann man sagen, man will den ganzen Tag den Magen voll haben, und dabei behaglich herumstreunen. So auf gemeldete Art gesellt sich zum Bettel jede Untugend, welche aus dem gemächlichen Herumstreunen erwächst, und das Uebel ist die Folge. Die Beamten des Landes sind meistens nicht in der Lage, kaum in der nächsten Nähe ihres Sitzes dem Bettel zu steuern, vielweniger in weiteren Entfernungen ihres Bezirkes. Bei manchen scheint sogar ein Ueberdruß an der Sache, die sie nicht steuern können, eingetreten zu sein, so daß sie ihren Unwillen in ihren Gesichtszügen nicht bergen können, wenn ein Gensdarm ihnen einen Bettler vorführt.

Bei vielen Familien des Landes in Gegenden, wo es viele Arme gibt, müssen die Kinder dadurch, daß sie in fremde, entfernter liegende, reichere Ortschaften gehen und allda die reicheren Einwohner um Nahrung ansprechen, die Aeltern zu Hause und die jüngsten Geschwister mit ernähren helfen, indem sie das zusammengetragene Brod zu Hause abgeben. Man muß eben alle Tage essen und auch einigemal des Tages. Verdienste aber gibt's in solchen Gegenden nicht beständig, kaum Dreiviertel eines Jahres, und der Mundvorrath, in der Regel etwas Kartoffel, reicht nicht lange aus; dazu kommt noch, daß die Lokalarmen- und Gemeindekassen in solchen Gegenden in der That den Namen „arme Kassen" verdienen.

In der Regel bestehen allenthalben die humansten und weisesten Gesetze und Verordnungen über das Armenwesen. Allein in ihrem Vollzuge stößt man auf Schwierigkeiten, welchen durch keine Verordnung vorgesehen werden kann. Hier einige Beispiele aus dem Leben. Eine Wittwe, Mutter von drei Töchtern, verlor mit dem Tode ihres Mannes ihren Unterhalt. Gewöhnliche weibliche Arbeiten hatte sie nicht gelernt, wenigstens nicht so in der Art, daß sie damit ihre und der ihrigen Subsistenz hätte sichern können. Das wenige Vermögen, welches nach Abzug der Kosten einer langen

Krankheit übrig blieb, war bald aufgezehrt. Die Wittwe beanspruchte bei ihrer Erwerbsbeschränktheit eine Unterstützung aus der Armenkasse, welche auch gewährt worden ist. Bald darauf starb die Gänsehirtin ihrer Heimath. Da diese Wittwe noch rüstig genug und gesund war, trug man ihr den Dienst einer Gänsehirtin an, welcher mehr eintrug, als sie durch die Armenkasse bezogen hatte. Allein dazu war sie zu stolz und ließ sich durch kein Mittel zur Annahme dieser Stelle bewegen. Endlich war die Armenpflege wieder gezwungen, ihr die nöthige Unterstützung zukommen zu lassen, bis die Töchter so weit herangewachsen waren, um ihre Mutter mit ernähren zu können.

Dieselbe Stelle wurde einer anderen und zwar ledigen Weibsperson angetragen, welche ebenfalls Mutter von drei Kindern war. Allein auch diese, obgleich sie eben so dürftig war, daß sie Unterstützung aus der Lokalarmenkasse bezogen hat, dünkte sich doch etwas besser, als Gänsehirtin zu sein, und schlug einen Verdienst aus, der ihrer Körperconstitution nicht entgegen war und ihr eine bessere Subsistenz in Aussicht stellte. Endlich, als ihre durch Entbehrungen heruntergekommene Constitution zu leiden begann, mußte sich die Armenpflege ihrer wieder annehmen.

Ein Polizeibeamter auf dem Lande ließ einstens durch die Schelle das Verbot des Bettelns erneuern unter Androhung einer namhaften Strafe auch für diejenigen, welche Bettlern irgend eine Unterstützung reichen. Wenige Tage darauf gelangte zur Gerichtskenntniß, daß der Müller des Ortes noch fortfahre, Almosen den Bettlern zu reichen. Vor Gericht gerufen und deßhalb zur Rede gestellt, leugnete derselbe keineswegs weder das Verabreichen von Almosen, noch die Unkenntniß des erst neuerdings verkündeten Verbotes. Der Polizeibeamte: „Dieses sagen Sie mir nur so in's Gesicht?“ Der Müller: „Wie kann ich eine Unwahrheit sagen? Sie kennen meinen Charakter.“ Der Polizeibeamte: „Aber Sie kennen das Verbot und die darauf gesetzte Strafe. Warum haben Sie das Verbot überschritten?“ Der Müller: „Wenn diesem Verbote Alle nachkommen können, so bin ich nicht in der Lage, dieses zu können; denn ich muß meine Mühle vor Frevlers Hand schützen.“ Der Polizeibeamte: „Freilich kann ich Ihnen nicht einen Gensdarmen

vor's Haus stellen." Der Müller: „Eben deßhalb muß ich meine Mühle selbst schützen. Diese steht einem Jeden offen; aber deßhalb gebe ich Niemanden in derselben einen Aufenthalt. Die Bettler, dieses wissen sie, fordern und erhalten vor der Thüre ihr Almosen, und ich weise Niemanden, welcher mich um ein Almosen anspricht, leer ab. Ob der Bettler des Almosens würdig ist oder nicht, das kümmert mich nichts. Ich weiß nur, daß sich der wahre Arme vor meine Thüre stellt, gerade wie jeder Andere, welchen es gerade hungert, oder welcher sich ein Brod auf den andern Tag heimtragen will. Unter den Almosen Ansprechenden möchte gerade ein Subjekt sich befinden, welcher in seiner Bosheit als Rache, da man allgemein in dem Wahne steht, „„in der Mühle fäßt man's nur so ein"", weil ich ihn weggewiesen hätte, meine Mühle anzünden könnte. Stände meine Mühle isolirt, so träfe der Schaden nur mich allein. Nun aber steht dieselbe, wie bekannt, gewöhnlich mit großem Holzvorrathe umgeben im Westen des Städtchens und zur Seite der größeren Privat-, Kirchen- und Schul-, so wie sämmtlicher Staatsgebäulichkeiten, und noch dazu gegen diese in einer so niedrigen Lage, daß sie alle in dem bemerkten Falle von der Gluth angegriffen werden müssen, wenn der Wind nur etwas heftig von Westen bläst, woher er doch das ganze Jahr am meisten weht. Zudem wählen solche Bösewichte für solche Ausführungen ihrer Rache gerade die finstere und stürmische Jahres- oder Tageszeit." — Der Beamte verließ jetzt das Zimmer und schlug die Thüre hinter sich zu. Endlich, nachdem der Müller lange vergeblich auf eine Resolution gewartet hatte, entfernte auch er sich. Er gab Almosen unangefochten bis an sein Lebensende.

Anders war das Verhalten eines andern Beamten in demselben Betreffe. So oft die Sicherheitsmannschaft einen Bettler vor das Gericht stellte, ward er unwillig. Man erkannte dieses an seinen Mienen. Mehreremal, nachdem die Rapporte unterschrieben und der Rapportbringer sich entfernt hatte, äußerte er sich unverholen: „Die Gensdarmen machen dem Gerichte nichts als Plage. Da bringen sie Kinder und alte Leute, weil sie sich beim Betteln haben erwischen lassen, als wenn das Gericht sonst nichts zu thun hätte." Einmal soll er einem Knaben ein Sechskreuzerstück, nachdem der Gensdarm

das Gerichtszimmer verlassen hatte, gegeben und zu ihm gesagt haben: „Da, hier hast du sechs Kreuzer, gehe hin und komme mir nicht mehr so.“ — Welche Vorstellungen bezüglich der Ordnung der Gesellschaft, dann bezüglich der Dienstverhältnisse der Sicherheitsmannschaft setzt ein solches Benehmen voraus!

Fortsetzung.

Man ist oft in der Lage, im gemeinen Leben hören zu müssen, „die Gensdarmen griffen alle Bagatellsachen auf, die wahren Spitzbuben erwischten sie aber nicht“, und was dergleichen Redensarten mehr sind. Wenn man einem solchen Lästerer entgegnet und ihn fragt, ob er denn etwa einen Spitzbuben kenne, welcher frei und ungehindert umherginge, so wird er die Frage verneinen; wenn man ihn alsdann über das gewiß segensreiche Wirken des Institutes der Gensdarmen belehrt und über die Stellung derselben, welche man, etwa weil letztere proper einhergehen, für glänzend hält, aufklärt, so wird man überall durchdringen, wenn man gerade keinen Taugenichts oder Vagabunden, die erbittertsten und unversöhnlichen Feinde der Gensdarmen, vor sich hat. Allein was soll man dazu sagen, wenn man in untergeordneter Stellung obige mißliebige Aeußerungen über die Sicherheitssoldaten von höheren Personen vernimmt, welche in ihrer Stellung zum Staate zu der Annahme berechtigen, daß sie mit dem Wesen des Institutes und dessen Leistungen vertraut sein dürften, oder sich doch wenigstens vertraut machen könnten, wie es dem V. d. schon begegnete! Es kann doch wahrlich nicht im Wirkungskreise eines Gensdarmen liegen, daß ihm die Entscheidung zukomme, ob dieser Bettler, etwa weil er alt oder gebrechlich ist, frei durchzulassen sei oder nicht. Wohl Manchem dieser Männer mag es schwer gefallen sein, wenn ihn sein strenger, gemessener Dienst die Gefühle in der Brust zu verläugnen gezwungen hat. Man sollte doch denken, daß es einem Jeden einleuchtend sein muß, daß der Vorstand irgend eines Bezirkes, dem die Oberleitung des Armenwesens zusteht, nur dann einen richtigeren Ueberblick sich verschaffen kann, wenn man ihm ohne Unterschied und ohne Parteinahme alle Zuwiderhandelnden gegen die bestehenden Verordnungen, deren man habhaft werden kann, vorstellt.

Die Menschlichkeit verlangt eine Fürsorge für die Armen; der Hang zur Verschwendung des eigenen Vermögens in Sinnengenüssen und die Unlust zum Erwerbe bei so vielen Menschen schreiben aber der Mildthätigkeit sehr enge Grenzen vor. Wir stehen sonach auf einem nicht ganz gesicherten Boden, da wir weder mit Milde, noch mit Unnachsichtigkeit dem Umsichgreifen der Armuth steuern können, wie man allenthalben weiß. Da man ferner die Erfahrung geschöpft hat, daß mit der Zunahme der Armuth die Sittenlosigkeit wächst, hat man viele Palliativmittel vorgeschlagen. Eines davon ist die Transferirung der Armen in entfernte Gegenden oder Welttheile.

Bei der Landrathsverhandlung zu Regensburg im Jahre 1857 hat, den öffentlichen Blättern zufolge, ein Mitglied, nachdem dasselbe ein schauerliches, wahrhaft grausenerregendes Bild der sittlichen und geselligen Zustände des Kreises „Oberpfalz" entworfen, Angesichts welcher man nur mit der größten Besorgniß in die Zukunft blicken kann, folgendermassen sich geäußert: „Es steht ein Geschlecht „zu erwarten," sagt der Antragsteller, „nicht nur von Armen und „Bettlern, sondern auch von Vaganten und Dieben und noch ärgeren „Verbrechern, durch welche nicht nur Personen, Leben und Eigen„thum, sondern auch in politisch bewegten Zeiten Staat und Kirche „und die gesammte bürgerliche und gesellige Ordnung bedroht wer„den. Und die Ursachen dieser Uebelstände? Im letzten Grunde ist „es doch nur Armuth und Mittellosigkeit, wodurch diese Krebs„schäden hervorgerufen werden. Die Armuth ist eine Last, die nur „um so schwerer wird, je mehr daran tragen. Die Zahl dieser „Lastträger nimmt aber mit jedem Tage zu, und wird für die Ge„meinden, die für Unterhalt und Verpflegung derselben zu sorgen „haben, immer drückender. Und wer muß diese Last tragen helfen, „wen drückt sie am ärgsten? Das brave, ehrliche und fleißige Ge„meindeglied, welches nicht selten für sich schon mit schweren Sorgen „zu kämpfen hat. Was wird aber davon die Folge sein? Dieses „gesunde, noch kräftige Glied der Gemeinde wird eben so lange die „Last mittragen, als es nur immer kann, bis es auch geschwächt „und ausgezehrt darunter zusammensinkt, um alsdann ebenfalls der „allgemeinen und gesellschaftlichen Fäulniß anheimzufallen. Dagegen „gibt es nur ein sicheres Mittel, nämlich: so viele Lastträger, als

„nur immer möglich, hinwegzuschaffen und dieselbe in eine Lage zu „versetzen, wo sie doch noch als nützliche Glieder der Gesellschaft „fortbestehen können. Wäre es denn z. B. für eine Gemeinde nicht „besser und vortheilhafter, mit einer geringen Summe Geldes große „Strecken Landes in Amerika oder sonst wo, in Brasilien oder Un„garn, anzukaufen und sich ihrer Armen auf einmal dahin zu er„ledigen, als daß sie Jahre hindurch mit bedeutenden Summen die „in stets steigender Progression sich vermehrende Anzahl derselben „ernähren und erhalten muß? Hierin, glauben wir, liegt fast nur „das einzige Mittel, wodurch die oben berührten Krebsschäden radikal „geheilt werden können."

Bei genauer Besichtigung und Prüfung scheint aber dieses vorgeschlagene Mittel denn doch nicht so radikal zu sein, als man voraussetzt. Gelangen diese Menschen, welche man aus ihrem bisherigen Gemeindeverband ausgestoßen hat (man fühlt wohl, daß diese Bezeichnungsweise „ausgestoßen" eine unrichtige ist, wer aber so sittlich verdorben ist, daß man sich seiner zu entledigen sucht, wird auch das humanste Fortschicken so nennen), zu einiger Aufbesserung oder zu einiger Wohlhabenheit in fernen Landen, so werden gewiß die Nachrichten davon, und meistens noch übertrieben, zur Kenntniß der zu Hause gebliebenen Gemeindemitglieder gelangen. Was werden nun jene denken, welche zu Hause noch mühsam sich halten, um ihre Existenz zu wahren? Werden diese jene nicht beneiden und, durch den Neid verblendet, ihr eigenes Anwesen vernachlässigen, den Ruin desselben nicht kräftig genug aufzuhalten suchen, um auch selbst bald zu jenen glücklicheren expedirt zu werden? Auf der niedern Stufe der Bildung, auf welcher viele Gemeinden stehen, ist diese Annahme schon gerechtfertigt. — Und dann, wenn die Ausgewanderten fern von der Heimath von dem Unglücke und klimatischen Einflüssen zu leiden haben oder aufgezehrt werden — kann da das eigene Gewissen Beruhigung finden, wenn die schlimmen Botschaften von jenen anlangen, welche man in's Elend geschickt hat? — Es ist eine ganz eigene Sache mit der Versetzung eines Menschen in ein ganz fremdes Klima. Nicht alle edlen Organe eines Erwachsenen sind so elastisch, daß sie in einer andern Luft, in einer andern Temperatur ihre Funktionen in eben dem Maße und derselben Un-

fehlbarkeit verrichten können, wie zu Hause. Man schaue nur auf die Haut der Afrikaner. Wer da glaubt, daß die Haut der Afrikaner, so wie überhaupt jener Menschen, welche unter den Tropen und in den heißen Gegenden der Erde wohnen, deßhalb schwarz oder dunkelfarbig sei, weil die Sonne die Haut dieser Menschen schwärze, und insbesondere, weil diese Menschen einer ganz eigenen Raçe angehörten, ist einigermassen im Irrthume.

Der Mensch hat in den heißen und in den kalten, so wie in den gemäßigten Zonen genau dieselben Organe. Allein im Baue und in der Funktion derselben waltet ein kleiner Unterschied ob, welcher den in den klimatischen Einflüssen bedingten Verhältnissen entspricht. Wir nehmen z. B. die Lungen. Die Funktion derselben besteht, wie bekannt, in der Entkohlung des Blutes durch Sauerstoffaufnahme im Athmen. Wir wissen ferner, daß die atmosphärische Luft in heißen Ländern viel dünner ist, eben weil die Hitze jede Luftart verdünnt; deßhalb können auch allda die Lungen den nöthigen Bedarf von Sauerstoff aus der Atmosphäre nicht aufnehmen, die Entkohlung des Blutes kann deßhalb nicht so vollkommen erfolgen, und es muß unentkohltes Blut im Körper zurückbleiben. Es scheint nun sehr wahrscheinlich, daß die Haut der Menschen in den heißen Himmelsstrichen theilweise die Funktion übertragen bekommen hat, in ihrem Schleimnetze den überschüssigen Kohlenstoff des Blutes nicht nur aufzunehmen, sondern auch zu zersetzen und auszustoßen, zu welcher Annahme namentlich bei den Negern die abgesonderte ölige Hautschmiere und ihre eigenthümliche Ausdünstung hinweiset. Die Negerkinder werden gelblichweiß geboren, und ihre schwarze Färbung erscheint erst nach einigen Tagen. Die Haut erscheint also als ein Hilfsorgan zur Ausscheidung des Kohlenstoffs in den heißen Ländern; damit aber das Hauptorgan für diesen Entkohlungsprozeß des Blutes, nämlich die Lungen, so viel atmosphärische Luft als möglich aufnehmen kann, ist die knöcherne Brusthöhle bei Negern geräumiger und gewölbter, die Nasenlöcher stehen offener hinaus, sind weiter, eben so ist die Nasen- und Rachenhöhle weiter. Der übrige Schädelbau der Neger entspricht dem enger gebauten Becken, so daß auch die Negerfrauen leicht gebären können. (Man hat aus dem Baue dieser Schädel eine Annäherung an das Affen-

geschlecht herausfinden wollen, wiewohl ohne allen tieferen Grund, was an einem andern Orte bereits gewürdigt ist.)

Wir, die wir in den gemäßigten Zonen leben, erleiden im Sommer auch eine nicht vollständige Entkohlung unseres Blutes, was schon unsere sogenannten venösen oder Sommerkrankheiten andeuten. Allein die Natur erzeugt im Sommer säuerliche Früchte, deren wir uns zur Erfrischung bedienen, welche aber durch ihren Sauerstoffgehalt auch den Zweck der Nachhilfe betreffs der Blutsäuerung erfüllen. (Sollte hierin nicht ein Fingerzeig liegen, namentlich da wir wissen, daß Pflanzensäuren in venösen Krankheiten und überall da, wo man der unvollkommenen Oxidirung des Blutes nachhelfen will, so wohlthätig wirken, daß Menschen aus unsern Klimaten, welche heiße Gegenden bereisen wollen, neben andern Mitteln der Genuß von Pflanzensäure als Präservativ anzuempfehlen sei, da ihre Haut nicht in der Lage ist, eine Funktion zu übernehmen, wozu sie nicht geschaffen scheint, wie jene der Neger, deren Haut bei uns durch viele Generationen hindurch schwarz bleibt, während die Haut der Europäer, überhaupt der Weißen im Innern Afrika's nach vielen Generationen, wenn sie sich nicht mit Eingebornen vermischen, nie die Schwärze und die Eigenschaft jener der Neger annimmt).

Auch die Leber ist ein Ausgleichungsorgan zur Purification des Blutes. So weiß man, daß sich bei höherer Temperatur die Leberthätigkeit, nämlich die Gallenabsonderung, steigert. Hierdurch wird dem Blute schon ein beträchtlicher Theil seines Kohlenstoffs entzogen, welcher im Blute zurückgehalten würde, da die dünnere Atmosphäre nicht den nöthigen Sauerstoff zur völligen Entkohlung des Blutes abgeben kann. Die häufigeren Leberkrankheiten und Störungen der Gallenaussonderung in der heißen Jahreszeit haben die Aerzte schon lange darauf hingeführt, daß die Leber zugleich als ein Aushilfsorgan zur Purification des Blutes erscheint; allein sie ist ein heikles Gebilde und, wie wir durch die Leberkrankheiten wissen, schwer beweglich. Deßhalb erscheint es immerhin als eine mißliche Sache, von Menschen verlangen zu wollen, daß sich ihr Organismus in die klimatischen Einflüsse weit entfernter und vom heimathlichen Klima ganz verschiedener Gegenden schicken soll. Während die Menschlich-

keit keine Triumphe feiert, wenn sie Menschen einem oft zweifelhaften Schicksale überliefert, wird auch die Gemächlichkeit zu Hause nicht lange der Ruhe pflegen können; denn dahier ist der Hauptfeind der Menschheit, die übertriebene Selbstliebe, noch nicht überwältigt. Er ist mächtig genug, bald wieder andere Opfer niederzuziehen, welche entsittlicht und vermögenlos die Besseren sowohl, als auch die Reicheren molestiren werden. — Das vorgeschlagene Mittel, nämlich die Transferirung der Armen in entfernte Gegenden oder Welttheile, erscheint demnach nicht als ein radikales.

Uebrigens ist es eine ganz irrige Ansicht, wenn man behauptet, daß die Armuth in der Regel das Laster im Gefolge habe. Man blicke nur hin auf Savoyen, vielmehr auf seine Bewohner. Diese verlassen schon sehr frühzeitig ihre Heimath, verbreiten sich über ganz Frankreich und die angrenzenden Staaten, wo man die französische Sprache spricht, weil sie eben auch ihre Sprache ist, um sich für die späteren Jahre eine Subsistenz zu verdienen. Diese jungen Savoyarden durchwandern in der Regel eine herbe Schule. Allen Unbilden der Fremde, allen Unbilden der Witterung und allen Unbilden der Noth preisgegeben kämpfen sie muthig, widerstehen dem Laster und legen sich lieber auf Dornen zur Nachtruhe, als daß sie sich auf den scheinbaren, verlockenden Rosen des Lasters betteten. Die Sittenreinheit und Einfachheit, welche der Knabe mit in die Fremde nimmt, bewahrt auch der erwachsene Jüngling und widersteht auch den Verlockungen der Sünde. Endlich, nachdem er ein bescheidenes Sümmchen erworben, wandert er heim zu den lieben Seinigen. Er kann sie mit aufrichtiger, ungeheuchelter Freude begrüßen, denn unter der Erwerbung des klingenden Gutes hat er das ungleich werthvollere, die Sittenreinheit, nicht verloren, sondern treu gewahrt.

Wir, die wir keine Savoyarden unter uns verkehren sehen, haben dagegen Gelegenheit, junge Leute zu beobachten, die von einer anderen Nation ausgehen, um in fremden Landen etwas zu erwerben. Sie kommen nur nicht so jung zu uns, wie die Savoyarden nach Frankreich, und in ihrem Aeußern tragen sie eine gewisse Nettigkeit zur Schau. Offen und ehrlich durchwandern sie das ganze Land und kehren in sehr vielen Häusern ein. Ihr Aufenthalt ist wohl

nirgends lange ein bleibender, allein doch ein isolirter. Sie verkehren nur so viel mit uns, als sie gerade geschäftlich müssen, und doch sind sie immer frohen Muthes. Sie scheuen sich nicht, eine Last beschwerlich von Ort zu Ort zu tragen, unbekümmert um die Beschwerlichkeit des Weges, unbekümmert um die Witterung, ob sie bequem oder unbequem sei. Kommen sie Abends in das sie beherbergende Wirthshaus, wird Niemand gewahren, daß sie ihren müden Körper durch Gaumengenüsse entschädigen wollen; wir sehen sie vielmehr ein frugales Mahl einnehmen, nachdem sie vorher eine stille Ansprache an jenen, welcher Alles gibt, gethan. Eine Danksagung an eben Denselben wird jederzeit nachfolgen. Sie kokettiren nicht mit Wirthstöchtern, nicht mit Wirthsmägden, nicht andern Frauenspersonen, obgleich sie von diesen gerne gesehen werden. Sie schwärmen auch nicht in die Nacht hinein. Trunkenheit kennt man bei ihnen gar nicht. Endlich, nachdem sie lange genug gewandert, kehren sie heim, gesund im Geiste und am Körper. Woher kommen wohl diese seltsamen Leute und wohin gehen sie, möchte man wohl fragen, wenn man das Benehmen dieser jungen Personen mit dem Benehmen unserer jungen Leute vergleichet. Diese (daß unter jenen „Tyroler" verstanden sind, wird ein Jeder schon gemerkt haben) senden wir ebenfalls in die Fremde, wenigstens zum Theile, aber das Benehmen eines sehr großen Theiles unserer Jugend, ob sie in die Fremde gehet, in der Fremde war, oder ob sie zu Hause bleibt und geblieben ist, steht gewaltig ab von jenem der Tyroler. Man arbeitet wohl die Woche über, aber Sonntags wird der Wochenlohn in Wirthshäusern, im Karten- und Kegelspiele, im Tanze sehr geschmälert, oft ganz vergeudet, versoffen, verjubelt. Da es nun einmal im Menschencharakter liegt, daß seine Freude eine getheilte sei, so verführt jener, welcher sich nach seinem Sinne eine Freude machen will, seine Kameraden und zieht sie mit in den Strudel. Das deutsche Sprichwort: „Ein böser Geselle zieht zehn andere in die Hölle", ist wahrlich nicht aus Nichts entstanden.

Fortsetzung.

Der Dienstknecht, doch sicherlich nur der Sohn der Armuth, kommt schon sehr frühzeitig unter fremde Menschen und bekommt

eine seinen Kräften entsprechende Arbeit zugewiesen. Er arbeitet mechanisch fort und bekommt nicht selten Ueberdruß, statt Freude, an der Arbeit. An Sonn- und Feiertagen muß er den gesetzlichen Bestimmungen zufolge die Schule und die Christenlehre, den für die Erwachsenen bestimmten Religionsunterricht, besuchen. Er thut dieses meistens ungerne, aus Zwang. Das Wirthshausgehen ist ihm noch verboten. Eine Erholung aber wird ihm Niemand wehren. Wie benützt er wohl diese? Er rottet sich mit seinesgleichen entweder im Freien oder in einem liederlichen Hause zusammen. Da wird nun über Alles gesprochen, nur nichts von den Pflichten ihres Standes, überhaupt nichts von den wahren Bedürfnissen eines jungen Menschen, welche diese nie lernen, nie begreifen. Von den allseitigen Bedürfnissen der Menschen wollen wir gar nicht sprechen, da dieses in seinem ganzen Umfange noch nicht erforderlich, bei solchen Verstandeskräften selbst nicht einmal möglich ist. Allein der Glaube und die in demselben begründete Moral wird durch leichtfertige Mittheilungen sehr untergraben. Man hat einige Kreuzer für seine Arbeiten schon erhalten, man fühlt sich fähig, die in den Wirthshäusern verabreichten Getränke ebenfalls genießen zu können, der jubelnde Schall aus denselben ist zu lockend, man möchte gerne dabei sein und die Fröhlichkeit theilen helfen. Das Kartenspiel hat man schon lange gelernt, und zum Kegelspiel fehlt einem die Kraft wieder nicht. — Diese und ähnliche Reflexionen sind die Sonntagsgedanken der Jugend. Deßhalb ist ihr das Gesetz so sehr verhaßt, welches sie zwingt, die Sonntagsschulen zu besuchen, weil mit der Entbindung von diesem Zwange das öffentliche Erscheinen in den Wirthshäusern straflos wird.

Einst, als ein junger Mensch von vermögenden Aeltern in der Christenlehre aufgerufen und über einige Gegenstände, worauf sich die Jugend vorzubereiten hatte, gefragt wurde, beurkundete sein Unvermögen, die an ihn gestellten Fragen beantworten zu können, daß er sich nicht vorbereitet habe. Darüber zu Rede gestellt, entschuldigte er sich mit der Ausrede, daß sein Katechismus zerrissen sei. Als man ihm aber bedeutete, daß er sich ja einen neuen hätte kaufen können und sollen, antwortete er ganz naiv: „Ich komme heuer aus der Christenlehre heraus (soll soviel heißen, werde in diesem

Jahre von dem Zwange zum Besuche des Unterrichtes der Christenlehre vermöge meines Alters entbunden), und dann brauche ich keinen Katechismus mehr, weil ich der Jüngste meiner Geschwister bin.

Wohl nicht leicht wird etwas ein beunruhigenderes Zeugniß über den Stand unserer Liebe zur Vervollkommnung unserer Religionsbegriffe geben, als diese Antwort des angehenden Jünglings. Man glaubt bei dem großen Haufen, daß der Katechismus nur für die Jugend geschrieben sei: Dem Erwachsenen fällt es selten oder gar nie ein, später einmal sich in demselben umzusehen. Das scheint selten Jemanden einzuleuchten, daß er die Religionslehren, welche er in der Jugend hat auswendig lernen, das heißt, sich hat in's Gedächtniß prägen müssen, damit sie seine Richtschnur im Leben bilden können, im praktischen Leben wird besser verstehen können, als zur Zeit, als er noch ein Kind war: daß schon deßhalb eine öftere Recapitulation nöthig ist, um so mehr, weil man nichts leichter vergißt, als nur mittelmäßig verstandene Begriffe, an welche man ohnehin nicht gerne denkt. Man gehe nur von Haus zu Haus und erkundige sich in einem jeden nach einem Religionsbuche. In jenen Häusern, wo es nur Erwachsene gibt, wird man auch keinen Katechismus finden, hingegen aber oftmals Bücher genug, welche nicht die Schwärze werth sind, welche zu dem Drucke verwendet worden ist. Wie wenig Erwachsene besuchen den Christenlehrunterricht, und wie Viele merken in den Kanzelvorträgen nur auf den Geistlichen und seine Worte, nicht aber auf deren Sinn, hören die Worte der Lehre und nicht die Lehre selbst, so daß bei ihnen schon Alles wieder vergessen ist, ehe sie von der Kirche zu Hause angekommen sind! Es sind dieses allbekannte Erscheinungen.

Der angehende Jüngling wird nun, sobald es ihm nicht mehr gewehrt ist, nicht mehr anstehen, sich öffentlich in den Wirthshäusern sehen zu lassen, von seiner längst ersehnten Freiheit Gebrauch zu machen. Ist er etwa noch zu schüchtern, so wird seine Schüchternheit durch Anstachelung eines falschen Ehrgeizes von Seite verdorbener, älterer Kameraden überwältigt: er wird vom Dienstherrn Lohn herausnehmen und alsbald in die üble Gewohnheit seinesgleichen eingeweiht sein, in deren Gesellschaft ihm von seinem Lohne kaum so viel übrig bleibt, um sich mit den nöthigen Kleidungsstücken

versehen zu können. Von zu Hause hat er auch noch einige Gulden zu hoffen, aber hier kommt bald ein Strich durch seine Rechnung. Eine Weibsperson wird gerichtlichen Beschlag wegen Alimentations-, Kindbettkosten und dergleichen Forderungen auf seinen geringen Erbtheil gelegt haben. Heirathen kann er nicht, dazu hat er und jene Person zu wenig Vermögen. Das thut aber nichts. Man setzt den gewohnten Lebensgang fort. Wird man krank, so muß die Gemeinde-, vielmehr die Lokalarmenkasse der Gemeinde, in welcher er dienet, die Kurkosten bestreiten, oder er kommt unentgeldlich in's Spital. — Endlich rückt die Zeit des Alters heran, er wird alt und schwach, kann keinem Dienste mehr vorstehen und muß sich in seine Heimath begeben. Allda kommt er ärmer an, als er fortging. Der Armenkasse oder den Mitgliedern seiner Heimathgemeinde ist in der Fürsorge für seinen Unterhalt ein Ausgabeposten, oft eine Ueberbürdung mehr erwachsen, welche nur mit seinen Leichenkosten wieder erlöschen.

Dieses ist so ziemlich die äußere Form im Leben recht vieler unserer männlichen Dienstboten, nur macht sich der Eine oder Andere auch eines mehr oder weniger excessiven Benehmens schuldig, und gibt dadurch den Behörden Veranlassung, thätig und strafend einzuschreiten, wodurch auch der Staat Untersuchungs- und andere Kosten, als Zeugengebühren u. s. w. zu tragen bekommt, abgesehen von den größeren Kosten, welche dem Staate erwachsen, wenn so ein Bursche mehrere Jahre in einer Strafanstalt zu verbüßen verurtheilt wird.

Vorstehende äußere Lebensbeschreibung paßt auch auf recht Viele unserer sogenannten Arbeiter in Städten. Diese haben einen bessern Verdienst als die Dienstboten des Landes; allein ihnen öffnen sich auch mehrfache Gelegenheiten, ihren Wochenlohn durchzubringen. Da gibt es sogenannte Vergnügungsorte außerhalb und innerhalb der Städte zur Genüge, und gemeinlich werden diese Vergnügungsorte wieder in Gesellschaft besucht. Die schicklichste Zeit sind wieder die arbeitsfreien Tage, nämlich die Sonn- und Feiertage: übrigens ist man auch manchmal nicht besonders wählerisch und setzt sich einen ganzen Werktag in's Wirthshaus, wenn nur irgend etwas anlockt, z. B. eine lärmende Gesellschaft. Gerade jene Städte, wo

ein Verdienst leichter zu erlangen ist, zeichnen sich vorderſamst durch das Vorkommen von Trinkgelagen unter der Woche von sogenannten Arbeitern aus.

Uebrigens ist diesen Leuten schon öfters möglich, einen eigenen Hausstand zu gründen, als den Dienstboten. Allein gewinnt auch der Staat etwas dabei? — Das ist eine andere Frage. Bezüglich der Population allerdings, bezüglich der Sittlichkeit aber keineswegs. Im Drange der Körperbedürfnisse hat man sein Augenmerk auf den Erwerb und in der Gewohnheit auf den Hang nach Sinnenkitzel gerichtet, welcher durch Erworbenes beschwichtigt werden kann. Und da hat man weder Zeit, noch Augenmerk, noch Lust, vielleicht auch kein Geschick, um die Kinderzucht sich viel zu bekümmern. In die Schule, so denkt man, werden sie ja ohnedieß geschickt, wenn sie schulpflichtig sind. Die Erhebung ihres Gemüthes zu dem Allewigen um Erleuchtung zur Erfüllung ihrer häuslichen und außerhäuslichen Pflichten — das fällt ihnen selten oder gar nicht ein. Besuchen sie einmal den Gottesdienst, so langweilt sie dieser. Was folgt daraus? Der alte, erwerbsunfähige Arbeiter fällt der Lokalarmenpflege anheim, seine Frau ebenfalls. Die Kinder, welche dem Beispiele des Vaters nachgefahren sind, gehen denselben Weg und finden Lebensende und dasselbe Begräbniß auf Kosten der Armenpflege. Daher kommt es, daß selbst in den Städten, trotz der reichen Mittel, diese Kassen immer mehr in Verlegenheit kommen und kaum mehr ihre Auslagen decken können. In den größeren, sehr bevölkerten Städten muß dieser Mißstand besonders hervortreten. So vernahmen wir unlängst aus London, daß in dieser Stadt täglich im Durchschnitte 170 Personen sterben, und von diesen beinahe jede fünfte Person auf Kosten der Bevölkerung, ohne eigenen Herd, ohne Heimath, im letzten Stadium des Elends: denn nur im letzten, niedrigsten Stadium des Elends finde der niedergesunkene oder niedergetretene Mensch Aufnahme in einer öffentlichen Anstalt. Jede Nacht würden Tausende von den Thüren der Armen- und Arbeitshäuser weggetrieben, wenn sie nicht schon vor diesen niedergesunken sind, da kein Platz mehr für sie da ist.

Der Stand der Arbeiter reiht sich schon dem Besitzstande an, da ihm sein Gewerbe, welches er ausübt, sein wirkliches Besitzthum

und seine Nahrungsquelle ist. Allein auch in diesem Stande finden wir recht düstere Bilder, welche kein günstiges Licht auf die Gesellschaft werfen und den Beweis liefern, daß allhier Eines der Kennzeichen der wahren Civilisation, nämlich das größtmöglichste Wohlergehen sehr mangelhaft erscheint. Dieser Stand kann schon mehr durch die Gesetze geschützt werden, aber nicht ausreichend. Die Ränkemacherei hat es schon so weit gebracht, hinter dem Gesetze ihr Unwesen zu treiben. Der Egoismus im sogenannten „Brodneide" hat hier ein weites Feld gefunden, die Fäden seines Gewebes auszudehnen, um seinen Nächsten zu umgarnen. Nicht ein jeder Handwerksmann war in der Lage, oder hat in dieselbe gelangen können, um sich dieselben Vortheile anzueignen, welche ein zweiter sich hat aneignen können. Nicht ein jeder Handwerker besitzt dieselbe Körpergewandtheit, Stärke und Fertigkeit, auch nicht dasselbe Vermögen, um seinen Produkten dieselbe Concurrenz zu sichern, wie ein anderer, der noch dazu auch größere Verbindungen besitzt. Diese gedrückten Handwerksleute vollbringen im Gefühle ihres Druckes ihr Geschäft mit Unlust, mit wenig Freude; daher verlieren sie einen großen Theil ihres Selbstvertrauens, dadurch wieder einen großen Theil ihrer Kundschaft; und so, wenn ihnen noch eine große Familie zuwächst, werden sie mit Abnahme ihres Verdienstes trübseliger und, wenn schwere Zeiten einbrechen oder Baulasten sie treffen, gelangen sie in's Abwesen, welches zur Armenkasse führen kann. Dazu kommt noch, daß recht liederliche oder verdorbene Subjekte sich als Meister in die Gewerbe hineindrängen, welche gewissenlos andere mit ruiniren helfen, unbekümmert, ob sie selbst einmal Unterstützung aus der Armenpflege anrufen müssen.

Es liegt schon in dem Geschäftskreise der Armenpflegen, daß Waisenkinder bei Meistern untergebracht werden, damit sie bei diesen etwas lernen sollen. Was aber lernen sie in der Regel? Eben weil die Wohlfeilheit der Uebernahme den Ausschlag gibt, so kommen solche Jungen, welche gewöhnlich, weil älternlos, schon sehr verdorben sind, zu Meistern von geringeren Fähigkeiten, um eine gewisse Profession zu erlernen. Diese haben aber selbst wenig zu

thun, daher erscheinen die Lehrjungen als ein Mittel mit, den bedrängten Meistern ihre Hilfsmittel zur eigenen Subsistenz zu ergänzen. Da die eigentliche Profession nicht viel geht, und man doch die Jungen verwenden will, daß sie ihr Brod nicht umsonst essen, werden sie zu häuslichen und Feldarbeiten verwendet, müssen Brechholz sammeln, begehen aber einen Holzfrevel um den andern. Ueberhaupt lernt man Untugenden, und gewöhnt sich viel weniger an das eigene Geschäft. Lange, ehe sie ausgelernt haben, sind sie schon Meister in den Untugenden. Die Verführungen haben fleißig mitgeholfen.

Wenn ein Meister seinen Lehrjungen ausschicket, irgend ein Geschäft zu besorgen, so wird ihn der Meister überwachen, oder doch wenigstens erfahren, ob der Lehrjunge Folge geleistet hat, denn es liegt ja im Interesse des Meisters. Sendet er ihn aber Sonntags in die Kirche, wie wird es da aussehen? Da hat schon der Meister kein persönliches, selbstisches Interesse und wird ihn weniger überwachen. Würde der Meister seinem Lehrbuben, wenn er ihn in die Kirche geschickt hat, nachgehen, so würde er ihn oft, statt in der Kirche, in einer Kneipe, die Tabakspfeife oder eine Cigarre im Munde, sitzen sehen, umgeben von Leuten seines Schlages.

Was wird nun aus solchen unglücklichen Kindern, die noch im Wachsthume begriffen, sich schon durch ein liederliches Wesen die Säfte verderben und in der Gesellschaft von arbeitsscheuen und ausschweifenden Handwerksgesellen nur Sitten und Gemüth Verderbendes hören?

Die ersten fatalen Wirkungen, die solch ein Treiben auf den Buben äußern, zeigt dieser — der sich gar viel einbildet, eine Pfeife oder Cigarre schon schmauchen und ein Halbglas auf einmal leeren zu können — zuerst in der Feiertagsschule durch Trotz und Unarten gegen den Lehrer. Ist er Geselle, so treten die Wirkungen der ersten Verirrungen, wodurch das Herz und der Verstand eine schiefe Richtung bekommen, noch grasser und gravirender gegen den Meister hervor, dem er bei Gelegenheit ein brutales „Feierabend“ zuruft, und unter bengelhaften Geberden und Geschrei die Werkstätte und das Haus verläßt. Das böse Prinzip, das sich in der so empfänglichen Zeit der Jugend in sein Herz eingenistet, gewinnt

nun stets mehr an Kraft, und derjenige, welcher anfänglich nur ein böser Bube gewesen, wird nicht selten ein schlechter, staatsgefährlicher Vagabund, mit dem die Stadt- und Landpolizei immer geplagt ist.

Kommt nun ein solcher Mensch durch eine unverdiente, gute Partie zu einer Ansäßigmachung, so hat die Gemeinde an ihm einen schlechten Bürger, der Aergernisse gibt, seine Kinder einen lieblosen Vater, und das arme, getäuschte Weib einen Tyrannen zum Manne. Täglich sehen die unglücklichen Geschöpfe, die aus einer solchen Ehe hervorgehen, Streit, Hader, und hören unsittliche Reden, so daß ihnen noch früher das Gift des Bösen eingeimpft wird, als dem Vater, der erst als Lehrbube unter schlechte Gesellschaft gerathen und an Leib und Seele verdorben worden ist. Eine ganz nichtswürdige Generation geht auf diese Art oft aus einem einzigen, in der Jugend verdorbenen Menschen hervor. Wird ein solcher Mensch zur Hebung des Handwerkes zum Frommen seiner Mitmeister etwas thun können? Schwerlich. Die Bosheit wird sich seiner bemeistern und selbst zum eigenen Ruine, wenn dieser nur den andern Schaden bringet, wird sein Streben sein. Was wird aus den Kindern werden? Antwort. Eine Plage und Last für die Gemeindeglieder.

Fortsetzung.

Ein Knabe, der einen ordentlichen Vater und eine liebevolle Mutter verliert, ist wohl recht übel daran. Ein Mädchen aber noch weit mehr. Es erhält zwar auch einen Vormund oder Pflegeältern, gleichwie der Knabe. Nun sehen wir im täglichen Umgange daß viele Vormünder über den erhaltenen Auftrag mißmuthig werden, namentlich wenn ihnen Laufereien und Zeitverluste an den entfernten Gerichtssitz erwachsen. Auch haben viele Vormünder mürrische Weiber; da ist leicht abzusehen, was für einen Ersatz solche Waisen für das Mutterherz erhalten, was namentlich bei den Mädchen so Noth thut, wenn sie nicht verwildern, das weibliche Gefühl verlieren und moralisch verkümmern sollen. Es ist nur zu klar, daß die Gesetzgebung hier in diesem Falle nichts helfen kann: und wie eine Anklage gegen die Menschheit schallt es aus den Ge-

richtssälen, wenn allda ein junger Verbrecher, oder eine junge Verbrecherin abgeurtheilt, und darauf hingewiesen wird, daß eine Vernachlässigung der Erziehung statt gefunden habe. Ja — streng genommen — ist es nicht selten noch viel mehr als eine bloße Vernachlässigung in der Erziehung, wenn jugendliche Verbrecher der Justiz verfallen. Wer sich in den niederen Schichten der Gesellschaft umgesehen hat, weiß, daß viele Kinder von ihren Vätern oder Müttern, manchmal von beiden zugleich, empörend mißhandelt werden. Wie mag es da erst den Waisenkindern ergehen, die bei hartherzigen Menschen, an welche sie kein Naturband knüpft, untergebracht sind?

Die Folgen roher Behandlung in der Jugend sind unschwer abzusehen. Das Gefühl wird abgestumpft, und die Grundlage zu jedweder Art von Lastern oder Verbrechen ist gegeben. Dazu kommt noch, daß wieder andere Kinder oft auf die raffinirteste Art zum Bettel, zum Feldbiebstahl und Holzfrevel, ja selbst zu noch weit Schlimmerem und Erniedrigenderem angehalten und instruirt werden. — Es ist dieß kein Raisonnement, sondern nur eine allgemeine Anführung von Thatsachen, die aus dem Leben greifbar sind. — Zwar kann nicht geleugnet werden, daß es auch recht brave Erwachsene gibt, denen es in der Jugend unter fremden Menschen recht schlimm ergangen ist. Allein Ausnahmsfälle können nicht maßbestimmend sein.

So wie die Kinder der Armuth herangewachsen, d. h. eine gewisse Körperkraft erlangt haben, werden sie für andere Zwecke der Gesellschaft, wie natürlich, verwendet, und die Bestimmungen deßhalb in den verschiedenen Staaten erscheinen nicht überflüßig. Die Mädchen müssen gewöhnlich in Dienste treten. Allein nicht blos das vermögenlose Mädchen, auch solche aus dem Mittelstande, selbst aus höheren Ständen gehen unter fremde Leute, um sich deren Dienste auf diese oder jene Art zu widmen. Wenn man nun auf die Verschiedenheit der Art und Weise der ersten Erziehung hinblickt, so muß man sich schon gestehen, daß den Anforderungen, die man an ein brauchbares Dienstmägdchen macht, nicht überall Genüge geschehen kann, und viele Klagen der Herrschaften über das Gesinde, welche eben in dieser Zeit vernommen werden, sind nicht

ungegründet, wobei aber auch nicht geleugnet werden kann, daß man in allen Fällen nicht die Schuld auf die Dienstboten zu werfen hat, da mitunter dieselben von ihren Herrschaften durch liebloses Begegnen abgestoßen werden, wodurch der andere Theil sich zu einem Benehmen verleiten läßt, welches sich mit seiner untergeordneten Stellung nicht verträgt.

Mehr noch, als dieses, haben wir die Entsittlichung in's Auge zu fassen, welche gegenwärtig den Aermeren der dienenden Klassen zur Last gelegt wird, und nicht mit Unrecht. Damit sei aber nicht gesagt, daß der Dienst als solcher die Ursache hievon sei. Nicht auf diesen, sondern auf unsere Zustände im Allgemeinen fällt die Schuld. Diese sind es, welchen sich die Jugend so selten entziehen kann. Das Mädchen konnte vermöge seines von Natur aus sanfteren Charakters eine gewisse Eingezogenheit länger bewahren als der Knabe. In diesem entwickelt sich mehr das arterielle, im Mädchen dagegen mehr das venöse Leben, daher der Jüngling ausdauernder, kräftiger, härter, die Jungfrau aber sanfter, weicher, zarter erscheint. Dieser Ursache willen sollte man meinen, daß das weibliche Geschlecht gegen das männliche in Bekämpfung der Verführungen der argen Welt im Nachtheile sei. Dem ist aber nicht so. Die Natur, welche dem einen Theile ihres bevorzugten Geschlechtes einen weicheren Körper mitgegeben, hat demselben einen größeren Schutz in einer anderen Art gewährt, indem sich in dem Mädchen überwiegend das Schamgefühl entwickelt.

Aber die Aufgabe für das weichere Geschlecht, sich diesen seinen höheren Schutz zu wahren und zu erhalten, wird stets eine schwierigere, denn die Verführung lauert allenthalben, um demselben diesen Schutz zu entreißen, theils durch das eigene Geschlecht, theils durch das andere, und zwar von beiden Seiten auf hundertfache Weise. Namentlich sind es wieder die Städte, in welchen am meisten Gelegenheiten geboten scheinen, die Jugend zu verlocken, zu verführen. Daß die Verlockungen zur Unsittlichkeit, namentlich in Städten, bedeutend sein müssen, beweist schon der Umstand, daß man von sehr wenig Mädchen, wenn sie vom Lande weg in eine Stadt gekommen und sich allda mehrere Jahre aufgehalten haben, sagen kann, daß sie noch nicht geboren haben. Dieser Vorwurf ist zwar hart,

aber gewiß von vielen Städten wahr. Bei den armen Personen trägt der Umstand sehr viel dazu bei, daß mit dem Gebären eines Kindes klingende Vortheile erworben werden können, und die in diesem Betreffe gemachten vielfachen Erfahrungen werfen einen recht düstern Schein auf unsere sittlichen Zustände. — Hat aber eine arme Weibsperson gar keine Hoffnung, weder auf diese, noch auf eine andere Art Vortheile aus ihrer Schwangerschaft oder ihrer Niederkunft zu ziehen, so wird sie nicht selten zur Verbrecherin, tödtet ihre Frucht im eigenen Leibe, oder sucht dieselbe vor der Reife abzutreiben, oder tödtet sie nach der Geburt.

Dieser Mißstände wegen hat man gar oft die Aeußerung gehört, daß es gerathener wäre, allgemeine Findelhäuser zu errichten. Allein, was ist denn dann zu erwarten, wenn der Unzucht freieste Aussicht offen steht? Freilich würde dadurch solchen Verbrechen, wie erst gesagt, den vielen falschen Eiden vorgebeugt: denn gar Viele, welche eine begehrliche Dirne zur Fleischeslust benützten, bekräftigen durch einen Eidschwur, daß sie ihr nicht beigewohnt haben, wenn es sich um materielle Nachtheile, nämlich um Kindbett-, Jungfrau-, und Ernährungskosten des Kindes handelt. — Leider muß man sich gestehen, daß es Gegenden gibt, wo unsere Zustände in diesem Betreffe außerordentlich niedergedrückt sind.

Vor solchen Calamitäten, nämlich die Leugnung der Vaterschaft durch Eide, oder der Schande, öffentlich vor Gericht um den Vater eines Kindes kämpfen zu müssen, wissen sich reichere Mädchen in den Städten zu wahren. Wenn man auch gerne in diesem Stande eine Ausnahme der Entsittlichung finden oder machen möchte: so kann man es nicht, wenn man auf die Industrie zur Fertigung der C . . . . ms hinblickt, welche doch in dieser Beziehung durchwegs der armeren Mädchen wegen nicht beschäftigt ist. Es ist dieses ein öffentliches Geheimniß: das verborgene — ja, wer will oder kann dieses zur Rechenschaft ziehen?

Was ist nun die Folge der weit greifenden Entsittlichung? — Unlust zum Heirathen von Seite solcher männlichen Personen, welche mit Geldmitteln versehen, die Schattenseite des weiblichen Geschlechtes kennen lernen konnten, und nun aus Mißachtung einer geordneten Verbindung vorziehen, den Fleischeslüsten, welche überall

zugängig sind, da oder dort, je nach momentaner Laune nachzuhängen.

Eine zweite, noch düsterere Erscheinung der Entsittlichung sind die unglücklichen Ehen. Gar oft weiß man nicht zu unterscheiden, ob die Ursache der unglücklichen Ehe vom Manne oder vom Weibe herrührt, oder ob beide Theile Schuld sind; denn im Bewußtsein einer schlüpfrigen Vergangenheit kann sich der eine oder der andere Theil nicht zur herzlichen und bleibenden Vereinigung entschließen. Man ist Mann und Weib dem Namen nach und das zügellose Leben greift in die ehelichen Bande herein.

Sehr bezeichnend für unsere geselligen Zustände ist der Ausdruck, „eine Partie machen", statt „sich verehelichen". — Ja, ja, man sucht eben nur eine Partie, d. h. eine Person, die mit Geld entgegen kommt, damit man recht behaglich leben, damit man größere Geschäftsverbindungen anknüpfen kann. Man erheirathet sich bequemer ein Vermögen, als man sich ein solches erwirbt, das ist der eine der modernen Beweggründe zur Schließung einer Ehe. Ja, man ging schon so weit, auf die Gnade Gottes in diesem wichtigsten Akte der Menschheit gänzlich zu verzichten, ihn als einen rein bürgerlichen Vertrag anzusehen und zu behandeln. Der andere unsaubere Beweggrund zur Schließung von Ehen ist sehr oft, um ungestört einer Lust fröhnen zu können, welche auf diese Art die Polizeigesetze gestatten; man erkennt in der Ehe ein Privilegium zur Unzucht. Auf der Bierbank oder in der Weinschenke, allwo die Herzen sich am liebsten öffnen, kann man von jungen und älteren Personen diese und ähnliche Aeußerungen oft genug und in einer weit schimpflicheren Auffassung vernehmen. Die Kinder, welche solchen Ehen entsprossen sind, gestalten sich zu einer wahren Natterbrut, und die Gesellschaft, welche solchem Treiben nicht steuert, erzieht sich ihre Plage selbst, als Räuber, Spitzbuben, Diebe, Betrüger und wie das Gelichter alles heißen mag. Vom bösen Geiste besessen, haben solche weder Ruhe noch Rast und sinnen auf Pläne, welche des Geistes würdig sind, welcher sie beherrscht. Ein solcher Bursche, aus einer ähnlichen Ehe hervorgegangen, sprach offen von sich: „Nutzen kann ich nichts, aber schaden teufelmäßig." Dieß letztere Wort betonte er jedesmal stark.

Die Geschichte kümmert sich natürlich um die Ausflüsse solcher Menschen, weil diese gerade keine hervorragende Stellung einnehmen, weniger, dafür aber mehr haben die Gerichtshöfe mit ihnen zu schaffen. Ist's auch ein Wunder?! Jenem Paare, welches eine Ehe unter rein selbstischen Zwecken eingehet, sei es Fleischeslust wegen oder um materieller Vortheile willen, welches die Gotteseinrichtung der Ehe nicht begreift und dieselbe als einen rein bürgerlichen Akt betrachtet, wird auch der Geist und der Segen Gottes ferne sein und bleiben, so daß auch die Früchte dieser Ehe dieses Geistes nicht theilhaftig werden können, da in Verfolgung der selbstischen Zwecke der Aeltern die wahre und bessere Erziehung der Kinder zu Grunde gehen muß. — Das ist eben das Schlimmste vom Laster, daß es wie Unkraut wuchert und auf zweifache Art, durch die Zeugung hervorgerufen und durch die Verführung geworben, sich vermehrt. Wenn man nun nicht begreifen kann, wie die Sittlichkeit von Jahr zu Jahr tiefer sinket, da erscheint es nicht mehr auffallend, wenn man im Wahne ist, blos die Armuth und der materielle Verfall leiste dem Umsichgreifen des Lasters Vorschub. — Darum, weil man die Grundursachen der Entsittlichung nicht gefunden hat, darum sucht man im Finstern um Abhilfe. — Wir kommen auf diesen Gegenstand zurück.

Ehe aber von demselben abgegangen werden soll, kann man nicht unterlassen, auf eine Redensart aufmerksam zu machen, welche man nicht zu selten betreffs der Schließung einer Ehe hören kann, und so ziemlich oft den Charakter derselben bezeichnet. Diese Redensart heißt: „Man muß nur blind zuheirathen: ist man verheirathet, dann gehen einem die Augen schon auf.“ — Ja wohl bekommt man in den Ehen die Augen geöffnet; aber auch so mancher Fernerstehende wird durch die vielen uneinigen Ehen gewarnt und hütet sich, den verhängnißvollen Schritt zu wagen, namentlich wenn er sich in der Lage befindet, seinem Götzen der Selbstsucht nach Laune opfern zu können. Nicht blos allein, weil man das Weib nicht achten gelernt hat, sondern auch, weil man im ledigen Stande bequemer, sorgenfreier, ungenirter, ungebundener, unbeläſtigter und gemächlicher leben und seiner Gewohnheit, Tagdieberei, Nachtschwärmerei, Pferde- und Hundeliebhaberei besser pflegen kann, darum gibt

es jetzt so viele Hagestolze. Doch darf auch nicht unerwähnt bleiben, daß der über Gebühr zunehmende Luxus viele junge Männer abhält, zu einer ehelichen Verbindung zu schreiten.

Um die überhand nehmende Heirathsscheu der jungen Männer zu beschränken, hat man Stimmen gehört, welche, nach Art wie bei den alten Römern, vorschlagen, den Hagestolzen, da man sie denn doch nicht durch Gesetze zum Heirathen zwingen kann, eine namhafte Steuer aufzulegen. Es ist dieses ein Beweis mit, wie wenig man die wahren Mittel kennt, welche im Stande sind, gesellige sittliche Zustände, den Bedürfnissen der Menschheit entsprechend, herbeizuführen.

Fortsetzung.

Können wir wohl von der Industrie und von dem Handelsstande eine Aufbesserung unserer sittlichen Zustände hoffen? — Wohl auch nicht; denn hier begegnen wir wieder der vielköpfigen Hydra, der ungebührlichen Selbstliebe, welche, von dem Blute der Nächsten Kraft getrunken, durch die lange Uebung große Fertigkeit, durch die Kunst große, erstaunliche Beweglichkeit sich angeeignet hat. Die Industrie hat die Völker und die Welttheile mit einander verbunden, aber nur mit metallenen Banden, nicht aber mit den Banden der Menschlichkeit, d. h. den Banden der Liebe. Der Wucher späht wie ein Geier, um auf seine Beute niederzufallen. Die Spekulation vertheuert oder entzieht dem Armen den Bissen am Munde, oder entfremdet ihm durch Vorspiegelungen von einem großen Gewinne sein sauer Erworbenes. Noch sind die Jammerrufe der vielen, vielen Opfer, welche der Spekulation zum Opfer gefallen sind, nicht verstummt; noch sind die Zerrüttungen der Hauswesen von so vielen, welche in den letztverflossenen theueren Jahren in Folge der Spekulation auf die nothwendige Nahrung der Menschen, auf ihr tägliches Brod, eingetreten sind, nicht aufgebessert und werden kaum in noch zehn Jahren aufgebessert werden können. In ihrem unmenschlichen Treiben hat die Spekulation es nicht an süßen Worten fehlen lassen, wodurch sie überzeugend darthun wollte, daß die Theuerung nur durch die Zeitumstände, blos allein durch den Mißwachs hervorgerufen worden sei. Allein man mußte blind sein, wenn man

dem schlimmen Treiben nicht hätte in die Karten sehen können. Sie hat sich gewisser Helfershelfer in der Person von gewissenlosen Menschen bedient, welche auf die feinste Art die Theuerung noch vermehrt haben, namentlich durch Scheinkäufe und durch Verbreitung falscher Nachrichten. Eine andere Art war diese, daß man, ehe die Bauern zu Markt kamen, ihnen entgegen ging und sagte: „Heute kostet die Frucht so und so viel, was schöne Waare ist, noch mehr. Es gibt jetzt Käufer genug, bleibt nur auf eurem Angebote stehen u. s. w." Und da jeder Landmann schöne Frucht haben wollte, forderten Alle die höchsten Preise, welche sie bei ihrem zähen Festhalten in der Regel auch löften.

Allenthalben ruft die Spekulation: „Vorwärts". Vorwärts ist die Losung der Zeit; wer nicht mitkommt, bleibt zurücke." — Ja, ja, Egoismus, du Lokomotiv der Zeit, laß nur in deinem Dahinrollen mit den Flügeln des Dampfes dein „Vorwärts" so oft ertönen, so oft du willst. Wenn gleich dein Lockruf aus deiner Pfeife durch Mark und Bein dringt und die Sinne überschwirrt, die Civilisation erreichst du nie; denn deine Schienen führen nicht in dieses Gebiet, sie sind in ganz entgegengesetzter Richtung gelegt. Je rascher du dahin brausest, desto leichter bist du in Gefahr, aus den Schienen zu gerathen. Die Unglücke, die du alsdann anrichtest, sind schwerer und andauernder, als die durch unsere wirklichen Lokomotive hervorgerufenen, wenn auch sie im zu schnellen Fahren die Bahn verlieren. — Du beliebst dein Ueberstürzen aus dem Geleise eine „Handelskrisis" zu benennen. Unsere Zustände sprechen noch von so einer Handelskrisis, denn es haben sich deinem Eilzuge zu Viele angeschlossen, welche dein Unglück mitbetroffen hat. — Was soll denn dann erfolgen, wenn der Dampfwagen der Losung der Zeit sich fest gerannt hat, wenn die ungeheueren Ueberreizungen der Industrie, der Spekulation, der Sucht nach Vergnügungen u. s. w. erschöpft sind? —

Und die Wissenschaft! Was ist von dieser bezüglich einer Aufbesserung der Gesellschaft zu erwarten? — Der Theorie nach Alles, der jetzigen Erfahrung gemäß aber sehr wenig; denn auch auf ihrem Gebiete treibt die vielköpfige Hydra ihr Unwesen, und noch hat kein Herkules mit einem Diener sich finden lassen, welcher dieses Unge-

thüm erlegt hätte. — Unstreitig ist die Aufgabe der Wissenschaft eine hehre. Ihre Thätigkeit kann nur zum Endziele das Glück der Menschheit haben, das heißt, in der Centralanforderung der Menschheit zusammenlaufen. Kann dieß gegenwärtig die Wissenschaft von sich rühmen? — Es scheint nicht so. Es fehlt eben das allseitige Zusammengreifen zum allseitigen guten Zwecke. Der Eine hat denselben stets im Auge und verfolgt ihn mit treuer Hingebung sein ganzes Leben hindurch. Dem Zweiten dagegen ist die Wissenschaft der Weg, mit einem Nimbus sich zu umgeben, in welchem er über die Anderen zu strahlen sucht: da erhebt sich ein Dritter, und zieht ganz unbarmherzig dem Vorhergehenden den falschen Schein vom Haupte.

Die Intelligenz ist die Leuchte, welche sich das sich selbst anvertraute Geschlecht selbst vorantragen muß, und ihr Licht muß um so heller strahlen, je verwirrter der Kneul wird, welcher hinter ihr herzugehen bestimmt ist, und je verwickelter die Pfade werden, auf welchen das ganze Geschlecht einherwandelt. Je düsterer nun die vorangetragene Leuchte ihren Schein wirft, desto mehr muß sich das Geschlecht verirren, welches keinen anderen Leitstern hat, als sich selbst, als das Licht der Intelligenz, welches sich dieses Geschlecht aus sich selbst entzünden muß, zur höchsten Helligkeit strahlend machen, oder zum trüben Schimmer vernachlässigen kann.

Wir staunen heute noch die Studien mancher Völker der Vorzeit an und werden von dem ungemeinen Eifer, mit welchem sie den Wissenschaften oblagen, wirklich mit Bewunderung erfüllt. Nur ein einziges Beispiel hieher anzuführen sei erlaubt. Zu Zeiten Plato's, also mehr als zweitausend Jahre vor gegenwärtiger Zeit, wüthete zu Delos und in ganz Griechenland die Pest. Das deßhalb befragte Orakel verhieß das Aufhören derselben, wenn man den Altar des Gottes (Apollon), welcher die Gestalt eines Würfels hatte, verdoppeln würde. Unbekannt mit der Art und Weise, wie ein Würfel zu verdoppeln ist, daß er gleich doppelt so groß wird, errichtete man einen Altar in Form eines Parallelepipedon. — Die Pest hörte nicht auf. Das Orakel erklärte, es müßte der neue Altar wieder ein Würfel sein. Nun wendete man sich an Plato, der seine Schüler aufforderte, ein ernsteres und tieferes Studium der Mathematik nicht

scheuend, die Auflösung jener Aufgabe und zwar auf einer der Geometrie würdigen Weise zu suchen. Jetzt ward dieser Gegenstand gleichsam der Mittelpunkt der geometrischen Untersuchungen. Da es sich zeigte, daß das Bisherige, die gerade Linie und der Kreis, hiezu nicht ausreichten, so nahm man, auf Plato's Anrathen, zu den Durchschnitten von Körpern mit Ebenen seine Zuflucht, und so ward hauptsächlich diese Aufgabe die Veranlassung zu den schönsten und wichtigsten Entdeckungen, die die Alten in der Geometrie gemacht haben. Archytas von Tarent gab zuerst die Auflösung vermittels der Durchschneidung eines Cylinders und eines sich um eine seiner Spitzen bewegenden Dreieckes. Sie ist nur denkbar, nicht wirklich darstellbar, aber sehr sinnreich. Manächmus gab zwei sehr schöne, rein geometrische Auflösungen; vermittels a) des Durchschnittes einer Parabel und Hyperbel, b) zweier Parabeln mit gemeinschaftlichem Scheitel. Eine mechanische Auflösung, als von Plato herrührend, theilt Eutocius mit. — Mehrere hundert Jahre darnach hat man dieses Problem, welches schon auf vier verschiedenen Arten gelöst war, wiederholt aufgegriffen und noch gegen sechserlei verschiedene andere Auflösungen gefunden.

Unsere Hochschulen verkündigen alljährlich Preisfragen für die Studirende, unbestritten die dereinstigen Träger der Intelligenz, und bieten denselben durch die Bearbeitung, vielmehr Lösung derselben zugleich die Gelegenheit, sich die höchste akademische Würde zu erwerben. Obgleich nun solchen Bewerbern auch reiche Mittel zu Gebot stehen, sich mit dem vorwürfigen Gegenstand vertraut machen zu können, scheint es denn doch nicht, als wenn eine starke Concurrenz sich rege machte. Dieses wenigstens muß aus den Aeußerungen geschlossen werden, welche die oberste leitende Behörde für die Wissenschaften in diesem Betreffe lautbar werden ließ. — Nun frage sich ein Jeder, welcher fähig ist, über den angeregten Gegenstand ein Urtheil zu fällen, wie die Schwierigkeit der von unsern Hochschulen ausgesetzten Stoffe sich verhalte zur Schwierigkeit der Lösung jenes Problems, welches Plato seinen Schülern schon vor mehr als 2200 Jahren vorgelegt hat.

Zwar wendet man von manchen Seiten ein, daß die Lösung der Preisfragen unserer Hochschulen die Zöglinge derselben zu einer

einseitigen Bildung führten, indem von ihnen, während sie dem einen Gegenstande ihre ganze Geistesthätigkeit zuwendeten, die anderen, für das praktische Leben eben so benöthigten Fächer mehr vernachläßsigt würden.

Ja, was hat man nicht Alles schon in der Jetztzeit behauptet! So z. B. wenn Menschen, die anständig gekleidet sind, in zierlichen Formen des Anstandes sich bewegen, in der Oeffentlichkeit ein gewisses einschmeichelndes, zuvorkommendes Benehmen zur Schau tragen — kurzum, wenn Menschen von sogenannter „feinen" Bildung sich heimlich den unnatürlichsten, niedrigsten Handlungen sich hingeben, sich unter das Thier erniedrigen, nimmt man keinen Anstand, dieses für ein moralisches Problem zu erklären, wie dieser oder jener unnatürliche Hang auf den höheren Stufen der geistigen Cultur (?) sich nicht nur behaupten, sondern sogar fruchtbaren Boden finden kann. — Es ist dieses auch ein Zeichen der Zeit und unserer Civilisation, wenn man noch von geistiger Bildung spricht, während im Innern des Trägers dieser vermeintlichen Bildung der Wurm der Gemeinheit nagt, die verkappte Sittenlosigkeit die Seele, den eigentlichen Menschen im Menschen verpestet hält. — Wird wohl Jemand behaupten wollen, daß die Päderastie ein fingirtes Laster sei, oder daß sie in den unteren Ständen Eingang gefunden hat?

Was soll man endlich von der Presse, der eigentlichen sympathetischen Sprache anführen, da man in so vielen Staaten sich gezwungen glaubt, die Zügellosigkeit derselben zu überwachen? Oder leidet dieselbe etwa unschuldig, daß man sie bedauern muß, weil ihre Flügel etwas gestutzt sind? — Einen sehr großen Theil ihrer Thätigkeit und Spekulation absorbirt die Politik. Hieher ist denn doch die Frage zulässig, ob in den politischen Situationen im Sinne unserer Presse die ersten und nothwendigsten Bedürfnisse der Menschheit basiren? — Wir sehen die Presse von Jahr zu Jahr die Politik immer mehr in ihr Bereich ziehen, und durch sie dem Egoismus Gelegenheit gegeben, seine groß gezogenen Leidenschaften recht weit zu verbreiten, und Begriffsverwirrung allenthalben anzuregen. Statt sie als eines der herrlichsten Geschenke der Allgüte zu betrachten, um mittels ihr das Glück der Menschheit befördern zu helfen, sieht man sie nicht zu selten von ihrem hohen Berufe ab-

weichen, und anstatt die Bande der Menschheit in Liebe einander zu nähern und enger zu knüpfen, so wie die wahren Interessen der Menschheit zu wahren, finden wir dagegen durch sie den Samen der Zwietracht aussäen und den Geist der Widerspenstigkeit groß ziehen: gar nicht zu sprechen von jenen Erzeugnissen der Presse, welche mit der Menschenordnung schnurstracks im Gegensatze stehen, deren Zahl unermeßlich ist. Was gibt es nicht tausend und tausend Mittheilungen zur Begründung des Menschenglückes! Statt deren erhalten wir nur in zu reichlichem Maße schlüpfrige Lektüre, Gift für Geist und Herz.

Die Hochschulen und die verschiedenerlei wissenschaftlichen Gesellschaften, die es sich zur Aufgabe gesetzt haben, die Wissenschaften zu cultiviren, zu erweitern und gemeinnützig zu machen — was haben wohl diese für Resultate erzielt bezüglich des sittlichen Fortschrittes der Menschheit? — Wenn man auf unsere Zustände hinblicket, kann man auch von dieser Seite her keineswegs befriedigt werden. Oder gehört etwa die Sittenbildung nicht in das Ressort der Wissenschaften, der Intelligenz? — Oder hat letztere an der Sittenbildung auch nur gemessenen Antheil?

Menschenliebe ist der allein dienliche Boden, auf welchem das wahre Glück der Menschheit, welches die Dreiheit a) der größtmöglichsten Moral, b) der größtmöglichsten Intelligenz und c) des größtmöglichsten Wohlergehens der größtmöglichsten Zahl von Individuen in sich schließt, gedeihet und Früchte trägt. Wird nun dieser Boden so gepflegt und gebaut, wie er es als der Rettungsanker der Menschheit vor Verfall verlangt, gebieterisch verlangt? Die egoistischen Streitigkeiten, Eifersüchteleien und Habereien oft um Kleinigkeiten geben hierauf die Antwort.

Den größten Damm gegen die hereinbrechende Unsittlichkeit setzten wohl die Diener der Religion entgegen. Allein man muß sich auch hier gestehen, daß ihre Kräfte nicht ausgereicht haben. Man rief neue Institute in's Leben; der Staat stellte Preisfragen, gibt Verordnungen über Verordnungen, sucht die Gesetze zu vervollkommnen, verfolgt das Laster mit stets wachsamen Augen: und dennoch wird der Leck der Gesellschaft von Jahr zu Jahr größer und droht Alles in den Abgrund zu ziehen, dem Verderben, der Auflösung anheim zu geben.

Was ist nun unter so trüben Aussichten zu thun, da die Hoffnungen um Abwehr der Fluthen des Lasters allseitig auf so schwachen Füßen stehen? Da nun alle unsere Mittel unzureichend erscheinen, sollen wir uns deßhalb etwa auf bessere Zeiten vertrösten? Allerdings dürfen wir die Hoffnung nicht sinken lassen, noch weniger aber dabei die Hände müssig in den Schoos legen. Wir müssen uns sammt und sonders aufraffen und zum gemeinschaftlichen Handeln verbinden. — Es ist dieses freilich leichter gesagt, als gethan; denn wie ist es möglich, daß so Viele von uns die alten Gewohnheiten ablegen und einen neuen Menschen anziehen können. Von uns ist freilich nichts zu erwarten, aber wir können doch dahin wirken, daß das Glück der künftigen Menschen angebahnt wird. Der Erfolg hängt nur von unserm Willen und von der Art ab, wie wir die Sache in die Hand nehmen.

Zwölftes Kapitel.

Ueber Belehrung.

Man weiß es allgemein, daß es nur Ein Mittel gibt, den Menschen zum Menschen heranzubilden, und daß dieses Mittel die Belehrung ist. Man kann zwar keineswegs behaupten, daß in gegenwärtiger Zeit nicht genug Lehr- und Bildungsanstalten vorhanden sind. Man hat im Gegentheile solcher Anstalten eine genügende Anzahl für alle Bedürfnisse der Menschen, für alle Klassen derselben. Aber woher kommt es, daß denn doch die Civilisation, das wahre Glück der Menschheit nur auf den Lippen und nicht in den Herzen der Menschen lebt? Doch sicherlich nur deßhalb, weil der Wirkungskreis der Lehr- und Bildungsanstalten entweder ein ungenügender, oder ein verfehlter, oder Beides zugleich ist. Die Rechtfertigung für diesen Vorwurf erheischt eine Rundschau über die gewöhnlichsten dieser Anstalten.

Es ist bereits oben gesagt, daß die Civilisation an dem Zusammenflusse der größtmöglichsten Moral, der größtmöglichsten Intelligenz und des größtmöglichsten Wohlergehens für die größtmöglichste Zahl von Individuen erkannt werden kann, und daß das wahre Wohl der Menschheit eben in diesem Zusammenflusse begründet ist. Können wir nun von unsern Lehr- und Bildungsanstalten rühmen, daß dieser Geist ihnen innewohnet? — Betrachten wir zuerst die sogenannten Elementarschulen. Da wird Religionsunterricht gegeben, werden, wie wir wissen, Lesen, Schreiben, Rechnen und sonstige gemeinnützige Gegenstände gelehrt. Allein wie sieht es mit dem Geiste aus, der in diesen Schulen herrscht? — Ein Theil, und zwar der bessere Theil der Jugend freut sich darauf, bald so alt zu

sein, um auch in die Schule gelassen werden zu dürfen, der andere aber sieht mit Unfreude dem Zeitpunkte entgegen, wo ihm ein Theil seiner Freiheit entzogen werden soll. Ja, unverständige Aeltern gehen so weit und benützen den Schulbesuch als eine Drohformel, wenn das leichtfertige, verzogene Kind, welches sie nicht strafen wollen, unartig ist, z. B. „warte nur, jetzt geht's bald in die Schule, und es wird dich der Lehrer schon züchtigen", und was dergleichen unvernünftige Redensarten mehr sind. Endlich rückt die Zeit heran, und das ausgelassene Kind muß gleichsam von der Gasse weggefangen und in die Schule geführt werden (dieß ist durchaus keine Uebertreibung). Das wohlgezogene Kind geht dagegen gerne in die Schule, wird darin jetzt auf den Augenblick lauschen, wo es dem Lehrer Beweise seiner Kenntniß und seiner Fortschritte geben kann, hat daher seine Zeit außer der Schule gut verwendet; das ungezogene Kind konnte seine Freiheit nicht vergessen, hat sich außerhalb der Schule überall herumgetummelt, nur nicht zu Hause in seinem Uebungsbuche. In der Schule kann dasselbe, weil sein Geist gewohnt ist, überall herum zu schweifen, seine Gedanken nicht concentriren, deßhalb den Lehrgegenstand nicht fest halten. Es begreift nichts, es lernt nichts, während das gezogene Kind aufpassen kann, merkt, d. h. leichter im Gedächtnisse behalten kann, und somit auch lernt.

Der Lehrer hat nun große Mühe, das eine Kind strebt vorwärts zu kommen, während das andere zurückbleibt. Er verschwendet bei diesem gute Worte, läßt es an Ermahnungen nicht fehlen, aber endlich wird ihm Strafe angedroht, namentlich wenn der Lehrer merkt, daß es bei diesem Kinde nicht an Talent, sondern nur an gutem Willen fehlt. Eine Zeit lang wird es jetzt leidendlich fortgehen, aber nicht lange, das Kind wird bald in seine alte Untugenden verfallen sein. Endlich kommen Freiheitsstrafen. Allein auch diese führen nicht zum Ziele, sondern scheinen nur den Widerstand im Trotze anzuregen. Endlich geht die Geduld des Lehrers zu Ende. Er greift nach der Ruthe oder der Haselnußgerte. Bessern kann er aber das Kind auch damit eben so wenig, als ihm Lust zum Lernen einpfropfen. Der Lehrer muß nun ärgerliche Reden von Seite der Aeltern dieses Kindes hören, daß dasselbe gar nichts in der Schule lerne u. s. w. Da wird der Lehrer etwas leidenschaftlich. Er will

dem indessen stärker gewordenen Kinde härtere Maßregeln fühlen lassen. Alles umsonst. Das böse Kind, welches mit zunehmendem Alter sich mit noch viel mehr Untugenden bereichert hat, setzt seinem Lehrer Trotz in ungeziemender Weise entgegen. Dieß erregt seine Leidenschaft, und jetzt straft er auch das Kind mit Leidenschaft.

Das andere Kind hingegen, welches dem Lehrer keine Mühe gemacht hat, hat indessen dadurch, daß dem verzogenen alle, oder doch wenigstens die meiste Sorgfalt hat zugewendet werden müssen, wenig gewonnen. Es blieb für dasselbe unmöglich, da der Lehrgegenstand nur sehr mäßig vorwärts schreiten konnte, sich so auszubilden, als es sich hätte ausbilden können. Es ist demnach für seinen Eifer, für seinen guten Willen und für seine Fähigkeiten bedeutend zurückgeblieben. Allein dieses ist noch gar lange nicht der Verlust, den das Kind während seines Schulbesuches durch denselben erlitten hat. Es ist sich bewußt, daß es durch des andern Kindes Unarten und Trägheit im Lernen nicht weiter vorwärts kommen konnte: es hat die Untugenden jenes Kindes verabscheuen gelernt, was ganz gut wäre, wenn hiermit nicht auch seine natürliche Liebe gegen jenes Kind sehr geschmälert worden, oder ganz verloren gegangen, oder nicht in Unwillen oder gar in Haß übergegangen wäre; denn so viel Lebensanschauung ist noch keinem Kinde zuzutrauen, daß es weiß, daß man nicht den Menschen, sondern nur seine Untugenden zu hassen hat.

Selbst auch dieses sind noch nicht alle Verluste, welche dieses Kind durch seinen Schulbesuch erlitten hat. Es hat gesehen, daß sein Lehrer in Leidenschaft strafen kann, hat gehört, wie das ihm an Tugenden entgegengesetzte Kind unter den züchtigenden Streichen gejammert, geschrieen, geseufzt hat. Seine Mitleidenschaft, welche jedem Menschen angeboren ist, hat einen mächtigen Impuls erlitten. Entweder nimmt es Partei für das gezüchtigte Kind, und alsdann erhält seine Achtung vor seinem Lehrer einen mächtigen Stoß, oder es billigt die Handlungsweise seines Lehrers; alsdann weicht von ihm sein bester Geist, sein Mitgefühl für die Noth Anderer, und alle Eigenschaften, welche wir bei einem lieblosen, hartherzigen Menschen verabscheuen, werden anfangen, in dem Herzen dieses Kindes bald fruchtbaren Boden zu finden.

Einen Mittelweg gibt es nicht, denn ein solches Kind, welches sich in einem, wie dem angeregten, Falle weder auf Seite des Lehrers, noch auf Seite des Gezüchtigten stellen würde, also indifferent bliebe, würde einen trägen oder abgestumpften Geist verrathen, der in ihm liegt, und zu keinen besonderen Hoffnungen berechtigt.

Diese Consequenzen können durchaus nicht geleugnet werden. Das gute, mit einem lebendigen Geiste begabte Kind, ist sich seiner Parteinahme wegen des noch nicht vollständig entwickelten Verstandes noch nicht recht klar, diese schleicht sich so unbemerkt in demselben ein, wie sich überhaupt das Böse im Menschen einschleicht, über welches weder sein eigener Verstand, noch der Verstand anderer Personen wacht.

Allein das ist noch nicht Alles. In den Elementarschulen drohen den Kindern noch andere Verluste. Wie wenig Schulen, namentlich auf dem Lande, können sich eines wahrhaft würdigen Lehrers erfreuen. Sie selbst, nämlich die Lehrer, haben eine sehr wechselvolle Schule des Lebens in dem socialen Mißstande durchgemacht, sind den Einflüssen des Wechselbestandes im Leben auf diese oder jene Art ausgesetzt gewesen, haben dadurch irgend einen Grundzug in ihrem Charakter der Handlungsweisen aufgeprägt erhalten, der ihnen eine gewisse Richtung gibt. Wie wenn nun diese Richtung, welche dem Charakter des Lehrers eingeprägt ist, gerade für die Jugenderziehung eine schiefe ist! — Wie mancher Lehrer hat nicht die mehr als tadelnswerthe Eigenschaft, seinen Schülern, die eben sein Mißlieben hervorgerufen haben, gewisse Spottnamen beizulegen. So ein Benehmen von Seite des Lehrers beleidigt außerordentlich das Ehrgefühl in dem kleinen anvertrauten Kinde, denn dieses Kind wird auch außerhalb der Schule von seinen Mitschülern mit demselben Spottnamen belegt werden, welcher oft zeitlebens hängen bleibt. Das Kind aber, welches ein Ziel des Spottes ist, wird mit Haß gegen den Spottgeber, seinen Lehrer, und gegen die Spötter, seine Schulkameraden, erfüllt. Die Aeltern des Kindes werden sich ebenfalls, selbst wenn sie ganz arm sind (gegen diese, nämlich die Armen, ist ja meistens der Unverstand rührig), nicht mit ruhigem Blute dabei verhalten; denn ihre Kinder stehen ihnen näher, als die

Lehrer derselben. Haß und Unfriede wird somit durch das unüberlegte Benehmen eines solchen Lehrers ausgesäet.

Noch mehr Lehrer aber geben sich eine Blöße vor ihren Schulkindern dadurch, daß sie reichere vorziehen und ärmere zurücksetzen, obgleich diese letzteren eine Anerkennung ihrer Leistungen verdienen. So viel Urtheil besitzt die Jugend schon, daß sie unterscheiden kann, wer in der Schule den Vorzug verdient. Daß durch eine solche Behandlungsweise das Ehr- und Rechtsgefühl in den Kindern, wenn selbst nicht noch mehr, eine mächtige Ablenkung erhält, dürfte für sich schon klar sein.

Der Stand der Schullehrer ist nicht selten bezüglich ihrer Schulpflicht, ihrer Aufsicht, ihrer Gemeindepflicht ein sehr verwickelter, und nicht immer besitzen die Lehrer die Eigenschaft, mit Umsicht den Differenzen, welche sich ergeben können, die Stirne zu bieten. Sie sind meistens ein untergeordnetes Glied ihrer Gemeinde, öfters erscheinen sie coordinirt, manchmal anmassend, je nachdem sie Geistesüberlegenheit besitzen oder Geistesüberlegenheit weichen müssen; aber immerhin und unter allen Umständen ist ihre Stellung der Art, daß sie durch Wort, durch That, durch Beispiel, durch Aufmunterung zum Guten den Kindern Autorität sein sollen, so wie den Erwachsenen gute Rathgeber.

Jenen Gemeinden, welche in ihren Schullehrern eben nichts anderes als den Schulmeister, ihren Kirchendiener und ihren Gemeindeschreiber erkennen können, ist sehr oft nicht besonders Unrecht zu geben. Gewöhnlich alle Jahre wenigstens einmal besucht eine Prüfungskommission die fragliche Schule. Der gute Zweck dieser Prüfungen kann nicht geleugnet werden; sie sind im Gegentheile recht nothwendig. Eine ordentliche Schule braucht nicht in banger Erwartung auf die Zeit abzusehen, in welcher die Prüfung stattfinden soll; denn sie ist sich bewußt, daß sie jederzeit gut bestehen wird. Eine andere Schule aber trägt in sich das Gefühl, daß das Resultat der Prüfung zweifelhaft ausfallen dürfte. Diese letztere wird nun Alles aufbieten, möglichst gut sich vorzubereiten. Die Kinder, welche bisher etwas lau in der Schule behandelt worden sind, werden nun beim Herannahen dieser Zeit angestrengt. Allein diese Anstrengung behagt den Wenigsten derselben; da wird nun der Stock fleißig ge-

schwungen, womit aber die Unlust zum Lernen nicht beseitigt, sondern vielmal noch mehr gesteigert wird. Nach beendigter Schule haben sich die Kinder alsbald in allen Richtungen verlaufen und werden überall anzutreffen sein, nur nicht bei ihren Büchern. Die Schulglocke ruft sie wieder zusammen, da erscheinen sie nun, um sich wieder neuen Mißhandlungen auszusetzen. Das eigenthümliche Schulgemurmel, das Heraustönen der hellen Stimme eines einzelnen Kindes, welches aufgerufen seine Lektion recitirt, die dazwischen geschrieenen Worte des Lehrers, das Geklatsche der Körpertheile, auf welche das Strafinstrument niedergeschwungen wird, die Schmerzensrufe der Bestraften — dieses bunte Zusammentönen kann man, zumal im Sommer, wo in der Regel die Fenster des Schulzimmers weit geöffnet stehen, aus sehr vielen Schulen des Landes auf fünfzig und noch mehr Schritte herschallen hören. Mit seiner eigenen Arbeit beschäftigt, geht man vorbei, ist oft schon so sehr daran gewöhnt, daß es kaum beobachtet wird. Aber nicht immer. Oft hört man auch die Schläge etwas zu stark auffallen und die Jammerrufe der Kinder schärfer. Zudem ist man sich bewußt, daß man selbst Kinder in diesem Lokale sitzen hat; kommt dann noch der Umstand hinzu, daß man sich heimlich in's Ohr geraunt hatte, daß der Schullehrer zur Strafe hieher in dieses Ort versetzt sei, wird die Achtung gegen den Lehrer bedeutend verlieren von Seite der Aeltern, dann auch von Seite der Kinder, welche zu Hause die mißliebigen Aeußerungen über ihren Lehrer, mit denen man nicht besonders heimlich thut, mit angehört hatten.

Daß unter solchen Verhältnissen durch die Elementarschulen nicht das erzielt wird, was angestrebt werden kann und muß, ist klar. Die Folgen bleiben nicht aus. Die Jugendjahre streichen dahin, die nicht gezügelten Leidenschaften werden mit den Menschen groß, und die Generation, welche jetzt wieder hervorgeht, hat schon einen bedeutenden Vorsprung der Entsittlichung und Verdorbenheit gegen die vorige voraus, wie es auch nicht anders sein kann. In dem geschäftigen, rein selbstischen Treiben, welches von Jahr zu Jahr rollender wird, hat man nicht so viel Zeit, um den Kindern von kleinauf jene Aufmerksamkeit zuzuwenden, als dringend nothwendig ist; und in der behaglichen Pflege des eigenen Körpers, also

in dem Streben nach Genußsucht auf der anderen Seite geht der gute Wille vollends zu Grunde, den Kindern die allererste gründliche Heranbildung zum Menschen, lange zuvor, ehe sie in die Schule gehen, zu geben. Größtentheils sich selbst überlassen, streifen sie allenthalben umher, bis sie die Bedürfnisse nach Speise, nach Ruhe in's älterliche Haus zurückführt. Endlich ist die Zeit herangerückt, nach welcher sie schulpflichtig werden. Die Unarten, welche sie auf der Straße sich angeeignet haben, machen sich auch in der Schule kennbar. Der Lehrer ist nicht im Stande, durch gute Worte und Ermahnungen Zucht zu halten. Wenn ihm die Jugend nicht über den Kopf wachsen will, muß er sich eines empfindlichen Strafmittels bedienen, wenn die gelinderen fruchtlos angewendet worden sind. Allein auch diese können den Starrsinn und die Zügellosigkeit der Kinder nicht immer brechen und reizen sie selbst zum offenen Widerstand. Folgende wahre Geschichte mag hier nicht am unrechten Orte sein: „In einem Landstädtchen war die Jugend eben auch auf einer hohen Stufe der Verdorbenheit angekommen. Die Buben, welche sämmtlich in einem Lokale sich versammelten, fügten dem Lehrer, der noch nicht zu alt war, allen möglichen Schabernack an. Er ließ es an Züchtigungen nicht fehlen. Da rotteten sich nun Einige der Verwegensten zusammen und verabredeten einen Plan, wie sie den Lehrer umbrächten. Obgleich Keiner dieser Buben mehr als zwölf Jahre zählte, so hielten sie doch ihren Plan recht geheim und bedienten sich einer raffinirten Verschmitztheit. Auf einem erhabenen, ringsum freien Platze inmitten des Städtchens wurde die letzte Verabredung getroffen und die Zeit der Ausführung auf den andern Tag Morgens festgesetzt. Das wußten die Buben alle, daß sie insgesammt ihren Lehrer nicht überwältigen konnten, so lange er in stehender Stellung sich befand und sich frei bewegen konnte. Sie sannen also auf ein Mittel, um denselben leicht auf den Boden zu bringen. In der Mitte der Schule vor den Subsellien stand ein erhöhter Pult, hinter welchem der Lehrer gewöhnlich saß. Auf beiden Seiten, d. h. links und rechts führten je drei Auftritte zu seinem Sitze. Die Schulbänke standen in zwei Abtheilungen, zwischen beide führte ein Gang, wie es gewöhnlich vorkommt. Bemerkte nun der Lehrer auf seinem erhöhten Sitze, daß Einer der

Schüler sich Unarten erlaubte, kam er rasch mit erhobenem Stocke, öfters aber mit erhobenem Ochsenziemer herbei und ließ ihn empfindlich auf den Rücken des Unartigen niederfallen, trat aber alsdann seinen Rückzug auf seinen erhöhten Sitz eben so rasch an. Diesen Umstand nun wollten die Buben benützen, um ihren Lehrer zum Fallen zu bringen. Einer der Verschwörer, welcher in der Schule etwas entfernt saß, sollte sich heimlich Feuer machen und damit eine Tabakspfeife anzünden; denn das wußten sie, daß ihr Lehrer über solche Frechheit am meisten erbosen würde und viel rascher, als gewöhnlich, von seinem Sitze herunter auf den Frevler eilen werde, um ihn zu züchtigen. Ein anderer von diesen nun, welcher dem Lehrstuhle am nächsten seinen Platz inne hatte, sollte eine Hand voll Erbsen in Bereitschaft halten, um sie dem Lehrer in dem Augenblicke unter die Füße zu streuen, in welchem er sich erheben würde, um herabzueilen. Würde nun jetzt der Lehrer auf den runden Körpern unter seinen Füßen rutschen, das Gleichgewicht verlieren und niederstürzen, sollten Alle mit verletzenden Werkzeugen auf ihn eindringen, um ihn zu ermorden."

Dieser Plan, obgleich er recht fein angezettelt war, sollte vereitelt werden. Die Vorsehung wachte über den Lehrer und über die jungen Menschen, die mit einem so scheußlichen Plane umgingen. Eine Magd im nächsten Hause war zufällig um diese Zeit krank und lag deßhalb zu Bett, welches auf einer Dachkammer sich befand. Vermöge ihrer erhöhten Stellung konnte sie die Unterredung, welche diese junge Leute am Tage vor der Ausführung noch einmal unter sich gepflogen hatten, mit anhören. Sie theilte das, was sie erlauscht hatte, am nämlichen Tage noch dem Pfarrer mit. Ob nun dieser das Mitgetheilte in seiner vollen Nichtswürdigkeit hat glauben können, steht dahin; so viel weiß man nur, daß er am bezeichneten Tage schon sehr frühzeitig der Schule einen Besuch abstattete. Als der Lehrer den Unterricht beginnen wollte, ließ er diesen einstweilen aussetzen und rief jenen Knaben heraus, welchen man als denjenigen bezeichnet hatte, welcher die Pfeife anzünden sollte. Dessen Taschen wurden nun untersucht und wirklich fand sich eine sogenannte kölner Pfeife, mit Tabak gestopft, vor, eben so auch Schwamm, Stein und Stahl (die jetzt übliche Methode, Feuer durch

die congrev'schen Streichzündhölzchen sich zu machen, war dortmals noch nicht bekannt). Nun wurden auch die übrigen Buben ausgesucht, und da fand sich wirklich in der Tasche des Vorsitzenden eine Partie Erbsen, während der Büttnerjunge den sogenannten Schnitzer — eine im Hefte fest stehende Art starker Messer — seines Vaters, der Schustersjunge einen Pfriemen oder kurzen Kneip, der Häckersbube eine Schnitthäppe, ein Werkzeug für Weinbergsarbeiten, der dieses, ein anderer ein anderes gefährliches Werkzeug zu sich gesteckt hatte. Die Absicht, den verabredeten Plan systematisch auszuführen, nämlich den Schullehrer zu tödten, leuchtete hervor. Deßhalb sind dem einschlägigen Gerichte die deßfallsigen Mittheilungen gemacht worden, und die Buben gestanden ihr Vorhaben ein.

Es ist nicht zu verkennen, daß die Schullehrer, wenn sie eine verdorbene Jugend zu unterrichten haben, ihre große Noth haben, wenig Gutes ausrichten können und selbst durch die Erfolglosigkeit ihrer Mühen, durch Zorn und Aerger außerhalb und innerhalb der Schule abgestumpft werden. Das Eigenthümlichste in der Sache ist nun, daß, wenn die Kinder nicht gerathen, alle Schuld von den Aeltern auf die Lehrer gewälzt wird. Daran denken so Wenige, daß der Lehrer nicht für die Kinder lernen kann. — Ganz anders hat es jener Schulmann, welcher eine wohlgezogene oder wenigstens eine unverdorbene Jugend unter seine Aufsicht bekommt. Die Segnungen für die Gemeinde bleiben nicht aus; und eben so merkwürdig bleibt es, daß diesem Lehrer alle Erfolge beigemessen werden, obgleich er nur das Nothwendige besorget und sich nicht über Gebühr anstrenget, während dem anderen Lehrer alle Auswüchse der Untugenden der Kinder in den Busen geschoben werden, und sollte er seine Gesundheit bei dem Willen, diese auszumerzen, eingebüßt haben. —

Fortsetzung.

Nach dem Wenigen, was über den ersten Schulunterricht gesagt ist, wird es schon einleuchtend sein, daß die Erreichung der Stufe der größtmöglichsten Moral, der größtmöglichsten Intelligenz und des größtmöglichsten Wohlbefindens für die größtmöglichste Zahl von Individuen durch die Elementarschulen für die Bedürfnisse des

gemeinen Standes in den jetzt bestehenden socialen Verhältnissen nicht denkbar erscheint.

Die Bildungsanstalten für die höheren Stände, für die wissenschaftlich gebildeten Menschen, finden ihren Uebergang in den Vorbildungsanstalten. In diese geht schon oft der Geist aus den Elementarschulen über. Gewöhnlich werden die jungen Leute in die Vorbildungsanstalten einen gewissen Eifer mitbringen, der dem Gefühle ihrer bereits höheren Stellung entspringt. Dieses hält gemeinlich einige Jahre an. Das Gefühl wird bleiben, der Eifer aber nach und nach erkalten. Eine gewisse innere Unruhe fängt an, sich Luft zu machen. Es ist das Streben nach größerer Freiheit, nach innigerer Verbindung. Dieser Freiheitsdrang wird falsch gedeutet, die jungen Leute erkennen die Freiheit noch nicht in dem vollkommen entwickelten Geistesvermögen, der auf der Religion Christi fußenden Vernunft, sondern außerhalb der Disciplinargesetze. Die Furcht vor der Strafe hält Viele ab, dem falschen Freiheitssehnen Gehör zu geben: Manche aber nicht. Diese verleiten oft Kameraden und führen sie auf Abwege, die sie bereits kennen. Wie mancher junge Mensch solcher Anstalten sucht darin seinen höchsten Genuß, bei Bier und Tabak im Wirthshause zu sitzen! Hat er einigemal dem spähenden Blicke sich entziehen können, so wird er dreister, gebraucht weniger Vorsicht und verfällt in Strafe. Hat man seinen Lehrer hintergehen können, regt sich in der Brust ein freudiges, wohlthuendes Gefühl. Andere knüpfen schon unter sich unerlaubte Verbindungen an und wissen sie oft heimlich zu verwahren. Mit jedem Jahre, in welchem man eine Klasse weiter vorgerückt ist, wächst auch die Freude, dem Ziele eine Stufe näher gerückt zu sein, um den Schulzwang abschütteln zu können, und in eben dem Maße, als die Freude wächst, wächst auch der Mißmuth gegen die bestehende Einschränkung einer eingebildeten Freiheit. Endlich nun nach einem langen und bangen Jahre schlägt die Stunde der Erlösung. Das Absolutorium ist der Freiheitsbrief. Die Vorbereitungen sind einstweilen schon getroffen, um der Freiheit zu Ehren sogleich einen Commerce darzubringen. Da beweisen nun die jungen Herren, daß sie schon Comment verstehen und im Biertrinken und im Tabakrauchen eben so fest, als wacker im Absingen von fidelen Liedern sind.

Nichts ist leichter, als einen frivolen Vorwurf über Unzulänglichkeit unserer Lehrinstitute und über Pflichtvergessenheit der an denselben handelnden Personen auszusprechen. Vorstehend Gesagtes gleicht einem solchen Vorwurfe. Allein eine Absicht dieser Art muß mit Entschiedenheit zurückgewiesen werden; denn sie käme einer völligen Unkenntniß der Sachlage und einer völligen Unkenntniß unserer socialen Zustände gleich. Beide, Zöglinge und Lehrer, bewegen sich in dem großen Kreise des Uebels, welches das ganze Geschlecht mit sich herumträgt; und Beide sind außer Stand, sich den Einflüssen der Mißstände des socialen Lebens zu entziehen.

Jeder junge Mensch, welcher eine höhere Anstalt besuchen will, und dessen Aeltern, welche denselben anmelden, werden von den Professoren auf die Klippen aufmerksam gemacht, welche den jungen Leuten so gefährlich sind. An Beaufsichtigung, Mahnungen, Warnungen und Strafen gegen letztere fehlt es sicherlich nicht. Allein eine schmiegsame Unterordnung der Denk- und Handlungsweise eignen sich die Wenigsten der angehenden Jünglinge an und vernachlässigen somit die vornehmste und allererste der Moralpflichten. Die freie Bewegung des Körpers sowohl, als des Geistes (das wissen wir) ist nur alsdann erst gesichert, wenn der gehörige Halt durch die Führung gewonnen ist. Halt und Führung müssen aber in beiderlei Beziehungen an die Menschenliebe anschließen. Das ist eben der große Mißstand unseres socialen Lebens, daß der Bund der Menschenliebe nicht geschlossen, nirgends zu finden ist.

Im Drange nach Menschenliebe sucht man innigern Anschluß an die Altersgenossen, um die Bedürfnisse des Herzens zu beschwichtigen. Im Gefühle der Freiheit, im Bewußtsein der erlangten Kenntnisse denkt und spricht man über Gegenstände, für welche der Geist denn doch noch nicht reif genug ist, seinen richtigen Halt noch nicht hat. — Einen reichlichen Stoff zu gegenseitigen Mittheilungen liefern wohl die Verhältnisse, in denen sich die jungen Studirenden bewegen. Sehr unauferbaulich ist es aber, wenn Schwächen der Professoren, ob wahre oder nur eingebildete, das Thema der Unterhaltung bilden. Der nachsichtige Lehrer wird gelobt, der strenge gehaßt und gefürchtet, derjenige, welcher Eigenheiten hat, wird verhöhnt und jener, welcher durch Vertraute (Lieblingsschüler) das

Thun und Lassen der anderen überwachen läßt, verhaßt und verachtet.

Am schlimmsten aber gestaltet sich die Sache, wenn das Leben der jungen Studirenden nicht von zu Hause aus mit überwacht wird. In der Regel wird zu Hause der Tag abgezählt, an welchem das junge Familienglied wieder nach langer Trennung am gemeinschaftlichen Tische speisen kann. Die ersehnte Stunde ist da. Der junge Mensch kommt an, ist gewachsen, sieht gut aus und ist recht munter. Darüber hat man eine große Freude. Allein diese bleibt nicht rein; denn bald findet man schon, daß sich der junge Student mehr gegen seine andern Geschwister herausnimmt. Man merkt diese und jene Unart an ihm: besonders auf Tabak und Bier ist der junge Hoffnungsvolle außerordentlich versessen u. s. w. Da gibt es nicht wenige Aeltern, welche Anstand nehmen, von ihrer Aelternpflicht Gebrauch zu machen, um ein ernstes Mahnwort an ihren Sohn zu richten. Wenn die Ferienzeit Gelegenheit bringen soll, die sittlichen und Herzensfortschritte ihres jungen studirenden Sprößlings zu sondiren und zu regeln, nimmt man im Gegentheile oft Umgang davon und schickt sie zu Verwandten auf Besuch, welche sich oft am allerwenigsten um das Betragen derselben eine Sorge machen: ja einige Väter sind ungeschickt genug, vor ihrem studirenden Lieblinge die eigenen Jugendstreiche im renommirenden Tone vorzutragen. — So und auf viele unzählbare Arten werden den jungen Menschen sowohl während der Studir=, als auch während der Ferienzeit tausendfach Gelegenheit geboten, vom eigentlichen Geleise abzuweichen. Gewiß sind dieselben alsdann mehr zu beklagen, als anzuklagen. — Am geeigneten Orte kommen wir noch einmal auf diesen Gegenstand zurück. —

Das bekannte Sprichwort vom Splitterrichter, daß man die geringeren Fehler Anderer viel leichter wahrnimmt, als die eigenen größeren, bewährt sich wieder vollkommen, wenn wir gewisse Mißstände unserer Studirenden einem Tadel unterstellen, als ob wir Gereiftere gar keinen Antheil daran hätten. Erscheint es denn nicht als höchst thöricht, wenn wir den jungen Baum anklagen, welchen wir in frisches Erdreich gesetzt haben, und den der Wind umgeworfen oder verbogen hat, weil wir unterlassen, ihm eine kräftige

Stütze zu geben!? — So trifft uns eben die volle Verantwortung, wenn wir Gereiftere unserer Jugend die Menschenliebe als die kräftigste Stütze nicht beigesellen, sondern jene ihrem eigenen Impulse überlassen.

Derselbe Vorwurf trifft uns wieder, wenn wir den Jüngling auf die Hochschule schicken und uns alsdann, anstatt für denselben die reichen Mittel der Menschenliebe vorzubreiten und ihm mitzugeben, lieber in folgenden Klagen ergehen: „Mit hochgehenden Schritten wird jetzt die Universität bezogen. An der Schwelle derselben kommen ältere akademische Bürger dem Neulinge entgegen, — etwa um ihn in das Heiligthum einzuführen oder vorzubereiten? — Gott bewahre, nur um den jungen Musensohn für irgend eine landmannschaftliche Verbindung zu werben. Diesem thut die Wahl selten wehe; denn auf der Vorbildungsanstalt ist sein Entschluß in dieser Beziehung schon zur Reife gediehen. Man inscribirt sich, belegt einige Collegien, denn dieses gehört dazu, um das akademische Bürgerrecht zu erhalten. Das Studium aber bleibt Nebensache, während die Ausbildung zum eigentlichen Corpsburschen Hauptsache ist. Bald hat man es so weit gebracht, ohne dem Corps Unehre zu machen, los gehen zu können, und jetzt folgt der Zwang, dieses zu thun. Mittlerweile haben sich andere Studirende an die Hochschule angeschlossen, welche es vorgezogen haben, den Corpsbewerbungen zu widerstehen und sich den Wissenschaften mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele zu widmen. Auf diese schaut man jetzt, mit dem Bande der Landmannschaft decorirt, stolz, ja verächtlich herab und beliebt, diese „Obscuranten“, „Finsterlinge“ zu nennen. Manchmal liegen einige solcher Studentenverbindungen unter sich in Hader, eine oder die andere ist sogar in Verruf erklärt, da müssen also solche junge Menschen, welche früher Freunde gewesen sind, oder gewesen sein mögen, jetzt, wenn sie verschiedenen Farben sich angeschlossen haben, sich einander ignoriren, um nicht den Unbilden der eigenen Mitglieder der Verbindung ausgesetzt zu werden.“

Nichts eilt schneller, als jene Zeit, wo der menschliche Geist von Betäubung zu Betäubung wandelt, von Zerstreuung in Zerstreuung irrt. Einige Jahre des harmlosen, vielmehr sorgenlosen

Lebens sind bald dahin. Die Zeit und die Umstände mahnen, daß das fidele Studentenleben in das Alltagsgeleis des Philisterthums einzulenken hat. Man wird nachdenkender: man wird sich bewußt, daß man in dem Reiche der Wirklichkeit ein Zeugniß haben muß, um allda Aufnahme finden zu können. Jetzt wird nun wahrhaft studirt, um bei dem Schlagbaume, welcher zwischen dem Reiche der Träume und dem Reiche der Wirklichkeit in Mitte steht, einen Vorweis zu erwerben, um diese fatale Stelle glücklich passiren zu können. Ein Glück für Jene, welche noch rechtzeitig sich an diesen Passus erinnern, mit wahrem Eifer sich dem Studium hingeben und den bisher gepflogenen Leichtsinn ablegen.*)

Wenn nun einer von diesen Zöglingen der Hochschule die mißliebige Brücke überschritten hat, so bringt er ein Band mit, welches er hoch in Ehren hält. Er befestigt es an seinen Spiegel, wenn er seine eigene Persönlichkeit gerne und oft darin sehen will: er befestigt es an seiner Uhr, wenn er gewohnt ist, öfters nach derselben zu sehen, überhaupt er hängt dieses Band an einem Orte auf, wo er es oft sieht, um sich seiner Studentenzeit auch recht oft erinnern zu können. Wohl möglich, daß ein jeder Viertelzoll, ja eine jede Linie dieses Bandes eine eigene Reminiscenz aus früheren Jahren seinem Inhaber wach rufen könnte. Allein ein Band, welches ihn in Liebe, in wahrer Liebe an die Menschheit bindet, ein solches bringt er selten mit. Zwar wird er sich durch die Bande der Ehe enger verbinden; allein die eigentlichen Bande, welche die Menschheit umschlingen sollen, kennt er nicht, da er sie *nie* hat kennen lernen können, und wird sie auch *nimmermehr* kennen lernen. Der auf der Universität hoch gegangene Schaum ist in der selbststehenden Nüchternheit allmälig eingesunken, die Eigenliebe ist geblieben. Diese gönnt der wahren Nächstenliebe kaum noch Platz.

Der Obscurant ist oft noch viel übler daran. Jener Jüng-

---

*) Dieser war bei einem Akademiker der Neuzeit so tief eingewurzelt, daß er, nachdem er schon einigemal sein Examen nicht bestanden hatte, ehe er den letzten Versuch wagte, öfters zu seinen Kameraden aussagte: „wenn ich wieder durchfalle, so schaffe ich mich halt ab.“ Gedacht, gesagt, gethan. Selbst der schmerzhafte Todeskampf (er vergiftete sich durch Strychnin) konnte ihm den Leichtsinn nicht rauben, wie die öffentlichen Blätter ausredeten.

ling, welcher während seiner Studienzeit sich frei bewegen konnte, war oft in der Lage, sich die Formen der Schicklichkeit für die sogenannte feine Bildung anzuschauen und selbst zu üben. Seine Stellung, wenn er in den eigentlichen Verkehr tritt, wird deßhalb besser daran sein, als diejenige eines andern jungen Menschen, welcher ohne Geselligkeit seine Studien-, seine Universitätsjahre herumgebracht hat. Er war oft gezwungen, in düsteren, gedrückten Verhältnissen zu leben, ja selbst geistestödtenden Arbeiten sich zu unterziehen, um seine Existenz auf der Hochschule zu sichern. Von den Corpsstudenten wird er gemieden, oft sogar verächtlich, selbst mit brutalem Hochmuthe behandelt. Seine Verhältnisse erlauben ihm nicht, sich unter die höhere Gesellschaft zu wagen, um den Ton derselben sich anzueignen. Die Befähigungsprobe wird letzterer gut bestehen, denn er hat seine Zeit gut angewendet: allein in seiner abgesonderten, gedrückten Lage ist ihm ein eigenthümlich unbeholfenes Wesen aufgedrückt worden, welches jetzt in dem bewegten Getriebe des Alltagsleben allenthalben anstößt. Zwar siegt noch die frische Lebenskraft über eine hypochondrische, menschenfeindliche Stimmung. Allein diese wird sich mit der Abnahme der Rüstigkeit dennoch geltend machen, und ein hartes Benehmen gegen den engeren Kreis seiner Berufsuntergebenen und ein hartes Benehmen gegen den weiteren Kreis der Berufsthätigkeit werden die unausbleiblichen Folgen sein. —

In der Einleitung zu seinem Programme „Geologische Studien“ spricht der Rektor Dr. Eugen Schneider: „Es ist eine „traurige, allerorts bestätigte Erscheinung, daß unsere Jugend nicht „mehr die Lernlust, den Eifer und die Wißbegierde hat, die frü„heren Generationen innewohnten. Die Erscheinung ist unbestritten „richtig, und ihr Grund liegt zum größten Theile in der Richtung, „welche leider in der Jetztzeit die herrschende zu werden droht, die „ohne Beachtung der nothwendigen und naturgemäßen Uebergänge „sofort zum Genusse drängt und eilt und nicht die Genüsse der „Ruhe des Friedens, der Unschuld, sondern die materiellen Genüsse „als die wahren, richtigen und allein endgültigen erklärt.“

Was ist aber die Grundursache aller dieser Erscheinungen? — Wir finden nicht blos eine, sondern drei verschiedene Grundur-

sachen; sie sind 1) die Zerstreuung durch das täglich bewegter werdende Leben in seinem selbstsüchtigen und schiefen Treiben des socialen Bestandes; 2) die Erleichterung des Unterrichtes ohne Noth und wahren Zweck; 3) das Vorschieben so vieler unfähigen Köpfe zu den Wissenschaften, zu denen sie nicht einmal Lust haben, worüber wir uns später aussprechen werden.

Aus diesen so eben genannten Grundursachen erwächst eben auch die Ursache, warum auch die Wissenschaft nicht von sich sagen kann, daß sie ihren hohen Beruf, die größtmöglichste Moral, die größtmöglichste Intelligenz und das größtmöglichste Wohlergehen als ein Gemeingut für die größtmöglichste Zahl von Individuen zu machen, unverwandten Auges verfolgt. — Wohl mag der Egoismus, der auch in dieser Sphäre ein Lager inne hat, dieses von sich rühmen: allein ein tieferer Blick in die sich in allen Richtungen durchkreuzenden, einander sich begegnenden Widersprüche in beinahe allen Branchen des menschlichen Wissens spricht denn doch zu deutlich, daß die Wissenschaft ein kompetenter Selbstrichter über die Erfolge ihrer Leistungen nicht sein kann. Der Menschenfreund, welcher das Gift des Casualismus, des Materialismus, des Rationalismus und des Sensualismus in alle Schichten der Gesellschaft dringen und mit ihm den Unfrieden erwachsen und immer mehr erstarken sieht, und von den Wissenschaften, dem Rettungsanker der Menschheit, statt kräftigender Nahrung giftige Pilze theilweise geboten findet, und gegen diese Pilze keine kräftige Abwehr, obgleich sie so nothwendig ist, durch die Wissenschaften finden kann, schaut bekümmert in die Zukunft, welche eine Auflösung aller Bande, eine betrübte Verwirrung in Aussicht stellt.

Fortsetzung.

Die größtmöglichste Moral erfordert unbedingt die größtmöglichste Intelligenz, denn nur durch diese kann die Vernunft im Menschen zur größtmöglichsten Entwicklung gebracht werden: diese spricht sodann, daß ein jeder Mensch des Glückes sich erfreue, welches ihm nicht vorenthalten ist. Ohne Intelligenz ist und bleibt die Moral knechtisch. Diese, die knechtische Moral, ist nicht frei; sie kann nur durch Strafen oder durch die Furcht vor Strafen aufrecht, das

heißt, in ihrem Geleise erhalten werden, welches sie so leicht überspringen kann und so oft überspringet. Ohne Intelligenz kann keine unbedingte Autorität, und ohne unbedingte Autorität keine gläubige Moral bestehen. Diese, die gläubige Moral, stützt sich von selbst an die Autorität, welche auf Intelligenz ruhet, und labt sich gerne in den Strahlen derselben. — Mit der Intelligenz ist die Vernunft entwickelt (nämlich mit der erreichten Intelligenz, nicht mit der eingebildeten, egoistischen), die Moral ist frei und bewegt sich frei in ihren freien Grenzen ohne Wanken; denn die wahre Vernunft (nicht die selbstische, vom Egoismus umstrickte) schließt an Gott, an die ewige Sicherheit an. Gott, die ewige Güte, will aber aller Menschen Glück diesseits im Leben und jenseits in der Ewigkeit, und offenbart dieses dem Menschen noch täglich durch die höher entwickelte Vernunft, wodurch nun dieser aus freieigenem Antriebe das Glück der größtmöglichsten Zahl von Mitmenschen, in welchem allgemeinen Glücke auch das seinige begründet ist, zu befördern suchen wird.

Die Moral ist die Grundlage alles dessen, was die Menschheit bedarf. Selbst das Anstreben nach größtmöglichster Intelligenz führt ohne die Grundlage der Moral zu Irrthümern und Inconsequenzen der seltsamsten Art; und muß auch dahin führen, weil keine wahre Intelligenz gedacht werden kann, welche außerhalb der allerhöchsten Intelligenz sich bewegen könnte, und demnach dabei zugleich zum innern eigenen Wohl eben so wie zu jenem der Mitmenschen führet. Wohin eine Intelligenz ohne Grundlage der Moral führet, hat die Geschichte schon längst bewiesen, und unsere geselligen Zustände geben schreiende Zeugnisse, welche auch zugleich darthun, daß das Anstreben zum größtmöglichsten Wohlergehen für die größtmöglichste Zahl von Individuen ohne Moral und Intelligenz ein erfolgloses, — unerreichbarer Wunsch bleibt, geblieben ist, und bleiben wird.

Wenn wir nun in der Civilisation das wahre Glück der Menschheit erkennen und die Moral als ersten Faktor zur Begründung des Glückes hinstellen, dürfte wohl die Frage aufgeworfen werden, woher es denn komme, daß die rechte Art und Weise, wie man dieses Glückes theilhaftig werden könne, noch nicht gefunden sei:

zwar stelle das Christenthum die Moral als nothwendigste Bedingniß mit in das erste Glied und lehre sie allenthalben; seie sie aber der Civilisation deßhalb hinderlich, weil noch mehr Bedingnisse gegeben seien, als, neben der Moral noch Intelligenz und Wohlergehen für die größt möglichste Zahl von Personen? — Wer den Geist des Christenthums richtig erkannt und aufgefaßt hat, kann wohl diese und ähnliche Fragen nicht stellen. Das Christenthum verlangt unbedingten Glauben von Jedermann, gleichwie die Menschenordnung unbedingten Gehorsam von Jedermann verlangt. Ohne vorhergegangenen unbedingten Glauben würde eine sichere, freie Bewegung und Entwicklung der Vernunft, und ohne vorhergegangenen unbedingten Gehorsam nie eine freie Bewegung der Moral angebahnt werden können. Hingegen läßt das Christenthum Jedermann, welcher jene Stufe der Erkenntniß erstiegen ist, auf welcher er freien Ueberblick gewonnen hat, frei, sich aus Vernunftgründen von der Richtigkeit der christlichen Moral und der richtigen Anwendungsweise, diese anzubahnen, zu überzeugen. Allein, kann man fragen, woran liegt es denn, daß das Christenthum die wahre Civilisation selbst bei einer geringen Anzahl von Individuen noch nicht, trotz langen Bestandes, hat erringen können? — Die Antwort hierauf scheint nicht so schwer, wenn man nur erst dem Gegenstande recht scharf in's Auge geschaut hat.

Wir haben erst gesagt, das Christenthum verlangt unbedingten Gehorsam von Jedermann, dessen Vernunftvermögen sich noch nicht so weit entwickelt hat, daß er seine moralische Freiheit erlangt hat. Wenn wir das behaupten wollen, daß ein unbedingter Glaube auch nothwendig sei, müssen wir auf der anderen Seite ebenfalls zugeben, daß derjenige, welcher unbedingt glauben soll, auch einer Autorität gegenüber sich befindet, welcher auch unbedingt Glauben beigemessen werden kann, indem, wenn diese Bedingniß wegfiele, Unbilligkeit an die Stelle der Billigkeit treten würde. Nun finden wir in dem Gebote des unbedingten Glaubens durchaus keine Unbilligkeit, da das Zeichen der Unbilligkeit gänzlich wegfällt; denn Gott ist es selbst, welcher die Bande gesprengt hat, aus welchen sich zu befreien die Menschen seit Tausenden von Jahren erfolglos abbemühet haben: Gott ist es, welcher der Menschen Irrthümer

aufgeklärt, ihnen das allein Wahre erkennen gelehrt und sie diejenige Stufe zu besteigen angewiesen hat, welche ihrer allein würdig ist. Die gesunde Vernunft hat längst die Gotteseigenschaft der Lehre Jesu anerkannt, nachdem sie sich erst durch dieselbe Lehre vollkommen entwickeln konnte.

Nie ist die Vernunft frei und nie kann sie sich frei bewegen, so lange sie nicht ihren Stützpunkt in der ewigen Sicherheit gefunden hat; denn ihre Schlüsse ohne Leitung der ewigen Sicherheit entbehren der Wahrheit und führen auf Abwege. Wir finden dieses bestätigt bei allen großen Denkern des heidnischen Alterthums und bei allen großen Denkern inmitten des Christenthums ohne Christenthum. — Nur die gesunde, das heißt, die von Gott beherrschte Vernunft allein ist im Stande, ein richtiges Urtheil über das eigene Bedürfniß und das Gesammtbedürfniß der Menschheit in Wahrheit zu fällen. Ehe der Mensch aber diese Stufe der Erkenntniß erreichen kann, und damit er diese seine Erkenntniß, sein Vernunftvermögen entwickeln kann nach den Gesetzen der Wahrheit, muß er unbedingt dem Glauben an Christus Lehre anhängen. Ein bedingter Glaube führt zu Zweifel, und dieser zur Unsicherheit der höchsten Ausbildung des innersten Prinzipes des Menschen. Die Sache ist zu klar und zu unbestreitbar, als daß sie einer weiteren Ausführung hier nöthig erscheint. Sehen wir weiter!

Unzertrennbar verbunden mit der Vernunft ist der Verstand. Beide sind so innig mit einander verbunden, daß Vernunft ohne Verstand gar nicht gedacht werden kann. Allein weder die Vernunft, noch der Verstand, noch beide zusammen sind dem Menschen der Art angeboren, daß sie mit dem Menschen von selbst groß werden und mit ihm erstarken. Der Verstand, der Vorläufer der Vernunft, muß genährt und geschärft werden. Seine Nährung und Schärfung erfolgt durch Vergleichung von dem, was um den Menschen herum und in dem Menschen sich befindet, der körperlichen und geistigen Bedürfnisse in allen Beziehungen. Somit ergeht sich die Thätigkeit des Verstandes in sinnlicher Auffassung der Natur durch eigene Wahrnehmung, durch eigene Erfahrung, dann in Auffassung alles dessen, was den Menschen interessirt; und wo die eigene Wahrnehmung, die eigene Erfahrung unzulänglich sind, in

der Auffassung durch Mittheilungen und Erfahrungen Anderer zu Begriffsbildungen. In diese Begriffe bringt der Verstand durch das Urtheil Einheit, und durch Zusammentragung von Urtheilen ist die Schlußfolgerung gegeben, ein Ausfluß des Vernunftvermögens.

Indem nun der Verstand Begriffe sammelt, ist er, weil er selbst nicht Alles sinnlich und geistig auffassen kann, an die Belehrung und auf das Gebiet der Wissenschaft verwiesen. Diese sind demnach zur ausgebreiteteren Verstandesbildung nothwendig. Gebricht es nun der Mittheilung oder der Wissenschaft an Wahrheit, so entbehrt sie der Moral, des Stempels der Gotteseigenschaft, und die von dem Verstande aufgenommenen Begriffe, wenn sie nicht aus dem Borne der Wahrheit geschöpft sind, führen zu falschen Urtheilen, da der Verstand ohne das Licht der Wahrheit das Falsche nicht zu sondern vermag. Das Zusammenfügen von falschen Urtheilen veranlaßt aber zu falschen Schlüssen, woraus wieder hervorgeht, daß die Vernunft nicht frei ist, nicht frei handeln kann. Daraus geht nun wieder hervor, daß jede Wissenschaft zur Grundlage die Wahrheit, oder was eins ist, die Moral besitzen muß. Am allerwenigsten aber ist die Vernunft frei, wenn sie von der Selbstliebe beherrscht wird; denn diese erzeugt, wie wir wissen, alle Leidenschaften im Menschen, welche wieder die Triebfedern werden, dem Menschen seine Auffassungsweise nach dem eben vorwaltenden Triebe geschehen zu lassen.

Die Grundsätze, welche als Ausflüsse der Ergebnisse von Schlüssen aus einer falschen und unfreien, das heißt, von der falschen Selbstliebe und ihren Auswüchsen beherrschten Vernunft hervorgehen, wirken störend auf das Allgemeinwohl. Da aber das Wohl eines Einzelnen ohne das Allgemeinwohl illusorisch ist, erscheint das Gebot des unbedingten Glaubens und des unbedingten Handelns nach der Lehre Jesu gerechtfertigt, ja nothwendig, da in diesem allseitig gläubigen Streben nur allein der wahre Weg gezeichnet ist, das Vernunftvermögen, geleitet von den Wissenschaften, in so ferne sie das Zeichen der Wahrheit tragen, zu jener Höhe der Bildung zu führen, deren sie fähig ist.

Hat sie diese Höhe erreicht, dann ist sie sich bewußt, daß sie

sich frei bewegt, daß es kein eitler, kein leerer Wahn, kein erfolgloses Bemühen ist, wenn der Mensch, wie Christus sagt, anstrebet, Gott ähnlich zu werden: denn wir sehen in der That alsdann im Menschen ebenfalls eine Dreieinigkeit, eine Dreiheit in schönster Harmonie zu einem einzigen Ganzen vereiniget, zum untheilbaren Ganzen. Diese Dreieinigkeit im Menschen, das heißt, in dem vollendeten Menschen, ist zusammengesetzt 1) aus seinem freieigenen Willen, seiner Bestimmungsthätigkeit, 2) aus seinem Wahrheitsgefühle, der Moral und 3) aus seiner Erkenntniß, seiner Intelligenz, dem höher entwickelten Verstande. In dem Zusammentritte dieser drei ganz verschiedenen Eigenschaften im Menschen entsteht die höchste Vernunft als **Einheit**, welcher Einheit durchaus keine dieser drei Eigenschaften fehlen kann und darf, ohne selbst in Nichts zu zerfließen, oder in Nichtvernunft überzugehen.

Es widerstreitet dem falschen Freiheitsgefühle so vieler Menschen, wenn man ihnen ansinnet, der christlichen Moral unbedingte Folge zu leisten: aber ihrem Ehrgeize schmeichelt der Gedanke, als Gottesebenbild zu gelten, und sie rühmen sich in ihrem Hochsinne dessen. Es fällt ihnen nicht im Entferntesten ein, daß es, wenn man sich zur gottähnlichen, menschenwürdigen Dreieinigkeit emporschwingen will, unerläßlich nothwendig ist, sich unverrückt an die Christuslehre anzuklammern; diese weist aber die ungebührliche Selbstliebe von sich. Ja nicht einmal der Gedanke kommt solchen Menschen in den Sinn, daß es ein unverantwortlicher Frevel gegen die Gottheit selbst ist, wenn das von der Selbstliebe verblendete, von Leidenschaften zu Untugenden und Lastern aller Art verleitete Geschöpf sich Gottes Ebenbild nennet.

Andere dagegen sagen, es gehöre in das Reich der Ideen, der Phantasie, von der Menschheit verlangen zu wollen, daß sie der größtmöglichsten Moral, der größtmöglichsten Intelligenz und des größtmöglichsten Wohlergehens sich erfreuen könne: der Mensch gehöre der Wirklichkeit, nicht der Phantasie an u. s. w., und wissen den Gedanken einer guten, schönen Menschheit gar nicht zu fassen. Sie sind von dem Gegensatze der schönen Menschheit beherrscht, nämlich von dem Kampfe der Leidenschaften so übertäubt, verwirrt

und verblendet, daß sie den schönen und edlen Kampf des Guten gar nicht denkbar finden können; nehmen aber dabei keinen Anstand, sich civilisirte Menschen zu nennen, obgleich sie, wenn man sie fragt, was denn Civilisation eigentlich sei, beinahe keine andere Antwort wissen, als: „Civilisation kommt her von civilis, und dieses wieder von civis:" ja ganz kürzlich erst konnte man in einem gewissen Aufsatze lesen: „Die Achtung, welche man in einem Lande vor dem „Menschenleben hat, ist der sicherste Maßstab seiner Civilisation."

Stimmt denn nicht Alles überein, daß die Menschen so glücklich als möglich sein sollen, da denselben das hochherzige Gefühl der Menschenliebe eingelegt ist, welche durch die tausenderlei Geistesanlagen der Menschen alle Hindernisse zu beseitigen weiß, welche diesem allgemeinen Glücke entgegenstehen könnten, gar nicht zu sprechen von der Freundesliebe, der Gattenliebe und der Liebe zu den Kindern, so wie umgekehrt von der Liebe der Kinder zu ihren Aeltern? Diese Zweige zu dem großen, schönen Baume der allgemeinen Menschenliebe, nämlich das engere, beseligende Glück der Einzelnen, sind die schönsten Dreingaben unseres Schöpfers. — Wenn wir nun im Gegenhalte zu diesen göttlichen Gaben der Liebe noch das Vermögen betrachten, das den Menschen allein geschenkt ist, alle Schönheit, alle Pracht, alle Harmonie der Natur erkennen und genießen zu können, müssen wir da nicht an die Worte des Propheten erinnert werden und mit ihm ausrufen: „Mit ewiger Liebe liebe ich dich, „darum erbarme ich mich dein und zieh dich zu mir." Müssen wir da nicht tief bedauern, wenn uns so ein Mensch höhnend in's Angesicht spricht, daß solches Streben der Menschheit nach ihrer höchsten Zufriedenheit eitles Streben nach Idealen, nach einem, dem Nebel gleich zerrinnenden Phantasiegebilde und deßhalb lächerlich sei: und wenn die Menschheit in ihrer Mehrzahl wirklich der Eitelkeit, dem trügerischen Scheine nachrennt, so muß man sich unwillkürlich gestehen, wenn das Geschlecht, dem allein so Hohes, wahrhaft Göttliches zuerkannt ist, gar noch seine Abstammung aus dem Thierreiche abzuleiten sucht: — wenn das Geschlecht, dem wahrhaft Himmlisches beschieden ist, anstatt dieses zu erkennen und den Himmel gleichsam lebend schon zu bewohnen, dagegen seinen irdischen Aufenthalt schon zum Qualorte für sich und die Mitmenschen umge-

staltet; daß ein großer Theil der Menschheit noch recht weit von seiner wahren Erkenntniß entfernt steht.

Noch Andere, welche sich sogar Menschen nach der Vernunft, „Rationalisten", nennen, sprechen offen aus: die Christuslehre in ihrem ganzen Umfange zu befolgen und zu üben, sei reine Unmöglichkeit, so namentlich die Ausübung der Feindesliebe. Wenn man diesen, nämlich den Feinden gegenüber sich gefügig zeigen würde, laufe man Gefahr, um all sein Hab und Gut zu kommen und unbarmherzig dem Elende überliefert zu werden: vertheidigen offen den aktiven Widerstand und sagen, die Erfahrung lehrt, daß, wenn Jemand dem Anderen Einen Stein in den Garten wirft, es am besten sei, das Recht der Repressalien zu üben und demselben Zwei Steine dafür in seinen Garten zu werfen. Helfe dieses noch nichts, demselben noch einen Stein an den Kopf zu schleudern. Dieses helfe. Es sei zwar nicht christlich, aber doch praktisch und probat. — Auch diese nennen sich civilisirte Menschen und Christen! —

Es kann unmöglich von Gott den Menschen ein Gebot gesetzt sein, welches seinem eigenen Wohle entgegenstreben würde. Wenn diese die Art der Anwendung nicht finden konnten, so liegt es sicherlich an ihnen allein. Gott — wer kann leugnen, daß er die ewige Wahrheit ist? — hat uns ja gesagt: „Mein Joch ist sanft und Meine Bürde ist leicht." Woran liegt es denn, daß wir so schwer an seiner Lehre in ihrem ganzen Umfange tragen, daß man gerade den Glanzpunkt seiner hohen Lehre als nicht anwendbar, als nicht anpassend für die Verhältnisse der Menschheit betrachtet? — Dieß muß doch offenbar eine falsche Beurtheilung voraussetzen!

Der von Leidenschaften beherrschte Mensch hat weder richtige Beobachtungs-, noch richtige Unterscheidungsgabe. Wir sehen dieses tausendfach. Man findet in der Leidenschaft, durch welche ein Anderer fortgerissen wird, nichts Anstößiges, wenn dieselbe Leidenschaft die eigene Lebensabirrung ist. Der Säufer findet nichts Unschickliches darin, wenn ein Anderer demselben Laster fröhnt, wenn nur sein eigenes Ich nicht durch die Leidenschaft des Andern beeinträchtigt wird. Eben dasselbe finden wir im Wollüstlinge, dem Genußsüchtigen, dem Hochmüthigen, Rachsüchtigen, Eigensinnigen, Ehrgei-

zigen u. s. w. Trotzdem nun diese Auswüchse einer falschen Selbstliebe gegen die Ordnung verstoßen und eine Selbstzüchtigung durch Hervorrufung von physischen Uebeln nicht ausbleibt, verfallen die Menschen immer wieder in dieselben Laster. Man sieht den Säufer, am Körper und Geiste zerrüttet, als ein abschreckendes Beispiel unter den Menschen herumwandeln, bis derselbe, manchmal im Kothe hingesunken, sein Leben endet, wie ein verkommenes Vieh. Sein Gesinnungsgenosse sieht es und setzt unbekümmert deßhalb seine Lebensweise fort, und ein Anderer fängt dieselbe Lebensweise an. Der Wollüstling, der mit ausgemergeltem Körper, mit hohlen Augen einherwankt und siech verendet, oft auf faulem Stroh, erregt keinen Schauer bei seinesgleichen. Andere folgen seinem Beispiele. So bei allen Lastern ohne Unterschied. Der Eine regt seine Sinne durch diese, der Andere durch eine andere Leidenschaft auf, findet Genuß darin, Seligkeit aber, wenn die Sinne durch die Leidenschaft übertäubt sind.

Eigenthümlich bei der ganzen Sache ist aber auch, daß jener, welcher von den Untugenden der Menschen spricht, den Vorwurf zurückerhält, er betrachte nur mit Vorliebe die Schattenseite, nicht die Lichtseite der Menschheit, als wenn diese die überwiegende Hälfte wäre, was doch sicherlich nicht in Wahrheit gesagt werden kann. Betrachte man nur den Verkehr der Menschen, und zwar nicht oberflächlich, sondern von seiner tiefsten Würdigung; ist man denn nicht oft in der Lage, aussprechen zu müssen, daß es den Anschein hat, als ob der Richter in dem Verbrecher die Anwendung dieses oder jenes Artikels des Strafgesetzbuches erblicke, der Vertheidiger aber, um ein glänzendes Rednertalent an den Tag legen zu können, oder die Anklage zu entkräften; daß der Arzt in dem physischen Uebel, welches dem Laster entsprungen ist, diese oder jene Heilanzeige gegeben findet; daß der Philosoph in der Auftauchung einer moralischen Mißgeburt ein neues philosophisches System, der Physiolog Materialien zur Statistik der verschiedenen Laster finde, wenn man nicht von anderen Seiten her wieder das unverkennbare Streben bemerkte, der fallenden Menschheit unter die Arme zu greifen.

Fortsetzung.

Was ist wohl die Ursache, warum die Menschheit nicht auf jener Stufe stehet, auf welcher sie stehen sollte? Da wir nun wissen, daß das Christenthum allein im Stande ist, den Menschen ihren richtigen Lebensweg vorzuzeichnen und dieselbe auf ihren Lebenswegen ohne Irrung zu führen, und wenn wir uns nun dieser Führung zu unserm eigenen Schaden nicht anvertrauen, so muß irgend ein Hinderniß bestehen, welches die Ursache ist, daß wir die Wege nicht wandeln, welche wir wandeln sollen. — Dieses Hinderniß liegt ganz nahe, es ist unsere falsche Selbstliebe, welche uns leitet, blos um unserm eigenen Ich zu dienen. Erstarkt diese falsche Selbstliebe in uns, so artet sie in Leidenschaften aus, welche nie mehr, oder doch nur sehr schwer abgelegt werden können, ja, wenn man sie gewaltsam entfernt, gleich den Köpfen der lernäischen Hydra doppelt wachsen.

Für uns Christen hat die Mythe der alten Griechen von einem vielköpfigen Ungeheuer ungemeine, eine tiefe Bedeutung; denn sie paßt ganz und gar auf unsere falsche Selbstliebe, die allenfalls als ein vielköpfiges Ungeheuer erscheint. Diese unsere falsche Selbstliebe ist auch in der That *unser wahrer Antichrist*, welcher uns das Christenthum verschließt, den Eingang desselben in unser Herz versperrt. Wir brauchen deßhalb nicht erst die Ankunft eines andern Antichristen zu befürchten, gleichwie ein bekannes Volk auf die Ankunft des Messias hofft. Dieser, der Messias, ist längst erschienen. Sein Volk hat ihn aber nicht erkannt: und der Antichrist ist längst geboren; wir tragen denselben im Herzen, kennen ihn nicht, und ziehen ihn doch täglich größer. Darum verflacht immer mehr die Christuslehre, darum nimmt die Sittlichkeit täglich mehr ab, darum häufen sich die Verstöße gegen die gesetzliche Ordnung, darum lockern sich die Bande der Familienverkettung und die der Menschenverkettung, und es drohen diese durch die stets zunehmende Größe des Antichristen vollends gesprengt zu werden.

Sehr bezeichnend spricht die alte Mythe von der lernäischen Hydra, daß, so oft ihr Herkules, als er sie erlegen wollte, Einen ihrer Köpfe abgeschlagen, ihr dafür zwei andere nachgewachsen seien, daß sie daher in ihrer Bekämpfung, wenn man sie theilweise un=

schädlich gemacht wähnte, doppelt stärker geworden sei. Die Mythe erwähnt noch, daß trotzdem, daß das giftige Thier nach jedem abgeschlagenen Kopfe stärker geworden sei, ein ungeheuerer Krebs als Bundesgenosse der Hydra beigestanden habe, indem er den Helden rücklings angegriffen und in die Fersen desselben gekneipt habe. Als nun der unerschrockene Kämpfer sah, daß das Köpfeabmähen fruchtlos sei, packte er das fürchterliche Thier, um es zu erdrücken. Allein jetzt, als er es umschlungen hatte, kam er durch dessen giftigen Hauch in Lebensgefahr, und der geängstigte Held befahl daher seinem Wagenlenker Jolaos, den nahen Wald in Brand zu stecken. Jetzt ließ er sich von demselben brennende Baumäste reichen und brannte die Stelle eines jeden abgeschlagenen Kopfes aus, worauf das Thier erst vollends getödtet werden konnte. Allein der Gifthauch desselben machte den Sieger krank und sein ganzer Körper bedeckte sich mit Geschwüren.

Gerade so verhält sich's mit unserm Antichrist, mit der Hydra unserer falschen Selbstliebe. Sobald Einer ihrer Auswüchse, Einer ihrer Köpfe abgeschlagen, das heißt mit Gewalt entrissen wird, wachsen dafür zwei andere nach; denn sie erstarkt im Kampfe durch Trotz. Schlimm ergeht es einem Jeden, der es wagen würde, sie in einer Umschlingung zu erdrücken.

Sehr bezeichnend erscheint der Krebs als Bundesgenosse des Ungeheuers; denn diesem Thiere wachsen ebenfalls seine Waffen, nämlich die Scheeren, wieder nach, wenn man sie ihm abgetrennt hat. Gerade so einen Bundesgenossen besitzt unsere falsche Selbstliebe in dem jungen Nachwuchse, welcher dem Ringer mit der Hydra der Selbstliebe die Ferse verwundet, rücklings angreift; und gerade so, wie der giftige Hauch der Hydra dem mythischen Helden am meisten zu schaffen machte und am ganzen Körper beschädigte, eben so ergeht es dem Kämpfer, welcher der Hydra der Selbstliebe anderer Menschen im Einzelnkampfe entgegentritt. Ihr giftiger Hauch in der Verläumdung sucht auf alle mögliche Weise den Angreifer zu beschädigen, bürgerlich krank oder bürgerlich todt zu machen.

Das Alterthum kennt keinen größeren Helden, als Herkules. Man eignete ihm Thaten zu, welche unmenschlich, d. h. über die Kräfte eines einzelnen Menschen weit hinüberreichten. Die Mythe

gesteht zu, daß Herkules alle die ihm übertragenen, theils übermenschlichen Arbeiten ganz allein vollendet hat, nur in Bekämpfung der lernäischen Hydra allein habe er eines Beistandes nothwendig gehabt. Gerade so, wie der größte Held, welchen sich die Alten vorstellten, allein das Ungethüm nicht bezwingen konnte, eben so kann Niemand allein seine falsche Selbstliebe, wenn sie ihm über den Kopf gewachsen ist, niederdrücken und mit Erfolg bekämpfen, noch viel weniger jene seiner Nebenmenschen.

Daß wir gegen unser auswüchsiges Ich, unsere Hydra, unsern Antichrist, den wir im Herzen tragen, immer mit Erfolg in die Schranken treten können, ist unwahr, wie es die Erfahrung längst dargethan und bestätigt hat. Einige sehr seltene Beispiele der gelungenen Umänderung liefern noch keinen Gegenbeweis; denn einem jeden solchen Gegenbeweise stehen Tausende von Beweisen entgegen, daß im Kampfe um Unterdrückung der Leidenschaften, wenn diese einmal erstarkt sind, sehr selten der Mensch reüssirt hat. Der Geizige schleppt seine Leidenschaft und seine Lieblosigkeit gegen Andere bis an sein Grab, eben so der Trunksüchtige, der Hochmüthige, der Neidische, der Verläumder, der Zornige u. s. w. Nur die Auswüchse gewisser Naturtriebe dürften mit dem Alter verlöschen und den Sinn umändern, so wie auch dem Spieler, dem Verschwender durch Ausgehen des Stoffes vor jener Zeit Grenzen gesetzt werden. Allein die ungebührliche Selbstliebe, auch wenn ein Theil ihrer Köpfe eingeschrumpft sein wird, hält aus bis zur Lebensgrenze.

Wenn verheerende Krankheiten einreißen, überhaupt wenn große Kalamitäten über das Geschlecht der Menschen hereinbrechen und das Ich gefährdet erscheint, da tritt man wohl hin zu dem, der die Geschicke der Menschen leitet, und wirft sich vor ihm nieder in den Staub: — allein sobald das Uebel den Rücken gekehrt, richtet sich, der Mehrzahl nach, der Mensch im stolzen Sinne mit allen seinen Untugenden wieder empor, hat selten eine abgelegt. Sie sind seine andere Natur geworden, hängen wie verwachsen mit ihm zusammen. Wir sind auch selten im Stande, unsern Untugenden die Nahrung abzuschneiden, es seie denn, daß man sich von der Gesellschaft, welche jenen stets neue Nahrung zuführt, gänzlich absondere.

Unter solchen Prospekten möchte man fast glauben, daß das

Glück der Menschheit, ihre moralische Größe, wirklich im Reiche der Träume liege. Allein dem ist denn doch nicht so. Es muß nur angenommen werden, vielmehr aus dem rast-, aber erfolglosen Bestreben des besseren Theiles der Menschheit, das stets wachsende Ungeheuer in unserer Mitte zu bekämpfen, geht bis zur Ueberzeugung hervor, daß die gewöhnlichen Waffen, mit welchen gegen dasselbe zu Felde gezogen wird, nicht die rechten, daß sie ungenügend sind, oder doch wenigstens ihre Anwendung eine unrichtige ist.

Wir haben nun gesehen, daß der Mensch ein Geschöpf ganz eigener Art ist. Ihm allein ist Freiheit beschieden. In dieser liegt seine Bestimmung. In der Erkenntniß und Bethätigung seiner wahren Freiheit liegt sein Glück für sein Körperleben, liegt sein Glück für sein Seelenleben. Jenes währt nur so lange, als der Körper besteht, dieses aber so lange, als die Seele währt, nämlich ewig. In der Nichtkenntniß und somit in der falschen Bethätigung der Freiheit liegt das Unglück für sein Körper- und für sein Seelenleben.

Es ist ganz natürlich, daß im Menschen das Erkenntnißvermögen nicht weiter reicht, als das Auge zu schauen vermag; allein eigenthümlich und dem Menschen allein ist es gegeben, daß er die Leere, welche sich im Menschen ohne Erkenntniß bildet, im Geiste nicht zu ertragen vermag, sondern durch diese Leere einen Sporn zur Erreichung nach Erkenntniß erhält. Die Erkenntniß kann aber keine vollständige, keine sichere sein, wenn das Auge selbst nicht entwickelt oder trübe ist, oder wenn der Gegenstand zu entfernt gerückt liegt, so daß die Umrisse und Einzelnheiten des Objekts nicht mehr scharf unterschieden werden können.

Gerade so verhält sich's mit dem geistigen Auge des Menschen. Ist dieses nicht vollständig entwickelt, oder ist es trübe, oder ist das Objekt zu ferne gerückt, so fehlt die Grundbedingniß der richtigen Unterscheidung, und wo diese fehlt, ist die unrichtige Schlußfolgerung gegeben, somit auch die unrichtige Handlung.

Das natürliche Auge entwickelt sich mit dem Körper zugleich, und es bedarf nur der nöthigen Uebung, Vorsicht und Pflege, daß das Sehvermögen nicht beeinträchtigt, sondern geschärft wird. Was das körperliche Auge mit Schärfe sehen kann, das tritt als Wahr-

heit vor die Vorstellung. Im Gegentheile muß es als Unsicherheit oder als Unwahrheit vor die Vorstellung bringen, was es nicht mit der gehörigen Schärfe oder nicht im Lichte sehen kann. Eben so mit dem geistigen Auge. Nur dasjenige kann es als Wahrheit vor des Menschen Innerstes stellen, was dasselbe mit der gebührenden Schärfe beobachten kann. Alles andere ist Unsicherheit oder Unwahrheit.

Das geistige Auge des Menschen verhält sich aber anders, als dessen körperliches. Es entwickelt sich nicht von selbst, bedarf aber der geistigen Pflege, der geistigen Schärfung, und da ist vor Allen nothwendig, daß sich der junge Mensch unbedingt an sein eigenes Geschlecht im größten Vertrauen anschließt. Dieses setzt aber voraus, daß das allgemeine Geschlecht auch eines solchen Vertrauens würdig sein muß, damit der Nachwuchs, die angehenden Menschen, nicht auf Abwege zur Unwahrheit geführt werden.

Dieses letztere, nämlich daß das allgemeine Geschlecht auch des größten Vertrauens würdig sei, kann man von ihm wohl jetzt nicht sagen. Es müssen also andere Wege eingeschlagen werden, wenn die Menschheit zur moralischen Würde, welche eben das Christenthum ist, gelangen kann. Nun gibt es aber für uns Menschen gar keinen anderen Ausweg, wir sind unbedingt an unsere Mitmenschen hingewiesen, d. h. die Leitung des jungen Nachwuchses fällt unbedingt wieder dem Geschlechte anheim. Soll also etwas Ersprießliches zum Vorschein kommen, müssen wir andere Maßregeln, als die bisherigen einschlagen. Die Hauptsächlichsten aber sind: 1) Angewöhnung zum Guten, 2) Belehrung. Beides aber von Jugend auf unter gewissen Bedingungen, wie im Folgenden näher bezeichnet werden soll.

Dreizehntes Kapitel.

Art und Weise der Belehrung.

Es gibt zwei Wege, welche einzuschlagen sind, damit die Menschheit zur moralischen Größe, welche eben auch das Christenthum ist, sich empor raffen kann. Bei unsern Zuständen ist die Einschlagung beider Wege unerläßlich. Diese sind, wie wir bereits gesagt, Angewöhnung und Belehrung von frühester Jugend auf, und zwar mit unverwandten Augen von dem vorgesteckten Ziele. Gleichwie sich der Mensch seine Leidenschaften erst angewöhnt, eben so muß er sich in Zeiten, wo Leidenschaften das Menschengeschlecht regieren, sich die guten Eigenschaften eines Menschen eher angewöhnen, als jene, nämlich die Leidenschaften, schon Platz oder Aufnahme im jungen Menschen gefunden haben; oder, richtiger gesagt, der junge Mensch muß sich die guten Eigenschaften zu allererst angewöhnen lassen. Der gute Same muß schon frühzeitig gesäet werden, ehe noch das Unkraut hat keimen, also noch viel eher, als dieses hat Wurzeln treiben können; denn es ist schwer, alsdann jedes Würzelchen des Unkrautes auszurotten, oder deren Anwurzelung und Umsichwucherung zu verhindern.

Ja, wir wiederholen es, von frühester Jugend an muß der Mensch angeleitet werden, das rein Menschliche zu üben und sich anzugewöhnen, und das Nichtmenschliche, d. h. das der Menschenordnung Entgegenstrebende zu vermeiden, so daß das in der Jugend angewöhnte Gute den Grundton, den hervorstehenden Charakter aller Handlungen im Leben bildet. Man betrachte nur die Sprachweisen einzelner Provinzen und unter diesen wieder die Sprachweisen einzelner Orte. Ueberall herrscht Verschiedenheit des Dialektes mit

einer der besonderen Gegend eigenthümlichen Betonung, welche in den reiferen Jahren schwer abzulegen ist, und selbst oft unter sprachlich Gebildeten nie vollkommen abgelegt werden kann. Wenn also schon Sprachfehler schwierig abzugewöhnen sind, an denen man denn doch kein eigentliches Interesse hat, wie viel weniger sind jene Denk- und Handlungsweisen abzugewöhnen, welche in dem persönlichen Ich wurzeln, mit demselben verschmolzen erscheinen, und die demselben schmeicheln.

Die erste Untugend, welche das Kind sich angewöhnt, ist der Eigenwille, oder, wie man besser sagt, der Eigensinn. Dieser tritt beim Menschen oft schon in seiner zartesten Kindheit hervor. (Es scheint beinahe lächerlich, solches behaupten zu wollen, allein der Zweifler frage die Mütter: diese können ihm in diesem Punkte Aufschlüsse ertheilen, da diese gar oft Gelegenheit haben, die Wahrnehmung zu machen, daß das Kind schon frühzeitig Eigensinn äußert).

Der Eigensinn des Kindes hat wohl nicht viel zu bedeuten; allein mit dem Wachsen des Kindes treten auch die Zeichen des Eigensinnes des Kindes schärfer hervor. Jetzt ist es Zeit, daß das Kind fühlt, daß ihm nicht Jeder seiner Begehrungen willfahrt werden darf. Je früher das Kind gewöhnt wird, daß es dem Willen der Mutter sich gerne und bereitwillig füget, desto leichter und lieber wird es den Worten des Vaters Gehör und Willen schenken.

Jetzt ist die erste Grundlage fertig, um auch dem Gebote der Moral unbedingte Folgsamkeit leisten zu können. Allein jetzt beginnt der zweite Abschnitt im Leben eines Menschen. Das Kind tritt jetzt in die Welt. Der Uebergang in dieselbe ist nur in außerordentlichen Fällen ein greller. Gemeinlich gelangt das Kind vom älterlichen Hause zunächst auf die Straße oder die Gasse. Hier aber, so unscheinbar dieser Uebergang des Kindes in die Welt erscheint, so bedeutungsvoll ist derselbe; denn hier ist der Ort, wo das Kind die Uebel der Welt gleich einer weggeworfenen Waare aufliest und sich aneignet: oder, um uns des Ausdruckes der alten Mythe zu bedienen, hier ist die Höhle, allwo die Hydra der jungen Menschen gezeugt und geboren wird, zur Lebensfähigkeit reift und zur Thatkraft erstarkt.

Es tritt das Kind mit andern Kindern zusammen, um zu

spielen. Nun ist aber dieses Spiel des Kindes gewöhnlich ein sehr unschuldiger Zeitvertreib. Allein es bleibt nicht dabei, es artet leicht aus, indem die Eigenliebe des Kindes oder auch sein Ehrgefühl dabei betheiligt wird. Es wird leicht zum Zorne, zur Rachsucht, zum Neide verleitet, namentlich wenn es mit Kindern zusammenkommt, welche schon älter sind, als es, und welche schon den Stempel einer gewissen Verdorbenheit an sich tragen. Spielend wird das Kind älter, spielend legt es den Grund seiner künftigen Charakterrichtung. Es tritt mit der Zügellosigkeit in den Bund, eignet sich diese an und verlernt den eigenen Willen dem allgemeinen unterzuordnen. Es wird eigensinnig, starrsinnig. Hat es einen gewissen Grad von Starrsinn erreicht, so gesellt sich zu diesem gerne das Laster der Lüge, und faßt diese festen Fuß, so ist das Kind moralisch verloren. Das Kind ist nicht von selbst verdorben, sondern durch Unterlassung der so nöthigen Aufsicht verdorben worden.

An der Unwahrheit erkennen wir das der Gotteseinrichtung Entgegenstrebende; an dem Wahrheitsgefühle, welches im Menschen liegt, seine höhere, gottverwandte Natur. In dem Wahrheitsgefühle, welches dem Menschen angeboren, aber nicht erworben ist, wie seine anderen Kenntnisse über die Natur und über sich selbst, muß der Misanthrop verstummen, welcher behauptet, daß der Hang zum Bösen im Menschen überwiegend über dessen Hang zum Guten sei: muß der Physiolog bekennen, daß die Untergrabung des Wahrheitsgefühles die Grundlage aller Uebel im Menschen ist.

Man betrachte ein jedes Kind, welches nur geistig nicht zurückgeblieben ist und eben das dritte oder vierte Lebensjahr erreicht hat, ohne einmal in den Fall gekommen zu sein, zwischen Wahrheit und Unwahrheit zu unterscheiden. In dieser Lebenszeit hat das Kind sich schon eine gewisse Unterscheidungsgabe angeeignet. Gesetzt nun einem solchen unverdorbenen Kinde würdest du eine Unwahrheit sagen, du, von dem das Kind stets gewohnt war, nach seinen Begriffen Wahrheit zu vernehmen. Wie wunderbar seltsam, zweifelnd, dann mißtrauisch, endlich strafend wird dich der unschuldige Blick treffen. In dem Selbsterkennen des Unwahren von der kindlichen Seele und in dem strafenden Blicke auf dich, der du diese Unwahrheit gesagt hast, liegt eine ganze Welt voll Betrachtung.

Wenn man einem unverdorbenen Kinde etwas verspricht und hernach sein Wort nicht hält, so wird schon sein Vertrauen zur Wahrheitsliebe wankend gemacht, und am meisten, wenn Aeltern wortbrüchig werden; denn von wem soll das Kind mehr Vertrauen zur Wahrheit schöpfen, als von jenen, welche ihm zu Allernächst stehen, an welche es durch die Bande der Gewohnheit schon seit seinem ersten Erwachen des Erkenntnißvermögens gebunden ist; von denen es weiß, daß es von ihnen seinen Lebensunterhalt bezieht? (Von Erkenntniß der Bande des Blutes kann wohl bei dem Kinde noch keine Rede sein.)

Wahrhaft sehr bezeichnend hat das Christenthum den Teufel mit dem Namen „Vater der Lüge" belegt. Hier im Kinde wird es klar. Ist die Lüge in ihm zur Gewohnheit geworden, so hat der Böse schon Besitz in ihm ergriffen. Möchten dieses alle Aeltern, alle Erzieher beherzigen und das Wort „Lüge" oder „Unwahrheit" nicht im engsten, sondern im vollen und weitgedehntesten Sinne des Wortes nehmen! Denn Lüge oder Unwahrheit ist eine jede Abweichung in Wort und durch Handlung von den Gesetzen der Moral; jedes Vergehen, jedes Verbrechen, jedes Laster, jede Leidenschaft und jede Untugend ist eine Lüge gegen Gottes Anordnung, und der Mensch, dessen Wahrheitsgefühl schwankend oder gar untergraben, ist zum Begehen aller Laster fähig.

Selbst die Scherzlüge ist unstatthaft und der Menschencharakteristik feindlich. Wie sich alles Böse gewöhnlich auf eine feine Art und unbemerkt im Menschen einschleicht, eben so ist es auch mit der Lüge. Erst erscheint sie als ein harmloser Scherz; hat sie aber Terrain gewonnen, gestaltet sie sich oft zur Noth, wird Nothlüge, wie man die Unwahrheit, um sich selbst blauen Dunst vorzumachen, zu benennen beliebt, als ob es mit im Geschicke der Menschheit läge, aus Noth zur Unwahrheit greifen zu müssen. Allerdings führt die Scherzlüge sehr oft zur sogenannten Nothlüge, diese aber, die Nothlüge gebiert die freche Lüge und diese die falsche That, gemeinhin „Vergehen" oder „Verbrechen" genannt. Auf diese Weise wird es klar sein, daß um jeden Preis eine jede Lüge, das Falsche in Wort, in Mienen und Geberden, oder in der That in jeder Beziehung vom kindlichen Gemüthe ferne gehalten

werden muß, auf daß die volle Wahrheit ihren Thron darin befestigen kann.

Wir wiederholen es: Vor Allem muß das Wahrheitsgefühl im Kinde erhalten werden und der Geist der Unwahrheit in jeder Beziehung stets ferne bleiben. Das Kind läßt sich bei seinen Spielen sehr gerne zu Betrug, Heuchelei, Schmeichelei, Verleumdung u. dgl. verleiten. Es sind diese die ersten Ausgeburten der Unwahrheit, welche aber mit dem weiteren Wirkungskreise des Menschen allmählig an Dimensionen gewinnen. Die mit der falschen Selbstliebe verschwisterte Lüge wird im Bunde mit derselben ebenfalls mit dem erweiterten Wirkungskreise des Erwachsenen kein Vergehen und Verbrechen für zu groß, für unausführbar erkennen. Wie wenn nun die Lüge bei der Nothwendigkeit, daß der Mensch zur Erlangung seiner Sicherheit unbedingt an die Wahrheit hingewiesen ist — wie wenn nun die Lüge in allen ihren Formen neben einer wahren Belehrung den jungen Menschen allseitig umgibt, ehe dieser Sicherheit erlangt hat? — Offenbar müßte Verwirrung daraus entstehen, oder gänzliche Verrückung des richtigen Standpunktes des Menschen, namentlich wenn die wahre Belehrung vernachlässigt würde. Und müssen wir denn nicht von vielen Menschen sagen, daß sie der Verwirrung deßhalb verfallen sind, weil sie von der Lüge eher umstrickt waren, ehe sie Sicherheit durch belehrende Führung gewonnen haben?

Mit Recht kann man die Lüge als den Keim aller Laster der Menschen nennen; das Wahrheitsgefühl verliert aber das Kind sehr leicht in seinem Zusammentreffen mit anderen Kindern auf der Gasse, da einerseits noch Keines von diesen in demselben Gefühle unwandelbar fest ist, anderntheils die falsche Selbstliebe zu wuchern und zu erstarken anfängt. — Es gibt nicht wohl ein gesellschaftliches Spiel, in welchem nicht Vortheil auf der einen und Nachtheil auf der andern Partei sich ergäbe. Da muß doch bei Kindern, bei denen man denn doch noch keine Charakterfestigkeit voraussetzen kann, sehr leicht die Eigenliebe befriedigt oder beleidigt werden. In diesem Falle führt sie zu Leid, dieser erzeugt Neid, Mißgunst, selbst Haß, im andern Falle zur Freude, welche in ihrer Zügellosigkeit zur Selbstüberschätzung, oft zum Hohne, Hochmuthe, auch zur Schadenfreude u. s. w. führt.

Der Hochmuth ist Eines jener Laster, welches am öftesten früher, als es auf der Gasse Ursprung findet, und zwar meistentheils schon im älterlichen Hause eingepflanzt und gepflegt wird. Wenn das Kind ein neues Kleid bekommt, so wird es zum Spiegel geführt, und allerhand schmeichelhaftes gesprochen, wie das Kleid gut sitzet, schön zieret u. s. w., wodurch die Eitelkeit in das empfängliche Gemüth des Kindes einzieht. Jetzt ist nur noch ein kleiner Schritt zur Hoffart, wenn das Kind außer dem Hause andere erblickt und seinen Putz mit jenem der andern, weniger gezierten Kinder vergleichet. Bald wird es sich durch die Sucht, ein äußeres Gepränge gerne an den Tag zu legen, auszeichnen. Daraus erwächst von selbst eine Ueberschätzung seiner selbst, die in Geringschätzung Anderer, besonders deren übergeht, die sich nicht solcher Vortheile von Umständen zu erfreuen haben, welche diesen möglich machen, auch ein Gepränge zur Schau zu tragen, überhaupt in geringeren Verhältnissen leben müssen. Damit ist der Hochmuth gegeben. Wie jedes Laster wieder Laster erzeugt, so ist es auch mit dem Hochmuthe. Dieser erzeugt Spottsucht, welcher den Spötter entehrt und den Verspotteten kränkt, dadurch der Leidenschaften viele wachrufen oder selbst erzeugen kann, namentlich Neid, Haß und Lieblosigkeit, von Allen aber den Luxus. Diese letztere Leidenschaft treibt ihre Sache mitunter etwas großartig; denn um ihr fröhnen zu können, bestiehlt man die Kasse des Herrn, des Staates oder betrügt die Pflegbefohlenen, die Mündeln um ihr Vermögen u. s. w.

Es liegt unbestreitbar in dem Charakter der Menschen, daß sie sich ihrer Würde nichts vergeben, auch nicht durch unanständige oder nachlässige Körperbekleidung. Aber über diese Grenze hinaus, in das Gebiet der Leidenschaften, darf die Sache denn doch nicht geführt werden, was einer ungezügelten Selbstliebe, der Eitelkeit, so leicht möglich ist.

Hieher darf und kann nicht übergangen werden, auf einen Unfug hinzuweisen, dessen sich viele Erwachsene schuldig machen, wenn sie einem Kinde Lobsprüche ertheilen, wenn dasselbe in witzigen Einfällen einem andern Menschen, sei es einem Kinde, einem Armen, einer alten oder krüppelhaften Person einen Schabernack anthun, verspotten oder necken. Eine solche Billigung und Ermunterung des

kindlichen Unverstandes von Seite Erwachsener muß um so mehr gerügt werden, als mit dem Kinde die Unarten groß werden, in Tücke, Schadenfreude und Lieblosigkeit ausarten und um sich wuchern.

Fortsetzung.

Nach der Lüge ist unstreitig die Lieblosigkeit die nächste Untugend, welche dem kindlichen Gemüthe ferne gehalten werden muß, da sie den eigentlichen menschlichen Charakter im Menschen ertödtet; denn die Liebe ist das Band, welches der Schöpfer in die Brust der Menschen gelegt hat, mit dem sie sich umschlingen sollen, damit sie im Glücke und im Frieden wandeln können. Wird dieses zauberische Band schon von Jugend auf zerstört oder erschlafft, entspringt der Unfriede auf Lebensdauer. Da ist eben die Gasse oder die Straße der gefährlichste Ort, allwo sich die meisten Gelegenheiten darbieten, diese Liebe schon im Kinde zu ersticken. Als nächste Veranlassung darf man das Spiel der Kinder mit Thieren ansehen. Man hat zum Beispiele einen Vogel. Das ist jetzt eine unendliche Lust. Er wird, damit er nicht davon fliegen kann, mit seinen Füßen an einer Schnur angebunden. Nun kann man seine Freude allein nicht bemeistern. Man hüpft deßwegen auf die Gasse und zeigt den Spielkameraden das Thier. Diese schaaren sich um den glücklichen Besitzer. Man beschaut das niedliche oder überhaupt das buntgefiederte Thier so recht in der Nähe und von allen Seiten. Es wandert von Hand zu Hand. Endlich will man sich an seinem Fluge ergötzen, während man es an der Schnur festhält. Dieses dauert in der Regel so lange, bis das geängstigte Thier sich seinen Quälereien entziehen kann, oder bis es verendet.

Ein andersmal ist ein größerer Vogel, eine Eule, oder ein Hausthier, welches man in zügelloser Lust, im Schwarme des Spieles neckt, bald eine langsam dahin wackelnde Ente, bald ein halb verhungertes oder krankes Gänschen, eine junge Katze, ein junger oder angebundener Hund. Je ausgelassener die Jugend in solchen herzlosen Spielen dabei ist, desto größer erscheint ihre Freude, und einer will es dem andern gemeinlich in Neuheit der Neckerei zuvorthun. Die Lieblosigkeit, welche in der Jugend an den Thieren geübt worden ist, wird sich in reiferen Jahren gegen die Mitmenschen kehren,

um eine Quelle unsäglicher Leiden zu bilden. Wem sollte nicht die Begierde bekannt sein, mit welcher die Gassenbuben den Vogelnestern nachstellen, Nest und Eier zerstören und die unflügge Brut oft erbarmungslos verderben? —

Eine ungemeine Gelegenheitsursache, an den Kindern die Lieblosigkeit groß zu ziehen, ist ihre Anwesenheit bei den gewöhnlichen häuslichen Schlächtereien oder jenen der öffentlichen Metzger. Das jährliche Schlachten von Schweinen in den Haushaltungen ist gewissermassen ein kleines Familienfest, auf welches sich die Kinder des Hauses am meisten freuen, und diese gehen gerne hinzu, wenn sie schon etwas abgestumpft sind, um das Tödten des Thieres mit anzusehen. Sicherlich muß es aber für das jugendliche Gemüth von großem Nachtheile sein, wenn es sieht, wie unbekümmert um das durchdringende Gekirre und Gestöhne des Schweines der Metzger kaltblütig dem Thiere das Messer durch den Hals in die Brust senket; wenn die Umstehenden eben so ruhig bei dem Todesröcheln des Thieres dessen letzten Blutstropfen aufzufangen bemüht sind; wenn die Kinder dasselbe bei dem gewöhnlichen Schlachten von Geflügel in der Küche sehen*).

Es gibt Kinder genug und eben so Erwachsene, welche dem größeren Thiere in das Schlachthaus nachfolgen, um aus bloßer Neugierde dem Todtschlagen desselben beizuwohnen. Muß sich da nicht der Gemüther eine gewisse Gefühllosigkeit bemeistern, welche dieselben einst fähig macht, eben so ruhig die schwere Waffe gegen den Kopf eines Menschen zu schwingen, oder das Messer eben so kaltblütig in die Brust des Andern zu stoßen? — So und auf vielerlei andere Arten wird die Liebe in dem Menschen erstickt. Mit der Lieblosigkeit gegen die Thiere wird der Anfang gemacht; hat das Kind mehreren Scenen der Thierquälerei oder der Thiertödtung beigewohnt, so hat sein Mitleid einen argen Stoß erlitten. Im Erwachsenen geht es aus, wenn die Leidenschaften ihre Herrschaft beginnen.

---

*) Zwar bestimmen Verordnungen, daß die Schweine erst durch einen Schlag zu betäuben seien. In der Praxis wird aber sehr selten Rücksicht auf diese Verordnung genommen; auf dem Lande beinahe gar nicht.

Noch ein anderes Laster wird auf den Gassen geboren und groß gezogen, das der Dieberei. Der Eine der müssigen Buben weiß z. B. einen Baum mit Kirschen, welche anfangen, reif zu werden. Bald wissen es mehrere, und heimlich stiehlt man sich an den Ort, um sich davon zu pflücken. Eben so geht's mit dem später reifenden Obste, Birnen, Aepfeln, Nüssen. Da ist kein Weg zu weit, keine Umzäunung zu fest oder zu hoch, und auf Feldern und in Gärten wird Schaden angerichtet. Der größte Schaden aber erwächst in den Kindern selbst. Denn jenes Kind, welchem nicht angewöhnt worden ist, fremdes Eigenthum zu achten und zu ehren, und hauptsächlich seine Gelüste niederzukämpfen, wird seine Hände, erwachsen, eben so dreist nach anderes, nach fremdes Eigenthum ausstrecken.

Wenn der Grund für die Leidenschaften des Kindes durch ein aufsichtloses Herumstreunen auf der Gasse, überhaupt im Freien gelegt wird, so eignet es sich allda noch eine andere Untugend an, welche schwer abzulegen ist und deßhalb oft dem ganzen Leben anhängt, nämlich die Arbeitsscheu. — Unter allen Geschöpfen der Erde steht der Mensch allein da, welcher Langeweile hat. Es ist dieses eben ein Beweis mit, daß die Seele des Menschen kein Kind der Zeit oder der Natur ist. Mit diesem Namen „Langeweile" bezeichnet man jenes lästige, innere Gefühl, welches den Menschen beschleicht, wenn dessen Geist keine Beschäftigung hat. Dieses nagende Gefühl einer geistigen Leere im Menschen deutet an, daß Langeweile mit der Bestimmung des Menschen unvereinbar sei und sie zwingt uns zu irgend einer Beschäftigung. Das Kind empfindet diese Leere auch, und sucht sich deßhalb zu beschäftigen. Es spielt oder sucht seinen Geist durch neugieriges Herumstreunen zu beschäftigen. Dieses Letztere wird bald Gewohnheit. Müssiggang ist die Folge davon.

Die angewohnte Arbeitsscheu verleitet zur nachlässigen, unordentlichen oder mangelhaften Erfüllung aller jener Pflichten, welche man sich und Andern schuldig ist, ferner zur Unreinlichkeit, überhaupt Vernachlässigung des Körpers, dann zu Spielsucht, Trunksucht, Verschwendung, Unmäßigkeit u. s. w., und da der Mensch genießen will und muß, aber nichts erwerben will, zum ordentlichen Erwerbe keine Neigung besitzt, so verleitet die Arbeitsscheu ferner

noch zu Betrug, Diebstahl, selbst Raub und Mord. Die Arbeitsscheu wird somit, da sie zu dem moralischen und physischen Untergange des Arbeitsscheuen und seiner Nebenmenschen empfindlich beitragen kann und öfters auch beiträgt, mit Recht als ein Laster bezeichnet.

Mit der Langweile verwandt ist der Ueberdruß. Er ist ein Begleiter des Müssigganges: ist das Unbehagen an irgend einer Beschäftigung, welche mißfällt, entweder wegen Arbeitsscheu, oder wegen Unnatürlichkeit der Beschäftigung; kann auch selbst wegen Uebersättigung im Genusse der materiellen Freuden entstehen. In letzterem Falle artet sie leicht in Lebensüberdruß aus.

Der Grund, welcher im Kinde während seines aufsichtlosen Herumstreunens gelegt worden ist, wird im Knaben- und im Mädchenalter noch mehr befestigt, erhärtet gleichsam daselbst. Zwar werden sie mit dem Eintritte in dieses Alter in die Schule geschickt, um sie durch den Schulbesuch schon neben dem Unterrichte, der ihnen gegeben wird, an eine geregelte Lebensweise zu gewöhnen. Wir haben aber tagtäglich die Beispiele vor unsern Augen, daß weder Schulbesuch, noch Unterricht von kleinauf verwahrloste Kinder bessern. Nach dem Schulbesuche wird eben der streunende Lebenswandel fortgesetzt; dazu kommt noch, daß es in vielen Orten Häuser gibt, wo in den langen Winterabenden solche junge Leute sich zusammensetzen, und allerhand treiben und sprechen, nur nichts nützliches. So kommt es, daß, wenn der Knabe aus der Werktagsschule entlassen wird, derselbe schon mehrere Kartenspiele spielen, spirituöse Getränke trinken kann, und einen gewissen Grad von Unnützheit schon erlangt hat. Nach der Entlassung aus der Werktagsschule ist der Junge in der Regel für die Erlernung irgend eines Geschäftes noch nicht entwickelt genug; da trifft es sich nicht selten, daß sich aus solchen jungen Leuten erst rechte Tagdiebe bilden, da sie noch mehr Zeit für ihr müssiges Herumstreunen durch die Entbindung von der Werktagsschulpflicht gewonnen haben.

Auch für die weibliche Jugend öffnen sich solche Häuser, allwo sie in Gesellschaft nichts Gutes sehen und hören. Namentlich sind es unzüchtige Reden, welche das vorher schon verwahrloste Geschöpf gerne aufnimmt und mit Spannung anhört. Die Gelegenheit hiezu

bietet sich leider nur zu oft dar. Unsere Gerichtshöfe entrollen mitunter sehr unauferbauliche Gemälde, wie alte und junge Wüstlinge junge Mädchen schon verführen: dabei darf nicht unberücksichtigt bleiben, daß die allerwenigsten derartigen Fälle zur Kenntniß der Behörden gelangen. Die gottvergessene Romanschreiberei thut das Ihrige, um die jungen Mädchen vollends um den gesunden Menschensinn zu bringen und die Geschlechtssphäre auf ungebührliche Weise anzuregen. — So kommt es denn, daß tausenderlei Umstände zusammenwirken, das bessere Gefühl im Menschen schon von vornherein zu ersticken, daß nur die Selbstliebe bleibt und angestachelt wird, um den Körpergenüssen die größte Aufmerksamkeit zuzuwenden; daß man sich um den Nebenmenschen gerade nur so viel bekümmert, als man dessen bedarf zur Gewinnung eigener Vortheile, zur Befriedigung der eigenen Gelüste. Dadurch nun werden Mißstände erzeugt, unter welchen gegenwärtig die Menschheit seufzt.

An dem Gassenbubenthume eines Ortes kann man schon mit ziemlicher Sicherheit auf den moralischen Werth einer Gemeinde schließen. Wer dieses Alles genau in's Auge gefaßt hat, der kann nicht leugnen, daß der ganze sittliche Verfall der Menschheit größtentheils in der Vernachlässigung der Jugend schon von ihrer Kindheit an abzuleiten ist. Zwar gebietet eine Verordnung bei Strafe den Aeltern oder Vormündern, daß Kinder unter sechs Jahren ohne Aufsicht die Straßen nicht zu betreten haben. Wenn wir auch nicht darnach fragen wollen, welche Motive solchen Verordnungen zu Grunde liegen, so müssen wir doch aussprechen, daß diese Verordnung durchaus nicht überall anwendbar ist, indem nur der Reiche oder Begüterte in der Lage ist, dieser Verordnung nachkommen zu können. Der Mittelstand, welcher vollauf zu thun hat, um nur seine Lebensbedürfnisse zu erschwingen, mag ihn seine Beschäftigung in der eigenen oder in einer fremden Wohnung halten, so wie die Feldarbeiter, namentlich wenn sie viele Kinder haben, sind nicht in derselben Lage, wie der Reiche, der sich eine Kindsmagd oder einen Hofmeister halten kann, welche die Kleinen überall beaufsichtigen können.

Mit einer gewöhnlichen Beaufsichtigung ist aber auch nichts, oder wenigstens nicht viel gewonnen, da die Kinder schon frühzeitig angehalten werden müssen, sich in die allgemeine Lebensbe-

stimmung zu fügen. Da haben oft selbst die Aeltern keine Ahnung davon, geschweige Kindsmägde, oft nicht Zeit dazu, noch öfter keine Geschicklichkeit, nach dem Alter des Kindes diesem das Geeignete auf geeignete Art beizubringen, gar nicht davon zu reden, daß manchen, ja recht vielen Aeltern die ersten Jugendjahre ihrer Kinder ganz gleichgültig sind, nämlich bezüglich der Grundlegung und Anbahnung zur Sittlichkeit, zur Nützlichkeit, hauptsächlich zur Unterordnung des eigenen Willens des Kindes unter dem allgemeinen für das künftige Glück des Kindes und der Nebenmenschen.

Fortsetzung.

Man weiß es, daß es besser werden muß, und hofft deßhalb von einem Decennium in's andere auf eine bessere Generation. Aber alles Hoffen ist eitel. Ja noch mehr als eitel. Mit in dem Schooße liegenden Händen hoffen wollen ist eine Unterlassungssünde, und wie eine jede Sünde auf dieser Welt schon Strafe nach sich ziehet, so kehrt die Sünde, welche wir in der Unterlassung einer richtigen Erziehung gegen die jüngere Generation begehen, ihren Stachel gegen uns. Wollen wir von Selbstschuld und also auch von Strafe frei bleiben, müssen wir thätig und mit Ernst selbst Hand anlegen, damit es besser werde, damit wir die Schuld an unsern Kindern abtragen und deren Rache abwenden.

Das „Wie" ist nicht schwer. Wir dürfen nur unsere Kinder in Gemeinschaft vom Hause weg an der Hand der Liebe bis in's öffentliche Leben, welches zu allernächst die Schule ist, geleiten lassen, oder mit andern Worten, wir errichten eine gemeinschaftliche Beaufsichtigung für unsere Kinder, allwo sie sich sowohl in den Wohnungen, als im Freien gegenseitig achten und lieben lernen, einander über die kleinen Unebenheiten ihrer Lebenswege hinüberhelfen lernen, daß sie Einen Sinn und Einen Willen zum Guten erhalten, und sich jene Eigenschaften angewöhnen und aneignen, welche dereinst einem jeden Menschen unerläßlich sind, kurz, daß Gemeinsinn schon von frühester Jugend auf geweckt und gestärkt wird. Es liegt ja in der Menschenordnung, in der Bestimmung der Menschen, daß sie im gemeinschaftlichen Leben sich gegenseitig unterstützen sollen in Freud und Leid: warum sollte deßhalb nicht

dem Kinde schon der richtige Weg eingeprägt werden, damit es alsdann, wenn sein Wille geregelt ist, denselben ohne Ueberwindung und ohne Mühe, ohne Anfechtungen zu unterliegen, wandeln kann. Wissen wir ja, daß das Gute, so wie das Böse schon in dem angehenden Menschen Platz greift, und daß das Böse ein unentschuldigbarer Vorsprung ist.

Auf den Gassen und Straßen wird in die jugendliche Menschheit eine Lebensanschauung in schiefer Richtung gelegt. Geräth nun das Lebensschifflein auf Klippen, Untiefen oder Sandbänke, ist man gar oft verblendet genug, daß man die Ursache der Irrfahrt gar nicht einsehen kann, daß man das Allernöthigste, den sichern Compaß, vergessen hat, der allein im Stande ist, das Lebensschifflein vor Gefahren zu bewahren, und den Curs desselben schon vom Gestade aus in die richtige Fahrlinie zu bringen. Da, wenn es nicht mehr vorwärts gehen will, wenn die Wogen des Alltagslebens von allen Seiten her an das Schifflein anschlagen, es zu zertrümmern drohen, — und wenn es im Strudel zu versinken droht, — da freilich ist es kein Wunder, wenn jener Mensch, der sich die nöthigen Kenntnisse und Festigkeit im Guten, sei es durch eigene oder fremde Vernachlässigung, nicht erworben hat, über sein Schicksal hadert, sich noch fester einrennt, und zuletzt der Verzweiflung anheimfällt.

Besser muß es werden. Dieß wissen wir Alle. Die gegenwärtigen Mittel sind unzureichend. Weil wir dieses wissen, müssen wir auf andere sinnen. Diese bestehen aber ja nicht in Verschärfung der gegenwärtigen, denn dann träte das Bild der Wirklichkeit uns entgegen, was uns die alte Zeit als eine Mythe überliefert hat. Nämlich statt einem abgeschlagenen Kopf der Hydra würden zwei oder noch mehr in Schnelligkeit nachwachsen. Man erinnert nur an die Erfolge der Ereiferer. Diese mögen mit aller logischen Schärfe zu Werke gehen, um Gutes zu stiften. Was aber wird ihr Antheil sein? Hohn, bitterer Hohn, und die bittere Erfahrung, Nichts bezweckt, im Gegentheile Trotz, Abscheu und dergleichen geerndtet zu haben.

Und doch gibt es ein Mittel, unsern Zweck zu erlangen, ohne zu den Gewaltmaßregeln des Herkules mit seinem Wagenlenker greifen zu müssen, d. h. erst die Köpfe der Laster abschlagen und

nachher mit Feuer deren Reproduktionsfähigkeit vernichten zu müssen. Unser Mittel ist das Christenthum. Dieses besitzt eine Zauberwaffe in der Liebe, welche es als Grundprinzip hinstellt. Da wir aber selbst diese Waffe weder besitzen, noch richtig zu handhaben wissen, liegt es an uns, das für uns thun zu lassen, was wir selbst nicht effektuiren können. Wir geben nämlich die Erziehung unserer Jugend in fremde Hände, in die Hände der Liebe, und lassen unsere Nachkommenschaft jenes Glück theilhaftig werden, welches für uns mit unserm Egoismus unerreichbar ist.

Man erlaubt sich deßhalb folgenden Vorschlag: Zwischen den beiden Geschlechtern hat keines mehr Zuneigung gegen die Kinder, als das weibliche. Wir Erwachsene werden oft zu einem Lächeln gezwungen, wenn wir ein Mädchen sehen, welches, obwohl es kaum noch recht gehen kann, das nächste beste Holzstück, etwa den Kegel seines Brüderchens, den Stiefelknecht des Vaters oder das Nudelholz der Mutter sich aneignet, mit einigen Stückchen Kleidungszeuge oder Lappen umgibt und so, zu einer Puppe improvisirt, jetzt mit Vorsicht auf den Armen herumträgt und mit Vorsicht wieder niederlegt. Wenn wir uns über das oft sehr Komische solcher Auftritte ergötzen, will uns die Natur recht augenscheinlich vor die Seele stellen, daß hoher Sinn im kindlichen Spiele liegt. Das wissen wir doch nun Alle, daß ein Mädchen von 1½ bis 2 Jahren noch lange keine Ahnung haben kann von der Bestimmung, welche die Vorsehung in dasselbe gelegt hat. Es ist dieses reiner Naturtrieb, welcher sich im Mädchen schon sehr frühzeitig äußert und sich frühzeitig zu entwickeln beginnt. Nachäffung kann es durchaus nicht sein, da der Knabe sich nie um Puppe und Puppenspiel bekümmert. Was sich im Kinde als Puppenliebhaberei äußert, geht in eine sanfte und zarte Anhänglichkeit an die jüngeren Geschwister über, bis es in der Mutterliebe zur vollen Thatkraft erwacht.

In jeder Entwicklungsperiode und in jedem Lebensalter des weiblichen Geschlechtes finden wir, daß dieses in Wahrheit und in Liebe der Jugend mehr, ja überwiegend, weit mehr zugethan ist, als das männliche Geschlecht. Dieses dürfte uns auch veranlassen, Jemanden aus diesem Geschlechte, welches in Wahrheit und in Liebe der Jugend zugethan ist, welchem diese Eigenschaften noch

nicht entfremdet sind, dabei einen moralisch-sittlichen Lebenswandel pflegt, unsere Kinder anzuvertrauen. An Mittheilungsgabe fehlt es diesem Geschlechte, wie bekannt, am wenigsten. Es wäre somit nichts nöthig, als eine Anstalt, in welcher passende Personen zu diesem Berufe vorbereitet würden. Die Möglichkeit, bei denselben in Untugenden zu verfallen, ist weit geringer, als beim männlichen Geschlechte, ja bei entsprechender Vorbildung, Gliederung und Beaufsichtigung, wenn man nur die Auswahl gut getroffen hat, kaum zu befürchten.

Das Institut der Gensdarmerie stellt uns recht überzeugend vor Augen, was geleistet werden kann, wenn ein Institut nur gut eingerichtet ist. Der junge Mann wird aus der Kaserne heraus auf das Land beschieden, um gleichsam einen Einzeldienst zu versehen, allwo ihm nichts weniger als Rosen blühen. Wir sehen den einzelnen Gensdarm sich in augenscheinliche Lebensgefahr stürzen, sei es, um einem Verunglückten beizuspringen, oder um ein gefährliches Individuum, einen rücksichtslosen, mit tödtlichen Waffen gut versehenen Mörder und Räuber zu ergreifen, unbekümmert um dessen verzweifelten Widerstand, unbekümmert um seine eigene Gefahr, nicht im eigenen Interesse, sondern nur um den Verbrecher den Gerichten überliefern zu können. Er scheut keine Hitze, keine Kälte, kein Unwetter: zu jeder Tages- und Nachtszeit ist er für einen Dienst thätig, welcher den Mitmenschen zu gut kommt. Dadurch, daß der Gensdarm stets ein wachsames Auge auf die Frevler der persönlichen und öffentlichen Sicherheit hat, so wie auf jene, welche durch Nachlässigkeit im Gemeindedienste, durch Unvorsichtigkeit in Verwahrung des Feuers sich einer großen Verantwortlichkeit gegen die Nebenmenschen aussetzen, und die Frevler und Nachlässigen jeder Art, unbekümmert um Ansehen und Stand der Person, zur Anzeige bringet, deßhalb zur Strafe oder Rüge führet, wird dieses Institut vielfach verkannt, vielmehr verhaßt, nur nicht bei den Gutdenkenden, welche ihm alle Achtung zollen.

Dem jungen Manne, welcher in seinem Sicherheitsdienste alle Wege betritt, dürften sich der Verlockungen mehr darbieten, als einem anderen; und doch ist es selten, daß er auf Abwege geräthet. — Eine Frauensperson nun, welche Pflichten der Erziehung über-

nommen hat, und welche ihrer hohen Stellung sich bewußt ist und bleibt, wird bei ihrer natürlichen Liebe zu den Kindern noch weniger auf Abwege gerathen, zumal wenn sie mit dem Institute, aus welchem sie hervorging, in steter Beaufsichtigung bleibt. Man gebe einer solchen Person einen bezeichnenden Namen, bei dessen Nennung sie sich jederzeit ihres hehren Berufes erinnere z. B. „Liebe", „Güte", oder „Mutter".

So viel ist für sich schon klar, daß vor Allem ein Institut gegründet werden muß, welches einen doppelten Zweck verfolgt, nämlich erstens um Erzieherinen zu bilden, dann zweitens um mit denselben, nämlich mit ihren Zöglingen, stets im Verkehre zu bleiben, und diese zu überwachen. Es kann nicht gleichgültig sein, wie die Erzieherin ihr Amt besorgt. Sie muß unbedingt Vorlehre und Vorübung genossen haben, damit sie die ihr anzuvertrauende Jugend in den sicheren Geleisen der Menschenordnung zu Liebe und Lust führet, daß Liebe und Lust Wahrheit werden im aufblühenden Geschlechte, daß Ausgelassenheit, Frömmelei, Heuchelei und Kopfhängerei keinen Boden gewinnen. Liebe werde die Grundlage der Menschheit, und Lust aber die Grundlage einer jeden guten Beschäftigung, da Alles, was wir mit Lust beginnen, mit Lust fortsetzen, endlich in Freude und Zufriedenheit endigt. Moral sei die Herrscherin, Intelligenz der Schild und Liebe und Lust die Devise dieser Institute.

Die Aufgaben dieser Institute, vielmehr der Zöglinge, welche aus demselben hervorgehen sollen, dürfte nicht zu enge begrenzt sein, damit sie die Kinder nicht blos bis zur Zeit ihres Schulbesuches auf den Straßen, überhaupt den Wegen ihrer Verführungen um sich versammeln, gleichwie die Henne ihre Küchlein um sich sammelt und vor Gefahren warnt: der Wirkungskreis müßte sich über diese Jahre hinaus erstrecken, so daß man den Samen, welchen man gestreuet hat, auch pflegen kann, bis er Früchte trägt.

Um den Gemeingeist bei den Kindern zu wecken, zu heben und zu veredeln, müßten Mehrere derselben ohne Unterschied des Geschlechtes, des Standes oder der Jahre sich um Eine Person vereinigen, deren Wille auch der ihrige werden soll, welche sich ausschließend nur der Erziehung und Beaufsichtigung widmete, d. h. die

Kinder müssen ihren Willen jenem ihrer Erzieherin unterordnen lernen. Diese, die Erzieherin, wird die Kinder auf der Bahn des Sittlich-reinen, der wahren Menschenliebe führen, durch Wort und Beispiel lehren, ihre Spiele überwachen und jede auftauchende Leidenschaft sogleich im Keime ersticken, dabei aber nicht vergessen, in jedem anvertrauten Kinde Liebe zu einer guten Beschäftigung einzuflößen, und diese zu einer guten Gewohnheit werden lassen, und namentlich ihr Herz durch faßliche Gebete zu Gott lenken, und diese Richtung durch zweckdienliche und entsprechende Gespräche befestigen.

Der Umgang solcher Personen mit den Kindern sei natürlich, nicht affektirt, nicht theatralisch, sondern gemüthlich und liebevoll. Wie wohlthuend ein erwiesener Liebesdienst von einer fremden Person auf das kindliche Gemüth einwirket, kann nicht beschrieben, sondern nur gefühlt werden. Wer von uns kann sich nicht aus der Zeit seiner Kindheit eines Falles erinnern, wo irgend eine ihm fremd stehende Person sich ihm in Freundlichkeit genähert und, wenn es kein anderer Liebesdienst war, wenigstens einige freundliche Worte mit ihm gewechselt hätte? Solche Eindrücke bleiben zeitlebens haften, und wenn solche Eindrücke dem kindlichen Gemüthe öfters widerfahren, werden sie auch eine Richtschnur in dessen spätern Leben abgeben. Werden wir ja schon durch tausenderlei andere Umstände darauf hingewiesen, daß das, was in der Jugend zur Gewohnheit wird, es auch in den späteren Jahren bleibt. „Jung gewohnt, alt gethan" ist das uralte Sprichwort, welches uns darauf aufmerksam macht, das den Kindern anzugewöhnen, was einstens bleibend in ihnen sein soll, was in allen Situationen des späteren Lebens das vorherrschende und bleibende Prinzip aller Handlungen werden soll. Wir werden gebieterisch hingewiesen, dieses zu thun, da wir durch die tausend und tausend Untugenden, welche als erworbene Eigenschaften in diversen Richtungen in der Menschheit sich gegenwärtig bewegen, auf tausenderlei Art betrübt und belästigt werden; wenn wir sehen, wie sie sich in der Menschheit eingeschlichen haben und von einem jeden Einzelnen angewöhnt worden sind; wenn wir sehen, daß diese Untugenden Anderer, welche unsere Ruhe stören, weder durch Menschenliebe, noch durch Warnung, Drohung oder Strafe wieder entfernt werden können.

Daß hierin ein großer Spielraum für die ersten Erzieherinen der Jugend gegeben ist, dürfte gänzlich außer Zweifel stehen, und diese werden um so mehr Gutes stiften können, je mehr, d. h. je längere Zeit die Kinder um eine solche Erzieherin versammelt sind.

Zwar könnte man, und zwar nicht ohne einigen Grund, einwenden, daß die Kinder unter einer solchen Behandlung die Liebe zu den Aeltern aus den Augen verlören, dem älterlichen Herzen entfrembet und einem andern zugewendet würden. Allein es scheint nur so, da im Gegentheile die Liebe zu den Aeltern durch eine solche Erziehung erst recht gehoben werden kann. Wenn die Erzieherin Takt hat, welcher in dem Punkte der Schicklichkeit keineswegs dem weiblichen Geschlechte abzusprechen ist, so wird sie es schon zu veranstalten wissen, daß sie im Voraus dem Kinde die Freude verspricht, an diesem oder jenem Tage es mit seinen andern Gespielen zu den Aeltern, sei es in die Wohnung, sei es auf das Feld, zu führen. Wenn nun das Kind bei diesem gemeinschaftlichen, aber nicht zu lange ausdehnbaren Besuche merkt, wie die freundlichsten Blicke der Aeltern auf es gerichtet waren, so wird es sicherlich gehoben, zugleich aber auch den Aeltern das Herz voll gemacht werden. Haben die Aeltern des einen Kindes nun auch einige freundliche Worte für die Gespielen ihres Lieblings, so wird das gegenseitige Band unter allen nur fester gezogen. Alle werden in Liebe einander mehr genähert.

Solche Besuche müssen auf alle Seiten hin höchst wohlthätig wirken und sind entschieden vortheilhafter, als wenn die Kinder einer Gemeinde von der Straße weg sich in diesem oder jenem Hause zusammenrotten, um ihre, meistens unartige Spiele allda fortzusetzen. Dulden solche die Eigenthümer des Hauses, so werden die Kinder noch mehr verwöhnt, dulden sie im Gegentheile dieselben nicht, und jagen sie die Kinder, des Lärmens wegen aus ihrer Wohnung hinaus, so wirken sie bleibend abstoßend auf die Kinder, welche nun einen andern Platz aussuchen werden, allwo sie ungestörter sind.

Die Erzieherin wird ihre Pflegbefohlenen in Unterbrechungen nicht blos allein zu deren Aeltern führen, sie wird mit ihnen auch in die Wohnungen der Armen, der Schwachen, der Kranken, der Hilfsbedürftigen gehen, und wird, indem sie einige Worte des Trostes

an diese richtet, in den Herzen ihrer Kleinen eine Seite öffnen, welche wir bei so vielen Erwachsenen verschlossen finden. Es wird nämlich dadurch bei den Kindern das Gefühl für Mitleid angefacht, zugleich auch den Bedrängten, wenn auch keine materielle Hilfe, doch ein Trost für ihr Gemüth gewährt, der so wohlthuend, jetzt aber so selten ist.

Daß das Gefühl der Mitleidenschaft, wenn es erstarkt ist, für die Mitmenschen, besonders aber für die Hilfsbedürftigen zu einer unschätzbaren Wohlthat, zu einer wahren Segensquelle sich gestalten wird, kann nur derjenige bemessen, welcher durch Beobachtungen von vielen Jahren Kenntniß von den gewaltigen Mißständen, welche die gegenwärtige Zeit charakterisiren, hat nehmen können. Gar oft ereignet es sich, daß ein Familienvater erkrankt und seine nöthigen Geschäfte, durch welche er sein Hauswesen fortführet, auf längere Zeit nicht selbst besorgen kann. Es erwächst ihm aus seiner Krankheit schon ein großer Nachtheil, dieser wird aber nicht zu groß, wenn seine Nächsten aus Mitleid dessen Geschäft so lange mit Uneigennutz fortführen, bis er wieder gesund ist. Namentlich thut dieß bei Armen so Noth, welche sich keinen Geschäftsführer einstellen können, und um welche man so selten in ihrer Krankheit sich umsieht.

Die Fälle stehen nicht so vereinzelt, daß manche Arme Monate, ja Jahre lang gelegen sind, ohne daß sie eine andere Person um sich gesehen hätten, als nur diejenige, welche ihre allernothwendigsten Bedürfnisse zu stillen abgeordnet war, und da nur auf die kurze Dauer des nothwendigen Aufenthaltes. Dem Verfasser dieses ist ein Fall bekannt, wo in einem Orte eine ganz mittellose Frau einige Wochen vor der Zeit niedergekommen ist. Der Mann war gerade in Angelegenheiten verreist und konnte unter zwei bis drei Tagen nicht zurückkommen. Das Kind, welches geboren wurde, war schwächlich, und versprach keine lange Lebensdauer. Die Mutter des Kindes aber, welche bereits ein halb Jahr schon gekränkelt hatte, wurde sogleich nach der Entbindung ernstlich krank. Der Mann hatte sehr nahe Verwandte, Brüder und Schwestern im Orte. Die Frau aber, eine stille, sanfte Person, hatte fremd hereingeheirathet. Ihr zur Seite stand eine Tochter von vierzehn Jahren aus der ersten Ehe ihres Mannes. Trotzdem nun, daß der Mann abwesend, die Frau

sehr bedenklich krank war, und das Neugeborne wenig Hoffnung zur Fristung seines Lebens gab, nahm sich Keiner der Brüder und Verwandten der bedrängten Haushaltung an, so daß nicht einmal die Taufhandlung des Kindes vorbereitet werden konnte, bis sich die Gefahr der Wöchnerin bedeutend gesteigert hatte. Endlich kam der Mann nach Hause. Sein Kind war getauft, seine Frau aber eine Stunde vor seiner Ankunft verschieden.

Gar oft trifft sich's, daß Jemand krank, von heftigen Schmerzen gefoltert wird, oder daß Jemanden sonst ein Unglück zustößt; da findet die Lieblosigkeit alsbald Gelegenheit, namentlich, wenn das Unglück einen Armen betroffen hat, ihren giftigen Zahn zu wetzen. Dadurch nun, daß die Kinder mit Kranken (natürlich nicht mit ansteckenden Kranken) zusammenkommen und dabei von Seite ihrer Aufsicht ein trostreiches Wort an den Betroffenen vernehmen, wird das Mitgefühl im jugendlichen Herzen nicht blos erhalten, sondern auch gestärkt, was gewiß dereinst der ganzen Gemeinde von den ersprießlichsten Folgen sein wird.

An dem Lager der Kranken und Gebrechlichen wird nicht nur der Keim für das Mitleid gegen solche Personen erweckt und gerührt, sondern auch dem Uebermuthe von vorneher schon der Boden entzogen, um in den Herzen der Zöglinge anwurzeln zu können; denn man hatte sie darauf aufmerksam gemacht, daß diese oder jene Person, welche jetzt so hilflos daliegt, noch vor Kurzem in Lebensfrische einhergewandelt, daß auch ihnen nicht Brief und Siegel gegeben sei, ob sie bis an's Ende ihrer Tage von ähnlichen Schlägen des Schicksals bewahrt bleiben werden, und ob sie nicht auch des Nächsten Trost so gerne in Anspruch zu nehmen gezwungen sein werden.

Neben den Kranken befinden sich auch gesunde Personen, welche man sehr oft „verlassen" nennen muß. Diese Personen sind die alten Leute. — In dem alten Menschen tritt uns das Bild der begonnenen Schwindung eines Organismus überhaupt und der Lebenskräfte sehr schön entgegen, das heißt, die Lebensabnahme tritt uns im Alter recht deutlich vor die Sinne. Die symmetrischen Formen des Körpers gehen auseinander: die Haltung des Körpers wird eine gebückte, das Haar weiß oder fällt gar aus: das Augenlicht verdunkelt sich, Mißstände allerlei Art verändern den gefälligen Bau

des Auges, es fehlt die Lebhaftigkeit des Ausdruckes. Die Körperformen werden eckig, das knöcherne Gerüste tritt mehr hervor: die Sinnesorgane stumpfen ab. Im Gefühle der schwindenden Lebenskraft wird das Alter mitunter unzufrieden, mürrisch. Am meisten aber tritt letzterer Fall ein, wenn das Alter von der jüngeren Generation eine wegwerfende und oberflächliche Behandlung zu erdulden hat. Und doch ist es nur die Jugend, mittels welcher das Alter noch gerne am Leben hängt. Unvermögend, selbst den Unterhalt sich zu erwerben, ist das Alter durch die Natur schon an das jüngere Geschlecht gewiesen. Die Natur gibt dieses auch recht auffallend zu erkennen. Der gealterte Mensch, vorausgesetzt, daß er nicht durch eine bittere Lebensschule seine reinen Naturgefühle verloren hat, gibt sich gerne mit der Jugend ab. Man sieht dieses nur zu häufig, ob die gealterte Person männlichen oder weiblichen Geschlechtes ist. Gar manche Großmutter gesteht, daß der Großvater die Kindeskinder mehr liebe, als er seine eigenen geliebt hat, und mehr Nachsicht mit den lärmenden Spielen derselben hätte, als einst mit den Spielen seiner eigenen Kinder. Ja einige Menschen behaupten, daß das Alter selbst kindisch würde. Doch das gehört nicht hieher.

Wie wenig oder wie selten nähert sich die Jugend solchen liebenden Herzen; im Gegentheile durch das oft Abstoßende ihrer welken Körperformen und das Unschöne ihres Angesichtes geht man ihnen sogar gerne aus dem Wege und meidet sie absichtlich. Dazu kommt noch, daß diese Personen auch Bedürfnisse haben und zehren müssen, ohne erwerben zu können. Da sind sie bei Vielen im rohen Volke ein Dorn im Auge. Ja man kann behaupten, daß der Gebildete, welcher nur wieder mit Gebildeten Umgang pflegt, keine Ahnung davon hat, wie verlassen, verachtet, selbst verhaßt eine alte Person bei den ungebildeten eigenen Kindern oft ist, welche man lieber begraben wissen möchte, als am gemeinschaftlichen Tische mitessen sehen; denn es wäre alsdann doch sicherlich schon mehr geschehen, solchem himmelschreienden Unrechte Abbruch zu thun. Solchen rohen Personen fällt es nicht im mindesten ein, daß das Vermögen, welches sie jetzt besitzen, meistens von ihren Aeltern herrührt; ja nicht einmal, daß sie den Dank ihrer jetzigen Existenz der Sorgfalt ihrer Aeltern schuldig sind. Möchten solche undankbare Kinder bedenken,

wenn sie das gebrechliche Alter ihrer Aeltern belästiget, weil sie für sie zu sorgen haben, daß ihre Nachlässigkeit in Gewährung der nöthigen Bedürfnisse das Leben des hilflosen Alters nur wenig verkürzen kann, weil es ohnehin bald verrinnen würde. Wenn aber die Aeltern eben so gewesen, wenn sie die Hilfsbedürftigkeit der Kinder belästigt, so daß sie vergessen hätten, sich um dieselbe zu bekümmern, und nicht der größten Opfer für sie fähig gewesen wären, sie als Kinder schon in die Grube gesenkt worden seien, noch ehe sie kaum angefangen hätten zu leben.

An dem Lager des Altersschwachen muß das Kind begreifen lernen, ehe es vom Hochmuthe umgarnt und verblendet wird, daß auch sein Abend eben so hilflos werden kann, wie sein Morgen war; das Kind muß begreifen lernen, daß, gleichwie die Schuld der Menschheit in frühester Jugend von seinen Aeltern als den allernächsten Verwandten in aufsteigender Linie abgetragen worden ist, nun diese Schuld, nämlich die Pflege der Schwachen auf die Kinder, als die allernächsten Verwandten in absteigender Linie, in Liebe übergehen muß. So auf diese Art wird die schreiende Sünde, welche gegen das Alter begangen wird, mit der Wurzel ausgerottet werden.

Es kann nicht widerstritten werden, daß eine rohe Behandlung alter Personen von Seite ihrer Kinder größtentheils die Frucht der eigenen Vernachlässigung in der Erziehung ist, daß sie die schwere Buße der Unterlassungssünde ist, wenn vielleicht nicht noch mehr, daß nämlich die Nemesis eine längst begangene Schuld am alten durch wieder einen jungen Menschen ausgleichen will. Doch in das göttliche Strafgericht einzugreifen hat der Mensch kein Recht. An uns ist es aber, dieses Gebrechen zu heilen. Es gehört nur dazu, daß die Kinder öfters mit alten Leuten in Liebe zusammengeführt werden, damit die Liebe auch für diese in das jugendliche Herz einziehe, um eine bleibende Herberge darin aufzuschlagen. So auf diese Art öffnet sich den Erzieherinen unserer Kinder ein weites Feld für ein segenreiches Wirken.

Fortsetzung.

Befinden sich in einem und demselben Orte mehrere solcher Erzieherinen, wie es nicht anders möglich sein kann, wenn die Kinder-

zahl nur einigermassen groß ist, so werden sie gegenseitig ihre Pflegbefohlenen bisweilen zusammenführen, theils zum Austausche von Liebe, Achtung, Ermunterung oder — Tadel (letzteres freilich nie durch die Kinder), theils auch den Geist der Kinder an einen größeren Ueberblick zu gewöhnen, den Sinn der Verträglichkeit und Menschenliebe an einem größeren Kreise zu üben.

Allein die Erzieherinen werden ihre meiste Zeit nicht mit Besuchemachen abgeben wollen, sie werden vielmehr den ihnen anvertrauten Pfleglingen eine Beschäftigung zu geben wissen, wodurch sie Lust und Liebe zur Arbeit erhalten. Es ist nothwendig, dieses den Kindern schon anzugewöhnen. Wenn sie später an eine geregelte Beschäftigung gehen sollen, fällt es ihnen schon schwer. Man sieht dieses nur zu häufig. Wie mancher Vater klagt darüber, daß sein Kind gar keine Lust zur Arbeit oder zum Lernen zeige. Daß er es selbst verzogen hat, daran denkt er gar nicht. Gewohnt, von einem Spiele zum andern zu hüpfen, von einer Straße in die andere zu rennen, dem Muthwillen und der Neugierde überall nachzuhängen, wird es für das Kind ein Zwang, seinen Geist auf etwas Besonders, Ungewohntes hinzulenken, allda zu sammeln und längere Zeit gesammelt zu erhalten. Eine solche Beschäftigung erscheint dem Kinde zu unnatürlich, und deßhalb wird es sich diesem Zwange so bald als möglich zu entschlagen suchen.

Wie verblendet manche Aeltern in dieser Beziehung sind, geht aus dem Umstande hervor, daß sie mit merkwürdiger Resignation bemerken, wie ihre einstigen Lieblinge im Strudel der Welt zu Grunde gehen. Nur ein Beispiel aus dem Leben. Ein Vater mit bedeutendem Vermögen, in einer hübschen Stellung und dem Stande der Gelehrten angehörend, besaß zwei Knaben, welche er über Alles liebte. Frisch am Geiste und am Körper waren sie die hüpfenden Begleiter des Vaters auf seinen Spaziergängen. Das kleine Kind, das gebrechliche Alter, kurz Niemand blieb von ihnen ungeneckt. Bei jedem muthwilligen Streiche der Buben konnte man das schallende Lachen des Vaters vernehmen. Vermöge des Letzteren Stellung und Reichthum hatte Niemand den Muth, ein zurechtweisendes Wort gegen die Buben zu richten oder dem Vater Vorstellungen zu machen. Man zog es vor, den beiden Buben auszuweichen, namentlich wenn

sie in der Gesellschaft des Vaters waren, ganz eben so, wie man einem Herrn ausweicht, welchem zwei bissige Hunde voranlaufen und umschwärmen. Als diese Buben älter wurden, wollte sich der Eine von ihnen der Handlung widmen, hatte aber bis zu seinem dreißigsten Jahre seinen älterlichen Erbtheil, welchen er herausbezahlt bekommen hatte, schon verschwendet, und starb, von Jedermann verachtet und arm, eines elenden Todes in einem Spitale jung an Jahren, alt am Körper. Der Andere wollte sich den Studien widmen, ist aber in der Fremde nach mehreren Demagogenstreichen, in welche er verwickelt gewesen sein soll, verschollen. Dieser Vater lebte noch lange nachher. Bei dem Gespräche, welches seine ehemaligen Lieblinge berührte, äußerte er mit großer Ruhe: „Sie sind mißrathen." — Was sagt wohl der Physiolog zu solcher Aeußerung? —

Aehnlicher Fälle könnten recht Viele citirt werden; aber wozu, ein Jeder schaue nur um sich, um sie in seiner Nähe zu sehen. Tausende und Tausende gibt es, die ihre Kinder sich selbst überlassen, ihnen beinahe jede Untugend gestatten, selbst so unverständig sind, zu antworten, wenn man sie auf die Ungezogenheit derselben aufmerksam macht: „Man muß die Jugend gewähren lassen, kommt der Verstand, so gibt sich dieses Alles schon von selbst u. dgl." — Wenn denn nun, ehe der Verstand kommt, der junge Nachwuchs schon grund- und bodenlos verdorben ist, schlägt man wohl die Hände über den Kopf zusammen und stößt ungerechte Klagen gegen Gott und die Menschen aus. An die eigene Schuld denkt Niemand.

Während nun alle jene Kinder, welche sich im Freien belustigen wollen, sich um ihre Erzieherin schaaren würden, wird diese ihnen nach ihrem Ermessen die Eintheilung ihrer Zeit vorgeben zum Spiele, zur spielenden Beschäftigung und zur ernsthafteren Beschäftigung, nie aber Zwang, als der Menschenordnung feindlich, gebrauchen, sondern nur freiwillige und liebevolle Unterordnung anzugewöhnen suchen. Während dem die Erzieherin alle bösen Leidenschaften niederzuhalten strebt, wird sie die edlen zu pflegen suchen.

Es gibt überdieß noch etwas, welches eine Erzieherin mitüberwachen kann. Es ist dieses die Angewöhnung zum regelmäßigen Stillen des Hungers. Wie oft wird in diesem Punkte gefehlt. Im gemeinen Leben geht das unsinnige Sprichwort: „Kinderhändchen

und Kälbergrippen dürfen nie leer werden.“ Daß dadurch gefräßige Menschen gezogen werden, ist bekannt; sagt auch ein anderes, aber wahres Sprichwort: „Der Vielfraß wird nicht geboren, sondern erzogen.“ — Dadurch nun, daß die Kleinen regelmäßig zu essen bekommen und einfache, aber gesunde Nahrung zu sich nehmen, bleiben sie dereinst gewiß gesünder, wenn sie ihre Mäßigkeit beibehalten, als die Korpulenz, welche schwerfällig einhergeht, von Unterleibsstockungen, Schlaganfällen und allen möglichen Krankheitsformen gequält wird, welcher am wohlsten ist, wenn der Magen gefüllt ist.

Eine heilige Pflicht hat eine solche Erzieherin noch darin zu erfüllen, daß sie ihre Pflegbefohlenen in Lust und Liebe sogenannte (nicht die wahren) Freuden entsagen lehrt. Es ist unabweisbar, daß das Kind schon im Entsagen gewöhnt wird, so zwar, daß es im freiwilligen Entsagen schon Freude und Lust empfindet, ja nicht durch Zwang. Dieser ist, wie bereits gesagt, der Menschenordnung entgegen, hemmt jeden freien Aufschwung des Geistes, erzeugt Trotz und wird auch vom Kinde schon empfindlich gefühlt.

Hier ist auch der Ort, sich noch einmal über das sogenannte Ereifern auszusprechen. Dieses ist die letzte, vielmehr gar keine Manier, Menschen zu bessern. Der Ereiferer mag bezüglich der guten Sache, die er verficht, noch so sehr im guten Rechte sein, bezüglich seines Effektes wird er aber stets auf Hindernisse stoßen, wie es nicht anders möglich ist; denn das Ereifern ist ja selbst eine Leidenschaft, und mit Leidenschaften läßt sich mit Erfolg keine andere Leidenschaft bekämpfen. Den Leidenschaften muß die Ueberzeugung, die Intelligenz in Liebe entgegentreten; sonst wird die beabsichtigte Belehrung oder Besserung ein Ziel für Spott und Hohn.

Auch dem Luxus kann gesteuert werden, so daß das Kind an einer starken und schützenden, der Menschenwürde aber dennoch angemessenen Bekleidung mehr Geschmack empfindet, als an dem leichten Flitter, welcher beinahe allwöchentlich nachgeschafft werden muß.

So kann in jeder Beziehung ein ähnliches Institut segenbringend wirken, wenn es gut durchdacht, wohl gegliedert und mit liebevoller Energie gehandhabt wird.

Wohl wird man sagen, dieses Alles sei besser gesagt, als in Wirksamkeit gesetzt. Die Auslagen, welche die Gemeinden ohnehin

schon bedeutend drücken, würden durch solche Einrichtungen noch bedeutend vermehrt u. s. w.; übrigens würde man auch den guten Willen bei den meisten Aeltern und Kindern nicht finden. — Es scheint dieß allerdings wahr; allein wenn man etwas wahrhaft Ersprießliches in's Leben rufen will, darf man sich von einem scheinbaren Hindernisse noch nicht abschrecken lassen. Wie viele Institute werden in's Leben gebracht, welche weniger nothwendig sind, als ein solches; denn eine Umwandlung der Erziehungsmethode der Kinder thut Noth, da die bisherige Art der Erziehung nicht genügt und die Moralität von Jahr zu Jahr tiefer sinket. Es ist unabweisbar, es muß zu einem andern Mittel geschritten werden. Es ist das Gebot der Nothwendigkeit. Kein Uebergang aus unserer moralischen Tiefe zur sittlichen Höhe ist so sanft wirkend, überall hin so wenig störend, als die Beaufsichtigung und Belehrung der Kinder außerhalb des älterlichen Hauses, noch ehe das Kind verdorben ist. Und daß sich für einen solchen Beruf das weibliche Geschlecht am besten eignet, ist einleuchtend.

Die Erzieherin muß eine ledige, wo möglich kinderlose Person sein, damit sie unparteiisch ihre Liebe auf alle Kinder übertragen kann. Sie muß auch erst vorgebildet werden, daß sie mit Umsicht, mit Sachkenntniß ihrer Beschäftigung vorstehen kann. — Sie muß ferner von Nahrungssorgen frei sein, daß sie mit der ganzen Kraft ihrer Person, mit der ganzen Fülle ihrer Zeit sich dem Unterrichte widmen kann. Einfache, aber gesunde Kost, welche sie aus einem Hause bezieht, einfache, ungekünstelte Kleidungsstücke für den nothwendigen Gebrauch, fern von Tand und Mode, eine einfache Wohnung mit einfacher Einrichtung mit den nöthigen Nebenbezügen für die Unbilden der Witterung nebst Beleuchtungsmaterial seien die wenigen Bedürfnisse einer solchen Person. Ansprüche an ein gemächliches Leben sind unbedingt abzuweisen. Diese Kosten sind sehr unbedeutend gegen manche andere, welche man hat, und durch welche in der Mehrheit der Fälle nur wenig Ersprießliches erzielt wird.

Nie läßt sich der Wirkungskreis einer solchen Erzieherin mit jenem einer weiblichen Lehrerin für die Elementarschulen vereinen. Beide müssen getrennt bleiben, da unmöglich die Lehrerin während den obligaten Schulstunden die kleinere Jugend mit beaufsichtigen

kann. — Dieser Gegenstand ist schon vielfach angeregt worden, ob es nicht besser sei, weibliche Schullehrerinen an die Stelle der Schullehrer zu rufen. Es gibt wohl Fälle, wo dieses bejahend zuzugestehen ist; es gibt aber auch Fälle, wo dieses nicht statthaben kann. Abgesehen von der in manchen Gemeinden oft außerordentlich verdorbenen männlichen Jugend, welche einer strengen Schulzucht bedürfen, kann so manche Gemeinde einen Musiklehrer, einen Organisten, Kirchendiener und Gemeindeschreiber gar nicht entbehren. Dieses Alles findet sie in einem Schullehrer vereinigt. Für isolirte Mädchenschulen dürfte entschieden eine weibliche Lehrerin von Vortheil sein, da das Mädchen schon seiner Natur nach nicht so verdorben in die Schule kommt, wie der Gassenjunge, und sich inniger an eine weibliche Lehrerin anschließt, als an einen männlichen Lehrer. Aber Vorbildungsschulen müssen dennoch bestehen, wenn auch Lehrerinen den weiblichen Elementarschulen vorstehen aus dem oben angeführten Grunde, wie wir auch noch später sehen werden.

Ein ungemeiner Vortheil für den Schullehrer oder die weibliche Lehrerin ist es jetzt, wenn die Zöglinge aus jener Vorschule in die Elementarschulen übergehen. Es wird mehr als halbe Arbeit gewonnen. Bei dem Schullehrer sind die Ausbrüche eines heftigen Temperamentes nicht mehr so zu befürchten, da er gegen Untugenden wenig oder gar nichts wird ankämpfen müssen. Er kann seine volle Zeit ungestört dem Unterrichte widmen. Nach der Unterrichtszeit werden die fähigeren Köpfe den unfähigeren unter die Arme greifen und sie in ihrem Lernen unterstützen, wodurch nun Alle gewinnen in Achtung und Liebe, sowohl Kinder wie Lehrer. Das Gassenbubenthum wird in sich zerfallen, da selbst die Schulkinder, wenn sie ihre Schulaufgaben verfertigt haben werden, anstatt müssig auf den Gassen herumzuschlendern, sich, um zu spielen oder sich zu erholen, an ihre Erzieherin, „ihre Liebe" oder „ihre Mutter", anschließen werden, welche auch nicht verlegen sein wird, das Schulkind so zu beschäftigen, daß es spielend arbeitet, oder mit ihr im Freien sich bewegt, auf die Schönheiten der Natur aufmerksam gemacht wird, so daß sich die Zeit des schon mehr erwachsenen Kindes theils unter der Aufsicht der Aeltern zu Hause, theils unter der Aufsicht der Erzieherin außerhalb des älterlichen Hauses hinzieht,

bis es selbst die Werktagsschule verlassen oder in eine höhere Anstalt eintreten wird.

Von dieser Zeit an wird der Unterschied des Alters und der Unterschied des Geschlechtes denn doch zu merklich, wenn sich die entlassenen Schulkinder noch mit jenen, welche in den jüngsten Jahren stehen, sich vermischen sollen. — Doch es scheint nur so, indem aus solcher Gesellschaft unter gehöriger Beaufsichtigung, wie sie sein soll, nur das Ersprießlichste gedeihen wird. Was das Alter betrifft, so wird auch der Knabe sich mit Liebe dem jüngeren Kinde anschließen lernen, was für alle späteren Lebensverhältnisse für die folgende Generation von entschieden ersprießlichen Folgen sein kann. Was die Geschlechtsverschiedenheit betrifft, so besteht noch gar lange keine Gefahr, da das ohnehin sanftere Mädchen die wildere Natur des Knaben im Umgange mäßigen dürfte, zumal da beide Geschlechter einander sich achten und lieben gelernt haben. Noch ist die Geschlechtsliebe nicht erwacht, noch ist der wahre Adel der Menschheit — die Scham — nicht zu Verlust gegangen.

Das ist eben die Hauptaufgabe der Erzieherin mit, das Schamgefühl ihrer Anvertrauten als das höchste moralische Gut mit zu betrachten. In ihrer Vorbereitung muß sie deßhalb angehalten und belehrt werden, wie dieses Gefühl im Kinde erhalten werden kann. Es ist ihm angeboren, wie das Zeichen auch, und braucht nicht erst erworben zu werden, kann aber als eine sehr zarte Pflanze schon durch einen giftigen Hauch, nämlich durch schamlose Reden auf immer verwelken. — Schon durch die Scham allein ist dem Menschen eine höhere Abstammung eingeprägt; denn durch sie allein kann der Mensch in allen Grenzen der Moral erhalten werden.

Wir dürfen nämlich den Begriff für „Scham“ nicht zu enge setzen, sondern denselben so nehmen, wie er in Wirklichkeit ist; alsdann werden wir zu einer zweifachen Art von Scham hingeleitet, nämlich zu einer Geschlechtsscham, und zweitens zu einer Sündenscham. Beide Arten vereinigen sich im Menschen und erhalten ihn im Geleise seiner Pflichten.

Die Sündenscham könnte man das reuige Bewußtsein einer begangenen unmoralischen Handlung nennen, welche entsteht, wenn man durch sein eigenes Gewissen oder vor den Augen der Menschen

durch jene Handlung an innerlichem Werthe verloren zu haben glaubt. Dieses Schamgefühl kann demnach sich alsdann nur äußern, wenn der Mensch seines innerlichen Werthes gegenüber jenem der Mitmenschen sich bewußt ist, und welcher Werth durch Verstöße gegen die moralische oder gesellige Ordnung geschmälert erscheint. Sie ist sonach als eine Selbststrafe des sittlich sich bewußten Menschen zu betrachten.

Die Geschlechtsscham erhebt den organischen Körper des Menschen über alle Körper der Natur und adelt ihn zum Wohnsitze für eine gottverwandte Seele, damit in ihm das Gemeine, das Thierische nie Platz greifen soll. Es kann demnach durchaus keine Sorge der Erziehung sein, die Geschlechtsscham erst in den Menschen pflanzen zu wollen. Sie ist schon da und muß nur durch die Erziehung befestiget werden dadurch, daß der Mensch darauf hingeleitet wird, damit er seines hohen Werthes sich bewußt wird und bleibt und denselben stets vor Augen trägt. Ein Hinweisen auf die Geschlechtsscham in der Erziehung, in der Absicht, sie veredeln zu wollen, wäre höchst schädlich, da durch ein solches Beginnen dieses Gefühl in dem Knaben, noch mehr aber in dem Mädchen nur höchst beleidigt würde. Zu rechtfertigen wäre dieses nur in jenem Falle, wenn das Schamgefühl bereits schon einen Stoß erlitten hat. Verlorne Scham aber ist ein verlornes Gut. Darum erscheint es als eine unabweisbare Nothwendigkeit und als eine heilige Pflicht der Erzieherin mit, daß dieser wahre Menschenadel der Jugend nicht verkümmert, sondern vollständig und allseitig erhalten wird.

Die Erziehung hat im ersteren Falle wenig mehr zu thun, als alle jene Körperverrichtungen, namentlich Ausscheidungen des Körpers, deren Organe mit jenen der späteren Geschlechtsfunktionen oberflächlich zusammenhängen, zwischen den Zöglingen mit Ernst und Würde, ja nicht anders, in das Gebiet des Schicklichen als eine Heimlichkeitssache zurückzuweisen, und man darf des Erfolges gewiß sein, daß die eigentlichen Geschlechtstriebe, welche überdieß noch schlummern, nie über die Grenzen ihrer Heimlichkeit heraustreten werden.

Dieser Heimlichkeitssinn tritt bei Mädchen besonders um die Zeit der sich entwickelnden Pubertät hervor. Es sondert sich von selbst jetzt von dem Knaben ab, und es scheint, daß jetzt in ihm

eine Ahnung aufsteigt, wodurch es bestimmter fühlt, daß es eine andere, von dem gegenüberstehenden Geschlechte ganz verschiedene Person ist. Das Mädchen war sanft, der Knabe rasch. Letztere Eigenschaft konnte durch das sanftere Wesen des Mädchens compensirt und in den Schranken gehalten werden; denn das zweifache Wesen des Knaben und des Mädchens wird schon der Natur nach gefühlt, wenn sie gesellschaftlich beisammen sind. Wir wissen, daß sich das männliche Geschlecht mehr durch ein arterielles Vorherrschen auszeichnet, während im weiblichen mehr das venöse im Vordergrunde steht. Die Nervenausströmungen sind auf diesen Grund hin auch in beiden Geschlechtern verschieden und wirken, wenn sie sich begegnen, sympathisirend, daher wohlthuend. Mit dem Eintritte der Pubertät vergrößern sich diese Verhältnisse, werden immer stärker, bis nach vollendeter Pubertät — in verdorbenen Menschen schon früher — durch die beiderseitigen Ausströmungen das erst leicht sympathisirende Gefühl seine höchste Stufe als Geschlechtsliebe erreicht.

Mit dem Eintritte der Pubertät beginnt für beiderlei Geschlechter die Gefahr für die geschlechtliche Verirrung. Das Mädchen in seinem Schicklichkeitsgefühle zieht sich jetzt zurück, und dieser Wink der Natur ist nicht außer Acht zu lassen. Eine eigenthümliche Gemüthsstimmung macht sich geltend, über welche man sich nicht recht klar wird. In dieser Gemüthsstimmung hascht man gerne nach Gemüthlichem und greift so gar oft fehl. Die arge Welt bietet der Gefahren zu vielerlei. Tausend und tausend Bücher sind im Umlaufe, die Gemüther der jungen Leute mit unreiner Kost zu verderben, so daß man gar bald nur in dem Gespensterhaften, Romanenhaften, Uebertriebenen und Barocken Vergnügen findet. Es erscheint beinahe keine Zeitung, welche nicht erdichtete Erzählungen anheftet. Je ergreifender und verwickelter die Geschichten geschrieben sind, desto pikanter erscheinen sie.

Fortsetzung.

Hier ist auch der Ort, uns über die Theater auszusprechen. Unsere Theaterstücke bilden in der Regel gleichsam die Romane in Persönlichkeiten; dazu kommt noch, daß ein Stück, das nicht auf Effekt berechnet ist, nicht wohl mehr anspricht. Und doch beliebt

man die Schauspielhäuser „Schulen für Bildung“ zu benennen. — Ja, wenn man die Menschen zu willfährigen Dienern ihrer Leidenschaften bilden will, könnte man dieses allerdings sagen. Sind aber dieselben als Bildungsanstalten der Menschen zu halten, da die Bildung der wahren Würde der Menschheit in der Begründung des eigenen und des fremden Glückes seltener das Streben dieser modernen Bildungsanstalten ist? — Die Geistesgenüsse, welche Theater bieten, sind für den bereits Gebildeten; das Abgeschmackte aber, welches sie mitunter bringen, für das Publikum. Wo also da Bildung?

Uebrigens muß geradezu geleugnet werden, daß die gewöhnlichen Theater zur Hebung der moralischen Größe der Menschen beitragen, denn ihnen fehlt die Grundlage jeder Moral, nämlich die Wahrheit: vielmehr dieses Gotteszeichen wird in den Schauspielen als eine Fratze behandelt. — Kann es denn das reine Wahrheitsgefühl im Zuschauer wecken oder heben, oder befestigen, wenn dieser Schauspieler oder diese Schauspielerin heute die Rolle der Verzweiflung bis zur Täuschung spielet, morgen aber eben so vollendet den Wahnsinn darstellt; ein andersmal die empörten Leidenschaften in Zorn, Hochmuth und Rache bis in den Todeshaß agirt; jetzt die ausgelassenste Freude, bald darauf die niedergedrückteste Schwermuth wiedergibt? — Werden nicht jene Schauspiele am meisten besucht, wo man in leidenschaftlicher Art das Gefühl anzuregen und auf eine hohe Spannung zu bringen sucht? — Ja, ja, wenn man die Leidenschaften im Menschen groß ziehen will, da sind die Theater ganz vorzüglich an ihrem Platze. Zur Hebung der moralischen Würde im Menschen stehen sie in einem sehr beschränkten Verhältnisse: für den eclatanten Genuß und für die sogenannte angenehme Unterhaltung liefern sie einen überreichen Stoff.

Die Theater sind auch deßwegen als schädlich zu bezeichnen, weil der Mensch abgelenkt, vielmehr verwöhnt wird, die Wahrheit, weil sie in nackter Einfachheit einhergeht, zu erkennen. An den Pomp gewöhnt, wird man nur zu sehr von demselben angezogen und verblendet, und übersieht deßhalb um so leichter die allen Pompes ledige Wahrheit, wie sie allein nur in das sociale Leben passend ist.

Auch darin wird der Theaterbesucher manchmal irregeleitet, daß man ihm die Uebergänge der Charaktere vom Bösen zum Guten so

leichtweg hinstellt. Und doch ist es in der Wirklichkeit das Gegentheil; denn eben so leicht, als die Umwandlung eines bösen zu einem guten Menschen auf den Theatern vorgestellt wird, eben so schwer ist es im Reiche der Wirklichkeit. — Doch genug hievon, gehen wir zu unserm Thema zurück! —

Von der Zeit an, wo der Mensch auf den Vorhof jenes Tempels zuschreitet, in dessen Dunkel des Menschen Geschlechtsentwicklung geheimnißvoll vor sich geht, bedarf er inmitten der Verführung, welche von allen Seiten auf ihn einstürmt, einer sicheren Leitung am meisten, weil er da vermöge seiner Gemüthsstimmung am empfänglichsten für die Eindrücke ist, welche darauf Bezug haben. Namentlich ist es die angehende Jungfrau, welche die Geheimnisse, welche sich in ihr entwickeln, sich nicht deuten kann, und diese enthüllt wissen möchte. Sie wird sich deßhalb gerne mit Mädchen ihres Alters zusammengesellen. Ihr geheimnißvolles Flüstern und ihr scheues Umsehen dabei mögen eine solche Angelegenheit bedeuten. Gar oft kommen sie mit Erwachsenen zusammen, welche frei, oft nur zu frei, ja selbst schändlich über Dinge sprechen, die auf Geschlechtsverrichtung Bezug haben, von welchen das junge Mädchen im Entferntesten nichts ahnte. Die Scham weicht, der Reiz der Neuheit lockt, und wenn lascive Lektüre die Phantasie aufgeregt, reizende Nahrung und ein üppiges Leben ein Begehren nach Sinnengenuß aufgestachelt haben, ist das Mädchen verdorben. Wollust an der Stirne, Begierde in den Augen fordert es das andere Geschlecht heraus. Der Aufforderung wird entgegengegangen. Ist die Brücke einmal überschritten, so hemmt kein Schlagbaum mehr, von der verbotenen Frucht zu pflücken. Die Moralität ist dahin. — Seltener ist es jedoch, daß das Mädchen die ersten Schritte zur Verführung macht; meistens wird es verführt, und hier ist noch eine Aufbesserung ihres moralischen Charakters zulässig.

Da auf allen Wegen und Stegen die Sünde wandelt, ist jetzt dringend nöthig, daß das junge Mädchen und der angehende Jüngling sich einer Beschützerin und einem Beschützer anvertrauen. Natürlich beide Geschlechter gesondert. Der junge Mensch tritt in das Leben ein, um sich einem Lebensberufe zu widmen. Er kommt mit vielen Personen in Berührung, welche eben nicht sonderlich seine bis

daher errungenen und erhaltenen guten Eigenschaften fördern und befestigen helfen, sondern im Gegentheile zu untergraben suchen. Es thut daher solchen jungen Leuten Noth, daß der gute Same, welcher in ihnen gekeimt hat und hervorgesproßt ist, über welchen aber der verdorrende Wind des Zeitgeistes wehet, recht oft begossen wird, bis er zur Reife gelangt ist, wo keine giftige Atmosphäre mehr Schaden bringen kann.

Am allermeisten ist dem jungen Mädchen nothwendig, daß seine Sittenreinheit erhalten wird. Deßhalb soll auch dieses recht oft sich an einen Ort begeben, allwo es weiß, daß diese gepflegt wird, namentlich da auch zugleich die Zeit gegeben ist, wo das junge Mädchen mit jenen weiblichen Arbeiten vertraut gemacht werden muß, in denen es nicht nur kundig, sondern auch bewandert sein muß, wenn es einmal älter geworden ist. Gar vielen jungen Mädchen fehlt zu Hause die Gelegenheit, sich über mancherlei nützliche Dinge belehren zu lassen: dazu kommt noch, daß sie gar oft von andern Arbeiten nicht in Anspruch genommen werden, und also vielmal frei über ihre Zeit schalten können. Statt nun müssig zu gehen, allwo die Verführung auf sie lauert, wie die Schlange in dem Verstecke, werden die Mädchen sicherer an einen Ort sich hinbegeben, allwo ihnen der doppelte Vortheil erwächst, nämlich nützliche Belehrung und Beschäftigung, dann vor Allen Beaufsichtigung, welche jetzt, d. h. in unsern Zeiten so dringend nöthig ist; denn in die Hände der Jungfrau, überhaupt des Weibes, ist die größte Abwehr gegen die moralische Zügellosigkeit gelegt. In ihrem sanften Gemüthe, welches anzieht, bändigt sie den Unbändigscheinenden, in ihrer Charakterfestigkeit weist sie jedes unmoralische Ansinnen in die gebührende Schranken. In eben dem Maße aber, in welchem sie ihrem ehrenvollen Standpunkte, der ihr als letztes Glied der großen Schöpfung zugewiesen und geheiligt ist, entrückt handelt, leistet sie dem Laster den größten Vorschub.

Als die kostbarste Perle im Kranze der menschlichen Tugenden strahlt die Selbstbeherrschung. Wo diese mangelt, mangeln auch alle Mittel, den Menschen zur wahren, moralischen Höhe zu erheben und daselbst fest zu halten. Die Aneignung dieses Gutes im Alter, d. h. wenn die Lüste und Begierden erwacht und die Leidenschaften

schon tiefe Wurzeln getrieben haben, erfordert die größte Willenskraft und ausdauernde Anstrengung, und wird aus diesem Grunde so außerordentlich selten erreicht. Mit der edlen Gabe der Selbstbeherrschung ist der Mensch frei, kann mit Freiheit über sich und seine Handlungen herrschen. Mit der Selbstbeherrschung im Bunde bekämpft er mit Leichtigkeit dasjenige, was seiner moralischen Würde feindlich entgegenstrebet, als die Sinnlichkeit mit ihren Begierden, Affekten und Leidenschaften, welche ihn in der allseitigen Ausübung der Tugend hindern. Mit der Selbstbeherrschung wahrt sich der Mensch seine Ruhe und seinen innern Frieden: sie ist demnach mit Nothwendigkeit in die Charaktere der Menschheit eingeflochten.

Da es so außerordentlich schwer ist, die Selbstbeherrschung in den gereifteren Jahren sich anzueignen, und so wenig Menschen gefunden werden, welche sich dieselbe erst später angeeignet haben; auf der anderen Seite das eigene und das allgemeine Glück, die eigene und die allgemeine Ruhe auf der Selbstbeherrschung beruhet und diese in der Jugend, wo die Neigungen blos nur Wünsche sind, nur allein und ohne besonderen Aufwand von Mühe erworben werden kann, so erscheint es als eine Unterlassungssünde, wenn die Erwachsenen, d. h. die Gereifteren diese köstliche Gabe der Jugend nicht zu Theil werden lassen.

Wie alle Verstöße gegen die in der Menschenentwicklung begründete Ordnung Selbststrafen in physischen und psychischen Uebeln unabweisbar in ihrem Gefolge haben, so kehrt auch die Unterlassung der Angewöhnung zur Selbstbeherrschung ihren Stachel gegen das Geschlecht, welches der Unterlassung verfallen, und welches der Unterlassung sich schuldig gemacht hat.

Die Angewöhnung zur Selbstbeherrschung gehört unstreitig mit zu den Pflichten der Kindererziehung, und hier braucht man gar nicht weit zu schauen, um die Wahrheit kennen zu lernen, daß die Unterlassung dieser Pflicht Strafen nach sich zieht, und zwar 1) Strafen für die Vernachläßigten, indem der Mangel an Selbstbeherrschung diese des innern Friedens und der inneren Ruhe nicht theilhaftig werden läßt, sondern der Sinnlichkeit überliefert, und so dem wahren Standpunkte der Menschheit entfremdet; 2) Strafen für jene, welche die Pflicht, die Jugend zur Selbstbeherrschung an-

zuleiten und darin zu üben, außer Acht gelassen haben. Auch der innere Friede dieser wird untergraben, und zwar nicht selten auf recht bittere Art. Kummer und Leid reifen als bittere Früchte aus solcher Unterlassung.

Wie alle Selbststrafen gegen die Verstöße der Menschheitsordnung selten allein auf diejenigen zurückfallen, welche jene verschuldet haben, sondern auf weitere Kreise sich ausdehnen, so ist es auch hier mit der Selbststrafe der Unterlassung in der Angewöhnung und in dem Angewöhntwerden zur Selbstbeherrschung der Fall, indem der Friede und die Ruhe von Entfernterstehenden nicht zu selten arg aufgeschreckt werden. Aus diesem Umstande allein ist schon sichtbar, daß ein geheimnißvolles Band die ganze Menschheit umschlinget.

So schwer als es ist, sich die Selbstbeherrschung anzueignen, wenn einmal die Sinnlichkeit mit ihren Begierden und die Selbstliebe mit ihren Auswüchsen festen Fuß im Menschen gefaßt haben, eben so leicht ist es, sich dieselbe anzueignen, so lange die Neigungen nur noch Wünsche sind. Hier ist es, wo so unendlich viel und oft gefehlt wird, indem aus zu großer Liebe zu den Kindern diesen nicht nur jeder Wunsch gewährt, sondern sogar öfters diesen entgegengegangen wird. Dadurch erstarkt das Begehrungsvermögen, und sind einmal die Begierden in der Sinnlichkeit ihrer Kraft sich bewußt, so achten sie auch die gewöhnlichen Schranken nicht und überspringen diese nach den Eingebungen der Neigung, der Laune und der Gewohnheit.

Der Mensch soll die Freuden dieser Welt genießen, das ist keine Frage; wie er sie aber genießen soll, das sagt ihm die gesunde Vernunft. Wie aber diese ausgebildet wird, ist bereits gesagt. Ein Uebergenuß übersättigt, stumpft ab und bringt Nachwehen mit sich. Nun kann man bei den Kindern weder eine naturgemäße Willensäußerung, vielweniger eine entwickelte Vernunft voraussetzen. Darum muß den Kindern schon sehr frühzeitig angewöhnt werden, daß es schon Genuß in der Entsagung von sinnlichen Freuden empfindet, was oft durch eine richtige Vorstellung und Belehrung selbst nicht einmal schwer ist. — Diese Art der Belehrung bildet wohl eine eigene Gattung, braucht jedoch nicht strenge unterschieden zu werden von der Angewöhnung zum Gehorsame, zur Unterordnung des eigenen

Willens unter den allgemeinen. Wenn das Kind einst größer wird und sich ein richtiges Urtheil erworben hat, wird ihm Alles schon von selbst klar, was ihm jetzt noch nicht einleuchten kann, und es wird alsdann seine Erzieher, die es auf die rechte Bahn geleitet haben, segnen.

So also durch eine weise Nichtgewährung aller seiner Wünsche, durch Vorstellungen und Belehrungen, warum dieses geschieht, oder wie und auf welche Art der Genuß der Freuden zu geschehen habe, wird der heranreifende Mensch von kleinauf allmählig erstarken und nicht durch Uebermaß im Genießen übersättigt werden. Dadurch bleiben seine Freuden immer rein, die Tugend in ihm wird nicht verdrängt, so daß er Herr seines Willens inmitten seiner Freuden bleibt und nicht zum Sklaven seiner Begierden heruntersinket.

Manchen Menschen mag es aberwitzig dünken, wenn man behauptet, daß der Mensch schon von seiner frühesten Jugend an in der Selbstbeherrschung und in der Unterordnung seines Willens geübt würde. Wer aber das Leben in seiner Wirklichkeit durchschaut hat, wird gefunden haben, daß es so sein muß. Vielen Tausenden — ja was Tausenden! — Vielen Millionen schon hat die Unterlassung dieser Nothwendigkeit die bittersten Thränen gekostet und den Hang zum Kummer auf die ganze Lebenszeit in's Herz gegraben. Nur eines einzigen Falles sei hieher erwähnt, um Jedermann recht klar vor Augen zu stellen, daß es nicht Aberwitz ist, wenn man von den Kindern schon eine Fügung in den Willen der Aeltern verlangt. Gesetzt ein Ehepaar hat ein einziges Kind. Dieses ist ihre Lust und ihre einzige Freude. Aller Wille wird ihm gethan. Es ist auch so liebreich, daß man ihm gar keinen Wunsch abschlagen kann, in so ferne dieß nur einigermassen angeht. Es schmeichelt sich so sehr ein, daß man gar nicht daran denken kann, das Kind zu üben, daß es sich auch manchen Wunsch versagt, oder daß es dem Willen der Aeltern unbedingt und gerne Folge leistet. — Da — plötzlich befällt das Kind Eine jener tückischen Krankheiten, welche die Naturhilfe nimmermehr allein ohne Kunsthilfe überwältigen kann. Namentlich ist dieses bei der häutigen Bräune der Fall, welche auch die Krankheit des Kindes geworden ist. Diese tritt aber im Beginne so auf, oder ihr erster Anprall ist so bald vorübergegangen, daß

man beinahe nicht für nöthig achtet, einen Arzt darum zu Rathe zu ziehen. Aber weil man das Kind zu lieb hat, geschieht es dennoch. Dieser verordnet die zweckdienlichen Mittel und macht auf die drohende, vielmehr im Anzuge befindliche Gefahr, wenn die erste Hilfe versäumt werden sollte, aufmerksam. Allein jetzt wird man gewahr, daß das Kind durchaus keine Arzneimittel gebrauchen will. Es schlägt mit Händchen und Füßchen, wenn man ihm dieselben einflößen will. Betrübt und unthätig umsteht man das Bettchen. Man versucht selbst die Arznei und findet sie nicht besonders unschmackhaft. Jetzt strahlt ein Hoffnungsschimmer. Der neue Anfall ist wieder vorüber und das Kind athmet wieder ganz leicht. Allein die Hoffnung ist von keinem langen Bestande. Die Erstickungsanfälle mit dem bellenden Husten kehren im verstärkten Maße zurück. Man thut sein Möglichstes, aber das Kind schlägt Alles aus dem Löffel, oder speit aus dem Munde, was man ihm gewaltsam eingeflößt. Das sonst so gute Kind ist wie umgewandelt. Es nimmt durchaus nichts an und wird böse, wenn man mit der Arznei auf dasselbe zugeht. Man kann gar nicht begreifen, warum dieß. — Die Remissionen machen indessen immer kürzere Pausen; endlich bleiben sie ganz aus und die Krankheit hat sich zur ununterbrochenen, verzweiflungsvollen Athmungsnoth gesteigert. Jetzt im dringendsten Lebenserhaltungsgefühle möchte das Kind das Hinderniß im Halse weggeschafft wissen, und es willigt leichter in Alles, was mit ihm geschieht. Allein zu spät. Noch lange und bis zur letzten Erschöpfung wirken alle Muskeln des Halses, der Brust, der Bauchdecken und das Zwergfell zusammen, um das Leben zu fristen. Schrecklich ist der Kampf: schrecklich und zum Verzweifeln der Anblick, — und so lange fort, gleichsam daß sich die fürchterliche Schreckensscene recht tief, recht unverwischbar in das Gemüth der Aeltern eingraben soll. — An dem Sterbelager eines solchen Kindes, von dem man weiß, daß es die rechtzeitigen Heilmittel aus Starrsinn verschmäht hat, wird man sich klar, daß das Kind schon recht frühzeitig seinen Willen beugen lernen muß. -- Endlich, endlich nach unbeschreiblicher Angst und Noth hat der Tod über das Leben gesiegt. Die zarte Hülle fällt in die Gruft. Der Verlust des liebreichen, des einzigen und unaussprechlich geliebten Kindes und

sein qualvolles Ende bleibt aber im Herzen und im Andenken der Aeltern zurück.

Es gibt kein Lebensalter, in welchem der Mensch nicht manchen angenehmen Wunsch in den Wind schlagen muß. Und wie selten wird dagegen der Mensch in seiner Jugend, in seiner bildsamen Zeit angehalten, sich in der Entsagung von Wünschen so zu üben, daß er Lust und Befriedigung auch in der Selbstentsagung sich angewöhnet. Ja man geht im Gegentheile so weit, daß das Kind Alles sehen, Alles hören, Alles genießen soll, was ihm nur irgendwie eine Lust verspricht, damit es sich so oft als möglich ergötze. Der eigentliche Zweck, daß die Jugend in Lust und Fröhlichkeit sich aus dem Genusse Erfahrung und Belehrung sammeln soll, daß diese nur deßhalb da sein sollen, wird so selten beobachtet; ja man höhnt und spöttelt darüber, wenn man den Menschen von kleinauf in der Selbstbeherrschung zu üben vorschlägt. Allein es rächt sich bitter. Unter Scherzen und Spielen und Liebkosungen treten die Kinder muthwillig und tanzend und — ohne besonderes Herzeleid — den Aeltern auf die Füße. Man läßt dieses geschehen, weil man es kaum fühlt. Allein die Zeiten ändern sich gewaltig; jene Kinder, welche schäckernd auf den Füßen der Aeltern herumgetanzt, werden dereinst, wenn sie groß geworden, denselben Aeltern nicht nur eben so unbarmherzig auf das Herz, wie ehedem auf die Füße, treten, sondern ihr Herz gefühllos zertreten, wenn diese versäumt haben, ihre Kinder zu wahre Menschen zu bilden, auf daß sie sich den Moralgesetzen beugen, nützliche Glieder der großen Kette werden. — Mancher geht tiefsinnig, vor der Zeit durch Gram grau geworden, unter uns herum. Er weiß und fühlt es, wo es ihn drückt, wo es ihm wehe thut. Aber er hat nicht den Muth, sich gegen seine Mitmenschen auszusprechen, weil er befürchtet, den Vorwurf der Selbstschuld zurückzuerhalten. Die Kinder, auf die er seine Hoffnungen baute, die er sich als eine werdende Stütze für sich wähnte, sind total mißrathen. Darum findet er nirgends Trost, nirgends Ruhe, nirgends Frieden. —

Schon darum gewöhne ein Jeder, wer für sich, für die Seinen und für Andere oft unberechenbares Leidweisen abwenden will, seine Kinder schon recht frühzeitig in liebevoller Entsagung von solchen

Genüssen, welche der Periodicität unterstellt, also der Seele nicht ebenbürtig sind; gewöhne sie in der Entsagung von solchen Genüssen, welche die Natur mit der einen Hand anbietet, mit der andern aber wieder entzieht, um den Menschen nicht sowohl zu necken, sondern darauf aufmerksam zu machen, daß seine eigentlichen, seine wahren Genüsse jene sind, welche nicht der Periodicität unterstellt sind. Wer aber eine solche Erziehung seinen Kindern nicht geben kann, der säume nicht, sie aus der Hand zu geben und seine Kinder solchen Personen anzuvertrauen, die in diesem Punkte Uebung und Geschick erlangt haben.

Fortsetzung.

Von der wahrhaft sittlichen Erziehung unserer Kinder zum allgemeinen Wohlergehen durch uns selbst ist wenig oder gar nichts Ersprießliches zu hoffen. Gestehen wir uns dieses nur zu! Sollte etwa die Eitelkeit oder die Selbstliebe ein solches Eingeständniß nicht zugeben wollen, so spricht es doch die Erfahrung aus. Die Beweise liegen zu offen vor. Wir lesen sie sogar gedruckt in den öffentlichen Blättern. Wie oft heißt es nicht in diesen: „Ich warne Jedermann, dem N. N., meinem Sohne, irgend ein Vertrauen zu schenken," — oder: „Ich leiste keine Zahlung für ihn," — oder: „N. N., mein Sohn ist ein Verschwender," — oder: „Meine Tochter hat sich heimlich vom älterlichen Hause entfernt ꝛc." — Die allgemeine Klage über zunehmende Unmoralität in jedem Stande, in jedem Geschlechte, in jedem Lebensalter ertönt häufiger als je und von Seiten her, wo man sie früher weniger vernommen hatte. Auf keiner Seite aber ist sie verstummt.

Die Ursache mit, warum wir durch unsere Erziehung das Ueberhandnehmen der Unmoralität nicht bezwingen können, liegt in dem Umstande größtentheils, daß wir keinen Gemeinsinn haben, daß unsere falsche Selbstliebe, unsere Leidenschaften mit uns verwachsen, mit uns Fleisch und Blut geworden sind. Vielmal liegt aber die Ursache darin, daß wir selbst dem Gehorsame, dieser einzigen Angel, um welche sich das ganze Moralgesetz drehet, und dem alle Menschen sich beugen müssen, nicht sonderlich zugethan sind. Derjenige, welcher dieses nicht begreift, oder nicht begreifen kann, gleicht einem gewissen

Manne, welcher einst betrunken bei Tageszeit, aus dem Wirthshause kommend, in taumelnder Bewegung auf seine geöffnete Hausthüre zuschritt. Was brauchen wir Kaiser und Könige, hörte man ihn sprechen, wir können uns selbst beherrschen, stieß dabei an die linke Thürpfoste, daß er zurücktaumelte, hierauf bei seinem zweiten und ernsteren Versuche, in sein Haus zu gelangen, an die rechte Thürpfoste, so daß er umfiel, und endlich, unvermögend aufzustehen, auf Händen und Füßen die Passage zurücklegen mußte. —

Gerade wie bei diesem Manne sein im Nebel der spirituösen Getränke erzeugter Wahn von Selbstbeherrschung zu Schanden wurde, eben so führt dieser von der falschen Selbstliebe gezeugte Wahn bezüglich der Selbsterziehung unserer Kinder zur wahren Sittlichkeit zu Schaden und Schande für uns, für unsere Kinder und für andere Personen. (Daß Vorstehendes nicht auf alle Aeltern anwendbar sei, wird sicherlich keiner nähern Erörterung bedürfen.)

Wenn ein Mensch erkrankt, und sein Arzt kann ihm keinen andern Trost geben, als den, daß seine Krankheit noch viel schlimmer sein könnte, so ist dieses doch auch eine Art von Trost, vielmehr von Beruhigung. Der Kranke wird seine Hoffnungsflagge noch nicht einziehen und einer möglichen Umgestaltung seiner Krankheit durch irgend eine Art Krisis entgegensehen, dabei aber seine Krankheit weniger fühlen. So die menschliche Krankheit. Die Menschheit kann nämlich in gegenwärtiger Zeit recht füglich mit einem Leidenden verglichen werden. Man fühlt das Unbehagen der gestörten Lebensfrische, weiß, daß es noch schlechter gehen könnte, und daß es früher auch schlimme Zeiten gegeben habe, hofft und hofft auf ein Besserwerden und gewöhnt sich so ziemlich an das Uebel, welches denn doch noch durch eine umwandelnde Krisis beseitigt werden könnte.

Allein eine Krisis für die Umwandlung der geselligen Zustände zu ihrer Aufbesserung kann nicht statthaben, sie müßte denn so stürmisch sein, daß sie das meiste Schadhafte absondere, wofür uns Gott bewahren möge. Die Bildung einer Demarkationslinie in der Gesellschaft erscheint kaum möglich, und deßhalb ist kein Absondern des Schadhaften denkbar. Wenn also eine Krisis nicht thunlich erscheint, so müssen wir gleich dem umsichtigen Arzte eine Lysis, eine

langsame Aufbesserung unserer sittlichen Zustände herbeiführen, und dieses ist nur möglich durch eine zweckmäßige Erziehung der jüngeren Generation. Damit aber diese, wo möglich, vom Laster unangesteckt bleibt, muß sie von diesem möglichst ferne gehalten werden, bis sie erstarkt ist. Dazu bedarf sie einer Führung, um die Klippen des Lebens erkennen und übersteigen zu lernen. Es kann dieß nur durch erweiterte Belehrung in der angedeuteten Art und Weise geschehen.

Erziehungs- und Beaufsichtigungsanstalten für die ersten Kinderjahre sind unbedingt nothwendig. Eben so nothwendig sind eigene Industrieinstitute, worin sich die stärker gewordene Jugend versammeln, weiter bilden und vor Verführung verwahren kann. Zwar sind schon längst Industrieschulen in's Leben getreten; allein diese sind nur an gewisse Tage und Stunden gebunden, erfüllen daher ihren Zweck nur sehr unvollkommen. Diese müßten also so erweitert werden, daß zu jeder Tages- und Jahreszeit die Jugend Zutritt haben könnte. Für die Mädchenindustrieschulen dürften auch Wittwen mit Kindern, wenn sie ehrbar sind, und überhaupt eine entsprechende Vorbildung genossen haben, sich eignen. Die Aufsicht dieser Institute würde Männern und Frauen mit anerkannt rechtlichem Charakter, welche für die Sache beseelt sind, anvertraut werden, denen der staatliche Schutz und Oberaufsicht zur Seite stünden.

Eines namhaften Hindernisses für die Fortschritte der Menschheit im Guten darf hieher nicht unberührt bleiben, weil dieses mehr als eine gewöhnliche Untugend, wie man es meistens glimpflich genug nennet, sondern als ein wahres Laster erscheint. Es ist dieses der Vorwitz. Die Jugend verfällt nämlich sehr gerne in die Lage, sich ein Urtheil anzumassen, welches ruhiger Besonnenheit, gesammelter Lebenserfahrung und einem richtigen Vernunftschlusse Hohn spricht. — Verbindet sich der Vorwitz, wie gewöhnlich, mit Hochmuth und Selbstüberschätzung der eigenen Geisteskräfte, so führt er zur Flachheit, wird unverbesserlich selbst unter bitteren Erfahrungen, versperrt der Angewöhnung eines richtigen Vernunftschlusses den Zugang und führt somit nicht blos allein zum eigenen Mißbehagen, sondern stört auch in der Regel die Ruhe Anderer. Ist der Vorwitz einmal im jungen Menschen zur andern Natur geworden, so ist er eben so wenig auszurotten, als eine andere in ihm erstarkte Leidenschaft.

Der Vorwitz ist in der That ein Laster; denn der junge Mensch baut auf sein eigenes Urtheil, glaubt Alles besser zu kennen und zu wissen, verschmäht es, den gereifteren Menschen sich anzuschließen und sich die Erfahrungen derselben anzueignen und handelt im Eigendünkel. Dadurch wird keine richtige Lebensanschauung gewonnen und die Menschheit verfällt auf Irrwege, und dieses um so mehr, je größer der Kreis derjenigen ist, welche blos aus sich selbst die Beziehungen würdigen wollen. Unsere gegenwärtigen politischen Wirren geben theilweise ein genügendes Zeugniß, daß eine richtige Lebensanschauung sehr Noth thut. Da nun der Vorwitz, der Eigendünkel mit, als ein Laster erscheint, so muß auch das jugendliche Gemüth schon von seiner ersten Erziehung an davor bewahrt bleiben.

Was hier überhaupt über die Art und Weise der Belehrung gesagt ist, dürften die Grundzüge zur Anbahnung für Menschenliebe und Gemeinsinn sein, fern von allen Künsteleien, blos auf der natürlichen Basis. Die Gliederung der Lehr- und Beaufsichtigungsinstitute müßte so beschaffen sein, daß nicht bald ein Stocken eintritt und der Zweck der Vollendung der Gesittung der Menschheit erfüllt wird. Daß hauptsächlich Frauen mitwirken und am ersprießlichsten mitwirken können, wird wohl nicht in Abrede zu stellen sein, da sie sich durch ihre größere Kindesliebe, durch ihre größere Geduld, durch ihre größere Aufopferungsfähigkeit, durch ihren sanfteren Charakter, durch ihren größeren Takt, durch ihre größere Genügsamkeit und Bescheidenheit, überhaupt durch ihr Näherstehen zum Kinde am besten hiezu qualificiren. —

Hieher kann die Frage nicht übergangen werden, in welchem Stande eigentlich mit der Aufbesserung der Gesellschaft begonnen werden soll. Obgleich alle Stände einer Aufbesserung in socialer Beziehung benöthigt sind, so kann man sich doch nur einer ganz schwachen Hoffnung hingeben, daß alle Stände gemeinschaftlich sich entschließen werden, die allererste Jugenderziehung aus der Hand zu lassen, um sie fremden Personen in der angedeuteten Art anzuvertrauen. So lange nicht die geselligen Beziehungen der Menschen geordnet sind, kann die Hoffnung nicht Platz greifen, daß die Kinder der höheren Stände sich mit jenen der niederen in der oben angedeuteten Art gesellen werden. Die Ursache liegt nahe. Ferner wird

man auch wenig hoffen können, daß sich der Vornehmere herablassen wird, die schmutzig und gemeindünkende Beaufsichtigung und Belehrung der kleineren Kinder des gemeinen Standes zu übernehmen. Man hält es in der Regel für nobler, in Schriften für die Volkserziehung etwas zu thun oder im Kostenpunkte Beiträge zu liefern. Es wird also durch eigene Gliederungen des unteren Standes der Weg zur allgemeinen Wohlfahrt beschritten werden müssen. Menschenfreunde, welche Vorbildungsschulen und spätere Beaufsichtigung der Zöglinge derselben übernehmen, werden sich sicherlich aus den gebildeten Ständen schon vorfinden.

Mit den unteren Ständen muß zur Hebung der Menschheit der Anfang gemacht werden, da erstens diese einer Hebung am ersten bedürfen, zweitens, weil diese den geringsten Widerstand der guten Sache leisten werden. Gibt es ja der außerehelichen Kinder nur so genug, welche ohnedieß wenig Anhänglichkeit an näher befreundete Wesen besitzen, überhaupt arme Kinder genug, welche müssig auf den Gassen herumstreunen, oder dem Bettel nachgehen.

Allein trotzdem erscheint der Anfang denn doch nicht zu leicht. Wie ist zu beginnen? Etwa auf dem Wege der Verordnungen? — So nicht wohl; außer wenn dieses in zustimmender, nicht aber in bestimmender Art geschieht. Letzteres sähe einem Zwange so ziemlich gleich, und jeder Schein von Zwang dürfte, weil er nicht zu dem wahren Menschencharakter paßt, zu vermeiden sein.

Soll etwa der Anfang mit Vorstellungen und Ueberredungen der Aeltern gemacht werden. Erstere dürften annehmbar erscheinen, letztere aber nur mit großer Vorsicht Anwendung finden. Man weiß ja, wie in unsern Zeiten das Vertrauen der Menschen zu Menschen geschwächt ist; und, wenn es sich um Neuerungen handelt, dürfte das Mißtrauen noch mehr hervortreten. Plötzlich darf aber auch der Anfang nicht sein. Eine gewisse allseitige Vorbereitung muß statthaben, da man aus Erfahrung weiß, daß Ueberraschungen nicht immer günstigen Eindruck machen.

Wenn nun die ersten Vorbereitungen getroffen sind, so fragt sich's, von wem soll der erste Schritt geschehen, von den Aeltern, oder den Kindern, oder den Erzieherinen? Sicherlich nur von letzteren, welche damit beginnen, die aufsichtslos in den Straßen sich

herumtummelnde Jugend aufzusuchen, sich ihnen zu nähern, um ihre Liebe zu gewinnen und durch diese die Anhänglichkeit der Kinder an sich zu fesseln zu suchen. — Ist einmal der erste schwierige Schritt geschehen, so werden die folgenden leichter. Die Gutgesinnten werden die Sache mit Rath und That unterstützen, und das begonnene Werk zu fördern helfen.

Der mögliche Einwurf, daß die Moralität im vollen Sinne des Wortes sich von den tieferen Schichten der Gesellschaft denn doch kaum in die höheren verbreiten werde, scheint nicht begründet zu sein. Wohl sehen wir, daß sich die höheren Stände so viel als möglich von den gemeinen absperren und deßhalb nicht in die Gliederungen der unteren hereintreten; dagegen aber sehen wir, daß die niederen Stände, sammt und sonders, in allen Abstufungen und in allen Verzweigungen in die höheren hineinragen. Nicht allein ist die sämmtliche Bedienung derselben aus dem Volke genommen, auch die Lehrer ihrer Jugend und ihre Hofmeister stammen meistens daher. Wenn nun diese Personen alle, mit welchen sich die Vornehmeren und Vornehmen umstellen, wirklich gute und wahrhaft edle Charaktere sich angeeignet haben, in Wort und That den wahren Menschen vorstellen würden, — wäre da wohl zu befürchten, daß solches an den höheren Ständen unbeachtet vorbeigehen würde? — Dieser Fall läßt sich durchaus nicht annehmen, da die Personen dieses Standes schon mehr Empfänglichkeit für das Gute, Edle, Schöne besitzen, da der Sinn hiefür diesen schon von Jugend an in der Regel eingeflanzt ist. Ja, es läßt sich beinahe mit Zuversicht erwarten, daß ein edler Wettstreit im Guten sich anspinnen dürfte.

So muß allmählig der wahre Menschencharakter von unten auf sich über die Menschheit ausbreiten. Christus selbst hat uns den Weg gezeigt, als er Männern des Volkes seine erhabene Lehre zuerst mittheilte und zu Lehrern des ganzen Geschlechtes heranbildete. — Dann erst, wenn die Menschenliebe Wahrheit geworden — dann erst ist es möglich, daß aus dem Geschlechte die Träger seiner geistigen Größe, die Träger seiner wahren Intelligenz hervorgehen, deren Leuchte in das Menschengeschlecht in allen Richtungen zurückstrahlen kann.

Das wissen wir und können es alle Tage bestätigt finden, daß

die Geistesgaben keinen besonderen Stand bevorzugen, und daß sie nie an Materiellen anknüpfen und daß daß Gepaartsein von hohen Geistesgaben mit Glücksgütern eben so zufällig ist, als große Geistesgaben in dem Sohne der Armuth. Der menschliche Geist in seinen Anlagen ist eben vom irdischen Treiben ganz unabhängig. Die verschiedenerlei Anlagen entwickeln sich aber nicht zu spät, und bei einiger Aufmerksamkeit ist es unschwer, sie unterscheiden zu lernen. Auf diese Art dann werden die fähigeren Köpfe bald gefunden werden. Unter diesen wird die Intelligenz jene, welche wahrhaft in Liebe den Wissenschaften zugethan sind, zu sich heranziehen und ohne Zwang, welcher dem Geiste der Wissenschaften fremd ist, und deßhalb ferne stehen muß, zu bilden wissen.

Es gehört eben auch zu den Mißständen unserer Zeit, daß sich die Jugend zum großen Theile nicht zu dem Studium drängt, sondern daß sie dahin — gedrängt, geschoben wird. Denn gar oft trifft sich's, daß Aelternliebe den Sohn vorgeschoben wissen will. Man hat Vermögen, eine hübsche Stellung, und da muß der Sohn auch angehalten werden, etwas Tüchtiges (?!) zu lernen. Ob er Lust und Liebe zu den Wissenschaften hat oder nicht, wird kaum berücksichtigt. In unsern socialen Zuständen, wo ein Jeder, so zu sagen, auf sich selbst, statt an die Gesammtgliederung hingewiesen ist, und eine officielle Stellung unbestritten die sicherste Existenz bietet, ist ein solches Treiben gleichsam ein Ausfluß der Vorsicht, wenn nicht der Noth selbst, und daher in dieser Weise entschuldigbar.

Von anderer Seite her ist man bemüht, ja sucht sogar ein Verdienst darin, den Lehrstoff für den Vorbereitungsunterricht so leichtfaßlich als möglich zu machen, was gerade gefehlt ist, da die Jugend, welche denn doch dereinst als die Träger der wahren Intelligenz erscheinen soll, schon von einem richtigen Selbstfinden im Selbstdenken zur Bildung eines richtigen Urtheils unablässig anzuhalten ist. Die studirende Jugend muß nicht allein denken, sie muß vor **Allem richtig urtheilen lernen**, damit sie dereinst die wahren Bedürfnisse der Menschheit in Würde zur Wahrheit werden lassen kann.

Man unterhält Instruktoren und nach bangen Sorgen der Aeltern und nach langer, jahrelanger, qualvoller Abarbeitung von

Seite der Söhne ist endlich die unliebe Laufbahn der Studien vollendet. Es geht so ziemlich. Endlich kommt man auch zu einer Stellung. Allein man füllt sie nicht im ganzen Umfange aus. Doch dieß scheint nicht sonderlich zu bekümmern. Die Stellung ist ja gewonnen, und die Uebung wird weiter helfen. Was aber hat die Menschheit gewonnen, das freieigen stehende Geschlecht, das auf sich selbst hingewiesen ist und, um sich vor Verfall zu schützen, seine Intelligenz aus sich selbst bilden und vervollkommnen **muß**, wenn Menschen ohne wahre Intelligenz und ohne Lust und Liebe für die tausend und tausend materiellen und für die tausend und abermal tausend geistigen Interessen der Menschheit — blos das eigene Ich im Auge — sich an die Spitzen der einzelnen Gliederungen drängen?! — Daher kommt es, daß die Flachheit allenthalben so tiefe Wurzeln getrieben hat, daß die wahre Würde der Menschheit so selten erkannt und noch seltener angestrebt wird, ja, daß das Streben nach Hebung der Würde der Menschheit als ein Hirngespinst belächelt wird.

So viel erkennen die Meisten, daß diese Flachheit in allen Gliederungen der Gesellschaft besteht, aber woher sie eben rührt, dafür scheint man blind zu sein. Man muß dieß glauben, wenn man die vielerlei Klagen deßhalb vernimmt. Sie alle knüpfen an der Voraussetzung an, daß die Vorbildungsanstalten als solche ihren Zweck nicht erfüllen; besonders sind es die gelehrten Gymnasien, denen man den Vorwurf macht, daß sie für die Bedürfnisse des praktischen Lebens nicht eingerichtet seien. Man sagt: Das Formenwesen und der Pedantismus, der auf denselben herrsche, habe nach und nach den Geist der klassischen und wissenschaftlichen Bildung in denselben verdrängt. Es sei traurig, daß man neun bis zehn Jahre auf eine todte Sprache verschwende, ohne es dahin zu bringen, daß man sie wirklich gründlich erlerne, während Schüler an die Universität gekommen, die ihre Muttersprache nicht recht zu schreiben verstehen. Die Ansprüche, die man dabei an die Schüler mache, würden mit jedem Jahre gesteigert und fortwährend neue Lehrbücher eingeführt. Das Ergebniß dieses Systems sei, daß die Jugend körperlich und geistig mehr verkomme, und eine flache Vielwisserei an die Stelle gründlicher Bildung trete u. s. w.

Aber warum denn diese einseitige Auffassung? — Warum würdigt man dem Geiste, der auf den Vorbildungsanstalten für die Hochschule herrscht, gar keines Blickes? Und doch ist dieser das Uebel allein, welcher die oben bezeichnete Flachheit für die Gesellschaft erzeugt, ernährt, groß zieht und Verbreitung verschafft. Dieser Geist geht auch in die Vorbildungsanstalten für das praktische Leben über, und wird endlich in dieses selbst übergetragen. — Warum endlich erwähnt man mit keiner Silbe jener großen Geister, welche doch eben auch in diesen Voranstalten ihren Vorunterricht erhalten, sich vom richtigen Geleise nicht abwendig machen ließen, und sich zu wahre Träger der Intelligenz empor geschwungen haben, und als eine Leuchte der Menschheit ihr Licht weithin verbreiteten, wahre Hochachtung und Liebe überall von jedem guten Menschen erndeten?

Es gibt nicht eine einzige Gliederung in der Gesellschaft, von der man aus nicht auf die Spitze derselben sieht, ja nicht ein einziges Verhältniß in derselben, wo man sich nicht auf irgend eine bessere Einsicht umsieht. Dieses ist schon so uralt, als das Menschengeschlecht selbst. Gebildete und ungebildete Völker machen darin keinen Unterschied. Je mehr Vertrauen diese Spitze oder diese bessere Einsicht einflößt, um desto unbedenklicher gibt man sich denselben hin. Es geschieht dieß unwillkürlich aus dem einfachen Grunde, weil die Nothwendigkeit hiezu im ganzen Geschlechte tief gegründet ist, indem dessen geistiges Prinzip von der allgemeinen Naturleitung, als nicht zu ihr gehörend, völlig ausgeschlossen und an sich selbst hingewiesen ist.

Der Mensch in allen Verhältnissen und in allen seinen Lebensperioden ist somit an eine eigene Leitung, an eine Autorität aus seinem eigenen Geschlechte hingewiesen. Diese muß aus ihm und von ihm ausgehen, und sie ist so innig mit der Menschheit verwebt, daß eine Menschheit ohne Autorität nicht denkbar ist. So vielfach nun die Gliederungen der Menschheit sind, so vielfach sind auch Autoritäten vorhanden, welche sich in einem Staatenverbande alle in einer höchsten Autorität vereinigen. Je mehr Vertrauen somit diese einzelnen Autoritäten verdienen, mit desto mehr Vertrauen wird der Mensch sich ihnen anschließen und zu einer desto höheren Stufe der Vollkommenheit muß sich die Gliederung erheben, je vollkommener

deren einzelne Autoritäten gereift sind. Je unvollkommener, oder je unreifer, oder je selbstsüchtiger nun diese einzelnen Spitzen, diese Autoritäten sind, mit desto weniger Vertrauen wird man sich ihnen anschließen, desto geringer werden die Fortschritte in der Ausbildung der Menschheit sein, und desto gelockerter werden die geselligen und die gegenseitigen Bande werden, überhaupt desto mehr wird die Menschheit ihrem wahren Standpunkte entrückt.

Eine Abwehr der jetzigen Mißstände dieser Art ist nach unserer jetzigen Einrichtung, wornach so viele Flachheit sich an die Spitzen der Gliederungen stellet, kaum möglich, sie kann nur dann mit Erfolg in's Leben treten, wenn die socialen Verhältnisse der Menschen in Liebe geordnet sind und in Liebe fortbestehen; denn dann braucht Niemand über Gebühr ängstlich auf persönliche Vortheile bedacht zu sein, da jedes persönliche Ich in die allgemeine Gliederung übergegangen ist, welche es nun übernehmen wird, die Bedürfnisse eines jeden Einzelnen auf eine Allen dienliche Weise zu beschwichtigen, ohne dem unnatürlichen und deßhalb unmöglichen materiellen Gleichheitsstreben (Communismus) irgendwie einen Vorschub leisten zu wollen.

Fortsetzung.

Wir wiederholen daher noch einmal: Wie der Mensch schon als Kind das erste charakteristische Zeichen, wodurch sich der Mensch von den Thieren unterscheidet, seine Muttersprache — überhaupt die Sprache, das Allerschwerste, was ein Mensch zu lernen hat, erlernet, eben so muß der Mensch als Kind schon mit dem Zeitpunkte an, wo seine Unterscheidungsgabe sich entwickelt, zu der Angewöhnung der Eigenschaften der Menschenordnung angehalten werden. Diese sind vor Allen die Menschenliebe und, zweitens, die freie Beherrschung des eigenen Willens; denn eben so wenig, als das Kind eheerst begreifen muß, warum es die Sprache lernet, eben so wenig braucht es zuvor sich Rechenschaft abzulegen, warum es Menschenliebe üben und freie Beherrschung des eigenen Willens sich angewöhnen soll. Durch Cultivirung dieser zwei Eigenschaften erziehen wir einen wahrhaftigen Menschen. Es scheint dadurch, daß der Mensch (den Thieren entgegengesetzt) seine Sprache, sein allernächstes Seelenbedürfniß, erst erlernen muß, und dadurch, weil er sich diese,

obgleich so schwierige Sache, so leicht angewöhnt, ein großer, ein sehr beachtenswerther Wink gegeben, daß auch die guten Eigenschaften, die noch leichter zu erwerben sind, von Menschen in ihrer Jugend angewöhnt werden sollen.

Damit das kleine Doppelwesen recht vielfach Gelegenheit hat, sich in diesen Eigenschaften zu üben, und weil uns Aeltern das Geschick, der Wille oder die Zeit hiezu fehlen, unsere Kinder in diesen Eigenschaften, wie es Noth thut, gewandt zu machen, führen wir sie recht frühzeitig zusammen zur gemeinsamen Uebung unter gemeinschaftlicher Beaufsichtigung und entziehen ihnen somit die Gelegenheit, daß die Untugenden einen Vorsprung über die Tugenden gewinnen können, daß das Unkraut nicht früher eingepflanzt wird, als der gute Waizen. Denn was hilft's, wenn jenem Schulkinde, welches von kleinauf schon vernachlässigt worden ist, hundertmal von der Menschenliebe und den christlichen Tugenden vorgesprochen wird; es kann sich ja keine Begriffe davon machen, indem es jene weder ausüben gelernt hat, noch ausüben sieht.

In unsern mißlichen socialen Zuständen erscheint die praktische Angewöhnung jener Eigenschaften, die den Menschen zieren, schon von frühester Jugendzeit an somit als die erste und nothwendigste Bedingniß zur Aufhebung der Menschheit zu ihrer Würde.

Die zweite Bedingniß, so nothwendig als die erste, ist, daß an allen höheren Lehr- und Vorbildungsanstalten der junge Zögling in besonderen, von den Religionsvorträgen getrennten Lektionen seine Doppelnatur richtig und faßlich dargestellt erhält, so daß der junge Mensch, welcher höhere Bildung anstrebt und denn doch dereinst an die Spitze irgend einer Gliederung gelangen wird, inmitten der Natur sich über diese Welt erhoben fühlt und auch in dieser Stellung sich anerkennen kann. Denn nur, wer sich beherrschen gelernt hat, nur, wem der Unterschied zwischen Natur- und Menschenordnung klar ist, und nur, wer die Menschenordnung richtig aufgefaßt hat, der allein ist im Stande, über seine Freiheit und die der Mitmenschen richtig zu urtheilen; der allein kennt aus innerster Ueberzeugung seine Unterordnung unter einem allgütigen Wesen, nur der allein weiß in der ewigen Sicherheit seine und aller Menschen sichere Stütze, und nur der allein wird in Demuth und Liebe sich an dem

höchsten Wesen angeschlossen halten; wo hingegen Jener, welcher den Menschen für eben nichts weiteres anerkennen kann, als für eine einfache Wiederholung des Naturgesetzes, den Frieden, welchen die Welt nicht geben kann, auch nie erlangen wird, ja er wird ihn seinen Mitmenschen noch zu rauben suchen, wie leider Beispiele nur im Ueberflusse vorhanden sind.

Es wäre nicht nur sehr zweckmäßig, sondern höchst nothwendig, daß ein Lehrbuch für die Vorbildungsanstalten bestünde, welches die Normen der Menschenordnung enthielte, und in welchem zugleich des Gegensatzes wegen auf die Naturordnung hingewiesen würde, so daß das höhere Selbstbewußtsein in den jungen Zöglingen durch Selbstanschauung erweckt und befestigt wird. Einem Jeden der Zöglinge sollte unbedingt der Zutritt zu höheren Bildungsanstalten verweigert werden, wer nur immer die Aneignung dieses Wichtigsten aller Lehrstoffe verschmäht oder vernachlässigt hat; denn was helfen dem Menschen alle seine geistigen Erwerbungen, wenn ihm das wahre Menschengefühl fremd geblieben ist. Ja im letzteren Falle dienen diese geistigen Erwerbungen gar oft nur dazu, die Menschheit auf entgegengesetzte Pfade zu führen, statt sie auf die richtigen zu führen und allda fest zu halten. —

Wir wiederholen es: Man vernachlässigt den Wichtigsten aller Lehrstoffe zu einer Zeit, wo der Geist des Widerspruches überall umherwandelt: — zu einer Zeit, wo die wuchernde Selbstliebe die Herrschaft aufgeschlagen hat: — wo man Sinnengenuß für den eigentlichen Frieden und für die wahren Freuden ausposaunet und zu deren Genuß auffordert: — zu einer Zeit, wo die Sophistik unter den buntesten Formen sich an den Wahrheiten der Religion reibt: — zu einer Zeit, wo Gottesleugnung, der Unglaube an die Ewigkeit, an die ewige Belohnung oder Bestrafung immer mehr Terrain gewinnen, wo man die höhere Bestimmung der Menschen als eine lächerliche Thorheit bezeichnet: — zu einer Zeit, wo die Laster in allen Schichten der Gesellschaft immer mehr über Hand nehmen.

Zwar könnte man den Einwurf machen, daß, wenn man die Zöglinge für die Wissenschaften aus der Anschauung belehren wolle für die heiligen Zwecke der Menschheit, dieß so viel bedeute, als dem

materialistischen Streben Thür und Thore zu öffnen. — Diese Befürchtung ist vollkommen unbegründet, da einerseits die Vorträge über Religion durch diesen neuen Lehrstoff weder verdrängt, noch vermindert werden dürfen, und auch nicht später zu beginnen haben. Die Religion muß erst die Grundlage bilden. In der Erkenntniß der Menschenordnung und in dem Bewußtsein, daß diese durch und durch von der Naturordnung abweicht, treten erst die Wahrheiten der Gotteslehre recht deutlich hervor und werden um so freudiger und unverwischbar — für alle Zeiten — in das Gemüth gepflanzt, um allda gute Früchte zu tragen. Dadurch wird der gegenwärtigen und jeder späteren Lauheit im Christenthume am nachhaltigsten und wirksamsten entgegengetreten. Und um so mehr darf man sich dieser frohen Hoffnung hingeben, daß nämlich die Befestigung des Christenthumes im Volke alsdann von den höheren Schichten der Gesellschaft ausgehen wird, weil wir jetzt den Gegensatz sehen, nämlich Verwischung der Religion im Volke durch die höheren Schichten.

Der Mangel an Zeit kann kein vollwichtiger Grund sein, warum den jungen Studirenden der für unsere Zeit am allernöthigste Unterricht vorenthalten bleiben soll. Man cassire nur den Unterricht in der Gymnastik, das sogenannte Turnen: da erübrigt man schon Zeit genug für Vorträge über die Menschenordnung.

Gegenwärtig findet der Turnunterricht wohl recht viele Lobredner; es ist dieß auch ganz erklärbar; denn je schroffer der Egoismus auftritt, mit desto mehr Mitteln muß er sich ausrüsten, um seine Herrschaft sich zu sichern, und da erscheint Körpergewandtheit für gewisse Eventualitäten recht sehr erwünscht. Zwar mag vorgeschützt werden, daß durch solche Leibesbewegungen die Schnellkraft des Körpers gehoben und durch sie die Gesundheit der geistig ohnehin viel angestrengten jungen Leute am geeignetsten gepflegt werde. — Allein diese Auffassungsweise des Turnens läßt denn doch einige Bedenken zu, welchen man denn doch auch Rücksichten zuwenden darf. Nicht von verrenkten oder gebrochenen Gliedern zu sprechen, was jungen Turnern schon begegnet ist, denn diese lassen sich in der Regel wieder spurlos, oder doch wenigstens für die Gesundheit und den Lebensberuf unschädlich machen und heilen, sondern ganz andere Gebrechen sind hieher zu rechen, zu welchen während des Turnens

bei den jungen Eleven der Grund gelegt wird, und welche für den ganzen Lebensberuf störend und lästig sind, oder das junge Leben bald und unheilbar gefährden, oder unmittelbar in's frühe Grab stürzen. Hieher gehören Unterleibsbrüche, Erweiterungen von Blutgefäßen der Lungen, Erweiterungen des Herzens, überhaupt Aneurismabildungen u. a. m.

„Jugend hat keine Tugend", sagt ein altes Sprichwort. Die Bestätigung desselben findet man nicht zu selten auf den Turnplätzen. Da will es gar oft der schwächer gebaute angehende Jüngling dem stärker gebauten in allen Kraftausübungen, in allen Körperwendungen, Drehungen und Bewegungen gleich thun, oder gar noch übertreffen, strengt sich bei angehaltenem Athem so an, daß ihm das Blut aus dem Gesichte zu springen droht, daß die Augen sich röthen und — nach kurzer Zeit wirft ihn ein heftiger Lungenblutfluß auf's Krankenlager, oder er bekommt Herzklopfen bei den geringsten Veranlassungen, und bleibt in beiden Fällen siech oder kränklich zeitlebens.

Ohne andere mögliche Calamitäten zu berühren, welche während des Turnens entstehen können, kann nicht unbemerkt bleiben, daß denn doch Ausdauer in Körperanstrengungen für die jungen Studirenden nie erreicht werden wird. Dieß ist Sache jener Personen, welche vermöge ihres Geschäftes täglich ihre Körperbewegungen haben. Für diese ist Körpergewandtheit und Ausdauer in Körperanstrengungen nothwendig, nicht aber den wissenschaftlich Gebildeten, denen geistige Ausdauer so nöthig ist, als dem Gewerbsmanne Körperausdauer. Wozu bedarf auch jener einer solchen Körperausbildung, welche durch das Turnen angeeignet werden soll? — Wenn er seinem Berufe dereinst in wahrer Liebe und ganzer Hingebung nachkommet, so werden ihm jene, welchen er dienet, ihre Kraft und Arbeit gewohnten Glieder, wenn er ihres Beistandes einmal bedürftig sein oder werden sollte, ungefordert leihen, ja Gut und Blut und Leben für ihn einsetzen. Es liegt dieses auch in der Menschenordnung, daß derjenige, welcher von oben schützt mit geistigen Waffen, auch von unten geschützt wird mit körperlichen Waffen, und die Geschichte hat der Beispiele nicht wenige aufgezeichnet, wo diese Wechselbeziehungen in schöner Weise vor sich gegangen sind. Ein Spaziergang der Zöglinge in der freien Natur leistet für dieselben recht

vielen Ersatz, besonders wenn damit gleichzeitig auf die Naturschönheiten aufmerksam gemacht wird; dadurch würden Lehrer und Zöglinge in Liebe einander am meisten genähert, und offenbar viel besseres erzielt, als durch den Turnunterricht. Und vergesse man nicht, daß, ehe das Turnen an den höheren Lehranstalten aufgekommen ist, recht kräftige Leute hinaus in's praktische Leben getreten sind, welche während ihrer Studienzeit ihren Obliegenheiten eifrig nachgekommen sind, ohne zu verkümmern. Doch genug jetzt davon!

Man hat gar oft schon Stimmen gehört, welche vorschlagen, auf den Vorbildungsanstalten für die Universitäten die alten Klassiker, die denn doch aus der alten heidnischen Zeit herstammen, abzuschaffen. Die Belästigung des Gedächtnisses der jungen Studirenden mit der schweren Sprachweise der Alten sei so ziemlich überflüssig, da denn doch Uebersetzungen zur Genüge vorhanden seien, um diese Schriftsteller in der eigenen Landessprache lesen zu können u. s. w. — Eine Wiederholung der verschiedenen Entgegnungen darauf ist hier überflüssig, doch dürfte es nicht am unrechten Orte stehen, zu bemerken, daß es sicherlich von hohem Interesse für die Jugend ist, die eine höhere Bildung anstrebt, in den besondern und eigenen Sprachweisen der größten Denker des Alterthumes das fruchtlose Ringen nach Vervollkommnung des Menschengeschlechtes wieder zu finden; wie diesen in voller Klarheit die Idee der harmonischen Ausbildung aller Fähigkeiten und Kräfte der Menschen zur wahren, schönen Menschheit vorschwebte, und wie sie denn doch nicht den Weg finden konnten, nach welchen die Menschheit in Wahrheit geleitet werden kann. — Wer die Gedankentiefe der alten Klassiker und Weltweisen erkannt hat, der wird um so leichter in der Vergleichung der Christusreligion einen herrlichen Beweis mehr für die göttliche Sendung ihres Stifters gewonnen haben, und im Hinblicke auf die Menschenordnung wird Niemand mehr so tief fallen, um solche Attentate gegen die religiöse Nothwendigkeit (nicht religiöses Gefühl, womit man oft die Religion bezeichnet) seiner Nebenmenschen in die Welt zu schleudern, wie es, namentlich seit Voltaires Zeit bis jetzt, so heimlich als häufig, selbst offen vorkommt.

In der Menschenordnung liegt es, daß der eine Theil der Menschheit in Freiheit vorangeht, der andere aber in Freiheit folgt.

Damit nun Alle in Freiheit wandeln, ist nothwendig, daß der vorangehende Theil die Freiheit, die Menschenordnung kennet und der andere seine Freiheit gesichert weiß im Anschlusse an den freien Gang der Ersteren. Da es ferner in der Menschenordnung liegt, daß jeder Mensch über Alles erst belehrt werden muß, was zur Kenntniß seines Lebenszweckes gehört, so ist auch nothwendig, daß auch jenem Theile der Menschheit, welcher die Vorderglieder bildet, die Gelegenheit gegeben werde, die Menschenordnung kennen zu lernen und die Regeln der Menschenordnung sich anzueignen, um erfolgreich die Führung übernehmen zu können. Das Militärwesen gibt uns eine schöne Anschauung, welche wir uns auch für die Menschenordnung übergetragen denken können, namentlich aber bezüglich der Unterordnung Aller Willen unter einen gemeinsamen. Für gegenwärtig berührten Zweck weisen wir aber blos darauf hin, welchem Zustande das Militär entgegen gehen würde, wenn die Offiziere und Unteroffiziere das Militärwesen gar nicht kennten, oder außer Acht lassen würden.

Aber — der Menschheit sei's geklagt — nirgends findet man eine größere Gleichgültigkeit, als gerade in diesem Sichselbsterkennen der Menschheit und ihrer eigenthümlichen Ordnung. Für Alles, was der Mensch zu lernen braucht, bestehen zweckmäßige Institute und Anleitungen, selbst für die so wenig Gewinn versprechende Entzifferung der Hieroglyphen; allein zum Studium seiner Lebenscharakteristik, seiner ihm eigenthümlichen Ordnung und zur Pflege der Menschenliebe, welche himmlische Pflanze Menschen mit Menschen und die Menschheit mit Gott verbindet, ist so viel wie nichts gethan.

An den Männern der Wissenschaft ist es, die Eigenthümlichkeiten und Normen der Menschenordnung zusammenzustellen, damit sie, geprüft, zur Aneignung eingeführt werden. Ein solches Unterrichtsbuch, anziehend geschrieben, wie es auch der Stoff erlaubt, sogar verlangt, wird sicherlich von unberechenbaren Folgen sein; namentlich wird die studirende Jugend auch in ihren freien Studien viel lieber zu diesem Buche, als zu Romanen und anderen, Herz und Gemüth verderbenden Büchern und Schriften greifen, sich in Liebe und Freude in der Anschauung der Lebensbestimmung der Menschheit ergehen und sich in den Wahrheiten der christlichen

Religion befestigen, da diese freiwillig, aus Ueberzeugung, nicht aufgedrungen, in das Gemüth der Zöglinge einziehen und auf diese Art auch am leichtesten verstanden werden.

Die Saat, die auf solche Weise und durch besondere Lehrvorträge in dem jungen Herzen zum Keimen kommt, wird einst reichliche und erquickende Früchte tragen. — Die richtige Führung der Menschheit wird gesichert.

Vierzehntes Kapitel.

Vortheile einer guten Erziehung.

Im vorstehenden Kapitel sind bezüglich des Erziehungswesens manche Vorschläge gethan worden. Man verkennt keineswegs die Schwierigkeiten, welche sich einer solchen Neuerung entgegenstemmen, namentlich wenn sie im Augenblicke des Entstehens mit Ausgaben verknüpft sind. Allein die Vortheile, welche daraus entspringen, sind so einleuchtend, daß bald, wenn einmal das Vorhaben im Werke ist, Gönner sich finden werden, welche die Sache mit Rath und That weiter unterstützen werden. Und sind einmal nur einige Vortheile errungen, stehen diese unzweifelhaft da, darf man bei andauernd gutem Willen nicht für die Ausbreitung des begonnenen guten Werkes besorgt sein.

Der erste Vortheil wird der sein, daß unsere Kinder als gesunde, lebensfrohe Kinder heranreifen, begabt mit ächtem Menschensinn, geführt von ächter Menschenpflicht, beseelt von ächter Menschenliebe. Was Einen erfreuet, wird Alle erfreuen, was Einen betrübt, wird Alle betrüben, was Einer nicht vollbringen kann, werden Alle vollbringen helfen: Keiner wird darben, wenn die Andern besitzen, und wenn Einer sich vergeht, besitzen Alle das Mittel, um zu strafen; aber nicht um zu bestrafen, sondern um zu bessern, den Verirrten zurückzuführen. Kurz — ächter Gemeinsinn wird anfangen, an die Stelle des bisherigen böslichen und neidischen Gemeindezwanges zu treten.

Der Jüngling hat so viel Urtheil sich angeeignet, daß er zwischen aufrichtigen und hinterlistigen Menschen unterscheiden kann. An die Guten wird er sich anschließen und aus ihren Erfahrungen

Belehrung schöpfen. Die Bösen wird er meiden und den Gefahren, welche ihn durch den Umgang mit diesen bedrohen und betreffen werden, schon von vorneherein entgehen. Ueberhaupt wird sich die Jugend sowohl in Städten, als auch in Märkten und Dörfern wißbegierig an die älteren Personen anschließen und der Jüngling den Gesprächen, Plänen und Verrichtungen der Männer sowohl für die Angelegenheiten der Familien, des Hauses, als auch für die Angelegenheiten außerhalb des Hauses, für die der sämmtlichen Gemeindeglieder, so wie der Gemeinde selbst ohne Vorwitz seine Aufmerksamkeit schenken und sich so allseitig bilden. Da derselbe Lehre annimmt nnd sich nicht besser wissend dünkt, wird er auch von den gesetzteren, d. h. an Jahren reiferen Personen nicht abgestoßen, sondern in Liebe an sie hingezogen werden. Und sollte ja der Fall eintreten, daß eine jüngere Person in irgend einer Sache eine bessere Einsicht, als wie die älteren, erlangen sollte, was schon manchmal eintreten kann, so wird jener bescheiden und ohne Anmassung sein Urtheil über diese Sache den Aelteren vortragen. Diese werden aber dadurch sich nicht von dem jüngern Mitnachbarn beleidigt fühlen, sondern sogar sich gerne und bereitwillig der besseren Einsicht des jüngeren Mitmenschen accomodiren, statt daß es jetzt Sitte ist, sich Meinungsverschiedenheiten wegen zu hassen, oder gar sich zu menschenfeindlichen Handlungen verleiten zu lassen.

Das junge Mädchen wird sich lieber an die Mutter anschmiegen, alles Gute lernen, was sie von ihr profitiren kann, und auch von andern gesetzten Personen ihres Geschlechtes gerne weitere Lehre und Unterweisung annehmen, statt in dem unnöthigen Umgange mit Personen ihres Alters unwissend zu bleiben und die Geschlechtstriebe zu frühzeitig wach zu rufen. — Statt mit neidischer Putzsucht viele unnöthigen Ausgaben zu veranlassen, wird sich dasselbe angelegen sein lassen, anständig und ehrbar, mit passenden Kleidungsstücken sich zu versehen, ohne Eitelkeit, ohne Tand, blos den Bedürfnissen angemessen und der Menschenwürde entsprechend, — kurz, sie wird sich zu dem schönen Berufe heranzubilden suchen, den sie einstens ausfüllen soll; daß sie, wie der weise Sirach spricht, wenn die Zeit ihrer Pflicht gekommen ist, „als ein helles Licht auf dem heiligen Leuchter des Hausaltares glänzet.“

Der größte Gewinn für Staat und Gemeinde wird aber aus auf diese Art herangereiften jungen Leuten erwachsen, wenn sie einen häuslichen Herd gründen werden. Beide sind an Geist und Körper gesund geblieben, und haben sich gegenseitig achten und **bleibend** lieben gelernt. Dadurch, daß sie sich in allen Verhältnissen des socialen Verbandes umgesehen haben, sind sie nicht unvorbereitet, nicht leichtsinnig zur Ehe geschritten, und werden deßhalb auch nicht bald in Verlegenheit kommen. Sie werden schon mit Umsicht haushalten können, ehe sie durch bittere Erfahrungen, durch Verluste u. dgl. ein schmerzliches Lehrgeld haben geben müssen. Dazu kommt noch, daß der Mitnachbar, welcher bereits Erfahrungen durchgemacht, gerne und bereitwillig und ohne Selbstsucht Aufschlüsse für unvorhergesehene oder besonders verwickelte Fälle ertheilen wird. An Tugend gewohnt, werden sie auch ihren reinen Lebenswandel auf Alle übertragen, mit denen sie in Berührung kommen, und die hiefür empfänglich sind. Diese sind zunächst ihre Kinder. In der Tugend erwachsen und erzogen, werden sie eine Freude der Aeltern und zur Erweckung des Gemeingeistes unter allen Gemeindegliedern nach Zeit und Thunlichkeit beitragen helfen. — Ist so allmählig Gemeinsinn erreicht, so fallen tausenderlei Chicanen weg, womit sich in gegenwärtiger Zeit die Nachbarn unter sich förmlich bekriegen. Wenn Streitigkeiten zwischen Einzelnen ausbrechen, wird man bemüht sein, die Sache so bald als möglich auszugleichen. Die Belästigung der Gerichte fällt weg und mit dieser der Geschäftsandrang in denselben. Zu welchen großen Vortheilen dieses führt, wird sich ein Jeder selbst denken können. Man lasse nur den Wahrheitssinn (denn dieser schließt ja den Rechtssinn ein und die Leidenschaften und Parteilichkeit ohnehin aus) in den Gemeinden vorherrschend werden, alsdann braucht auf diese Art Niemanden um sein gutes Recht bange zu sein; ja das Recht wird besser gewahrt werden, als gegenwärtig, trotz der vielen Rechtsstellen.

Niemand kennt zwischen zwei streitenden Mitgliedern einer Gemeinde besser, auf wessen Seite das Recht ist, als die Gemeindemitglieder selbst, vorausgesetzt, wenn die Gemeindemitglieder nicht gegenseitig unbeachtet an einander vorübergehen. Da ist es doch sicherlich weit besser, erst die Meinung derselben, wenn ein Streit

zwischen einzelnen ausbricht, anzuhören, was nichts kostet und keine Versäumniß verursacht, als erst die Urtheile des Gerichtes einzuholen, die nur, nämlich die Obergerichte, nach den klaren, niedergeschriebenen Buchstaben urtheilen können so, wie es der Unterrichter aufgefaßt hat und niederschreiben ließ. Da glaubt so mancher Klagesteller im vollen Rechte zu sein, weiß aber sein Recht nicht so natürlich und verständlich vorzustellen, als die Sachlage erheischt. — Der Richter faßt etwas anders auf, oder legt auf die Hauptsache minderen Werth, oder vergißt etwas ganz. Der Klagesteller hat wohl Alles vor Gericht ausgesagt, denkt aber nicht daran, wenn er nicht juristisch gebildet ist, daß seine Aussage allein nicht genügt, daß sie auch vollständig niedergeschrieben werden muß, daß das, was nicht in den Akten liegt, auch keine Berücksichtigung finden kann, und übersieht auch gar oft, daß dieses oder jenes im Protokolle mangelhaft, fehlerhaft oder unrichtig aufgenommen worden ist, was oft selbst bei dem besten Willen der unteren Behörden nicht verhütet werden kann, zumal ihnen oft das Wesentliche für unwesentlich und umgekehrt vorgetragen wird. Dazu kommt noch, daß selbst die öffentlichen Anwälte nicht immer ganz klar in allen Prozeßgegenständen gemacht werden können.

Abgesehen von möglichen Formfehlern, Versäumnissen der bestimmten Fristen u. dgl. fällt jetzt trotz des vermeintlichen oder wirklichen Rechtes das Urtheil im entgegengesetzten Sinne aus. Man fühlt sein Recht verletzt und appellirt an höhere Rechtsstellen. Allein diese kennen nur den Wortlaut der Reden und Gegenreden aus den Akten, und müssen den Appellanten abweisen. Getäuscht hat der Klagesteller noch die bitteren Ausgaben für Gerichts- und Advokatenkosten für sich sowohl als für die entgegengesetzte Partei, und das in der Haushaltung Versäumte durch Laufereien zu den Gerichtsstellen und zum Rechtsbeistande kann oft nur schwer wieder nachgeholt werden.

Die Sucht, Prozesse zu führen, ist in manchen Gegenden und Gerichtsbezirken so stark eingerissen, so daß man von einzelnen Mitgliedern derselben mit Recht sagen kann, daß sie an Prozeßmanie leiden. Die Kopf an Kopf gedrängt vollen Wartsäle an solchen Gerichten bei den allgemeinen Amtstagen und die täglich wachsenden

Aktenstöße geben hinreichend Zeugniß. Am schlimmsten aber sind die Prozesse wegen beleidigter Ehre, welche in der eingerissenen leidenschaftlichen Begegnung der Menschen jetzt so häufig vorkommen. Diese sind deßwegen so schlimm, weil die angerufenen Gerichte so selten in der Lage sind, den an ihrer Ehre Verletzten Genugthuung zu verschaffen; denn derjenige, welcher Ehrenkränkungen ausstößt, handelt oftmals mit Vorbedacht und sucht seinen Worten eine solche Stellung zu geben, daß sie im ausgestoßenen Tone und Accente verletzen, in der Stellung aber — nach dem niedergeschriebenen Sinne — höchst zweideutig erscheinen, ja selbst nicht einmal nach den bestehenden Normen über Ehrenverletzung als verletzend gelten können. Der Gekränkte, welcher dieses Alles nicht weiß, geht zu Gericht und klagt, aber statt seinen Aerger los zu werden, wird er ihm verdoppelt oder verdreifacht. Von allen Gerichtshöfen abgewiesen, bleiben ihm die Kosten, welche oft nicht unbedeutend angewachsen sind, und muß noch dazu das hämische Lächeln nicht nur seines Gegners, sondern aller seiner Feinde erdulden, so oft sie sich begegnen. — Solche Fälle kommen wohl in einer gesitteten Gemeinde nicht vor; denn sollte sich Eines ihrer Mitglieder so weit vergessen, ein anderes an seiner Ehre zu beleidigen, so ist die Gemeinde der einzige und wahre Richter, welcher im Stande ist, dem Gekränkten zu seiner Ehre zu verhelfen. Sie wird die Sache in die Hand nehmen, überlegen und entscheiden. Hat der Beleidigte die Kränkung provocirt, und die Gemeinde spricht solches aus, so wird ihm die Mißbilligung derselben Strafe genug sein; ist derselbe aber unschuldig befunden worden, so wird sie den Beleidiger zur Rede stellen, zum Widerrufe veranlassen, und thut er dieses nicht, die Ehre des Beleidigten als nicht angetastet anerkennen. Die Unehre bleibt sodann jedenfalls auf dem Beleidiger sitzen, und er wird fühlen, was das heißt, dem gemeinsamen Willen entgegenzustreben.

In beinahe allen Streitigkeiten ihrer Gemeindemitglieder wird eine gesittete Gemeinde ungefordert die Competenz der Schlichtung übernehmen, welche ihr keine weitere, resp. höhere Behörde streitig machen wird. Nur jene Streithändel, welche ihrer Natur nach durch einfachen schlichten Sinn nicht zur kurzen Hand abgemacht werden können, werden den höheren Gerichten zur Entscheidung vor-

gelegt werden; keineswegs aber werden dann die Unbetheiligten durch Einmischungen oder Verhetzen zur Unnachgiebigkeit, zur Leidenschaftlichkeit sich vergessen, was man leider jetzt so oft wahrnimmt. — Vermittlungsämter sind wohl in jeder Gemeinde gesetzlich, gelten als Gemeindebehörden, und sind zunächst unter die Aufsicht der nächst höheren Behörden gestellt. Ihr Wirkungskreis bleibt aber immer ein verfehlter, wenigstens ein sehr unvollkommener, so lange der ächte Gemeindesinn mangelt. Diesen aber gegenwärtig anzuregen und einzuführen, ohne daß eine Aufbesserung aller unserer socialen Bestände von unten und von Jugend an erfolgt ist, bleibt eine Aufgabe, vor welcher ein jedes Vermittlungsamt, auch jede andere Behörde, seine Ohnmacht wirklich bekennen muß, wenn es sich in der That anschicken sollte, Gemeindesinn, wie er ohne Leidenschaften bestehen soll, unter seine Mitglieder zu tragen, oder alle Dissidien zu beschwichtigen.

Jede Gemeinde ist sich unstreitig ihr Allernächster. Ihre eigene, innerste Regelung wird deßhalb eine Jede derselben, in welcher Gemeindesinn eingekehrt ist, von selbst übernehmen. Sie kennt am besten ihre eigenen Schäden und weiß sie am sichersten und nachhaltigsten zu verhüten. Da Alle von gleicher Liebe beseelt sind, werden weder Vorwitz, noch Dünkel, noch Eigennutz vorherrschen, wird auch ein Jeder, welcher irren sollte, den in Liebe ertheilten Rath in Liebe entgegennehmen, und die Gemeindeglieder, welche die ganze Gliederung überwachen, brauchen sich nicht ängstlich nach Formen umzusehen — nach Formen, diesen Zwang jeder freien Bewegung — wie sie ihren Dienst versehen sollen, da die Liebe ihnen Allen als die natürlichste und daher freieste Form erscheint.

Die höheren Behörden kommen nicht mehr in die unangenehme und unheilvolle Lage, über die Zustände ihrer Untergebenen und ihrer Gliederungen falsch berichtet und deßhalb zu ungeeigneten Maßregeln veranlaßt zu werden. Nur einen Vergleich hieher anzuführen sei erlaubt. Derjenige, welcher nach Ablauf eines Monats, überhaupt eines bestimmten Zeitraumes blos gegen Abgabe einer Quittung einen Gehalt, sei es Geld, Geldeswerth, oder Nahrungsstoffe, überhaupt wer einen ständigen Gehalt bezieht, kann nicht wissen, in welchen Verhältnissen der Taglöhner, Gewerbsmann, überhaupt der

Arbeiter schweben muß, der, wenn er Morgens erwacht, noch nicht weiß, wo er den Tag über den Bissen hernehmen soll, den er zum Munde führen will, oder wo sich ihm ein Verdienst öffnet. Jener, welcher sich seinen geregelten Etat entwerfen kann, ist nicht in der Lage, Letzteren Vorschläge zur Erhaltung seiner Subsistenz zu machen, da er auch die Erwerbsarten des anderen Theiles mit seinen Unsicherheiten nicht kennt. Die Gemeinde aber, welcher die Möglichkeit oder Unmöglichkeit, so wie die Art des Erwerbes und Verdienstes, eben so die allernächsten häuslichen Verhältnisse aller ihrer Mitglieder offen vor Augen liegen, welche Selbstkenntniß in der Sache besitzt, kann nicht verlegen sein um einen ausreichenden und genügenden Rath. — So allweg bei den innersten Angelegenheiten einer Gemeindegliederung.

Es verändern sich die Bedürfnisse der Staaten, der Bezirke, der Gemeinden und am allermeisten aber Jene der einzelnen Gemeindeglieder. Um nun diese Bedürfnisse zusammen in Fundamentalsätze zum Wohle Aller zusammenzufassen, erscheint den verschiedenartigsten Anforderungen gegenüber nicht wohl möglich. Im Zusammengriffe aller Befähigten aber werden die Anforderungen Aller beschwichtigt und die Mißstände, die aus Unterlassungen erwachsen, würden von vorneherein schon beseitigt.

v. Holzschuher in seiner gekrönten Preisschrift „die materielle Noth" zeichnet diese Mißstände in Folgendem: „Nach der philoso-„phischen Rechtslehre hat zwar der Staat in der Idee die Aufgabe, „das Rechtsgesetz mit der Sittenlehre in Einklang zu bringen. Nach „der gegenwärtigen Weltanschauung ist aber nur noch der starre „Buchstabe des Rechts als Norm alles Handelns übrig geblieben. „Das Sittengesetz ist ganz und gar vor das forum internum (in „das Innere des Menschen) verwiesen. Der moderne Staatsbürger „kennt gegenüber seinen Mitbürgern nur diejenige Verbindlichkeiten, „die ihm Gesetz und Vertrag auflegen, er glaubt Alles gethan zu „haben, wenn er seine Abgaben an den Staat und die Armenkasse „pünktlich entrichtet und seinen sonstigen Privatverbindlichkeiten ge-„hörig nachkommt. Er fühlt eine Art Stolz, über dem Wohle und „Wehe seiner Mitbürger erhaben zu stehen und sich um Niemanden „bekümmern zu dürfen.

„Das Gefühl der Gegenseitigkeit, welches alle Staats- und „Gemeindegenossen beleben und zusammenhalten soll, ist aller Orten „fast ganz verschwunden. Der Grundsatz, daß Alle nur Glieder „eines und desselben Körpers sind, daß also der ganze Körper leidet, „wenn einzelne Glieder leidend sind, ist nicht nur bei den Massen, „sondern auch bei den höheren Klassen in Vergessenheit gekommen.

„Der Staat und die Gemeinde hat hiedurch aufgehört, eine „gegliederte, organische Einheit zu bilden, und besteht nur aus ein- „zelnen Atomen, die theils aus Gewohnheit, theils aus Noth zu- „sammenleben, die oft sogar nur in Folge eines äußeren Zwanges „und mit unzweideutigem Widerwillen sich zu einer Gemeinde oder „zu einem größeren Bezirke vereinigen."

Diese Mißstände der Gesellschaft, welche wir so eben vernommen haben und sehr treffend gesagt sind, hebt die Liebe auf, und an die Stelle des Zwanges wird der freie Wille, an die Stelle der Unlust der Frohsinn, an die Stelle des Hochmuths und des Dünkels eine richtige Würdigung, Erkenntniß und Aufrechthaltung der Würde zum eigenen und zum allgemeinen Wohle treten.

Es muß zugegeben werden, daß es auch Gemeinden gibt, wo beinahe Ein Sinn, Ein Wille herrscht. Sie erfreuen sich der Achtung von Allen, die einen solchen Sinn zu schätzen wissen; aber leider sind es solcher Gemeinden nur sehr wenige, und selbst von diesen wenigen könnten einige eine noch höhere Thätigkeit zum allgemeinen Wohle, zum allgemeinen Glücke und zu zufriedener Stimmung entwickeln.

Fortsetzung.

Ein Ereigniß von größeren Folgen für die Gemeinden, als man bis jetzt glaubt, wenigstens dem Anscheine nach zu glauben scheint, ist der jedesmalige Zuwachs einer neuen Haushaltung, nämlich die Verehelichung, die Vereinigung zweier Personen verschiedenen Geschlechtes zum Bunde unter sich innerhalb des allgemeinen, des Gemeindebundes. So inhaltsschwer ein solches Ereigniß für den sittlichen Zustand einer Gemeinde werden kann, so geringschätzend oder mißachtend wird dasselbe gegenwärtig behandelt. Gestehen wir dieses nur zu unserer Schande ein! Wenn ein Paar sich verehelichen will, so wird ihr Entschluß gewöhnlich der Gemeinde durch

Anschlag an die Gemeindetafel, auf welche Wenige schauen, und da nur zufällig, bekannt gegeben. Der Ortsbehörde ist der Gegenstand freilich kein Geheimniß, und der allgemeine Wille wird nie, oder höchst selten befragt. Freilich ist dieses nach unsern Zuständen auch nicht wohl thunlich, da der Eigennutz, überhaupt der Egoismus überall vornean steht. Deßhalb gilt es als Regel, daß man jene Ehen am ersten begünstiget, wo die Brautleute nur Vermögen besitzen. Ob sie auch sittlich rein, überhaupt brav, verständig, nach ihrer Weise intelligent und den Pflichten eines rechtschaffenen Gemeindegliedes gewachsen sind, darnach wird oft gar nicht gefragt; und während man die Ehen der Reichen begünstiget, es sei denn, daß sie ganz verworfen wären, werden den Armen auf mancherlei Art Hindernisse bereitet, oft mit schreiendem Unrechte, weil man von dem Grundsatze ausgeht, daß eine arme Familie leicht der Armenkasse zur Last fallen kann, besonders wenn ihr viele Kinder nachwachsen, was auch in der Regel jetzt der Fall ist.

Einer Gemeinde, welche Gemeindesinn und Sittenreinheit bewahrt und diese zu bewahren strebt, ist es vom höchsten Interesse, zu wissen, ob auch das junge Paar, welches sie in ihre Mitte aufnehmen will, von derselben Gesinnung, von denselben Sitten ist. Ein einziges böses und verdorbenes Herz könnte die Ruhe der ganzen Gemeinde stören. Darum ist es nothwendig, daß ein Jeder, welcher in einer sittlich gehobenen Gemeinde Aufnahme sucht, derselben auch längere Zeit bestandene Proben seines Charakters abgelegt hat: eben so auch die Braut. Ein solches Verfahren verstößt freilich sehr gegen die jetzige Ordnung, wo man mit einem Zeugnisse der Gemeindebehörde des Gesuchstellers sich begnügt, obgleich man sich bewußt ist, was man überhaupt von schriftlichen Zeugnissen zu halten hat, wenn Jemand in eine andere Gemeinde übersiedeln will. Hat eine Gemeinde ein einziges Paar aufgenommen, von dem auch nur der eine Theil unmoralischen Lebenswandel pflegt, abgesehen von auch möglicher Unverträglichkeit, so ist der Grund zur Unsittlichkeit in derselben gelegt; denn Unsittlichkeit erzeugt wieder Unsittlichkeit und das Laster in allen seinen Formen.

Darum wird es einleuchtend sein, daß es für keinen Gemeindeverband gleichgültig sein kann, daß dieser oder jener, weil er nur

reich ist, in demselben aufgenommen wird, ehe man auch gehörig überzeugt ist, daß beide Personen eines reinen, tadelfreien Lebenswandels sich erfreuen. Anstatt, wie es häufig vorkommt, die Ehen bezüglich der Ceremonien zu vereinfachen, wäre es doch sicherlich bei Weitem zweckmäßiger und entsprechender, die Wichtigkeit des bedeutungsvollen Aktes recht feierlich hervorzuheben. Wie erhebend müßte es sein, wenn ein Paar, nachdem es vor dem Altare sich ewige Treue gelobt und durch die kirchliche Einsegnung der gegenseitige Bund höhere Weihe erhalten hat, gegen die versammelte Gemeinde gewendet, jedes Einzeln, feierlich und vernehmlich auch dieser unverbrüchliche Liebe, Treue und Beistand zu allem Guten angeloben würde. Ein solcher Akt würde sich den versammelten Schulkindern auf zeitlebens einprägen, der erwachsenen Jugend ein Sporn zur Nacheiferung sein und den Verheiratheten ihr einstiges Gelöbniß selbst wieder vor die Erinnerung führen. Dadurch würde der wahrste, natürlichste und eines Christen würdigste Akt einer Civilehe in der entsprechendsten, erhabensten und nützlichsten Form begangen, wodurch sicherlich mehr Gutes bezweckt und mehr Gemeindesinn geweckt werden wird, als durch die oft tagelang sich hinziehenden Gelage der Reichen, oder gar durch die still und gesondert, oder selbst in entfernten Orten vollzogenen Ehebündnisse, welche egoistisch genannt werden müssen, und welche den Gemeindesinn entfremden und untergraben. Man gehe von dem Grundsatze aus: Wer nicht den Willen hat, sich vor seiner versammelten Gemeinde öffentlich trauen zu lassen, und dieser den redlichen Beistand zu allem Guten nicht geloben will, kann nicht fähig sein, ihr Gemeindeglied zu werden.

Wer, allenfalls von einer gewissen Behaglichkeit inmitten unserer jetzigen Zustände begünstiget und daher verblendet, vorstehende Vorschläge belächelt und überhaupt das Anstreben des allgemeinen Glückes für den Ausfluß eines fabelhaften Begehrens, für utopisch erklären würde, der sehe hin auf das Volk der Juden. Von diesen kann man sagen, daß es wirklich für uns Christen unmöglich Scheinendes leistet. Ohne Grundbesitz hat dieses zerstreute Volk alle Zeiten des Mißwachses und des Ueberflusses seit seinem Zerstreutsein mit den Grund- und Bodenbesitzern durchlebt. Sein von den

Andersglaubenden durch und durch abweichender Religionskultus steht ihm im Wege, unter gleich günstigen Verhältnissen neben Andersglaubenden Ackerbau zu treiben, oder Handwerker nach freier, unbeschränkter Wahl zu sein. Wenn der Christ in der gewöhnlichen Woche sechs Arbeitstage hat, so bleiben den Juden nur fünf, an solchen Wochen, wie Ostern und Pfingsten, nur drei. Die übrigen Festtage der Juden und die der Christen werden noch mehr Arbeitstage wegnehmen, so daß der Jude gegen den Christen im außerordentlichen Nachtheile bliebe.

Mancherlei Feldarbeiten der Juden würden wohl die Feiertagsruhe der Christen nicht stören; aber was würden diese dazu sagen, wenn jene ihre Wägen hin und wieder führen und, abgesehen von anderen möglichen Störungen, Lärmen genug machen würden; oder wenn an solchen Tagen jüdische Büttner, Spengler, Schmiede, Schlosser u. dgl. von früh bis in die Nacht hinein ihre dröhnenden Gewerbe betreiben würden. — Will der Jude ein stilleres Gewerbe nur etwas schwunghaft betreiben, so hat er Gesellen nöthig, welche er nicht immer aus seinem Volke sich einstellen kann, und ist auf diese Art ebenfalls gegen Christen im Nachtheile. Nimmt er christliche Gesellen, so darf er diese an seinen Feiertagen nicht arbeiten lassen, und an den Feiertagen der Christen dürfen solche Gesellen nicht arbeiten. Der Jude erscheint somit nicht sowohl wegen seines abweichenden Cultus, als vielmehr in der Ungleichheit der Tage, an welchen Christ und Jude ihren Cultus üben, gegen den Christen im großen Nachtheile. Dieses müßte die Juden im Laufe der Zeit zum Untergange geführt haben oder noch führen. Weder das Eine ist aber eingetroffen, noch steht das Andere zu befürchten.

Freilich möchte Mancher einwenden, daß die Juden vom Schweiße der Christen leben, und allerlei anführen, was den Juden eben nicht zum Ruhme gereichen wird. Doch seien wir gerecht und nicht zu strenge! Suchen wir dagegen die Art und Weise tiefer, wie es der Jude macht, daß sich dieses Volk inmitten einer Lage erhält und erhalten hat, welche ein Jeder, der dieselbe ohne Haß und Leidenschaften erwägt hat, gewiß für sehr mißlich anerkennen wird. Manche sind freilich mit dem Einwurfe sogleich bereit und sagen, ja warum accommodirt der Jude sich nicht bezüglich seiner Feiertagsordnung

unter die bestehenden Landesüblichkeiten, wo alsdann diese Nachtheile alle von selbst wegfallen würden. — Es wäre dieses freilich sehr zweckmäßig. Allein den Juden stehen einer solchen Unterordnung ihre durch viele tausend Jahre geheiligten Gebräuche entgegen; noch dazu müßten sie dieselbe bei den christlichen Völkern anders verlegen, als unter den türkischen, was gegen das Gleichheitsgefühl der Nation und gegen die alte Ehrwürdigkeit ihrer Feste streitet.

Der Jude erhält sich in seinen ungünstigen Verhältnissen hauptsächlich durch eine große Sittenreinheit. Wird diese in den Städten, auch hie und da auf dem Lande lockerer, so ist dieses ein Vorzeichen von dem beginnenden Verfalle dieses Volkes. Gemeinhin darf man behaupten, daß der Jude viel auf eheliche Treue hält. Ausschweifungen in diesem Punkte sind bei ihm selten. Kann unsere jetzige christliche Generation dieses auch von sich rühmen? — Ehescheidungen sind bei den Juden eben so selten, trotzdem daß Moses in diesem Stücke weniger streng war, wie Christus, welcher mit Ernst sagte: „Was denn Gott vereinigt hat, das soll der Mensch „nicht trennen." — Ferner, als Ihn Seine Schüler zu Hause noch einmal über Seine Meinung bezüglich der Ehescheidung fragten, sagte Er zu ihnen: „Wer von seinem Weibe sich scheidet „und eine andere nimmt, der begehet an ihr einen Ehe„bruch; und wenn das Weib ihren Mann verläßt, und „einen andern nimmt, bricht sie ebenfalls die Ehe." — Trotz den weniger strengen Bestimmungen des Mosaismus wird keine Gemeinde der Juden in die Verlegenheit kommen, um dem Ueberhandnehmen von geschiedenen Eheleuten zu steuern, auf Auskunftsmittel zu sinnen, oder eine sogenannte „Civilehe", ja wie man sogar jetzt Stimmen hört, eine „Nothehe" einzuführen.

Ferner ist bekannt, daß nur äußerst wenige uneheliche Geburten bei den Juden vorkommen, trotzdem, daß ihnen Bündnisse zu schließen weit mehr erschwert ist, als den Christen. Und wenn je ein Judenmädchen zum Falle gekommen ist, sieht man es seine Beschämung überall herumtragen, während bei unsern liederlichen Dirnen gerade das Gegentheil stattfindet.

Seinen materiellen Unterhalt sichert sich der Jude ferner durch eine seltene Ausdauer. Seinem Sprichworte: „Vom Profite muß

man leben", kommt er getreulich, wenn auch nicht immer, in redlicher Weise nach. Auf eine beschränkte Erwerbsart hingewiesen, nimmt er, wenn es nicht anders sein kann, mit einem ganz geringen Profite vorlieb, und die Gelegenheit, wo es etwas zu verdienen gibt, sei es auch nur wenig, wird er nicht aus den Augen lassen. Thätigkeit wird bei den Juden hochgeachtet. Sie beginnt mit dem frühesten Tage und endet mit der einbrechenden Nacht. Der unthätige Jude wird von seinen Glaubensgenossen wenig geachtet, vielmehr verachtet und in keinerlei Weise unterstützt. Ihre Unterstützung besteht aber äußerst selten in Almosengeben, sondern meistentheils in Zuweisung von Geschäften, oft im auffallendsten Zusammenhange. So darf man nur z. B. dem nächsten besten Juden, der von Schmucksachen nichts versteht, merken lassen, daß man derlei Gegenstände zu verkaufen Willens sei, und man darf versichert sein, daß nach wenigen Tagen auch ein Jude, oft mehrere Stunden weit her, sich einfinden wird, welcher sich den Schmuck, oder was es sonst sein mag, ohne besondere Eingangsförmlichkeiten besehen will, worauf das Geschäft alsbald in Gang kommen wird. Eben so verhält sich's mit allen Gegenständen des Tausches oder Handelns, mit welchen sich die Juden am meisten befassen müssen, und es auch zur Meisterschaft darin gebracht haben, so daß, wenn man irgend ein Geschäft mit Juden, sei es auch noch so geringe, abschließen will, man gar nicht irre geht, wenn man nur dem nächsten besten Juden, wenn er sich auch nicht mit derselben Geschäftsbranche abgibt, seine Absicht mittheilt. Dieß kann doch offenbar nur auf innige Gliederung, auf einen innigen Zusammenhang der Personen dieses Volkes unter sich beruhen.

Die gegenseitige Unterstützung der Juden in Krankheiten und anderen Gefahren ist bekannt. Wenn in den Kriegszeiten der früheren Jahre, namentlich in den Kriegen mit der französischen Republik die Christengemeinden von den oft zügellosen Kriegsvölkern überrascht worden sind, so waren es die größeren jüdischen Gemeinden nicht. Durch Emissäre, welche von Dorf zu Dorf und Stadt wandern mußten, wurden die in denselben wohnenden Juden von der nahenden Gefahr, welche ihrem beweglichen Eigenthume drohte, gewarnt, und haben so das Werthvolle in Sicherheit bringen können.

Man führt dieß nur deßwegen an, da sich vielleicht noch Mancher von uns aus jener Zeit von seinen Aeltern vernommen zu haben erinnern wird, daß es so gewesen ist.

Ein anderes Mittel, durch welches der Jude seinen eng begrenzten Unterhalt ermöglicht, ist neben seiner Thätigkeit seine Nüchternheit und Mäßigkeit. Ist er hungrig und durstig, so labt ihn ein Trunk Wasser und ein Stück Brod, wenn er seinen Geschäften nachgeht. Ist er zugleich ermüdet, frierend oder von Regen naß, so läßt er sich auch wohl ein Glas Bier einschenken und trinkt dieses, während er sich wärmt, trocknet und erholet, langsam aus. Da kommt es gar oft vor, daß der Jude in eine Schenke tritt, wo gezecht wird, damit gezecht wird, und Spott genug dafür einnehmen muß, daß er so wenig trinkt, während die trinklustigen Christen den Stoff in Strömen vertilgen. Es ist dieses freilich eine Passion unserer Zeit, daß man sich schämt, am Brunnen zu trinken, dagegen aber mit der Geschicklichkeit, viel zechen zu können, viel rühmens macht.

Unverkennbar hat sich das jüdische Volk, welches seine Existenz nicht durch die Selbstbebauung des Bodens, das erste und natürlichste Subsistenzmittel, gesichert weiß, inmitten schwieriger Verhältnisse nur allein durch Sittenreinheit, Gemeinsinn, Mäßigkeit und Ausdauer erhalten. Wir wissen ferner, daß sich Viele dieses Volkes unter der Aegide dieser Tugenden zum Wohlstande, ja sogar zum Reichthume empor gearbeitet haben. Sind nun diese Tugenden ein Anker, an welchem sich ein enge eingegrenztes Volk nicht nur erhalten, sondern auch durchschnittlich zu einem einigermassen materiellen Wohlstande erhoben hat, so können sie, vielmehr müssen sie auf breitester Grundlage, nämlich auf der Grundlage des Christenthums das geistige und materielle Glück jener Menschen begründen, welchen freieste Bewegung in der Selbsterhaltung eingeräumt ist. Unumgänglich nothwendig aber sind Sittenreinheit, Gemeinsinn und Ausdauer, überhaupt das wahre Christenthum.

Derjenige, welcher glaubt, daß es für ihn schon genügend ist, wenn er nur für seine Person eines moralischen Lebenswandels sich bewußt ist, und diesen nur auf seine Allernächsten, nämlich auf seine Kinder übertragen zu müssen glaubt, ist im großen Irrthume; denn er kann nicht einmal dafür stehen, daß ihm sein nächster Nachbar,

welcher unmoralisch oder unchristlich ist, Einen seiner Allernächsten, seinen Sohn oder seine Tochter verführet. Ein Jeder muß unbedingt von einem jeden Andern Moralität verlangen, überhaupt Beobachtung der Sittengesetze und ein Jeder muß durch ein gutes Beispiel auf Jeden belehrend und erbauend einwirken. Die Bolkenheimer Ermordungsgeschichte (Seite 255) dürfte Jedermann klar hinstellen, daß es so sein muß, wenn ein Jeder vor Unglück, vor Gefahren des Leibes und der Seele behütet und bewahrt sein will. Unter Tausenden nur eine Eventualität, die den Körper betreffen kann. Es hat Jemand in einem Orte ungezogene Kinder. Diese peinigen einen Hund so lange, bis er wüthend wird. In seiner Unruhe läuft das Thier jetzt fort, gewöhnlich schon, ehe der Drang zum Beißen bei ihm eintritt; beißt aber alsdann einen Jeden, welcher ihm in den Weg kommt. Die Folgen solcher Bißwunden sind zu schrecklich und zu bekannt und treffen demnach, weil das Thier in der Regel erst später die Unglück bringende Verletzung beibringt, am allerseltensten die eigentlichen Veranlasser, sondern ganz ferne stehende Personen. Kann da eine Frage sein, ob der Andere ein Recht hat, zu verlangen, daß der Erstere seine Kinder gut erzieht?!

So unter tausenderlei Modificationen steht weder das geistige, noch das moralische, körperliche und materielle Wohl Aller auf sicherer Grundlage, wenn nur ein einziges verdorbenes Subjekt in einer Gemeinde sich befindet. Darum erscheint es gewiß als eine Billigkeit, daß alle Gemeindeglieder sich von dem Charakter derjenigen Personen vorher erst überzeugen, welchen sie in ihren Gemeindeverband aufnehmen sollen, zumal man weiß, daß der Ungesittete, der Verdorbene allen Behörden, allen Versuchen zur Besserung, allen deßhalb getroffenen Maßregeln Hohn spricht.

Fortsetzung.

Einer Gemeinde, welche Gemeindesinn beseelt, stehen der Wege Viele offen, ihre einmal errungene Sittenreinheit, ihr materielles und geistiges Glück zu bewahren. Und dazu gehört vor Allem Ausdauer. Unter Ausdauer aber darf man sich keinen harten Stand vorstellen, es ist nur damit ein ernstes, ununterbrochenes Wollen verstanden, welcher in dem Gemeindesinne begründet ist.

Statt daß man die Jugend sich selbst in ihren Vergnügungen überläßt, wird man am besten diese mit ihnen theilen, und da bieten die Tanzbelustigungen einen reichen Stoff. Anstatt nun, daß unsere Jugend, welche wenig Selbstbeherrschung in diesem Stücke kennt, selten die Gelegenheit vorüber gehen läßt, diesen lärmenden Belustigungen anzuwohnen, wird eine wohlgezogene Jugend freiwillig sich von solchen Vergnügungen entfernt zu halten wissen, welche dem in sie gelegten Sittlichkeits- und Schicklichkeitsgefühle zu widerstreiten scheinen. Und sicherlich wäre es rathsamer, statt daß der Sohn und die Tochter einzeln und abgesondert die Tanzbelustigungen aufsuchen, wenn der Vater oder beide Aeltern sie begleiteten. Wirthshäuser gibt's ja genug. Unendlich viel wäre dadurch gewonnen. Da, wo durch den schnelleren Blutumlauf während des Tanzens, durch die größeren Haut- und Nervenausströmungen in der größeren Nähe der beiden Geschlechter gewisse Begierden mehr aufgestachelt werden, würden beide Geschlechter überwacht, oder fühlten dieses wenigstens. Ihre Freude würde nicht nur nicht gestört, sondern sogar noch reiner, da ihre Freude auch die Freude der Aeltern bilden würde. Den gefährlichen Nachtstreunereien wäre abgeholfen, Excesse würden vermieden, so wie ungebührliche Auslagen. Den mäßigen Trunk und Imbiß würde der Vater bestreiten, und er liefe nicht Gefahr, von seinem Sohne hinterrücks betrogen und bestohlen zu werden, um seiner Ausgelassenheit im Tanze nachkommen zu können. Musik zu ähnlichen Belustigungen würden die jungen Leute selbst machen. Anstatt die Belustigungen in diesem Sinne einzuschränken, würde jede Regierung sie nicht nur nicht hindern, sondern ihnen sogar nicht abhold sein, da sie Jung und Alt ergötzen, und nichts der Sittenreinheit Entgegentretendes aufkommen wird.

Das Verhalten unserer Jugend bei den gewöhnlichen sogenannten Belustigungen in unserer Zeit bildet einen grellen Gegensatz zu dem, wie sie sein können und sein sollen. Viele werden freilich nicht begreifen können, wie man auch lustig sein kann in den Grenzen des Anstandes, wie solches bei einigen Gebirgsvölkern, welche reinen Sinn bewahrt haben, heute noch wahrgenommen werden kann. Unsere jungen Leute sind vom Besuche der Tanzböden gar nicht abzuhalten, eine Ermahnung von ihren Aeltern nehmen sie gar nicht

an, höchstens den Nachruf, welchen man ihnen, wenn sie das Haus verlassen, mitgibt: „Wer zuletzt heimgeht, schließe die Hausthüre zu.“ — Die Aeltern verhalten sich in dieser Beziehung meistens theilnahmslos, die Jugend rücksichtlos, auch manchmal excentrisch. Wo ist da Gemeinsinn? —

Ueberhaupt erscheint die Musik als Eines der herrlichsten Geschenke der Allgüte und so recht geeignet, jene Zeit auf eine würdige Weise auszufüllen, welche am meisten die jungen Leute zu Thorheiten oder Verirrungen verbringen. Dadurch, daß die jüngern Unterricht erhielten und die älteren Unterricht ertheilten, oder Uebungen anstellten, würde vielem Unsittlichen vorgebeugt. Abgesehen von den Genüssen, welche durch die Musik Andern bereitet werden, übt sie auf das Gemüth des Musiklernenden einen entschieden wohlthätigen Einfluß, und die Musik sollte daher nicht so wenig beachtet werden, wie es in vielen Gemeinden der Fall ist. Dazu kommt noch, daß nach der Erhebung des Gemüthes zu Gott und der Mittheilung gegen die Menschen die Musik das allernächste und allerbeste Mittel erscheint, seine eigene Freude, oder seinen eigenen Schmerz, oder seine Traurigkeit in den Tönen auszusprechen und wiederklingen zu lassen, wodurch das richtige Gleichmaß der Seelenstimmung wieder genommen werden kann.

Um die Zeit todt zu schlagen, greift schon der Knabe zur Spielkarte und locket andere zu sich, um mit ihnen zu spielen. Damit das Spiel Reiz erhält, wird Verlust und Gewinn ausgesetzt. Man entwendet der Mutter Bohnen, Nüsse, später andere Gegenstände, um sie in Kupfergeld umzusetzen. — Der junge Dieb hat seine Laufbahn begonnen. Im Spiele werden die Leidenschaften angefacht und groß gezogen. — Der junge Mensch schreitet im Verderben weiter. — Tausend und tausend Aeltern wissen, daß ihre Söhne trinken und um Geld spielen, wissen aber auch, daß sie ihnen solches nicht verabreichen, und daß diese auch keines, wenigstens nicht so viel verdienen, als sie verbrauchen. — Woher dieses Geld kommen soll, scheint die wenigsten Aeltern zu bekümmern, und wenn doch, zu ignoriren, wenn es nicht mit ihrem Wissen zu ihrem materiellen Nachtheile erworben worden ist. Meistens aber ist es der Erlös von irgend einem Gegenstande, welchen der Sohn seinen Aeltern heimlich entfremdet hat.

Wie können auch solche Aeltern des Spieles wegen ihren Kindern wehren, da sie selbst in dem leidenschaftlichen Spiele der Lotterie oder des Lotto mitspielen. Manches sauer erworbene Geldstück fließt in diesen nimmersatten Schlund, welches tausendmal besser hätte verwendet werden können.

Der Unwille über die große Spielwuth bei allen Klassen hat sich schon oft genug laut werden lassen; allein noch ist das wahre Abhilfsmittel nicht in Vorschlag gekommen, nämlich den Kindern unnachsichtlich jedes Spiel zu untersagen, welches durch Verlust oder Gewinn die Leidenschaften weckt und groß zieht, überhaupt ein jedes Spiel, bei welchem die Kinder nicht beaufsichtigt sind.

„Jung gewohnt, alt gethan", lautet ein uraltes Sprichwort. Am Spieler bewährt es sich wieder. Nicht nur, weil diese Leidenschaft eine der festesten und zähesten wird, sondern auch, weil sie viele andere Leidenschaften erzeugt, welche den Menschen seinem Standpunkte entrücken, ist es nothwendig, daß das Spiel bei den Kindern überwacht wird. Das gewöhnlichste Laster, welches das Spiel erzeugt, ist der Neid. Wir finden auch ohne Spiel diese böse Neigung schon im Kinde. Aber spielend wird der Neid größer gezogen, und verbreitet alsdann viel Unheil. Der Neid muß daher bei Zeiten niedergehalten und gänzlich ausgerottet werden, um so mehr, weil, je höher sich diese Leidenschaft entwickelt, desto tiefer der Mensch von ihr niedergezogen wird, selbst auf die niedrigste Stufe herabsinken kann.

Am Neide sind mehrere Steigerungsgrade kennbar. Der erste Grad dieser Leidenschaft wird Mißgunst genannt. Man bezeichnet mit diesem Namen in irgend einem Menschen diejenige Vorstellung, daß ein Anderer irgend eines Gutes, welches er besitzt, nicht werth sei. Der Mißgünstige wird seinem Nächsten nicht nur nichts Gutes wünschen oder ertheilen, sondern auch gerne sehen, wenn derselbe auch nichts Gutes oder Erfreuliches besitzt. Wir sehen, daß ein solches Verhalten der Menschenordnung gerade entgegen strebt, und daher menschenwidrig ist. Noch mehr aber tritt dieses in der Steigerung der Mißgunst ein.

Diese Steigerung erscheint als der zweite Grad, als der Neid selbst. Hier tritt zu der Mißgunst noch das Verlangen, dasjenige Gute oder Erfreuliche, welches der Mensch an seinem Nächsten mit

Scheelsucht und Mißgunst bemerkt, selbst zu besitzen. Hier tritt also schon die Eigenliebe, der Egoismus, mit in's Spiel und steigert die Mißgunst.

Im dritten Grade gesellt sich zu dem Neide noch der Haß, der zu wirklich feindseligen Gesinnungen gegen den Beneideten verleitet, auch ohne daß dadurch ein eigener Gewinn für den mit Neid Erfüllten erzweckt werden kann.

Im vierten und höchsten Grade gesellt sich zu Neid und Haß noch die **Bosheit**, die böse That, so daß der Neidische das, was der Andere besitzt, lieber auf tückische Weise verdirbt, als daß er den Gedanken erträgt, daß jener Andere im Besitze desselben sich erfreuet.

Daraus geht hervor, daß der Neid das eigene und das allgemeine Wohl untergräbt und dem Gedeihen desselben stets im Wege stehet. Dadurch nun, da sich dieses Laster gerne bei Kindern mit dem Spiele einschleicht, ist ein ganz besonderes Augenmerk darauf zu richten, daß die Kinder von diesem Laster verschont bleiben, welches so außerordentlich störend, so tief lockernd und so allenthalben hemmend in den socialen Verband eingreift. — Daß also mit dem Wegfalle des Neides die Menschheit ungemein gewinnet, dürfte Jedermann klar sein. Doch wollen wir den Gegenstand noch nicht verlassen.

Zum socialen Bestande kann es nicht anders sein, als daß der Eine mit Glücksgütern mehr gesegnet ist, als ein Anderer. Es schadet dieses dem allgemeinen Wohle nicht nur nichts, sondern ist demselben beim Hinwegfalle des Neides sogar förderlich. Eine Gleichheit in dieser Beziehung anstreben zu wollen, ist eben so unsinnig, als verlangen und anstreben zu wollen, daß ein Jeder gleiche Körper- und Geistesgaben besitze. Gerade so, wie es hier Vorzüge geben muß, muß es auch Vorzüge im materiellen Besitze geben.

Ein jeder Mensch muß thätig sein, der eine dem Geiste, der andere dem Körper und der dritte dem Geiste und Körper nach. Eines jeden Einzelnen Thätigkeit muß aber zur inneren Selbstzufriedenheit und zur äußeren allgemeinen Zufriedenheit führen. Der geistig Begabte muß, wenn er wahrhaft nützlich sein und den Neid nicht erregen will, seine höheren Geistesgaben zu seinem und der Anderen Frommen ohne Anmassung, ohne Dünkel und ohne Selbst-

überschätzung verwenden. Das Menschengeschlecht gibt uns hierin einen wundervoll merkwürdigen Fingerzeig, da zu allen Zeiten und in allen Zonen vor der Geistesüberlegenheit die gebildetsten, so wie die rohesten Völker sich gebeugt haben.

Dem Geistigen entgegen stehet das Materielle. Allein auch in diesem schwingt die Ueberlegenheit den Herrscherstab, wie allgemein bekannt. Zeigt die Ueberlegenheit von Glücksgütern eine schroffe Seite, so veranlaßt sie Neid und Bosheit, wirkt also höchst abstoßend und menschenfeindlich; zeigt sie sich aber zugängig, so erhalten sich in ihr, unbeschadet des eigenen Bestandes, die weniger vom Glücke Begünstigten.

Es ist nicht nur zulässig, sondern sogar nothwendig, daß Reiche, Mittelreiche und Arme zusammenleben. Es kann und darf schon deßhalb keine Gleichheit des Besitzes bestehen, weil ein jeder Stand, der reiche eben so gut, wie der arme, seine Abhängigkeit von dem andern fühlen **muß**. Eine Gleichstellung müßte zur Erschlaffung führen; aber so fühlt der Reiche seine Abhängigkeit von dem Armen, und dieser seine Abhängigkeit von dem Reichen. Durch dieses gegenseitige Abhängigkeitsgefühl erhält sich die eigenthümliche Spannung so wohlthätig in der Gesellschaft, wenn sie in Liebe besteht.

Ein anderer Vortheil der Ungleichheit des Besitzstandes ist dieser, daß, indem der Besitzlose dem Besitzenden seine Kräfte leiht und dadurch seine Existenz sichert, dieser den Besitzstand aufrecht erhält in einer für Alle nutzbringenden Eigenschaft. Dadurch, daß der Besitzende freier über seine Zeit, mit Umsicht und größerem Umblicke über sein Eigenthum schalten kann, wird er in allen Fortschritten und Verbesserungen der Agrikultur, so wie des Gewerbes sich Kenntnisse und Erfahrungen aneignen können, die allen nothwendig ist und in der Gleichstellung unmöglich erscheint. — Selbstverstanden kann von einer Einmischung der ungebührlichen Selbstliebe keine Rede sein.

Im Gelehrtenstande ist's ja derselbe Fall. Auch er muß seine Abhängigkeit von den andern Ständen fühlen, vielmehr sich deren bewußt sein und bleiben. Der gelehrte Stand muß ebenfalls erwerben und sein Erworbenes zum Gemeingute machen und für das allgemeine Wohl geistig thätig sein, wofür ihn der Besitzstand mit

leiblichen Bedürfnissen versieht. Die Gesellschaft kann ohne gegenseitige Abhängigkeit nicht bestehen, Geistes- und Körperthätigkeit müssen im Bunde der Liebe vereinigt zum allgemeinen Wohle beitragen.

Unter dem Begriffe „Besitzthum" wird gemeinlich Grund und Boden verstanden; doch ist dieses ungenau, indem der Kapitalist unter die Zahl der Besitzenden mit Recht zu zählen ist. An Grund und Boden und Kapital schließt sich die Gewerbsthätigkeit an. Selten sind zwei dieser letzteren Elemente in der Hand eines und desselben Besitzers vereinigt, und noch seltener alle drei, nämlich Grund und Boden, dann Kapitalien und endlich Gewerbsgewandtheit. Der Kurzsichtige, selbst wenn er vom Egoismus nicht verblendet ist, hält jenen Zustand für den allein wünschenswerthen, wenn ein jeder Mensch über Gewerbsthätigkeit und Kapital, oder über Grund und Boden mit Kapital zugleich verfügen kann. Der Communistische schwärmt für diese Ideen, und der Revolutionär setzt sogar Gut und Blut daran. Aber Alle haben vergessen, vielmehr übersehen, daß der Mensch unbedingt zum socialen Leben, d. h. zur gegenseitigen Abhängigkeit geschaffen ist, daß ein Mensch dem andern die Hand reichen **muß**, daß ein Aufblühen und Gedeihen des Menschengeschlechtes ohne gegenseitige Unterstützung gar nicht gedacht werden kann. — Darum sind die Erdengüter so wunderbar seltsam vertheilt; darum sind die Körperfähigkeiten der Einzelnen so wunderbar verschieden; darum sind die Geistesanlagen den Einzelnen so merkwürdig ungleich zugemessen, auf daß das einzige Geschlecht in der Natur, eben weil es mit seinem geistigen Prinzipe fremd in der Natur steht, durch dieselbe nicht mittels eines sicher leitenden Instinktes getragen wird, sich zu seiner Höhe aus sich selbst empor arbeiten und auf seiner Höhe sich erhalten kann, und nicht zur Stumpfheit, zum Blödsinne, zum Trübsinne, zur Trägheit, zur Ungeselligkeit, überhaupt nicht unter das von der Natur sicher geleitete Thier versinke.

Fortsetzung.

Zwischen Geistes- und Körperthätigkeit steht die Gewandtheit, die Geschicklichkeit, nicht sowohl als eine eigene Species, als vielmehr eine höhere Ausbildung jener Kräfte. Obgleich er-

worben, erzeugen sie bei Anderen nicht minder Neid, als die zeitlichen, die Glücksgüter. Steigert sich der Neid auf diesem Felde zur Bosheit, so ruinirt er gar oft den Neidischen und den Beneideten, indem jener seine eigenen Vortheile daran setzt, um die des Letzteren zu zerstören. Im gemeinen Leben nennt man ihn den „Brodneid", den „Handwerkersneid". Nicht selten erstreckt er sich weit über die Sphäre der Handwerker hinaus.

In den gesitteten Gemeinden kann kein Neid aufkommen, indem alle Glieder derselben ihr eigenes Glück in dem der andern suchen und finden. Ist Jemand von ihnen mit Glücksgütern gesegnet, so wird derselbe sie benützen, Andern Gelegenheit zur Thätigkeit und zum Verdienste zu geben; und diese werden ihre Arbeitskraft zu ihrem und der Begüterten Wohle anwenden. — Der Handwerksmann, welcher sich eine größere Gewandtheit hat aneignen können, wird jenem Genossen, welcher nicht in derselben Lage ist, dieselbe Thätigkeit zu entwickeln, gerne so viel von seiner Arbeitsthätigkeit zukommen lassen, daß dieser letztere auch bestehen kann.

In einer Gemeinde, wo ein jeder seiner eigenen Leidenschaft Gehör gibt, wo die Selbstsucht die Gemüther beherrscht, wo Wahrheitssinn, somit auch Ehrlichkeit und Gemeinsinn unbekannte Erscheinungen sind, ist dieses freilich nicht möglich. Wir sehen dieses vor uns. Da sitzt ein Handwerksmann und beschäftigt zwanzig und noch mehr Gesellen. Er hat das Renommee, er ist in der Mode. Nicht weit entfernt von ihm wohnt ein Zunftgenosse, welcher kaum so viel verdienen kann, daß er sich und die Seinigen zur Noth durchbringen kann. Niemand hat Zutrauen zu ihm. Er ist nicht in der Mode. Nach einigen Jahren schwingt sich ein Anderer empor, erlangt Renommee und Mode. Jetzt hat dadurch, daß dieser Letztere seinen Vorgänger in der Mode aus dem Sattel gehoben hat, die Gemeinde den Zuwachs eines zweiten neidischen Handwerkers erhalten, welcher seinerseits, besonders wenn es sich um größere Geschäfte handelt, Alles aufbieten wird, um seinem Gegner Schaden zuzufügen. Am Ende kommen Beide in Schaden. In einer Gemeinde, wo der ehrliche Gemeindesinn fehlet, ist eine Compensation nicht möglich. Hätte der arme Handwerker von dem reicheren Kunden zugewiesen erhalten, so hätte er sich seinen Ruin dadurch schneller

herbeigeführt, indem er seinem Nebenbuhler, nämlich dem Emporkömmlinge durch sein Abweisen von Kunden in die Hände gearbeitet hätte, da diese, statt zu dem ärmeren Handwerker zu gehen, sich an einen anderen, schon etwas renommirten Geschäftsmann gewendet hätten, oder dieser letztere hätte es an Intriguen nicht fehlen lassen, den Mitleidigen zu stürzen oder ihm Schaden zuzufügen.

In einer Gemeinde, wo Menschenliebe die Mitglieder führet, kann dieser Fall nicht eintreten. Der Handwerksmann, welcher sich kärglich nährt, wird, wenn er darben muß, d. h. verdienstlos ist, zu jenem gehen, dessen Geschäft im Schwunge ist, und um Verdienst diesen ansprechen. Hochmuth oder Dünkel kennt er nicht, und deßhalb fällt ihm dieser Schritt nicht schwer. Der auf diese Art Angesprochene wird den Ersteren nicht nur mit Arbeit versehen, sondern ihm auch noch die nöthigen Handgriffe zeigen, daß er den Erfordernissen der Zeit nachkommen kann. Er weiß im Voraus, daß jener keinen unedlen Gebrauch von seiner Belehrung machen wird. — Dieß gilt eben so im Handelsstande. Derjenige, welcher mehr Takt, sicherern Ueberblick und ein richtigeres Urtheil als eine besondere Gabe für dieses Fach sein nennen kann, wird seinem Geschäftsfreunde, welcher allenfalls ungeschickt spekuliren sollte, die nöthigen Winke und Anweisungen geben, welche dieser nicht hintertückisch zu seinem Vortheile und zu Jenes Nachtheil verwenden wird.

Alle Stände aber insgesammt werden sich vereinigen, die Nothleidenden mit Arbeit, oder, je nach der Art der Noth, mit Nahrung, oder durch Mitbesorgung ihrer Arbeit auf die Dauer der Erwerbsuntüchtigkeit zu unterstützen, nie aber Untugenden und namentlich keine Faulheit unter sich dulden. Eine solche Gemeinde wird einen Jeden ohne Unterschied, welcher vom rechten Pfade abweichet, namentlich die Faulenzer, zur Einhaltung der rechten Bahn ermahnen und wiederholt ermahnen; sollte dieses aber gänzlich fruchtlos bleiben, denselben ohne Haß gänzlich aus ihrer Gemeinschaft ausschließen, keinerlei Erwerb mehr zuweisen und unter Ueberlieferung zur Correktion an die Behörden jede fernere Unterstützung versagen.

Der erste Impuls zur Verhütung der Untugenden und zur Unterdrückung auftauchender Unsittlichkeit in einer Gemeinde, welche sich zur sittlichen Höhe empor gearbeitet hat, darf nie von der vor-

gesetzten Oberbehörde ausgehen, sondern stets von der Gemeinde oder von der Gemeindebehörde, damit die Oberbehörden ihre nähere Verpflichtung, nämlich das Wohl der einzelnen Gemeinden zum allgemeinen Wohle zusammenzufassen, eventuell das Wehe der einzelnen Gemeinden zum Frommen derselben und zum Frommen aller Gemeinden abzuwenden, desto sicherer und ungestörter nachkommen können. Dadurch, daß den Gemeinden die innere Ordnung ihrer Zustände eingeräumt werden muß, geht von selbst hervor, daß sich dessen Glieder der größtmöglichsten Moral und der größtmöglichsten Intelligenz zu erfreuen haben müssen, damit das größtmöglichste Wohlergehen für Alle erzielt werden kann. Nimmt man nur Eines dieser Glieder weg, so ist Hebung der Gemeinde auf ihren richtigen Standpunkt unmöglich. Nur im Zusammengreifen aller drei Haupteigenschaften kann Ersprießliches bezweckt werden. Die Erlangung dieser drei Cardinaltugenden können aber nur das Ergebniß einer guten und richtig geleiteten Erziehung sein.

In der Hand einer jeden einzelnen Gemeinde liegt sonach die Erhaltung der angestrebten sittlichen Vervollkommnung, was um so leichter der Fall wird, wenn recht viele ähnliche Gemeinden bestehen, welche durch Oberbehörden verbunden sind. — So lange alle Gemeinden eines Staates im menschenrechtlichen Werke zusammenwirken, hat man das Mittel in der Hand, das Uebel, wenn es wieder in irgend einer Gemeinde sich zeigen sollte, zu vertilgen. Die Person, welche die Liebe ihrer Gemeindemitglieder verscherzt hat, wird in eine andere Gemeinde nicht übersiedeln können, um allda ihren Lebenswandel fortzusetzen, wenn sie sich in der Heimathgemeinde nicht mehr behaglich fühlen würde, indem eine jede andere Anstand nehmen würde, diejenigen, welche durch ihren Lebenswandel sich den Vorwurf ihrer nächsten Gemeindemitglieder zugezogen haben, ohne abgelegte Proben einer guten Gesittung und Besserung ihrer Liebe, ihres gemeinschaftlichen Verkehres so ohne weiteres theilhaftig werden zu lassen.

Die Verrufserklärung, der Abbruch jedes gemeinschaftlichen Verkehres mit ungesitteten Personen ist das natürlichste und das daher am allersichersten wirkende Strafmittel, durch welches alle Indicationen erfüllt werden, welche man nur immer an ein Strafmittel

für Menschen stellen kann. Es entwürdigt nicht die in Verruf Erklärenden, und entwürdigt nicht die in Verruf Erklärten. Der in Verruf Erklärte trägt seine Strafe, wenn nämlich das Strafmittel mit Kraft und Consequenz, wie nothwendig, gehandhabt und durchgeführt wird, auf allen Wegen und Stegen mit sich herum. Bei dem Anblicke eines jeden Menschen, der ihnen begegnet, regt sich das Gefühl der Strafe von Neuem, und der Stachel derselben wirket daher immer empfindlicher, je öfter er die wunde Stelle trifft. Daraus geht hervor, daß keine andere Strafe so sicher wirket, als der volle Abbruch eines jeden Verkehres mit solchen strafbaren Personen.

Dadurch, daß der gesellschaftliche Abbruch am sichersten wirket und zur Besserung führen muß, dabei keineswegs der Moralität entgegen steht, dieselbe vielmehr vor Ansteckung schützt, gleichwie das Fernehalten von Pestkranken, ist dieser gesellschaftliche Abbruch auch die allermenschlichste aller Strafen; denn sobald der auf solche Art Bestrafte das volle Gewicht seiner Strafe gefühlt hat, wird er wahrhaftig reuig, und da er weiß, daß keine hämische Spottsucht seiner wartet, wird er sich den Menschen wieder anzuschließen, ihre Liebe wieder zu gewinnen suchen, welche ihm alsdann bei wahrer Besserung auch nicht vorenthalten bleiben wird. Deßhalb ist für sich klar, daß ein Jeder, welcher auf solche Art bestraft wird, sich sein Strafmaß selbst abkürzen kann.

Jener Mensch, welcher einmal einer solchen Strafe unterstellt gewesen ist, hat einsehen gelernt, daß es gegen ein solches Urtheil keine Berufung gibt, und weiß, daß keine Vertheidigung durch geschickte Wendungen das Strafmaß vermindern oder abwenden kann; weiß, daß er ohne wahre Reue keine Gnade zu hoffen hat; weiß, daß seine Strafzeit von ihm allein nur abgekürzt werden kann und daß er auf keinerlei Weise vor der Zeit der Besserung eine Begnadigung finden kann. Darum auch wird ein Wiederaufgenommener sich hüten, sich derselben Strafe wieder auszusetzen. Er wird gründlich gebessert sein und mit einer andern Physiognomie vor den Menschen wandeln, als derjenige, welcher heute die Strafanstalt verlassen hat und morgen mit frechen Blicken die Mitmenschen mustert, als wollte er sagen: Sehet, da bin ich wieder. Ihr müßt mich ja doch haben.

Ein durch die Strafe der entzogenen Menschenliebe Gebesserter wird auch nicht so leicht rückfällig werden, als wie der Gewohnheitssünder, welcher manchmal selbst eine böse That verrichtet, um nur wieder umsonst ernährt zu werden, wie, leider! Beispiele genug vorhanden sind. Kann dieses eine Strafe sein, was man gleichgültig oder geringschätzend behandelt und betrachtet, oder freieigen sucht? — Kann hier bei solchen Strafen eine Besserung in Aussicht stehen? —

Wie es sich von selbst versteht, gibt es der Mittel genug, denjenigen, welcher auf Abwege zulenket, zu warnen. Sind diese fruchtlos, kann auch die Strafe nicht von Einzelnen, sondern von der ganzen Körperschaft ausgehen; und dieses ist wieder nicht möglich, wenn nicht vollkommener Gemeinsinn herrscht.

F o r t s e t z u n g.

Ein jeder Mensch fühlt in sich den Drang, des größten Wohlbefindens sich zu erfreuen. Es beruhet dieses auf der N a t u r g a b e. Vermöge derselben will auch der Mensch dasselbe, nämlich das größte Wohlbefinden anstreben. Beides begründet das N a t u r r e c h t, da die Vorsehung die Möglichkeit in die Natur, und den Drang und den Willen hiezu in den Menschen gelegt hat. Da aber kein Mensch für sich allein dieses Naturrechtes theilhaftig werden kann, ist mit dem Naturrechte auf's Innigste verknüpft das M e n s c h e n r e c h t, welches verlangt, daß ein Jeder von den Anderen als M e n s c h in die Natur eingeführt, als M e n s c h in derselben geleitet und als M e n s c h in derselben gehalten wird. Dieses schließt sonach die Erziehung, Belehrung und Unterstützung ein. Eben das Menschen-, oder näher, das Menschheitsrecht gestaltet sich aus dem Unvermögen der Einzelnen, allein der Natur- und Menschheitsrechte theilhaftig werden zu können, zur allgemeinen M e n s c h e n-, näher, M e n s c h h e i t s p f l i c h t, und nur von diesem Gesichtspunkte aus, und von keinem andern, läßt sich Natur- und Menschenrecht, sowie Menschenpflicht allein richtig interpretiren.

Nun aber kann kein Recht ohne R e c h t s a n w e n d u n g, ohne R e c h t s s c h u t z und dann ohne R e c h t s z w a n g gedacht werden, deßhalb auch nicht das Natur- und das Menschenrecht. In der Menschheit aber sind diese Eigenschaften für ihre Rechte alle vereinigt.

An ihr liegt es nun, sie richtig aufzugreifen und auch richtig anzuwenden.

Der Mensch, dieß haben wir aus vorstehenden Betrachtungen gesehen, ist ein Doppelwesen, besteht aus einem vergänglichen Körper und einer unvergänglichen Seele. Durch jenen hängt er mit der Natur innigst zusammen und ist von ihr unzertrennbar; diese aber stehet außer aller Beziehung zur Natur. Deßhalb steht auch allein nur der Körper unter den Gesetzen der Naturordnung; dagegen aber ist der Seele, dem leitenden Grundprinzipe im Menschen, deßhalb auch eine andere Ordnung vorgezeichnet, die sich nur im Uebersinnlichen bewegt. Die Rechte der Menschheit, d. h. Alles, was zur Anstrebung der menschlichen Lebenscharakteristik gehört, werden daher auch nicht von der Naturordnung beeinträchtigt; deßhalb ist auch dem Menschen gegen solche Eventualitäten kein Schutz, keine Abwehr durch die Natur verliehen. — Anders ist es in der Menschenordnung. Hier auf seinem, ihm allein eigenen, Felde kann der Mensch in Freiheit oder in Despotie herrschen. Die Freiheit, das wissen wir, führt die Menschen auf jenen Wegen, welche der Menschen-, (besser) Menschheitsordnung von der ewigen Sicherheit vorgezeichnet sind. Durch die Bewegung in dieser Freiheit ist keine Störung der Ordnung möglich. Die Despotie aber, die Anmassung unter dem Scheine der Freiheit, lenket von diesen Wegen, nämlich von der Menschenordnung, ab, und eben so erzeugen die Anmassungen unter dem Scheine der Freiheit Ordnungsstörungen in dem geregelten Gange der Menschheit. Dieser, der geregelte Gang der Menschheit, ist die Anstrebung und Erhaltung der moralischen Vollkommenheit, ist ihr wahres Glück. Ordnungsstörungen gegen das wahre Wohl der Einzelnen fallen nie auf den einzelnen Ordnungsstörer allein zurück, sondern immer wird ein Theil der Menschheit mit betroffen.

In dieser Lage zwischen Glück und Glücksstörung ist der Menschheit eine wundervolle Waffe verliehen, welche sie gleich gut zum Angriffe, wie zur Vertheidigung, vielmehr zur Abwehr gebrauchen kann, und welche gleichwohl für den hohen Standpunkt der Menschheit angemessen erscheint. Diese Waffe ist die Menschenliebe. Als Waffe, wenn man so sagen darf, wirkt sie in ihrer doppelten Behandlungsweise unwiderstehlich, und nichts in der ganzen Natur

ist mit ihr vergleichbar. Ihr Angriff wirkt ungleich mehr als der belebende Strahl der Sonne, welcher blos allgemein wirket und alles Keimfähige, den Waizen so wie das Unkraut zur Reife bringt. In ihrem Rückzuge, nämlich in ihrer Abwehr, wirkt die Menschenliebe ebenfalls ungleich vollkommener, als der Sonnenstrahl, welcher bei seinem gänzlichen Zurückzuge Waizen und Unkraut zugleich dem sicheren Verderben anheimgibt.

Der Angriff der Menschenliebe ist nur auf Erzielung der guten Frucht gerichtet, und wo ihr Angriff erfolglos bleibt, was selten der Fall sein dürfte, wenn der Angriff ein allgemeiner ist, so zieht sie sich zurück und überläßt dem Feinde das Feld ganz allein, auf welchem er sich jetzt aufreiben muß. Gleichwie der Kämpfer um Ehre unaufhaltsam vorwärts dringt, so lange es möglich ist, eben so wird die Menschenliebe ohne Rast ihr Ziel verfolgen. — Gleichwie es dem Kämpfer um Ehre wenig Ehre macht, wenn er seine ganze Kraft nicht entfaltet, um zu reüssiren und dadurch zum Rückzuge gezwungen wird, eben so verhält sich's mit dem Streben der Menschenliebe. Auch ihr gereicht es nicht zum Ruhme, wenn sie sich nach halben Maßregeln zurückzieht.

Gleichwie dem Ringer nach Ehre, wenn er auf unüberwindliche Hindernisse gestoßen, ein Rückzug ehrenvoll erscheint, allwo er auf die Defensive hingewiesen ist, eben so ist die Menschenliebe in Bekämpfung der Unsittlichkeit, überhaupt alles dessen, was der Menschenordnung entgegen läuft, wenn sie an unverbesserlichen Charakteren abprallt, zum Rückzuge gezwungen, und um so mehr, wenn sie offenbaren Verlust erleiden sollte. Allein nichts gleicht der Wirkung der Menschenliebe, wenn sie sich zurückzieht und blos abwehrend verfährt, vorausgesetzt, daß dieser Rückzug ein allgemeiner ist. Derjenige, gegen welchen die Menschenliebe solche Schritte thuet, gleicht der vollkommenen Einschließung einer Festung, welcher Zufuhr und Wasser abgeschnitten sind. So wenig diese auf die Dauer sich halten kann, eben so wenig kann ein widerspenstiger Mensch, wenn er der Moralität Hohn spricht, auf die Dauer bestehen, ohne sich ergeben zu müssen, oder zu Grunde zu gehen, wenn die Menschenliebe ihre Hände gänzlich von ihm abzieht.

Den Gemeinden, welche sich durch gute Kindererziehung endlich

zur moralischen Höhe geschwungen haben, ist es vermittels der Menschenliebe nicht mehr schwer, sich auf ihrem moralischen Standpunkte zu erhalten. Durch vereinte Liebe, oder, wo ein solcher vereinter und andauernder Angriff erfolglos bliebe, selbst Gefahr drohen würde, durch vereinte Entziehung ihrer Liebe werden sie Alles vermögen.

Zum allgemeinen Glücke ist die Moralität blos allein nicht ausreichend, sie würde zur knechtischen Stumpfheit führen, so wie wir den Blödsinnigen, den blos die Furcht vor Zurechtweisungen in den Schranken hält, unter uns wandeln sehen. Darum ist mit der größtmöglichsten Moral auch die größtmöglichste Intelligenz unzertrennlich.

Zur größtmöglichsten sittlichen Vervollkommnung kann und muß wohl ein Jeder an der Hand der Liebe geführt werden, aber nicht ein Jeder kann zur größtmöglichsten Intelligenz gelangen. Dieses letztere in enger Beziehung ist aber auch nicht erforderlich und durchaus nicht als Bestimmung der Menschheit vorgeschrieben. Ein jeder nach seinen Kräften, nach seiner Bestimmung. Nicht ein Jeder hat gleiche Anlagen zu technischen Fertigkeiten, und jene, welche Anlagen hiezu besitzen, haben nicht Alle dieselben Grade der Fähigkeiten. Wir sehen dieses in unsern Gewerben und Künsten. Verschiedenes leisten die Maler, die Bildner, die Tonkünstler, die Techniker durch alle Grade der Industrie vom höchsten Stande an bis herab zum einfachsten Handwerker.

Die Anlagen im Menschen für diesen oder jenen Zweig äußern sich meistens schon sehr frühzeitig und geben sich unzweideutig zu erkennen. Manche nennen sie die Berufsneigungen. Diesen muß Gehör gegeben werden. Ganz eben so verhält sich's mit den höheren geistigen Anlagen der Menschen, sie sind so verschieden, als die Zweige des menschlichen Wissens selbst, und selten sind die verschiedenen Anlagen zu den Wissenschaften in verschiedenen Menschen gleich reichlich ausgestattet. Diese Anlagen brechen sich ebenfalls freie Bahn, müssen an der Hand der Menschenliebe gepflegt und größtmöglichst vervollkommnet werden, damit sie zum allgemeinen Wohle größtmöglichst und auf die größtmöglichste Ausbreitung ersprießlich werden.

Wenn ein junger Mensch, der von seiner frühesten Jugend an Gemeinsinn gefühlt, in der Sphäre der Moral sich bewegt und darin

so viel Festigkeit erlangt hat, daß keine Leidenschaften in ihm aufgekommen sind, bis auf die edle der Wißbegierde, jetzt in Eine jener öffentlichen Anstalten treten würde, welche als Vorbildungsanstalten für die höheren Wissenschaften gelten und dienen, allda von der Menschenliebe empfangen und von der Menschenliebe geleitet würde, bis er seine Vorbildung vollendet hat, so würden seine Mitmenschen zu Hause, jung und alt, sicherlich mit Stolz und Wohlgefallen auf die Fortschritte ihres Lieblings im Guten und im Studium hinschauen und demselben einen guten Platz im Herzen einräumen. Sie fühlen es, ja sie wissen es, ohne daß erst Jemand ihnen gesagt hätte, daß alles das Gute und Nützliche, welches der Jüngling sich erwirbt, Gemeingut werden, Allen ersprießlich sein wird.

Würde nun dieser Jüngling, heiter im Geiste und stark vom Körper, an den höchsten Bildungsanstalten wieder von Menschenliebe empfangen und von derselben geführt, so müßte der Segen ein allgemeiner werden; denn aus diesen Instituten gehen nicht allein die eigentliche Intelligenz und die Träger der Wissenschaften hervor, sondern auch alle Leiter der Moral, so wie des Staates und die Führer der Heere, überhaupt alle jene, welche die Leitung aller innern und äußern Angelegenheiten der einzelnen Gliederungen in die Hände bekommen. Darum wird der Gesammtstaat, der sein eigenes Wohl dereinst in den Händen dieser jungen Männer gelegt weiß, mit Sorgfalt auf ihre Bildung in Liebe, überhaupt in jeder Hinsicht bedacht sein. Der heitere Sinn der Jugend wird sich als der natürlichste Antagonist des Ernstes der Wissenschaften im jungen Manne zum harmonischen Ganzen verbinden. Die Entfernten zu Hause erblicken mit freudigem Bewußtsein in dem heiteren Ernste ihrer Hoffnung die eigene Abwehr eines möglicherweise sich einschleichenden moralischen Trübsinnes, gewinnen durch den Eifer, mit welchem die Hoffnungsvollen ihre Ausbildung verfolgen, volles Vertrauen zu ihrer einstigen Thätigkeit und Tüchtigkeit, und fühlen sich mit derselben reinen Liebe, mit welcher sich Commilitonen an Commilitonen anschließen, auch in treuer Hingebung an sie gekettet.

Gegen die Störer der Moral, oder der Berufsbildung, oder des heiteren Zusammenlebens ist den Eleven dieser Anstalten ganz dieselbe Waffe verliehen, wie den einzelnen Gemeindegliederungen,

nämlich die Menschenliebe. Eine jede höhere Anstalt ist ja selbst eine Gliederung, welche namentlich bei Universitäten in Zweiggliederungen der einzelnen Zweige der Wissenschaften zerfällt wird. Intelligenz im Bunde mit der Menschenliebe macht letztere als Angriffs- und Vertheidigungswaffe um so wirksamer. Wer kann ihrem gemeinschaftlichen Angriffe, wer ihrem gemeinschaftlichen Rückzuge widerstehen?

Man hofft, daß das bisher Vorgetragene nicht mit den jetzt mitunter vorkommenden Verrufserklärungen der Studirenden des himmelweiten Unterschiedes wegen in eine Kategorie gefaßt werden wird; denn wo die Willkür der Jugend die Verrufserklärung dekretirt, ehe die Mittel der Menschenliebe vorerst erschöpft sind, da fehlt das moralische Grundprinzip. Das ist es eben, daß die Menschenliebe vorerst alle ihre Kräfte daran setzen muß, um die Störer des Menschenglückes in das richtige Geleis zu führen, also um zu bessern, was die Verrufserklärung nach unserm Sinne adelt und als den Ausfluß der reinsten menschlichen Ordnung erscheinen läßt. Denn nur so ist die Menschenliebe im Stande, die Bande der Familienglieder, die Bande der Gemeindeglieder, die Bande der staatlichen Gliederung, die Bande aller einzelnen Gliederungen zusammen und besonders mit dem Haupte des Staates auf ungezwungene, ungeheuchelte, reinste und würdigste Weise zu befestigen und zu erhalten.

Das sei die erste Aufgabe der Intelligenz, das wahre Glück der Menschheit zu erhalten und zu befestigen, ferner die Wege zu erforschen, auf welchen sich die Menschenliebe ergehen kann, und ihre richtige Anwendungsart zu leiten. Das sei die Hauptbildung, welche auf alle Gliederungen der Gesellschaft überzugehen hat, statt sie mit politischer Kost zu füttern, welche der Ungereifte und der Uneingeweihte weder verdauen, noch assimiliren kann, was politische Krankheiten erzeugt, den Geist des Unfriedens, des Dünkels und Lockerung aller Bande hervorruft und das Glück, das Wohlergehen Aller untergräbt. Sehr leicht begreiflicher Weise kann dieses Alles nur durch eine solche Erziehung erzielt werden, welche der Entwicklung der Menschheit überhaupt angemessen ist.

Fortsetzung.

Die Menschenliebe ist auch die moralische, und die vom Schöpfer gegebene, alleinige Waffe zur Abwehr gegen Feinde, welche die moralische Stellung und die Würde der Menschheit bedrohen. Sie setzt die Angreifer nie der persönlichen Gefahr aus, ob diese Waffe in Offensiv- oder Defensivart gehandhabt wird. Warum also andere Waffen benützen, wenn die Ehre und Würde Einzelner oder Mehrerer angetastet erscheint; nämlich solche Waffen, welche der Mensch nur zur Abwehr gegen persönliche Gefahr erfunden und selbst gemacht hat, und welche eigentlich gegen die Außenwelt, gegen Nichtmenschen, benützt werden sollen!

Ueber das verletzte Ehrgefühl und das Restitutionsrecht ist in andern Büchern schon so viel geschrieben und besprochen worden, daß es unnütz erscheint, hieher mehr darüber zu sagen, als daß es reinster Egoismus ist, wenn Jemand blos allein persönliches Ehrgefühl trägt, welches er vorneanstellt, da die Ehre eines Jeden ja die Ehre Aller sein muß. Dieses ist dann wahre Ehre. Wenn die Ehre Aller oder Vieler beleidigt ist, müssen auch Alle für die beleidigte Ehre einstehen, gerade so, wenn die Ehre oder die Würde eines Einzelnen angegriffen erscheint. Gibt es da eine bessere und sicherer wirkende Waffe, als die Menschenliebe, welche jede moralische Größe rein erhalten kann und alles Unreine vom Grunde aus absondert? —

Möchten dieses alle Jene beherzigen, welche in dem Duelle die Abwehr der persönlichen Beleidigung finden und dasselbe als einen Prüfstein einer hochherzigen Gesinnung anerkennen wollen. Die alten heidnischen Völker kannten die Duelle nicht, und dennoch wird Niemand ihre Thaten durch Todesverachtung, wenn es galt, eine allgemeine Calamität abzuwehren, durch die neueren und neuesten Kriegsereignisse übertroffen finden. Dazu kommt noch, daß das verletzte Ehrgefühl selten durch die Schärfe der Waffen restituirt wird. Wenn z. B. Jemand vom Stande durch Zufall sich von der gröblichen Verletzung versprochener Treue einer sehr geliebten Person überzeugt hat, — was bleibt ihm übrig? — Er glaubt in dem Nebenbuhler sich, resp. seine Ehre auf's Tiefste verletzt, greift allen-

falls zur Schußwaffe und begibt sich mit jenem auf den Kampfplatz. Die Entscheidung mag jetzt ausfallen, wie nur immer. In den Augen der Gleichgesinnten ist die Ehre gerettet. Wie steht's aber mit der Gewissensstimmung und dem Urtheile aller moralisch Gesinnten? — Der Stachel der Eifersucht, der tief im Herzen sitzt, wird gleichwohl nicht vernichtet, wenn die Kugel jenes Herz, in dem der Stachel eingedrungen ist, selbst nicht durchbohrt hat. Dieser Stachel gleicht dem Geier des Prometheus, der unter unnennbaren Schmerzen tagtäglich die stets wieder nachwachsenden Eingeweide jenes Unglücklichen herausfraß, der am Felsen angeschmiedet und sich daher nicht seines täglich wiederkehrenden Quälers erwehren und entledigen konnte. Wird hingegen in der ausgefochtenen Ehrensache dieser Stachel gründlich zerstört, so ist der Nebenbuhler in den Augen der Gutgesinnten ein Mörder und bleibt, wie das treulose Weib ebenfalls, ein Ehebrecher.

Leider nimmt man es in dem letzten Punkte, so auch mit der Geschlechtsliebe, gegenwärtig nicht besonders genau. Ja man spielt, man tändelt mit dem Intensivsten aller menschlichen Triebe, gleichwie der Leichtsinnige mit der Tatze des Löwen. Die Folgen davon sind aber auch traurig genug, und eben so furchtbar wird die Enttäuschung. Hier verwelkt eine geknickte Blume, die vormals in Pracht strahlte, und durch Duft entzückte, am Wege fallen gelassen, ungeliebt, verlassen, verachtet, zertreten von den Vorübergehenden; dort verzweifelt ein blutendes Herz im namenlosen Schmerze, weiß keine andere Rettung, als dasselbe in den Fluthen abzukühlen und zu begraben. — Diesen Extremen gegenüber stößt man auf Geschöpfe mit menschlicher Statur, aber jeder menschlichen Denk- und Handlungsweise bar, mit Frechheit an der Stirne, zügelloser Wollust in den Begierden und Verführung im Herzen. — Zwischen beiden Extremen aber schleppt sich die unglückliche Ehe fort, die Hölle auf Erden; denn die Peinigungsarten solcher Ehen sind so zahlreich, so namenlos, wie man sich's in der Hölle vorstellt. Sprengt man diese Fesseln, — ist man alsdann wohl glücklicher? — Ja, vielleicht der Leichtsinnige, Leichtfertige, welcher von Sinnentaumel zu Sinnentaumel eilt, sich seiner Menschenwürde niemals bewußt war, und auch niemals bewußt werden wird.

Sowohl des Jünglings, als auch der Jungfrau bemächtigt sich eine eigenthümliche, unbeschreibbare Herzensleere. Diese ist das dunkle, sich unbewußte Gefühl der selbstigen organisirten Unvollkommenheit. Aus ihr entspringt ein unklares Sehnen, welches als reiner Naturtrieb nach organischer Ergänzung strebet.

Der Mensch in beiden Geschlechtern, das einzige, bevorzugte Geschöpf, ist aber nicht geschaffen, gleichwie die Thiere, blos der blinde, willenlose Vollstrecker von Naturtrieben zu sein. Ihm ist eine überirdische Seele verliehen, welche den Naturtrieb zu regeln und zu leiten hat, der Art, daß sie sich und der Würde ihrer hohen Abstammung nichts vergibt, auf der anderen Seite aber den Gesetzen der Natureinrichtung gebührend Rechnung getragen wird. Vermöge des eigenen Seelengefühles der Sympathie treten die Seelen in einem männlichen und in einem weiblichen Organismus zur Vereinigung zusammen, welche psychische Vereinigung die Geschlechtsliebe genannt wird. Durch diese sympathische (die psychische) Vereinigung zweier Seelen macht sich in den beiden Geschlechtern ein zauberisches Gefühl von Wohlbehagen, Zufriedenheit und allseitiger Genügsamkeit geltend; und hier ist es, wo die jungen Leute, wenn sie den Sinn dieser Gefühle nicht einsehen, wenn sie den Werth ihrer hohen Stellung noch nicht begriffen, daher ihre Gefühle noch nicht beherrschen gelernt haben, so leicht auf Abwege gerathen.

Es sind wahrhaftig keine bedeutungslosen Fingerzeige von der Vorsehung, daß sich in der naturgemäßen Geschlechtsliebe blos allein **zwei** Seelen zusammenfinden; daß die Vereinigung dieser zwei Seelen **einer jeden einzelnen** das hohe Gefühl der Totalität verleihet; und daß diese Seelenvereinigung **stets** der organischen Vereinigung vorhergeht; und daß diese Seelenvereinigung eine **bleibende** wird, in so ferne eine Jede der einzelnen Seelen ihrer hohen Würde nichts vergibt und im Bewußtsein ihres höheren Ursprunges die Naturgesetze als untergeordnet achtet und wahret. So unbeschreiblich hoch das Gefühl der glücklichen Liebe trägt, eben so unnennbar tief fühlt man mit deren Verlust sich in der Menschheit verlassen.

Wer nun die Geschlechtsliebe zum Beförderungsmittel des Sinnengenusses herabwürdigt, der hohen Seelenstimmung gar keine Rück-

sichten zuwendet, so wie die durch dieselbe gegebenen Fingerzeige als Zufälligkeiten betrachtet, und ihnen gar keine Bedeutung unterlegt, so wie, wer in dem gegenüberstehenden Geschlechte nur die natürliche Ordnung und in der physischen Vermischung nur die Ordnungsfolge erblickt, ist dem Standpunkte der reinen Menschheit ferne; und eben so unaussprechlich und bleibend als die geheiligte Geschlechtsliebe ihren wunderbaren Zauber im Hochgefühle übt, eben so unüberschwenglich und bleibend gießt sie über ihre Irrgänger und Frevler die Fluthen ihrer namenlosen Pein.

Das sich selbst anvertraute Geschlecht, welchem vorgezeichnet ist, daß es sich nach der wechselseitigen Seelenvereinigung in Liebe freieigen paaret, hat die empörendsten Scenen gegenseitiger Quälerei, gegenseitiger Verachtung, gegenseitigen Hasses aufzuweisen, — ja es ist nicht zu selten, daß der Eine Gatte über den selbstgefällten Leichnam des Andern in die offenen Arme des Buhlers oder der Buhlerin sinket. Etwa aus Liebe? — Gott bewahre, nur aus niederer Leidenschaft. So etwas ist in der ganzen Thierwelt unerhört. Mögen die einzelnen Gattungen allda paarweise leben, oder nur während der Begattungszeit zusammengeführt werden, — nie wird man gewahren, daß sich die ungleichnamigen Geschlechter einer Gattung, die Spinnen ausgenommen, feindlich gegenüber stehen, wenn gleich manche gleichnamigen sich verfolgen. — Wer anders, als der Instinkt sagt den Thieren, daß das andere Geschlecht die Ergänzung des eigenen sei? — Es führt oder leitet diese doch nicht eine geistige Vereinigung, wie bei Menschen die Liebe! — Ja freilich, wo man den Gesetzen der Menschenordnung Hohn spricht, wo die Liebe auf den Lippen, aber nicht im Herzen sitzt, wo die Leidenschaft die Herrschaft über die Vernunft erlangt hat, da ist die Erniedrigung der gefallenen Menschen unter das Thier unvermeidlich.

Nebst den unglücklichen Ehen fallen noch andere Mißstände weg, wenn sich die Menschheit auf jene Stufe ihrer Würde erhoben hat, welche einzunehmen sie berufen ist, nämlich die vielen Selbstmorde. Es ist bereits schon früher gesagt, daß sich der Mensch meistens selbst bewußt unter dem Nachrufe „durch meine Schuld, durch meine Schuld, durch meine größte Schuld“ vor die Brust zu schlagen hat, wenn ein Blatt sich vorzeitig vom Baume des Lebens

ablöst und zur Erde niederwirbelt, ehe es vom Herbstwinde abgestreift wird; denn selten sind Destruktionen solcher Gebilde im Körper schuld, daß der Mensch nicht mehr weiß, was er vollbringt, wenn er Hand an sein Leben legt. In der sprudelnden Lebensfrische, im Behagen des Wohllebens und beim Lächeln des Glückes wird es Niemanden einfallen, sich zu entleiben; nur dann, wenn das Leben als eine Last erscheint, ist man gemeinlich aufgelegt, Last und Leben zugleich abzuwerfen.

Wem anders erscheint das Leben als eine Last, als jenen, welche nicht gelernt haben, die wahre Bestimmung des Menschen zu begreifen, und welche bei dem Götzendienste ihres eigenen Ichs, weil es ihre innere Gottheit ist, gar nicht daran denken, daß der Mensch (seinem Naturkörper nach) und alle seine materiellen Güter eben so gut der Periodicität, den Wechselfällen der Natur, unterstellt sind, wie alles aus der Natur Hervorgegangene: welche in ihrem Eigenstreben sogleich aus ihrem Himmel fallen, wenn die Natur ihre Rechte, nämlich ihre Wandelbarkeit geltend macht und ihre Schattenseite zeigt: die sich gefallen, dem eigenen Götzen „Selbstsucht" zu fröhnen, sich von der Menschheit abzuschließen, statt in Liebe sich dieser zu nähern, welche in ihrer Gliederung alle Bitterkeiten des Lebens zu verdünnen versteht und auch nie unterläßt, diesen und ihre anderen edlen Berufe zu erfüllen. Aber gerade diese edlen Berufe sehen wir in der Menschheit nicht in eben dem Maße und so allseitig ausgeübt werden, als es ihr aufgelegt ist. Der Mensch, welcher durch seine Auffassungsweise seiner Lebenscharakteristik so locker in der Menschenordnung eingepflanzt ist, daß er von dieser nur locker gehalten werden kann, tritt oft, wie wir wissen, selbst bei den kleinlichsten Veranlassungen mit Absicht aus der Gliederung. Nun liegt es aber im Geschlechte selbst — ohne alle Impulse von Außen, — seine Ordnung nach allen Seiten hin selbst zu bestimmen und zu leiten, daß sie zum Wohle Aller gereicht. Dieß ist ja die richtige Anwendung der Freiheit der Menschheit. Die Schuld der Vernachlässigung dieser Freiheit, der Vernachlässigung dieser Ordnung in Liebe zum Wohle Aller kann demnach nur allein der Menschheit anheim gegeben werden.

Die Liebe allein macht das Leben werth. Mit der Abnahme

der Liebe sinket auch der Werth des Lebens. Soll die Liebe im Menschen ihren Wohnsitz bleibend aufschlagen, dem einzigen Geschlechte seine Charakteristik einprägen helfen, so muß auch seine moralische Würde gehoben sein; und diese Hebung kann nur durch eine gute Erziehung erfolgen.

Wir haben oben gesagt, daß die Liebe im Stande ist, die Unannehmlichkeiten der Menschen zu verwischen, die dunklen Pfade der Menschheit zu lichten und deren Unebenheiten auszugleichen. Nun wissen wir aber, daß der Mensch allen Impulsen der Naturgewalten und allen Chikanen seiner Mitmenschen ausgesetzt ist, gegen welche es eigentlich gar kein Mittel zu geben scheint. Und doch ist letzteres nicht der Fall. Welch schöner Trost ist es nicht, wenn ein Mensch dem andern nur seinen Kummer mittheilen kann, von dem er weiß, daß er ihn nicht abnehmen kann. Die innige Theilnahme des Andern ist schon ein schöner Trost. Und endlich, wenn die Menschen keinen Trost mehr gewähren können, gibt es nur noch einen Trost in der Liebe, nämlich in der Liebe zu Gott. Und dieser Trost wird nie ausbleiben, wenn wir unsere Liebe nie von Gott gewendet haben. Dieses Alles kann nur durch eine gute Erziehung erworben werden, durch die Kenntniß unserer selbst. —

Fortsetzung.

Ehe wir den Gegenstand verlassen, sei es erlaubt, einen aus einem unbekannten Buche entlehnten Aufsatz, weil in demselben der schöne Trost auf das ewige, gütige Walten in den Nöthen und Widerwärtigkeiten der Menschen hervorgehoben ist, hieher mitzutheilen: „Wo ist ein Mensch, dessen Auge nicht einmal Thränen „des Schmerzens geweint, dessen Herz nicht einmal in Angst und „Unruhe geschlagen hätte? Er ist ja hingegeben mit seinem zer„brechlichen Leibe dem Einflusse der Naturgewalten, der Begeben„heiten und Ereignisse der Welt, der Menschenbosheit, und gegen „solchen Einfluß schützt keine irdische Macht und Größe. Es brau„sen die Stürme des Lebens sowohl über das Haupt dessen, der „ein Scepter gebietend über der Volkskraft gewaltige Arme ausstreckt, „als über das Haupt dessen, der am Bettelstabe dahin schreitet. „Wenn nun die Noth, welche fortwährend durch das ganze Menschen-

„geschlecht wie ein finsterer Geist schleicht, den andern freilich weni-
„ger, den andern mehr ergreift und schlägt, auch unser Fleisch, unsers „Wesens sinnlichen Theil, erzittern läßt und muthlos macht, so be-„ruhigt sich doch unser Geist, wenn er durch Christi Lehre gebildet „ist, er ermuthigt sich und stimmt mit ein in die frommsinnigen „Worte des Psalmisten: „„Ob ich schon wanderte im finsteren „„Thale, so fürchte ich doch kein Unglück, denn du, Herr, bist bei „„mir, dein Stecken und Stab trösten mich."" — Unser Herr „und Heiland hat gelitten, wollen wir denn frei sein von Leiden?"

„Jesaias, der fromme Seher der Zukunft, legt Gott die Worte „in den Mund: Fürchte dich nicht, ich bin mit dir, ich stärke dich, „ich helfe dir auch! — Daß diese Nähe Gottes in der Noth sich „theils durch Erscheinung wirklicher Hilfe, theils durch eine in dem „Menschen entstehende ruhigere Stimmung, theils durch eine wohl-„thätige Wirksamkeit der Noth auf des Menschen Herz und Geist „sich kund thut, wird uns deutlicher, wenn wir den Satz: „„Je „„größer die Noth, je näher ist Gott!"" in einen mehrfachen Sinn „zerlegen.

„Dieser Satz ist wahr — 1) in so ferne die Noth, je größer „sie wird, auch ihrem höchsten Grade desto näher kommt, mit wel-„chem sie ihr Ende erreicht. — Allem, was da lebt und webt auf „Erden, ist ein Ziel angewiesen, über welches hinaus es nicht dauern „kann; das gilt auch vom Glücke und vom Unglücke; das wird von „der Natur, von der Geschichte und von der eigenen Erfahrung auf „gleiche Weise bewiesen. Lasset das furchtbare Element des Feuers, „dessen Wohlthätigkeit außerdem Niemand verkennen wird, der Men-„schen Wohnung angreifen und nach allen Seiten hin seine gierig „leckenden Flammen richten, — es kann ja doch nur so lange zeh-„ren, als es noch Nahrung erreicht. Lasset in einem Ungewitter, „in welchem die Natur mit sich selbst im Kampfe begriffen scheint, „Verderben über einen Landesstrich dahin ziehen; — die Blitze flam-„men nicht mehr, der Donner verhallt, wenn die Wolken sich ent-„laden haben. Lasset den Winter noch so lange anhalten, es mildert „die Gluth der Sonne doch endlich seinen rauhen Athem und zwingt „ihn, einer freundlicheren Jahreszeit Platz zu machen. — So mit „der Noth. Das Elend, so einen frommen Hiob peinigte, wandte

„sich. — Die Sündfluth, die alles Fleisch auf Erden verschlang „und die Auserwählten im sicheren Schifflein über die Bergrücken „trug, sank doch endlich und der herrliche Farbenbogen der Gnade „glänzte am Himmel. Josephs Gefangenschaft wurde Herrschaft. „Achtunddreißig Jahre duldete der Kranke am Teiche Bethesda und „doch erscholl endlich das heilende Wort: Gehe hin und sündige hin„fort nicht mehr! Nicht anders spricht die eigene Erfahrung. Oder „wandelte nicht mancher schon in einer Dunkelheit, in welche lange „kein Lichtstrahl fiel, welche aber urplötzlich in freundliche Helle sich „auflöste, — wurde es uns nicht oft klar genug, daß Gott eine „Last auflegte, daß er sie aber auch tragen helfe, — daß er uns „nicht versuche über unser Vermögen, sondern schaffe, daß die Ver„suchung so ein Ende gewinne, auf daß wir es ertragen können? — „O wie mancher Vater, wie manche Mutter schmachtete auf dem „Siechbette — und ihr Leiden wurde des Kindes Leiden, hatte nach„theiligen Einfluß auf dessen Lebensgenuß, Thätigkeit, Auskommen, „— der Leidende wollte verzagen, das Kind wollte verzagen, — da „sandte Gott seinen Todesengel, daß er die Augen der müden Er„denpilger zudrückte und den Geist hinüberleitete, wo jede Klage ver„stummt. Es ist Gottes herrliche Einrichtung, daß nur zu einem „gewissen Grade die Noth steigt, mit dem sie bricht.

„Der Satz: „„Je größer die Noth, je näher ist Gott““ ist „wahr — 2) in so ferne wir in der Noth, desto größer sie wird, „desto mehr an Gott gewiesen werden. — Geleugnet mag es nicht „werden, daß es hie und da noch einzelne Menschen gebe, die in „christlicher Selbstverleugnung, in Unterdrückung schnöder Eigensucht, „recht liebend in's Auge fassen ihre Mitchristen, die gerne Thränen „trocknen, Schmerzen stillen, Muth einflößen, Trost austheilen und „dabei das Wort beherzigen: Lasse deine linke Hand nicht wissen, „was die rechte thut. Allein — wie Viele gibt es, die des Trostes „bedürfen! — Da sind solche einzelne, rein christliche Seelen — „wie eine duftende Blume in der Wüste, ihr Duft kann nur ein„zelne Verirrte erquicken. Gesetzt aber auch, daß es deren gar Viele „gäbe, welche, im Geiste Christi wandelnd, bereit wären zu helfen, „wo sich ihnen Gelegenheit darbietet, können sie auch bei dem besten „Willen überall sein, bleiben sie als Menschen nicht immer kurz-

„sichtig und ohnmächtig, gibt es nicht oft eine Noth, welche auch „der Beste und Fähigste nicht mehr heben kann? — Oder kannst „du, edler, willfähriger Christ, deinem Bruder die Glieder wieder „schaffen und herstellen, welche die Wuth einer Schlacht von ihm „riß, oder verstümmelte? Kannst du die süßen, hoffnungsvollen Kin„der ihr wiedergeben, welche der Tod abforderte, oder die Geliebte „seines Herzens, die in seinen Armen starb? Kannst du die Ge„sundheit ihm wieder verleihen, wenn ein unvertilgbares Gift durch „seine Adern schleicht, wenn ein von den Aeltern vererbtes Uebel die „zarten Lebenskeime zernagt? —

„Wenn nun der Mensch in solcher Noth, die so groß wird, „daß Menschen nicht mehr helfen können, Hilfe bittend in das Auge „des Menschenfreundes blicket, oder dessen Hand ergreift — und „dann eine Thräne, die in des Menschenfreundes Auge zittert, den „Leidenden die Schreckensbotschaft lesen läßt und ein sanfter Druck „der Hand ihm die furchtbare Versicherung gibt: „„Ich kann dir „„nicht helfen, ich kann dich nur bedauern und Theil nehmen an „„deinem Wehe!““ O wohin lenkt dann der innere Blick des Lei„denden sich anders als zu Gott, der allein noch Hilfe gewähren „kann, wenn sie vor menschlichen Augen unmöglich ist? Nichts „mehr hofft er von der Erde, so hofft er doch vom Himmel. In „sein Gedächtniß klingen aus der Jugendzeit und aus der heiligen „Schrift himmlischem Heiligthume fromme, tröstliche Worte herüber. „Wo ist der, tönt es durch seine Seele, der dem Sohne, so er um „einen Fisch bittet, einen Skorpion, so er um ein Brod bittet, einen „Stein gebe! Wer sind nicht die, mit weißen Kleidern angethan, „und woher sind sie gekommen? Diese sind, die gekommen sind, aus „großer Trübsal und haben ihre Kleider helle gemacht im Blute des „Lammes. — Seine Empfindungen gestalten sich zu einem Gebete „voll Demuth, Dank und Rührung! Wer bin ich, Herr, Herr, „und was ist mein Haus, daß du mich bis hieher gebracht hast! — „gestalten sich zu einem Gebete, zu einem bescheidenen Bittgebete, „jenem nachgebildet, das einst der Göttliche in schauerlicher Nacht„stunde zu seinem Vater empor sendete: „„Ist's möglich, so gehe „„dieser Kelch vor mir vorüber, doch nicht, wie ich will, sondern „„wie du willst.““ — Es ist, als ob ein freundlicher Engel die

„Seufzer des Leidenden aufnehme, zu Gott bringe und von ihm mit „erquickendem Troste für des Leidenden Herz zurückkehre. Es wur„zelt der Glaube an Gott fester, er fühlt es, daß Gott sich ihm „nahe, wenn er sich zu Gott nahet. So treibt denn die Noth, je „größer sie ist, desto mehr zum Gebete, zum geistigen Umgange mit „dem Unendlichen, der Glaube erstarkt, aus ihm wird Vertrauen, „aus dem Vertrauen Muth und aus dem Muthe Kraft — und — „erscheint einem solchen Dulder der Tod, so findet er einen Chri„sten, der durch Trübsale dem himmlischen Reiche Gottes sich nähert „und selig in sich schon — und bewährt in mancherlei Prüfung des „ewigen Lebens Krone empfängt.

„Der Satz, je größer die Noth, je näher Gott, ist wahr — „3) in so ferne die Noth, je größer sie wird, desto besser uns macht, „desto sicherer uns zu Gott führt. — Obgleich jede Lage uns in „die Gefahr bringen kann, in Sünden zu fallen, so ist es doch ganz „vorzüglich die Gunst des Glückes, die uns in solche Gefahr bringt, „es wird für uns leichtsinnige Erdenkinder gar leicht ein scharfge„schliffener Dolch, mit dem wir spielen und, ehe wir uns dessen „versehen, unser inneres Leben damit verwunden, oder gar zerstören. „Tausend Erfahrungen predigen uns des Glückes Unbestand, und „doch trauen wir thöricht seiner Dauer. Tausend Belehrungen haben „uns von Kindheit auf gesagt, daß alle guten und vollkommenen „Gaben von Gott kommen, und doch geben wir so leicht der thö„richten Einbildung Raum, sie durch unsere Verdienste errungen zu „haben. So wandeln wir in des Glückes Begünstigung stolz dahin, „halten uns für die Stifter desselben, fangen bald an, andere zu „übersehen und zu verachten, vergessen die Liebe, die wir dem Bru„der schuldig sind, vergessen den liebevollen Geber aller guten Gaben, „vergessen uns selbst, unser guter Geist weicht von uns, wir werden „Freunde des sinnlichen Genusses, die regellose Lust wird unsere „Freundin, — bis Gott eintritt und wir das Wort auf uns an„wenden lernen: „„Bis hieher sollst du kommen und nicht weiter. „„Hier sollen sich legen deine stolzen Wellen."" — Es zieht die „Noth bei uns ein, wir empfinden des Glückes Wankelmuth, viele „falsche Gebilde, die wir uns schufen, zerfallen: — unser Bild tritt „immer deutlicher aus dem Spiegel unserer Seele, in welchen wir

„schauen, entgegen, wir sehen gar bald, wenn wir nicht anders ge„flissentlich blind sein wollen, daß wir zu denen gehören, die Gott „und ihren Heiland verlassen haben. Liegen nur da noch einige „Funken des Guten in uns, so sehen wir nur zu gut ein, wie gar „viel oft von Noth, die uns trifft, auf unsere eigene Rechnung ge„setzt werden müsse, wir gleichen dann den Brüdern Josephs, welche „im Drange des Augenblickes, den ihr unbekannt gewordener Bruder „herbeiführte, auf sich selbst, als jenes Dranges Ursache zurück„schauten und sagten: „„Das haben wir an unserem Bruder ver„„dient."" — Wir erkennen unsere Fehlerhaftigkeit, die erkannte „bereuen wir, nähern uns wieder dem Gotte der Liebe, den wir „verließen und sagen gleich jenem verlornen Sohne: „„Vater! ich „„habe gesündigt vor dir und dem Himmel (im Himmel und vor „„dir), ich bin fort nicht mehr werth, daß ich dein Sohn heiße."" „— Je mehr die Noth auf das entstehende Bewußtsein unserer „Fehler und Sünden wirkt, desto sicherer wird dieses Bewußtsein „der Entstehungspunkt unseres Strebens, mit Gott wieder in das „schöne Verhältniß eines liebenden Vaters und liebender Kinder zu „treten, und je mehr wir dieses Streben zu verwirklichen bemüht „sind, desto mehr erbarmt sich Gott unserer Schwäche, verzeiht uns, „und nimmt uns, die wiedergefundenen Verlorenen, gerne an sein „Vaterherz auf. —

„Je größer die Noth, je näher Gott! Dieser Satz ist wahr — „4) in so ferne — je größer die Noth ist, desto mehr die Kluft „schwindet zwischen Gott und dem Menschen, welche durch das zu „feste Hängen des Menschen am Irdischen entstand. — Viele der „Christen leben, als ob diese Erde der Endpunkt alles Menschen„lebens sei, der leitende Grundsatz ihres Beginnens ist der: „„Iß „„und trink, liebe Seele, denn morgen bist du todt!"" Was die „Erde nur Angenehmes bietet, das wird von ihnen erstrebt als höch„ster Zweck. Reichthum, meinen sie, sei der rechte Stein der Weisen, „mit dem man sich verjüngen, mit dem man genießen, mit dem man „verschlossene Menschenherzen öffnen und den Mund der Beredten „verschließen könne, daher sie auch alle möglichen Mittel in Beweg„ung setzen, die dahin führen zu können scheinen, seien sie vor dem „Richterstuhle der Religion und der Vernunft zu billigen oder nicht.

„Nach Reichthum, meinen sie, käme äußere Ehre, Rang, Einfluß, „Schönheit, denn auch diese seien Schlüssel, die gar manchen Schatz, „der außerdem verschlossen bliebe, eröffneten. Oft liegen solche ver„kehrte Ansichten nicht blos in dem Verstande, sondern die Menschen „bekennen sie wirklich durch die Art ihrer Handlungen. Kömmt „nun da die Noth mit ihrer Bitterkeit, kann da dem Menschen die „Erde und was sie bietet noch als das Höchste erscheinen, wenn er „erwägt, daß weder sein Reichthum, noch seine Ehre, weder sein „Einfluß, noch seine Schönheit ihn schütze gegen die Noth, daß Fürst „und Unterthan sich beugen müsse unter einer höheren, gewaltigeren „Hand? — Wer da die Augen seines Geistes nicht geflissentlich „verschließt, der wird ja wohl einsehen, daß die Erde als der Weg „anzusehen sei, auf welchem wir wandeln zu den Pforten des Him„mels. Gewinnt aber der Mensch durch die Noth diese Ansicht, so „wird er sich immer mehr an das Ewige in ihm und über ihm „halten, vor Gott wandeln und fromm sein. So schwindet mehr „die Kluft zwischen Gott und ihm, er kommt Gott und Gott kommt „ihm näher. —

„Je größer die Noth, je näher Gott! — Toben Stürme über „unsere Häupter, martern uns Leiden, spielen mit uns Schicksale, „so können wir mit Recht uns damit trösten: Gott ist uns in ihnen „nahe, theils mit wirklicher Hilfe, theils durch eine in uns ent„stehende ruhigere Stimmung, theils durch ihre wohlthätige Wirk„samkeit auf unsern Geist und auf unser Herz. Nähert sich uns „einst der letzte Augenblick unseres Lebens, drängt diese Noth auf „uns ein, daß wir mit dem Tode zu ringen haben, dann stärkt uns „auch in dieser letzten Noth zur glücklichen Ausdauer der Gedanke, „der uns bisher beschäftigte: „„Je größer die Noth, je näher Gott.““

Vorstehendes nimmt sich, allenfalls als eine Predigt, recht gut aus. Blicken wir aber, während wir dieses lesen, d. h. das so eben Vernommene uns noch einmal im Geiste zusammenfassen, auf unsere Zustände, und suchen wir auf diese die Nutzanwendung, so müssen wir leider gestehen, daß die Winke, welche uns die Vorsehung schicket, und welche wir „Noth“ oder „Drangsale“ nennen, auf daß wir zur Betrachtung unsers Standpunktes in der Natur gelenkt werden, unbeachtet und nur sehr selten wahrhaft umwandelnd an uns vor-

übergehen. Unser in der Natur verirrtes Ich strauchelt an diesen Merkzeichen, kann sie in seiner Befangenheit nicht erkennen, und strauchelt an ihnen um so mehr, je tiefer es sich in die Finsterniß des Naturlebens verirrt hat: und strauchelt der Art an diesen Merkzeichen, welche die ewige Vorsehung für die Menschen in die Natur hinein schiebt, auf daß sie sich ihrer bewußt werden, daß sie sich entweder noch tiefer verirren, oder dadurch Anlaß nehmen, die irdische Finsterniß mit der unvergänglichen aus freiem Antriebe zu vertauschen.

Allen, allen unsern Uebelständen, welchen wir unterworfen sind, hilft nur ein Ding ab. Es ist dieses die gute Erziehung der Jugend. Wir können sie effektuiren dadurch, daß wir die Grundwahrheiten der Menschenordnung in unserer heiligen Religion besitzen; dadurch, daß wir die Stände, welche einst berufen sind, die niederen zu führen, sich ihrer Pflichten in Liebe gewahr werden lassen, auf daß sie ihnen in Wahrheit nachkommen, damit die untern Stände volles Vertrauen gewinnen zu ihren Führern und ihnen in Liebe zur Wahrheit folgen; daß alle, alle Stände das Grundprinzip „Wahrheit" sich aneignen und in Liebe wandeln. Das ist nicht nur Menschenwunsch, sondern auch Menschengebot und vor Allem Gottesgebot.

Noch ist auf eine unaussprechlich beseligende Wohlthat hinzuweisen, welche dem Menschengeschlechte erwächst, wenn es durch eine gute Erziehung seine moralische Höhe errungen hat und sich allda festhält. Wenn nämlich die letzte Stunde kommt, mit welcher Ruhe, mit welchem Troste kann da die Seele, wenn sie noch einmal die lieben Ihrigen überblicket, Abschied nehmen von dieser Welt; sie weiß ja, daß sie dieselben in guter Gemeinschaft dahier in dieser Welt zurückläßt, und daß sie hoffen darf, daß die von dieser Welt unverdorben gebliebenen Geliebten in der bessern Welt mit ihr vereinigt und wieder gefunden in reinster Freude, in ungetrübter Gottesanschauung mit ihr fortleben werden, in unwandelbarer, nicht mehr durch Naturereignisse getrübter Freude. —

Fünfzehntes Kapitel.

Schluß.

Ist es schon schwer, alle die Vortheile aufzuzählen, welche eine gute Erziehung mit sich führet, so ist es noch schwerer, alle jene Nachtheile namentlich aufzuzählen, welche aus einer vernachlässigten Erziehung entspringen. Nur allgemein läßt sich sagen, daß das Glück der Menschheit sowohl dießseits als jenseits von der Grundlage und der Art und Weise der Erziehung abhängt und das Unglück vom Gegentheile.

Wer ist, welcher von sich behaupten kann, daß er im Stande sei, alle jene unnatürlichen Verhältnisse aufzählen und benennen zu können, welche die Menschen nur unter jenen Nationen, welche sich civilisirte nennen, in ihrem Zusammenleben, zu welchem sie gezwungen sind, sich selbst bereiten in That und in Unterlassung, in der Richtung gegen den Körper, in der Richtung gegen die Seele, in der Richtung gegen das Doppelwesen der Nebenmenschen und in der Richtung gegen Gott? — Sicherlich wird weder der tiefste Forscher, noch der aufgeblasene Dünkel einräumen, daß ihm eine vollständige Zusammenstellung dieser Uebel Alle gelingen werde. Ist dieses für sich schon außerordentlich drückend, so vermehrt sich dieses lästige Gefühl in's Trostlose, wenn man bedenkt, daß ein jeder junge Mensch einmal den väterlichen Herd verlassen muß, um sich für seine dereinstige Stellung unter die Menschen vorzubereiten, da, je verwickelter sich die unnatürlichen Verhältnisse in der Menschheit gestalten, desto mehr Erfahrungen gesammelt werden müssen, welche Erfahrungen aber, anstatt als solche im guten Sinne zu werden, sehr häufig in Verirrungen sich umwandeln. Gemeinlich treten die jungen

Leute, ob sie sich da oder dort in der Welt umsehen und auf ihren Beruf vorbereiten, Vergnügungen halber mit Altersgenossen am liebsten zusammen. Nun aber liegt es in der jetzigen Tendenz eines sehr großen Theiles der Jugend, über Dinge und Gegenstände mit einer Freiheit zu denken, zu sprechen und in einer Weise sich zu geberden, welche dem gesunden Menschenverstande widerspricht und der natürlichen Ordnung der Dinge entgegenläuft. Und Niemand ist, welcher sich der Hoffnung hingeben kann, daß sein Sohn, welchen er in die Welt schickt, auf welche Art nur immer sich auszubilden, nicht in solche Gesellschaften kommt und unverdorben von der Welt an Geist und Herz zurückkehrt.

Das weibliche Geschlecht, welches sich von der Welt schon mehr zurückgezogen halten kann, ist nichts desto weniger von den Versuchungen unbeirrt. Die Verführung lauert in allen Ecken und Enden, oft in raffinirtester Art, daß eine Widerstehung eines selbst etwas festen Charakters erfolglos bleibt. — So kommt es, daß das Laster von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag immer mehr an Terrain gewinnt, weil die Moralität in immer engere Kreise eingeengt wird und die richtige Lebensanschauung bei dem allgemein herrschenden Indifferentismus bei so Wenigen Platz greifen kann.

Abänderung dieses Zustandes thut wahrhaft Noth. Man fühlt es, man sucht auch Abwehr. Man macht Vorschläge über Vorschläge, errichtet Institute, eines nach dem anderen, und erläßt Verordnungen über Verordnungen. Aber nichts kann den allgemeinen Indifferentismus entfernen. Nichts kann der anbrausenden Fluth widerstehen. Warum wohl? — Aus dem einfachen Grunde, weil das Uebel nicht an seiner Wurzel abgegraben wird. Die Wurzel aller Uebel ist eben der Egoismus, das zuviel geliebte Ich, aus welchem die Unmöglichkeit entspringt, seinen eigenen Vortheil in dem Vortheile Aller zu finden, sein eigenes Wohl in dem allgemeinen Wohle zu suchen, seinen eigenen Willen dem Allgemeinwillen, in so ferne dieser auf der Basis der Menschenordnung ruhet, unterzuordnen.

Was die Hauptsache bleibt — diese übertriebene Selbstliebe weist alle Mittel von sich, welche das allgemeine Wohl begründen könnten. Niemand legt diese ab, und kann sie eigentlich auch nicht ablegen, wenn sein eigener Untergang nicht daraus erfolgen sollte.

Somit erscheint die Erwerbung des Gutes für uns Alle verloren. Und nur dieser Trost bleibt uns, daß das, was für uns unerreichbar ist, unsern Nachkommen gesichert werden kann. Aber auch nur dieses Verdienst können wir uns aneignen. Wir, die wir von den Leidenschaften beherrscht werden, welche der ungebührlichen Selbstliebe entspringen, welche in uns groß geworden und so erstarkt sind, wie die Köpfe der Hydra in jener schönen Mythe, finden alsdann nur den einzigen und wahren Helden, welcher die Menschheit von ihrem nagenden Ungeheuer erlösen wird, wenn wir die Regelung und Unterordnung der Selbstliebe unserer Kinder schon von Kindesbeinen an aus der Hand lassen und sie Personen von erprobtem Charakter anvertrauen.

Wenn alle guten Neuerungen in dem Schlendriane einen mächtigen Anstoß von jeher gefunden haben, so wird sich dieser, der Schlendrian, im gegebenen Falle vielleicht zu einem riesigen Berge erheben und den Weg versperren; man darf nur auf die Affenliebe hinsehen, mit welcher nicht wenige Kinder umschlungen sind, und man wird diese Befürchtung nur zu sehr gerechtfertigt finden. — Man darbt und spart sich den Bissen vom Munde ab, häuft Reichthümer für den einzigen, vielgeliebten Sohn, welche dieser einst — lachend verpraßt. — So sammelt das Mütterlein die halbmorschen Holzspähne vom Boden, um Mittel zu ersparen, damit das Töchterlein ihrer Eitelkeit fröhnen könne. — Das alte Weib bettelt, um nur Nahrung für ihren jungen Taugenichts und Faulenzer aufzutreiben, und dieser schämt sich nicht, das erbettelte Brod aus der Hand des erwerbsbeschränkten Alters anzunehmen und zu genießen. — Um den ungebändigten Willen seiner Kinder zu regeln, hat man oft deßhalb den Muth nicht, weil man befürchtet, die Lieblinge zu betrüben.

Ein zweites Hinderniß zum Anbahnen des Guten wird sich ergeben in der Ungeduld der Menschen, welche nicht sogleich den augenblicklich guten Erfolg ersehen und darum in ihrer Kurzsichtigkeit das Gedeihen des guten Unternehmens in Zweifel ziehen.

Ein drittes Hinderniß wird sich in dem Unterschiede der Stände bemerklich machen. Dieses wird wohl anfänglich sehr schwer zu beseitigen sein, aber dennoch, wenn einmal das Gute angebahnt ist,

besserer Einsicht Platz machen, und sich alsdann leichter überwinden lassen, da kein Stand des anderen entbehren, im Gegentheile eine völlige Isolirung nicht bestehen kann, indem der niedere Stand in den höheren hineinragen muß. Die Menschenliebe, ist sie einmal angepflanzt, wird Mittel finden, alle Hindernisse hinwegzuräumen.

Wenn man etwas Gutes in's Leben treten lassen will, dürfen Hindernisse nicht abschrecken. Der Antichrist in uns, nämlich unsere ungezügelte Selbstliebe, wird seine ganze Kraft entfalten, mit allen ihm zu Gebot stehenden Waffen kämpfen, damit er das Feld behauptet, auf welchem er sich schon Jahrhunderte lang mit Kühnheit, List und Lust herumgetummelt hat. Es wird einen schweren Kampf absetzen. Seine Verderben bringendste Batterie, die Flachheit des menschlichen Charakters, ist an einem sehr günstigen Orte aufgestellt. Um diese zum Schweigen zu bringen, muß die Menschenliebe ihre wirksamste Waffe dagegen spielen lassen, nämlich die wahre Intelligenz. Wenn sich nun alle Kräfte der Menschenliebe vereinen, und sich nicht durch Scheinangriffe zersplittern lassen, kann der Sieg nicht zweifelhaft sein. In dem entscheidenden Kampfe ist dem Feinde allmählig der Boden unter den Füßen zu entziehen, auch dann noch, wenn er, aus dem Angriffe zurückgeworfen, defensiv sich verhält. Auf seiner defensiven Stellung ist sodann der Antichrist so lange zu halten, bis er vom Schauplatze des Lebens gänzlich verwischt ist, was um so leichter wird, da in dem Kampfe um den Frieden der Erde sich die Macht der Streitenden von Jahr zu Jahr mehret; denn hat die Menschenliebe ihr segensvolles Werk begonnen, und zeigen sich schon Früchte in der jungen Generation, wird Niemand mehr sich absperren, und ein edler Wettstreit wird sich geltend machen. Selbst die Nachahmungssucht, obgleich nicht immer eine würdige Waffe, wird das Ihrige beitragen zur Befestigung dieses Friedens, da im Menschen der Hang zum Guten jenen des Bösen überwiegt, so daß endlich Alle in dem allgemeinen Strome mitfortbewegt werden.

Was viele Menschen, wenn sie Gemeinsinn beseelt, vermögen, zeigt uns recht augenfällig ein Institut, auf dessen Leistungen man mit Staunen blickt, welches der Vaterlandsfreund mit Achtung begrüßt, die Flachheit für geringe achtet, der Hochmuth lästert, nämlich das Militärwesen. Unstreitig überragt es an regelmäßiger Gliederung

weit alle andern Gliederungen der Gesellschaft, in deren Dienst es eigentlich nur steht.

Wenn das Militär gezwungen ist, in den Kampf zu gehen, um das Gräßlichste alles Gräßlichen abzuwenden, oder selbst zu vollbringen, um Menschen, je mehr, desto lieber, zu tödten, oder zu verstümmeln, oder um ihre Habe, je mehr, desto besser, zu zerstören, da gibt es zu Hause nicht wenige, welche über die Erfolge des Kampfes frohlocken, oder über die Nichterfolge betrübt sind, ja mit fieberischer Spannung die Nachrichten vom Kriegsschauplatze erwarten. Sehen wir wieder dagegen das Militär, Intelligenz mit Gemeinsinn und festem Willen im Bunde, Hindernisse überwinden, welche für unbesiegbar gehalten werden: sehen wir dieses durch seine Disciplin Unbilden ertragen, welche übermenschlich erscheinen: sehen wir das gemeinsame Streben von Anerkennung begleitet; da erscheint es doch gewiß mehr als gerechtfertigt, wenn die Menschheit zu dem edelsten Kampfe, zu dem Kampfe um ihre Würde, um ihre Ehre und um ihren wahren Frieden sich rüstet und den Kampf beginnt. Da gibt es keine bluttriefenden Trophäen. Hier strahlt der Siegesstern im stets ungetrübten Glanze. Da heißt es nicht Leben um Leben, Gesundheit um Gesundheit, Glied um Glied, Blut um Blut, obgleich der Feinde Viele zu besiegen sind. In diesem edlen Kampfe werden Wunden geheilt, statt daß Wunden geschlagen werden.

Wenn die Verwahrlosung eines Kindes, eines jungen Menschen das Terrain betritt, wenn die Verführung ihren giftigen Hauch oder ihren giftigen Zahn gegen eine junge Person wendet, wenn der Verirrte im Dunkel seiner Sinne den Pfad verliert, wenn Unglücke hereinbrechen, wenn Noth einreißt, wenn in dem Naturleben solche Ereignisse stattfinden, welche die Existenz Einzelner oder Vieler gefährden u. s. w., da kann sich die Menschenliebe frei bewegen. Sie wird sicherlich von einem edleren und höheren Gefühle getragen, als der Soldat, wenn er seiner blutigen Thaten sich rühmt, diese Schlacht mitgefochten, diese Festung miterstürmt, so viele Feinde mit eigener Hand getödtet zu haben. Die Menschenliebe rühmt sich nicht, wenn sie hier Thränen getrocknet, dort einen Verirrten zum richtigen Pfade zurückgeführt, die Nothleidenden unterstützt, dem Todfeind verziehen, denselben sich zum Freunde und den Ungesitteten zu einem nützlichen

Gliede der Gesellschaft gewonnen hat; sondern findet schon Befriedigung und wohlthuenden Genuß im Bewußtsein einer vollbrachten edlen That, und zwar einen beseligenden Genuß, wie ihn die Welt nimmermehr geben kann.

Damit Gemeinsinn zum Guten und zum geselligen Bestande der Menschheit angebahnt werden kann, muß mit der Erziehung der Jugend begonnen werden. Dieß ist keine Frage. Die Art und Weise ist angedeutet worden. Die Entscheidung darüber muß der Umsicht und der Erfahrung anheim gegeben werden. Wir wissen es, oder sollten es wissen, daß keine Gesetze, keine Strafen, keine Moralprediger, keine Bemühungen der Intelligenz dem Laster und dem Verfalle der Menschheit steuern konnten; wir wissen es, oder sollen es wissen, daß das Laster eine Folge der Verführung, der Gewohnheit oder der Unkenntniß ist, und daß ihm, nämlich dem Laster, die Belehrung, das höchste Bedürfniß der Menschheit, entgegensteht, und die gute Angewöhnung nur von frühester Jugend auf mit Erfolg geschehen kann; wir wissen es, oder sollten es wissen, daß wir der Mehrzahl nach die entsprechende Belehrung unserer Jugend von Kindheit an, von Selbstliebe geblendet, nicht geben können, daß sie falsch gerichtet wird, oder aus Gemächlichkeit, Unkenntniß, Unlust, Unvermögen oder Leichtsinn nicht selten unterbleibt, oder daß die in der Jugend gegebene Erziehung im Strudel des Lebens verloren gehen kann. Thatsachen sprechen hierüber laut, ja schreiend gegen uns. — Wir wissen es, und müssen es wissen, daß wir unserem Geschlechte schuldig sind, dasselbe zu seinem innern Frieden, zu seiner innern Glückseligkeit auf alle mögliche Art zu verhelfen zu suchen; denn dieß ist Gottesgebot. Wir kennen es aus der Offenbarung. Es ist auch Menschengebot, wir kennen es aus der Menschenordnung; wir fühlen es durch die Strafen, welche aus der Unterlassung der nöthigen Direktion des jüngern Geschlechtes auf uns und unser Geschlecht hereinbrechen, und uns empfindlich genug treffen. —

Wir wissen, daß sich um das ganze Menschengeschlecht eine eigenthümliche Solidarität schlinget. Diese reicht nicht blos für die Vergangenheit, Gegenwart und für die Zukunft des gegenwärtigen Erdenbestandes, sondern sie reicht über diesen hinüber, über die Grenzen der Natur hinaus, in das Jenseits hinein, aus welchem

die Menschenseele stammet; sie reicht hinüber in die Unvergänglichkeit, dem Stammsitze der Menschenseele, und bleibt unvergänglich, ewig, wie die Ewigkeit selbst.

Wenn wir den Raum, in welchem unsere Erde schwebt, und in welchem wir die Sterne wie hineingestreute Lichtpunkte erblicken, übersehen und denselben unserer Betrachtung unterstellen, sind wir ja gezwungen, diesen als die Unvergänglichkeit, d. h. als die Ewigkeit anzuerkennen, weil, wie bereits (Seite 135) gesagt ist, Niemand sich von der Idee der Nothwendigkeit dieses Raumes losmachen kann: eine Umgestaltung desselben in Formen schlechterdings nicht möglich ist, eben so wenig als eine Theilbarkeit oder eine Verrückbarkeit desselben. So stellen wir uns ja die Ewigkeit vor, nämlich als ein unvergängliches, der Wandelbarkeit nicht unterstelltes, untheilbares, unbegrenztes Einerlei, als ein allseitiges, unverrückbares Ganzes. —

Fortsetzung.

Zu Ihm, dem Unerforschlichen, dem Urquelle der Wahrheit, welcher diese Ewigkeit von Ewigkeit zu Ewigkeit ausfüllt, soll auch die Menschenseele zurückkehren, um sich ewig zu sonnen in dem unvergänglichen, ununterbrochenen Strahle der Wahrheit. — Wer wird noch zweifeln, daß unsere Seele unvergänglich, unsterblich ist, da sie auf die Wahrheit, das unveränderliche, ewig bestehende Zeichen der Gottheit hingewiesen ist, da uns dieses ihr Standpunkt schon sagt inmitten der Natur, inmitten des Vergänglichen und des Hinfälligen, Sterblichen, da sie sich überall beim Anblicke eines jeden Körpers bewußt wird, daß sie mit diesem und allen Körpern nicht verwandt sei, daß sie nicht abstammt von der veränderlichen, umänderbaren und unstetigen Natur; da sie völlig unbekannt ist mit den Kennzeichen des Vergänglichen, nämlich dem Raume und der Zeit; da sie durch die Naturordnung nicht gehalten und auch nicht geleitet wird, sondern frei steht und frei handeln muß ohne alle Impulse von außen.

Die Naturordnung hält alle ihre Geschlechter im unveränderten Bestande; allein das erhabene Geschlecht muß seinem eigenen Geschlechte seine ihm eigenthümliche Lebenscharakteristik, die unverminderte Anstrebung nach Wahrheit, den Inbegriff aller Geistes- und Körperfreuden hienieden, erhalten und befördern helfen, damit dereinst

im Jenseits die volle Wahrheit, die ganze Summe aller Geistesfreuden von uns festgehalten werden kann; zweitens auch darum, daß die Seele nicht dereinst von der Unwahrheit, dem Inbegriffe aller Uebel auf ewig vexirt werden wird. Das ist die Schuld, welche wir unserem Geschlechte gegenüber abzutragen haben.

Wir wissen, daß wir auf Abwegen der Menschenordnung wandeln, und daß wir uns von unserer Lebenscharakteristik entfernen. Darum, weil wir dieses wissen, ist es unsere Schuld, unsere unabweisbare Schuld, die Direktion der Menschheit in's richtige Geleis zu übernehmen. Wir müssen es. Wir können es; in der Menschenordnung liegt der Weg.

Die Palme des Friedens hienieden ist für uns unerreichbar. Daran ist unsere großgezogene Selbstliebe Schuld. Diese ist größer und stärker geworden, als wir. Darum sind wir ihre Diener. Aber den Baum des Friedens können und wollen wir pflanzen. Unsere Nachkommen sollen einst die Früchte desselben genießen. Wir aber werden uns nur über das Gedeihen unserer Pflanzung erfreuen können. — So auf diese Art setzen wir uns selbst das bleibendste, edelste und deßhalb ehrendste Denkmal; so auf diese Art sichern und hinterlassen wir unsern Nachkommen ihr bestes, ihr reinstes Erbe. —

Für diese, nämlich für unsere Nachkommen, steht ein furchtbares Ereigniß in sicherer Voraussicht, wie auf Erden kein zweites bestanden hat, noch je bestehen wird *). Durch die Art seines Näherrückens **), wenn die Gefahr von Tag zu Tag drängen wird, dürfte es die Beherztesten erzittern machen, und würde das ganze Geschlecht, welchem auf Erden nur allein Vernunft zugedacht ist, der grenzenlosesten, wildesten Verzweiflung unabwendbar überliefern. Der furchtbare Ernst läßt sich durch keinen Talismann bannen, mit nichts

*) Es werden Zeichen an Sonne, Mond und Sternen geschehen, und bis zur Verzweiflung angst und bange wird auf Erden den Völkern werden bei dem Tosen und Wogen des Meeres; hinschmachten werden die Menschen vor Furcht und Erwartung der Dinge, welche über den Erdkreis kommen werden; ja selbst die Kräfte der Himmel werden erschüttert werden. Lukas XXI, 25 und 26.

**) Siehe die kommende Umgestaltung der Erde ꝛc. Von demselben Verf. Regensburg. Im Verlage von G. J. Manz.

beseitigen. Nur in der von Gott geoffenbarten Religion liegt der wahre Zauber, mit Ruhe jenem großen Ereignisse entgegen gehen zu können; denn sie lehrt uns, daß unser Körper der Erde unwiederruflich angehört, und mit dieser zerschmettert werden kann; daß aber dem Körper des Menschen ein höheres Wesen innewohnet, welches dem Verfalle der Erde nicht unterliegen kann; daß dieses Wesen von Gotteshauch ausgeht und zu Ihm zurückkehren soll. Wenn nun dieses höhere Wesen im Menschen seine Stellung erkannt hat, weiß es, daß das Erdenleben nur eine Vorschule, ein Vorgeschmack der Ewigkeit sein soll; daß es nicht der Erde und ihrer Freude willen, sondern daß die Erde mit ihren Ergötzlichkeiten seinetwegen, wenn gleich nur vorübergehend, besteht. Damit aber dieses, unser innerstes Wesen, seine hohe Stellung erkennen und einnehmen kann, liegt es an uns, — ja unsere heiligste Menschenpflicht ist es, den Gottesfrieden unsern Nachkommen als ihr bestes, als ihr reinstes, als ihr unveräußerliches Erbe unverkümmert zu übermachen.

Es dauert wohl noch lange, bis jene angedeutete Katastrophe hereinbrechen wird. Wenn sie auch lange auf sich warten läßt, — sie wird und kann nicht ausbleiben. Derjenige, welchen wir als die ewige, unwandelbare, untastbare Wahrheit anbeten, hat uns schon darauf hingewiesen. Es ist sogar sehr wohlthätig für unser Geschlecht, daß noch ein langer Zeitraum zwischen uns und jenem Ereignisse liegt; denn es wird schon lange genug währen, bis sich unsere eigenen Zustände zu einem besseren Bestande entwirren werden; denn so viel ist klar und kann als ausgemacht gelten, daß das Abweichende in der reinen und vollen Ausübung der Moral, wie es gegenwärtig besteht, weil es zu festen Fuß gefaßt hat, nicht jählings und so ohne Weiteres ausgerottet werden kann.

Haben die Menschen, welche sich Christen nennen, ihre wahre Würde kennen gelernt, und üben sie dieselbe auch in ihrem ganzen Umfange aus, dann erst eröffnet sich für ihre Thätigkeit das weite Feld unter den Völkern aller Erdgegenden, um mit günstigerem Erfolge als bisher den Frieden Gottes verbreiten zu können. Da gibt es also in der Nähe und in der Ferne viel, unendlich viel noch zu leisten.

Uns, die wir leben, rufen die Zuckungen der Erde zu, und er-

mahnen uns, unsern Nachkommen ihre Stellung zu sichern, damit diese dereinst, wenn die großen Ereignisse zusammenfallen, mit festem und unverzagtem Auge auf die alleinige Sicherheit hinblicken können. — Darum Ihr Alle, die Ihr die Würde der Menschheit begriffen, die Ihr die hohe Abstammung Eurer Seele erkannt habt, die Ihr der alleinigen Regel der Menschheit in dem Anschlusse an die ewige Sicherheit bewußt seid: — die Ihr berufen, und Euch berufen fühlet, in die Leitung und Aufbesserung der Menschenwürde thätig einzugreifen: — und Ihr Alle, die Ihr Eure Kinder wahrhaft liebt, — an Euch Alle, die Ihr guten Willens seid, die Ihr die Menschheit glücklich wissen wollet: — an Euch Alle, die Ihr den Fluch der Nachwelt von Euch abgewendet wissen wollet, — Ihr, die Ihr des jenseitigen Segens harret: — an Euch Alle ergehe der Ruf: **„Auf! ungesäumt an's Werk!"**

Der **Weg**, die **Wahrheit** und das **Leben** hat die Kinder zu Sich gerufen. Führen wir diese recht frühzeitig dahin! —

J. P. Pagani,
das Ende der Welt,
oder die Wiederkunft unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi. Aus dem Englischen von L. Haug. 8. 2 fl. od. 1 Thlr. 7 $\frac{1}{2}$ sgr.

Der Glaubensartikel: „Christus wird einstens auf den Wolken des Himmels mit großer Macht und Herrlichkeit wieder kommen,“ findet in dem vorliegenden Buche eine recht einläßliche Erörterung, wie schon aus folgender Inhaltsangabe erhellt. Der Hr. Verf. zerlegt das Ganze in 5 Theile: 1) die wichtigsten Ereignisse, die nach den Weissagungen der hl. Schrift der Wiederkunft Christi vorhergehen müssen; 2) der Zustand der Welt zur Zeit seiner Ankunft; 3) die Art und Weise seines Kommens; 4) die wichtigsten Ereignisse, die mit seiner Ankunft zusammentreffen; 5) die wichtigsten Ereignisse, die seiner Ankunft folgen werden. — Alle diese Punkte werden des Weitern erörtert, das Pro und Contra der dießfälligen Ansichten einer Critik unterstellt und dem Leser so die Möglichkeit gegeben, sich ein selbstständiges Urtheil zu bilden. Der Hr. Verf. am Dogma festhaltend, ist nämlich weit entfernt, seine Ansicht und Ueberzeugung, für die er durchgängig den einen und andern Kirchenvater rc. anzuführen weiß, einem andern aufdringen zu wollen, vielmehr unterscheidet er immer genau zwischen dem, was de fide ist, und zwischen Theologumenen und offenen Fragen. Die Sprache ist edel, die Diktion fließend, und man merkt es dem Buche nicht leicht an, daß es eine Uebersetzung ist. Das ganze Buch verdient Beachtung und Empfehlung. Kath. Bl. f. Lit. No. 24.

Wiseman, Cardinal,
Zusammenhang
zwischen Wissenschaft und Offenbarung.

Zwölf Vorträge. Gehalten zu Rom. In deutscher Uebersetzung herausgeg. von Dr. D. Haneberg. Nach der neuesten Auflage des Originals verbessert und vermehrt von Dr. B. Weinhart. Mit 1 illum. ethnogr. Karte der alten Welt und 4 Tafeln. gr. 8. 3 fl. 30 kr. od. 2 Thlr. 7 $\frac{1}{2}$ sgr.

„Dieses Werk hat durch die Bearbeitung des Herrn Professor Dr. Weinhart in der zweiten Auflage der Uebersetzung außerordentlich gewonnen. Die Uebersetzung, die schon in der ersten Auflage als eine sehr gelungene erkannt und gerühmt wurde, ist vielfach berichtiget und hat bereits jene Vollkommenheit gewonnen, daß sie als deutsches Original gelten könnte. Den frühern, vom Verfasser selbst beigegebenen Anmerkungen sind eine große Menge neuer Noten beigefügt, welche uns von den Fortschritten der im Buche besprochenen Wissenschaften in unserm deutschen Vaterlande und von der umfassenden Gelehrsamkeit des Uebersetzers ein schönes Zeugniß geben. Diese Zugaben haben das Buch an Umfang vergrößert und an innerm Werthe erhöht. Die Ausstattung ist ganz vorzüglich, und durch die Beilage von drei Lithographien ist das Verständniß neu aufgefundener Vasen und Münzen außerordentlich erleichtert. Wir wünschen, daß dies vortreffliche Werk wieder auf's Neue in die Hände der Geistlichen und gebildeten Laien kommen und fleißig gelesen werden möge; denn es ist des Lesens, es ist des ernstlichen Studiums werth, wie kaum ein anderes. Es muntert auf, und spornt an zum Studium des Buches der Bücher, in dem alle Schätze der Weisheit verborgen sind, und befähiget den Leser für die Aufnahme dieser Schätze der Weisheit und der Erkenntniß.“ Kath. Bl. f. Lit. No. 2.
